McGill University Libraries
3 100 142 886 T

DER QUERSCHNITT

DER QUERSCHNITT

Band 6/2

1926

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

AP1
D43x
V.6:2
890642

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 7

INHALTS-VERZEICHNIS

H. v. Wedderkop ..... *Wandlungen des Geschmacks*
Wilhelm Bernhard ..... *Berichte der Bühnen*
Paul Poiret ..... *Mes Fêtes*
Marie v. Bunsen ..... *Herzogin und Butler erzählen*
Gerda v. Below ..... *Drei Gedichte*
Nigger-Songs:
Langston Hughes ..... *The weary Blues*
Countée Cullen ..... *She of the dancing feet sing*
Florent Fels ..... *Modigliani*
Darius Milhaud ..... *Das musikalische Leben in Sowjetrußland*
Paul Morand ..... *Eine chinesische Geistergeschichte*
Richard Huelsenbeck ..... *Ostasienfahrt*
Maria Lazar ..... *Waldemar Bonsels und das deutsche Insekt*
Walter Benjamin ..... *„Bella"*
Carl Sternheim ..... *Penklub*

Das Ausland / Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

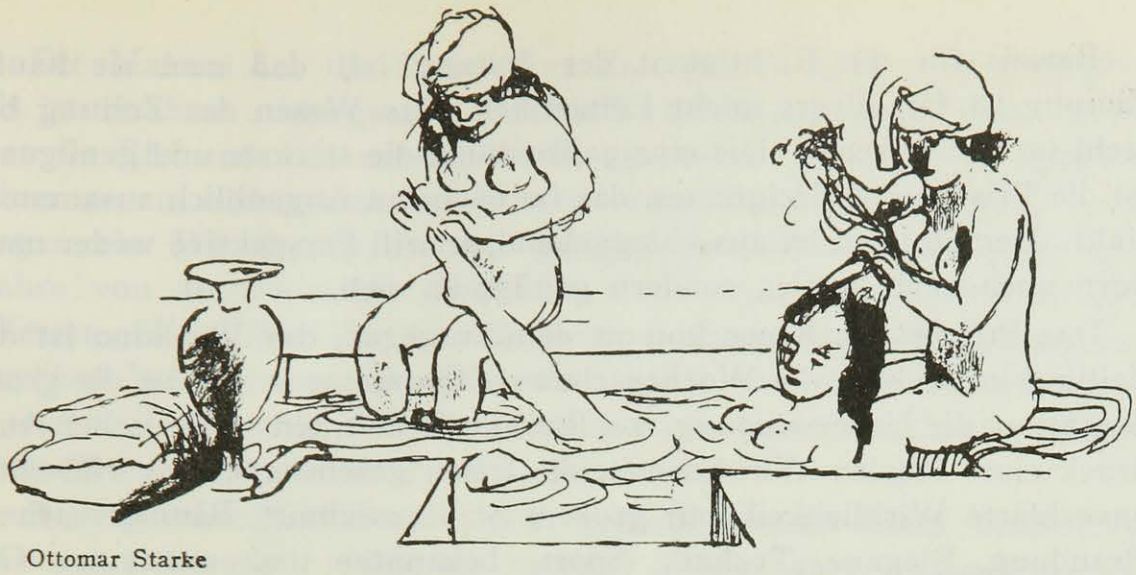
*

Das Bild auf dem Umschlage schnitt M. Kogan in Holz

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926
MAI
OKT
SCHWARZKOPF
GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstausstellung



Ottomar Starke

WANDLUNGEN DES GESCHMACKS

Von

H. v. WEDDERKOP

Sie müssen sich kriegen, ist nicht mehr. Es war sehr schön, wenn sie es taten, es ist noch immer schön, wenn sie es tun, aber nur für den Teil des Publikums, der Courths-Mahler bejaht, die es übrigens — nebenbei — immer geben wird, da sie ewig ist — perennierender Bestandteil der Volksseele. Für den anderen Teil des Publikums hat sie auch als Parodiegegenstand ausgedient. Das gute, alte C.-M.-Rezept, das heute nicht mehr zieht, war im Grunde nur der Ausdruck — einer unter vielen anderen — der gewalttätigen Idee, die den Roman konstruierte, das Geschehen nach ihrem Gefallen zurechtbog und die Ereignisse so vergewaltigte.

Heute ist das Ergebnis erstarrt. Es wird täglich in Zeitung und Kino aufgegriffen, nackt und ohne Reflexionen auf Papier und Leinwand hingesetzt. Es spielt die ausschlaggebende Rolle, es ist nichts weiter als die Wirklichkeit selber, das Gesicht der Zeit.

Die Elemente der neuen Aesthetik sind dieselben wie beim Sport, bei Technik, Zeitung, Kino. Damit ist die Kunst von der Götter- und Ausnahmestellung herabgestiegen, sie hat sich nunmehr mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Hält sie sich reserviert zurück, so ist an tausend Beispielen nachzuweisen, daß sie nicht mitzählt.

Der Zurückbleibende jammert über die neuen Einrichtungen, die die Gediegenheit zertrümmern, die die Oberflächlichkeit großziehen. Der Lebendige beklagt sich, wenn die Zeitung nicht noch zeitungsmäßiger, wenn die Ereignisse nicht noch wirbelhafter darin eingefangen sind, wenn das Kino nicht kinomäßig genug, d. h. wenn es statt des schlagenden Moments noch die alte, vergilbte Psychologie bringt oder liebevolle Weitschweifigkeiten.

Beweis für die Richtigkeit der Zeitung ist, daß man sie kauft. Zeitung ist fait divers, nicht Leitartikel. Das Wesen der Zeitung besteht im Heterogenen. Die einzige Bindung, die stärkste und genügend, ist die Frische des Ereignisses, das im nächsten Augenblick zusammensinkt. Der Moment ist ausschlaggebend, er will Perspektive weder nach vorn noch nach hinten, sondern genügt an sich.

Das Prinzip des Kinos kommt dem entgegen, das Idealkino ist die Zeitung in Bildern, die Wochenschau — Quintessenz. Sie ist die große Sensation, die Ueberwindung von Raum und Zeit, ein spielerischer Ausdruck einer idealen Wirklichkeit, die frisch geschehene, unverfälschte, unverklärte Wirklichkeit, mit großem Stadtausschnitt, Bäumerauschen, Brandung, Eleganz, Technik, Sport, bekannten und anonymen Gesichtern und dem ganzen wunderbaren Durcheinander — auf 10 Minuten Leinwand zusammengedrängt: Ausdruck des Zeitgeschehens.

Es ist keine Frage, das Zeitalter vollendet sich im Drehen, in Rotationsmaschinen und Kurbelkasten. Es ist das Zeitalter des Stoffs und nicht der Form, das Zeitalter der Quantität, ein Zeitalter, dem nichts so lächerlich und überflüssig ist wie bloße (sublime) Form — l'art pour l'art —, das das Künstlerische nicht im Ausdruck, nicht in der Form, sondern im Stoff und in der Rhythmisierung des Stoffes sucht.

Niemals bestand eine derartig fanatische Liebe zur Wirklichkeit, niemals hat die Wirklichkeit solchen Erfolg gehabt. Das allein beweist, was für einen Schritt die Zeit vorwärts getan hat. Die Menschheit scheidet sich deutlich: Wer sich nicht beteiligt, versinkt ins Erinnerungslose. Es gab langes Haar, lange Kleider, es gab Tenöre, Walzer, Expressionismus, Romane, Strindberg, Wagner und Gasbeleuchtung.

Diesem hohen Kurs der Realität entspricht auf fast allen Gebieten das Unvermögen, sie darzustellen oder sie überhaupt zu begreifen. Die Kunst ist schlecht erzogen, mit Schlagworten auf falsche Wege geführt, voll Mißtrauen. Sie fürchtet die Fallen des Realismus oder gar des Neutralismus, wenn sie nicht überhaupt an chronischem Anachronismus leidet, d. h. anders orientiert ist, ins Pathetische hinein oder noch weiter weg ins Romantische.

Die wirklichkeitsnächste Kunst ist heute die Musik, und zwar die Musik der Namenlosen, die nicht für einzelne Wissende, sondern für die breite Masse geschrieben ist. Ob ein guter Jazz Ewigkeitswert hat oder noch in derselben Saison durch einen besseren erledigt wird, ist gleich, aber die Zeit ist in ihm, in seinem Gequäke, Geschnarre, seiner spielerischen, nicht ernst zu nehmenden Sentimentalität, seiner Anfangs- und Endlosigkeit, seinem erbarmungslos rhythmischen Gestampf. Jazzmusik ist Evangelium, Idol der Massen, das einzige, was heute alles vergessen macht, alles über Bord schmeißen läßt, und worin sich Geschlechter, Alter und Stände einigen.

Die Malerei hat die Rolle ihrer Zeit immer noch nicht begriffen. Es ist durchaus nicht gesagt, daß das Tafelbild ausgespielt hat. Utrillo hat die Elemente der neuen Zeit übernommen. Seine Bilder sind voll einer neuen, bisher nicht gekannten visionären Realität. Es ist sozusagen ein Wunder geschehen: grauenhafteste Architektur der 90er Jahre von ausdrucksloser Barbarei ersteht plötzlich zu malerischen Werten. Wer Bilder Utrillos, die großen weiträumigen Häuserfassaden, gesehen hat, oder wie der Kunsthistoriker von Anno Toback sagte: „geschaut" hat, sieht plötzlich, daß das Phantastischste, billig gesagt: Rätselhafteste immer die Realität selber ist.

Aber gewisse Verhältnisse, mehr wirtschaftlicher Natur, hindern die Malerei, sich andern Aufgaben, weniger intimer, aber wirksamerer Art, zuzuwenden: den Wirkungen der Straße, der Innenräume, des Theaters oder des Kunstgewerbes.

Trauriger ist schon das Verhältnis der Literatur zur Zeit. Hier herrscht ein ungeheurer Schlendrian, eine Fülle von Irrtümern und Unklarheiten und dementsprechend tiefste Armut. Es ist so gut wie keinem Autor in Deutschland gelungen, den Stil zu finden, der einigermaßen der Zeit entspräche. Doch liegen die Verhältnisse hier komplizierter als anderswo: es kann ohne weiteres unterstellt werden, daß der große Roman, das große Ungeheuer, das seinem Publikum von der Vorbereitung seines Helden bis zu dessen Nachruf nach dem Tode oder der definitiven Entlassung ins Ungewisse nichts schenkt, daß dessen Zeit vorbei ist. Das neue — um zu vermeiden „das wertvolle" — Publikum, das die Zeitung liebt, das das Vorstadtkino dem Theater vorzieht, wird sich an derartig pompös langweilige Entwicklungen nicht mehr gewöhnen können. Grund: es liebt das Wesentliche, die Abkürzung, die Bewegung, während der veraltete Romanautor seine Ruhe haben will und die Entwicklung liebt nach seinem Schema, das in den Grundlinien ein für allemal vorklischiert erscheint. Das Publikum gönnt ihm seine Ruhe und überläßt sie ihm.

Wenn es Ausnahmen macht und derartige Autoren kauft, so beweist dies nur, daß nichts sonstiges Nahrhaftes da ist; denn was bei uns den Willen zur Wirklichkeit hat, hat leider nichts erlebt. An Stelle der Wirklichkeitsbeschwörung muß als bürgerliches Ersatzprodukt die Phantasie herhalten, und damit wenden diese sogenannten Wirklichkeitsbejaher gerade das ungeeignetste Mittel zu ihrer Habhaftmachung an, machen den Bock zum Gärtner, der Bürgerliche greift nach aristokratischen Stoffen und umgekehrt. Es kommt bestenfalls zu unfreiwilligen Wirkungen, die gewiß nicht unterschätzt werden sollen. Oder der über seine Impotenz Verzweifelte macht hysterische Bocksprünge und schneidet Grimassen. Solche Dinge waren speziell in der letztver-

gangenen Epoche der deutschen Literatur an der Tagesordnung, sie ist voll von allen möglichen unreinlichen Versuchen und daher vielleicht kulturhistorisch lehrreich und aufschlußgebend, aber unergiebig.

Der Zeitungsroman, in Fortsetzungen, ersetzt den Mangel nicht ganz. Schon werden Zeitungen und Zeitschriften zu gebildet, was man literarisch nennt, der angenehme, beruhigende Kitsch dieser Art Fortsetzungsprodukte, mit dem sie sich dem Leben immerhin näherten, hört auf, sie werden ärgerlich prätentiös mit ihren verkehrten Idealen, die sie noch nicht einmal erreichen.

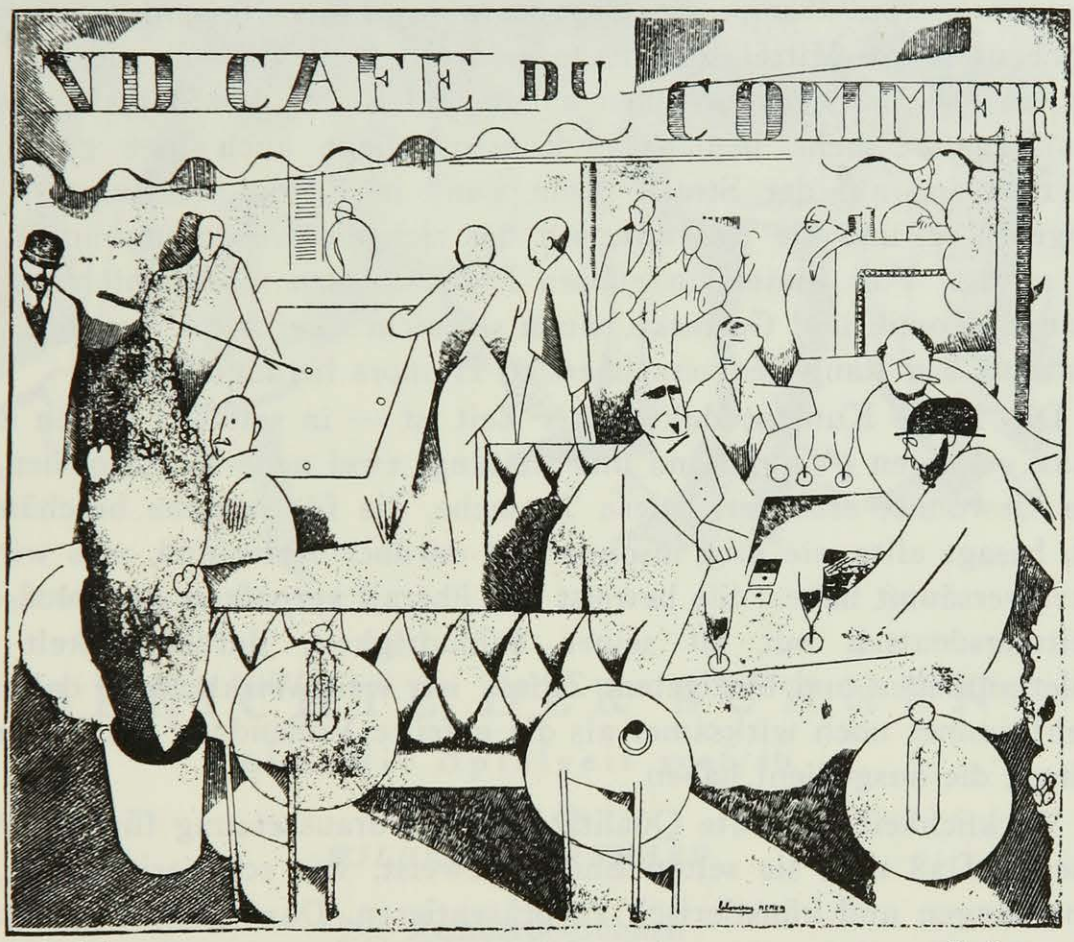
Die Engländer, mehr noch die Amerikaner, haben die große Realitätsliteratur, aber kein einziger von ihnen hat die künstlerische Form gefunden, die er bewußt anwendet. Nachdem die großen Begabungen der Franzosen, Raimond Radiguet und Marcel Proust, gestorben sind, ist Louis Aragon der einzige, der bewußt den Stil der Zeit schreibt. Er allein hat die Schärfe, das Tempo der Zeit, ihren Sinn für die Verklärung der Banalitäten, für die metaphysischen Zusammenhänge der gleichzeitigen Erscheinungen. Nur das Programm des „Surréalisme" fälscht ihm leicht die Sinne und hindert ihn, sich unbeeinflußt den Geschehnissen des Augenblicks hinzugeben.

Im Theater sieht es am traurigsten aus, weil es am lustigsten aussehen könnte. Das Theater, das an Ausnutzungsmöglichkeiten alles, auch das Kino, weit übertrifft, weil es Stimmen hat, lebendige Menschen, andere Illusionsmöglichkeiten, weil es den Film sogar sich dienstbar machen, und also dessen Möglichkeiten sich noch einverleiben könnte, und weil vor allem eine Wechselwirkung zwischen Szene und Publikum möglich ist, das Theater könnte der Idealausdruck der Zeit sein. Statt dessen Bildung mit belegten Brötchen, Problematik, Hysterie, Auslandsmilieu, Exotik und anderes, was man durch die Zeiten weiterschleppt. Ein Lob zugunsten der Kolportage: Kaisers Stück dieses Namens ist eines seiner besten, und Galsworthy erregt angenehm. Wenn wir auch kein ideales Volk für englisches Klubleben sind und die Stellung des Juden ihres problematischen Zaubers entkleidet ist: es passiert wenigstens etwas. Aber es ist weder deutsche Wirklichkeit noch eine von heute, noch ist sie bewußt gestaltet. Bronnen ist das in einigen Szenen geglückt, und zwar in einem Maße, wie es niemandem sonst geglückt ist: indem er die nackte, platte Wirklichkeit einfing, sie ohne Reflexion künstelte und nur mit den Mitteln der Tatsachen wirkte: die erste, vollgültige Emanzipation von den alten Mitteln.

Als Ganzes ist ihm die Form nicht gelungen: er entscheidet sich nicht, man weiß nicht, ist es noch Revue, ist es noch Abendstück. Diese Scheidung ist notwendig: die aktuelle Revue, die das Leben von heute auf die Bühne bringt mit allen Schikanen, mit allen technischen

und künstlerischen Möglichkeiten, mit Schauspielern, die bereit sind, die Zwangsjacke der Tradition auszuziehen, ist allein Beweis für die theatrale Lebendigkeit eines Volkes.

Kein Volk ist an Rohstoff der Geschehnisse so reich wie das deutsche, kein Volk ist weniger imstande, ihn zu gestalten. Grund: die Wirklichkeitsferne der Deutschen, ihre Unfähigkeit, dieSituation zu begreifen, mit gegebenen Elementen zu kombinieren, also letzten Endes Mangel an Phantasie. Ist der Idealismus früherer Zeiten schuld, der Kampf ums Dasein, innere oder äußere Gründe? Tatsache ist, daß der, der ge-



J. E. Laboureur Radierung

stalten will, sich zwecks schärferer Konzentration zunächst eine Binde um die Augen legt und so einen Abriß seines Inneren gibt. Ein Teil — der gesellschaftliche — verbaut sich den Zugang zur Realität durch zweitrangigen Snobismus (der erstrangige, durch Stil geheiligt, ist noch immer auf England beschränkt). Zugunsten irgendeiner ephemeren Mode, gesellschaftlicher Ambitionen irgendwelcher Art wird das Tatsächliche übersehen, selbst auf Kosten von Ruhe und Bequemlichkeit, und kein Hang zur Selbstironie erlöst von dem albernen Getriebe und setzt es um in Aktualität. Die Folge ist Verarmung des Lebens, Stumpfsinn, wie man ihn auf Berliner Massenbällen sieht, wo die Leute auftreten, aber nichts passiert, sondern wo man sich vor-

stellt und über St. Moritz plaudert. Bei dem größeren, anonymen Teil hindert bürgerliche Trivialität jede Lust am Wirklichkeitserfassen. Der Sinn für Wirklichkeit bleibt beschränkt auf das wirkliche „Volk" und den wirklichen Juden. Beide wirken erquickend mit ihrem Sinn für Wirklichkeitsgefühl. Kompromißler haben keine Chancen.

In Zeiten, die neu sind, deren Kern also erst erkannt werden muß, spielt das Komische wie das Groteske immer eine größere Rolle als in „alten" Zeiten. Tatsächlich ist beides heute ein Element des künstlerischen Ausdrucks. Die Avantgardisten verwenden das Groteske als Steigerung, die Komik als Gegensatz: um das Neue deutlicher zu machen. Diese Mittel sind heute so wesentlich, daß wir sie schon in täglichen Gebrauch genommen haben und weder die Steigerung noch das Negative mehr bemerken. Rohstoff liegt auch hier gerade in Deutschland auf der Straße. Kein Land in Europa vereinigt gleiche Gegensätze, und die Naivität, mit der sich die Ueberzeugung äußert, ist einzig. Von diesen tadellosen Eigenschaften macht niemand Gebrauch, Komik und Groteske, wenn sie nicht überhaupt wesenlos sind, sind auf den Rang des versöhnenden Humors herabgedrückt.

Das ideale Kunstprodukt dieser Zeit ist — in seltenen Fällen ist es ganz gelungen — nur Kino und Zeitung, zwei neue Kunstformen, die das Gewohnte ersetzen. Diese Tatsache, die für manche beschämend ist, besagt alles, sie gibt insonderheit darüber Aufschluß, was wir bis jetzt versäumt haben. Sie beweist den überall verpaßten Anschluß. Das Zeitungsdeutsch mit all seiner Schludrigkeit, durchsprenkelt von Dilettantismus und blutigstem Zufall, ist, weil Wirklichkeit dahintersteht, immer noch wirksamer als die gefeilte Vollendung der Form für Dinge, die ausgedient haben.

Wirklichkeit ist heute Qualitätsprobe, Voraussetzung für das Wort „neu". Daß man sie selten findet, beweist, wie schwierig es ist, sie einzufangen und künstlerisch zu präsentieren. Dazu gehört Phantasie, denn im Grunde genommen ist Wirklichkeit stets das Phantastischste. Phantasie ist nicht ins Wesenlose schweifende Erfindung (vergleiche das sogenannte Phantasieren am Klavier), sondern Kombinationsgabe, Sehen des Wesentlichen, Bestimmenden und Aussondern des Toten. Wirklichkeit ist Synonym für Echtheit, Erlebnis, Lebendigkeit.

Die Tendenz zu diesem neuen Wirklichkeitsgefühl hat zwei Feinde: der erste, der Naturalismus, ist in der Hauptsache überwunden. Der andere ist die intellektuelle Uebersteigerung des Prinzips, die die Wirkung von Scheidewasser hat. Das Gute ist notwendigerweise zusammengesetzt, ist gespeist von Verschiedenem, Vereinigung von Gegensätzen. Es gibt kein fertiges Rezept, keine Formel für das, was nottut. Am besten spricht man noch von Lebendigkeit, weil sich dabei am meisten denken läßt.

Ernst Aufseeser

BERICHTE DER BÜHNEN

über die Spielzeit 1925/26

mitgeteilt von

WILHELM BERNHARD

Die Reinhardt-Bühnen

Unser Englandgeschäft, besonders dasjenige, das sich unter der echten Originalregie unseres verehrten Herrn Direktors entwickelte, war von großem Erfolg begleitet. Für „Gesellschaft", „Viktoria", „Weekend", „Unsere Kinder" konnten wir große Posten Eintrittskarten zu regulären Kassenpreisen absetzen. Auch China und Mexiko waren gefragt, was wir in erster Linie auf die pikante Mischung mit deutscher Träumerei in dem einen Falle (Kreidekreis) und österreichischem Klassikertheatergerassel (Juarez und Maximilian) im andern zurückführen. Rein deutsche Werte blieben von Publikum und Presse vernachlässigt. Für „Das Käthchen von Heilbronn" und Hasenclevers „Mord" waren wir zeitweise genötigt, eine zweite Freikartenkasse zu eröffnen und einen Freikartenwart mit dem Titel Direktor zu bestellen. Leider erwies sich diese Neuerung nicht von Vorteil, denn der Herr forderte eine derartig hohe Steuer, daß der Vertrieb des Artikels auf ein Minimum zurückging.

Bei den Ausgaben ist in erster Linie zu berücksichtigen, daß die Konten Steuer und Tantiemen nur ganz unwesentlich belastet wurden. Es wurde durch diesen Umstand allerdings viel Staub aufgewirbelt, punkto Steuer von uns, punkto Tantiemen von den Autoren, aber eisern hielten wir das Sparsamkeitsprinzip durch. Die Bezüge der Direktion und die der Mitglieder konnten leider noch immer nicht auf das Friedensverhältnis gebracht werden. Auch in diesem Jahre überstieg das Einkommen aller künstlerischer Kräfte unserer drei Bühnen zusammen wiederum das unseres Herrn Professors um ein kleines, woraus am ehesten zu sehen ist, daß die Verhältnisse immer noch ungesund und schwankend sind. Mit unserem Rückstellungskonto haben wir uns an der im April dieses Jahres gegründeten Arbeitsgemeinschaft Reibaro beteiligt.

Wie sich das Geschäft im nächsten Jahre anlassen wird, ist noch ungewiß. Für heute sei nur mitgeteilt, daß wir nach langer Zeit wiederum einen neuen Prima-Hauptmann (ungelesen) erworben haben.

Barnowsky-Bühnen

In den ersten zwei Dritteln der Spielzeit wurde zur Evidenz erwiesen, daß das Publikum für ff. hochkünstlerische Inszenierungen kein Interesse hat. Selbst nicht durch die hochentwickelte Pyrotechnik, die ich unter Assistenz des Akademieprofessors Herrn C. Klein anwendete (in „Don Juan und Faust"), auch nicht durch die wagemutige Häufung schlechtweg aller Stilarten, die ich in den letzten drei Teilen von „Zurück zu Methusalem", unterstützt durch eine kostbare Besetzung, versuchte, konnte ich die Teilnahme der zahlungskräftigen Kreise erwecken, so daß ich mich durch Vermittlung der Firma Ruden und Scherer an die primitiven Instinkte des Volkes wandte, dem meine Darbietungen ausnehmend gefielen. Vor diesem Publikum, dem die genannte Firma die Wahl und damit die Qual des Nachdenkens erspart, vergaß auch ich zeitweilig das Ueberlegen nach Neuigkeiten und die Schwierigkeit, die die Leitung dreier Bühnen in einer Hand verursacht; ohne Grübeln und Anstrengungen und Neuinszenierungen waren meine Häuser jeden Abend gesteckt voll. Aber die teuren Gagen meiner Stars ließen sich doch nicht ganz ohne Smokings, Hemdbrüste und Lackschuhe im Zuschauerraum decken und so besann ich mich meines besseren (Breslauer) Ichs. Sofort kamen mir die richtigen Anregungen. Ich fuhr nach London und verpflanzte — mit einigen noch feineren Nuancen — das noble englische Gesellschaftsstück „Mrs. Cheneys Ende" in mein Theater in der Königgrätzer Straße und hatte den sublimen Einfall, die Titelrolle, eine elegante Salondame, von Fräulein Bergner spielen zu lassen. So war das Stück zwar auf den Kopf gestellt, aber gerade dadurch die Vorbedingung für einen großen Berliner Erfolg gegeben, der auch nicht ausblieb. Zu gleicher Zeit hatte der eine meiner Verpächter, Herr Generaldirektor Bernauer, in Sorge um seine Miete ein Lustspiel geschrieben, das er mir anbot. Ich nahm es, um ihn versöhnlich zu stimmen, und unversehens wurde ein großer Erfolg daraus: „Der Garten Eden." So schloß die Saison in schönster Zufriedenheit, besonders wo ich noch im April Gelegenheit hatte, mich mit meinem beträchtlichen Rückstellungskonto bei der Reibaro zu beteiligen.

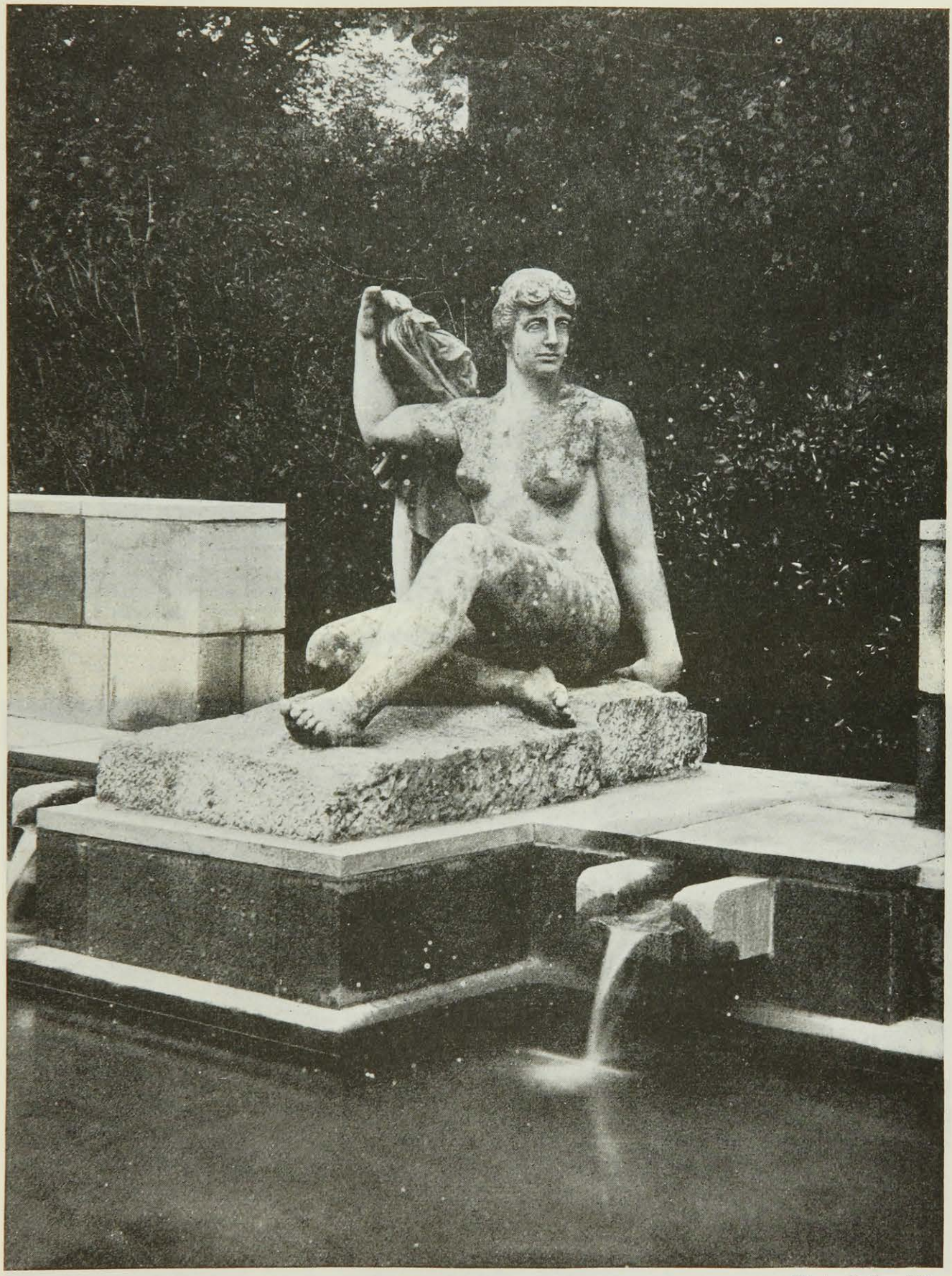
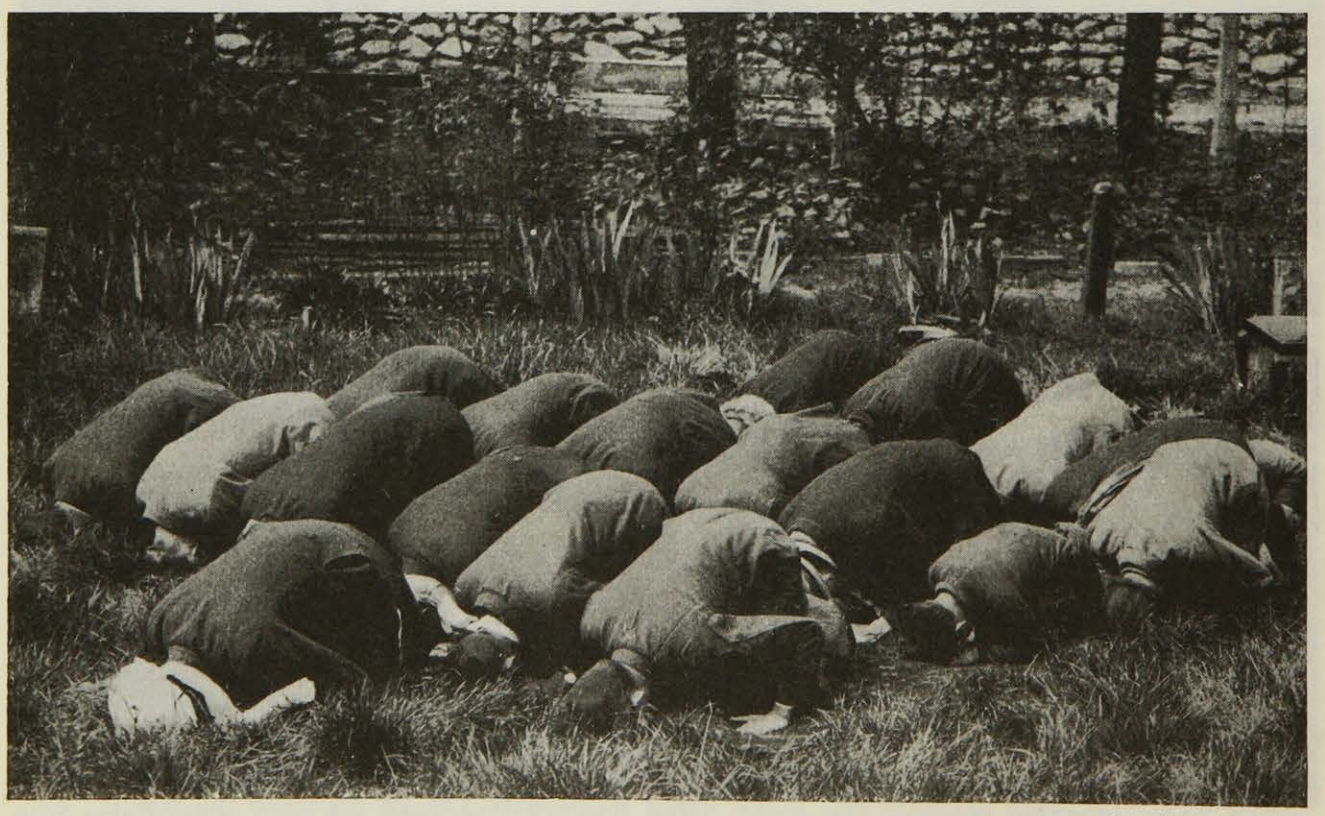


Photo Julius Söhn

Aristide Maillol, Die Nymphe (Ausgestellt auf der Gesolei in Düsseldorf)

Photo H. v. Garvens

Maciste am Strande

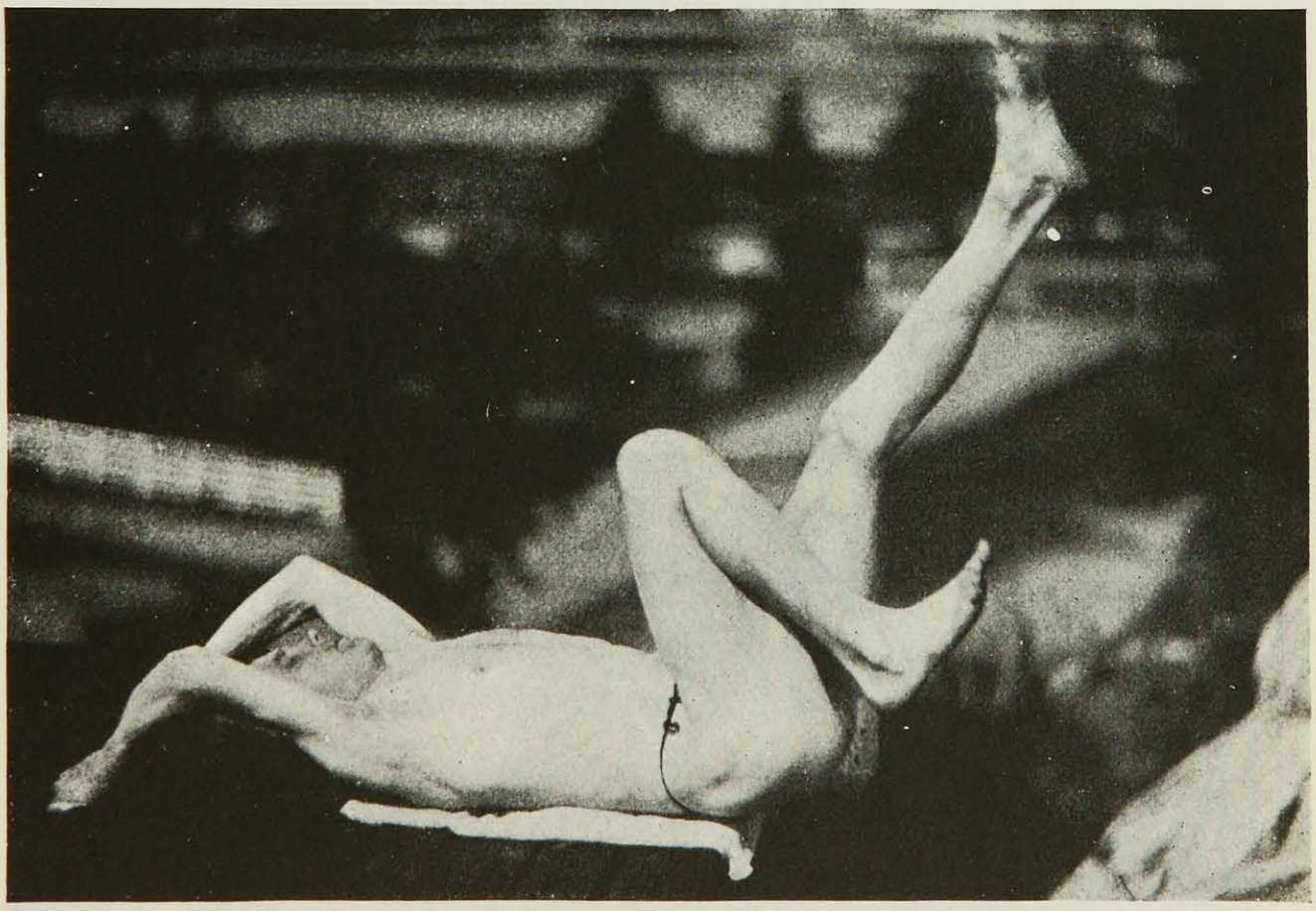


Continental Photo

Mohammedaner beim Gebet

Degas-Ausstellung der Gal. Flechtheim

Edgar Degas, Frau im Tub. Bronze



Nurmi beim Training

Topical Photo

Paul Whiteman, der Jazzkönig

Photo Abbe, Paris

Chinesischer Gladiator

Saltenburg-Bühnen

In diesem Jahre habe ich es zeitweilig auf die gleichzeitige Leitung von sechs Theatern gebracht. Der Besuch war überall hervorragend, ein volles Haus nach und neben dem anderen. Ich wunderte mich oft, wo die vielen Menschen herkamen. Aber Ruden und Scherer erklärten mir, daß die Berliner nicht alle werden.

Eine außerordentliche Belastung erfuhr in diesem Winter leider mein Prestigekonto. Neben der Anschaffung eines Rolls-Royce verursachten sie insbesondere die Spende für die jüdischen Witwen (Karl-Heinz-Martin-Stiftung zur Hebung des Revuegeschmacks) und meine Bestrebungen zur Ertüchtigung der Jugend durch historischen Anschauungsunterricht (Kronprinzessin Luise und Königin Luise). Man soll sich eben nicht von Idealen leiten lassen.

Die Belieferung der Strawescha (Strauß, Welisch, Schanzer) mit der „Teresina" war zufriedenstellend. Auch war es vernünftig und auf meine Initiative zurückzuführen, daß die Rezernel (Rebner, Zerlett, Nelson) in der Revue „Die Pracht der Prächte" sich jeglichen Witzes mit seltener Diskretion enthielt. Mit den Firmen sind neue Lieferungsverträge abgeschlossen.

Ein ausgezeichnetes Geschäft entwickelte sich in landwirtschaftlichen Artikeln. „Der fröhliche Weinberg" mit seinen diversen Gerüchen war eine Bombensache. Er eroberte mir das Lessingtheater, in dem ich im nächsten Jahre Kassenliteratur zu spielen gedenke.

Da mein Rückstellungskonto nicht groß genug war, kam ich nicht in Versuchung, mich an der Reibaro zu beteiligen. Meine Parole lautet auch in Zukunft: Hie gut Ruden und Scherer allewege!

Die Staatlichen Schauspiele

Der Bericht dieser Bühnen ist leider nicht zur angesetzten Zeit fertig geworden und sein Erscheinen verschoben. Es verlautet, daß die Intendanz im letzten Augenblick den Text völlig zu ändern beabsichtigt, weil einige prominente Schauspieler mit der Reihenfolge, in der sie genannt wurden, nicht einverstanden waren. Insbesondere auch soll es erhebliche Schwierigkeiten bereiten, nachzuprüfen, ob die Aufführungen einiger Stücke tatsächlich stattgefunden haben, oder ob sie nur geplant, geprobt oder verschoben wurden. Mit Sicherheit konnte man nur die Premieren von „Herodes und Mariamne" und „Kyritz-Pyritz" als „stattgehabt" ermitteln. Ob „Duell am Lido" tatsächlich gespielt wurde, verursacht Kopfzerbrechen herauszubekommen. Man soll sich nur mehr einer Wolke von Mannequins erinnern, die sich über einen unklaren Dialog gelegt hatte. Während man geneigt ist, „Die Räuber" als tatsächlich aufgeführt zu betrachten, wird einstimmig bestritten, daß Grabbes „Hannibal" je herauskam. An ein Stück „Ostpolzug" von Bronnen erinnert sich nur mehr Herr Kortner.

Die Volksbühnen

Die mühevolle, tiefschürfende Forscherarbeit unserer Dramaturgen wurde in dieser Spielzeit voll belohnt. Es gelang ihnen u. a. mit „dem lieben Augustin" und „dem trunkenen Schiff" Werke auf die Bühne zu bringen, von denen nie-

mals jemand angenommen hätte, daß sie aufgeführt würden. Auch die Besetzungen der meisten Hauptrollen zeugten von hingebungsvoller Spürarbeit. Wem ist nicht das schlichte, wehmütige Wienertum unseres Granach noch in Erinnerung, wer möchte den kindlich-unkomplizierten Faust von Heinrich George missen, der so radikal mit der Auffassung aufräumte, in der Rolle stecke etwas von einem grüblerischen, Erlösung suchenden Geist? Wir haben für die nächste Spielzeit noch einige weitere Dramaturgen engagiert.

Getreu dem Grundsatz: „Die Kunst dem Volke" haben wir von jeder (naheliegenden) politischen Einstellung in unserem Spielplan Abstand genommen. Die Aufführung der Stücke „Der befreite Don Quichote" von Lunatscharski, „Sturmflut" von Paquet, die Zeichnungen von Groß zu „dem trunkenen Schiff", die Reichsbannerleute im Osterspaziergang, besonders letztere, entsprangen rein künstlerischen Erwägungen. Der Vertrag über „Gneisenau" von Wolfgang Götz wurde nicht innegehalten, weil unsere Dramaturgen aus künstlerischen Gründen das Werk ablehnen mußten.

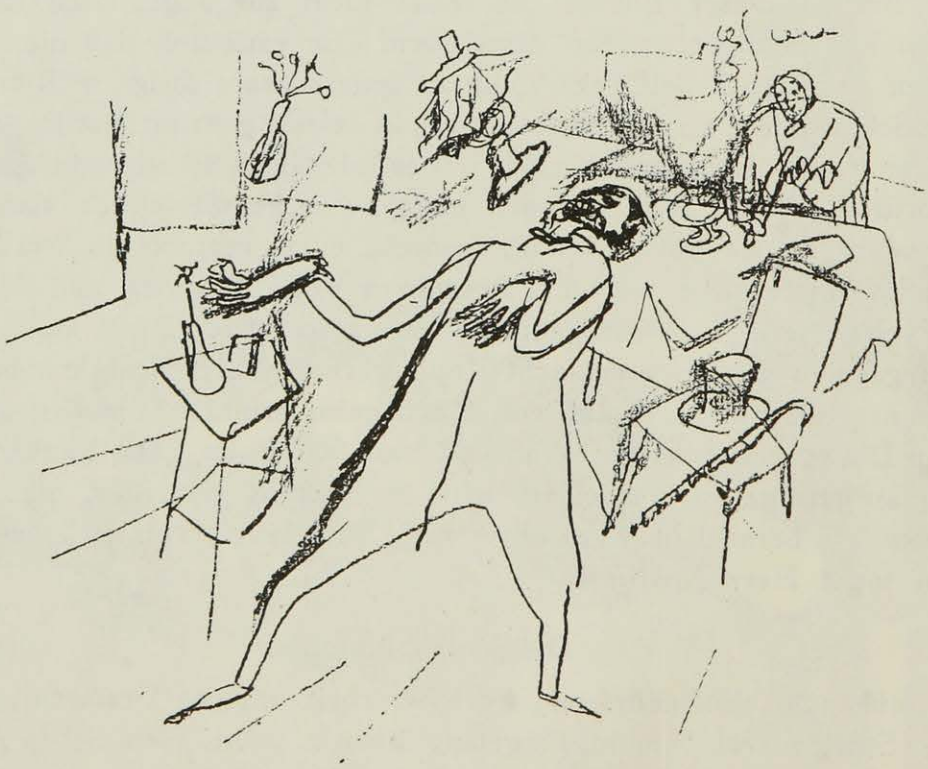
Unser Publikum, dessen Zahl auf 160 000 angewachsen ist, werden wir auch weiterhin zu der Ueberzeugung erziehen, daß ein Theaterabend anstrengend sein muß. Nur so wird es den Respekt vor unseren Leistungen bewahren, den es bei freudiger Ausgelassenheit nur zu leicht verlieren könnte.

Hellmer-Bühnen

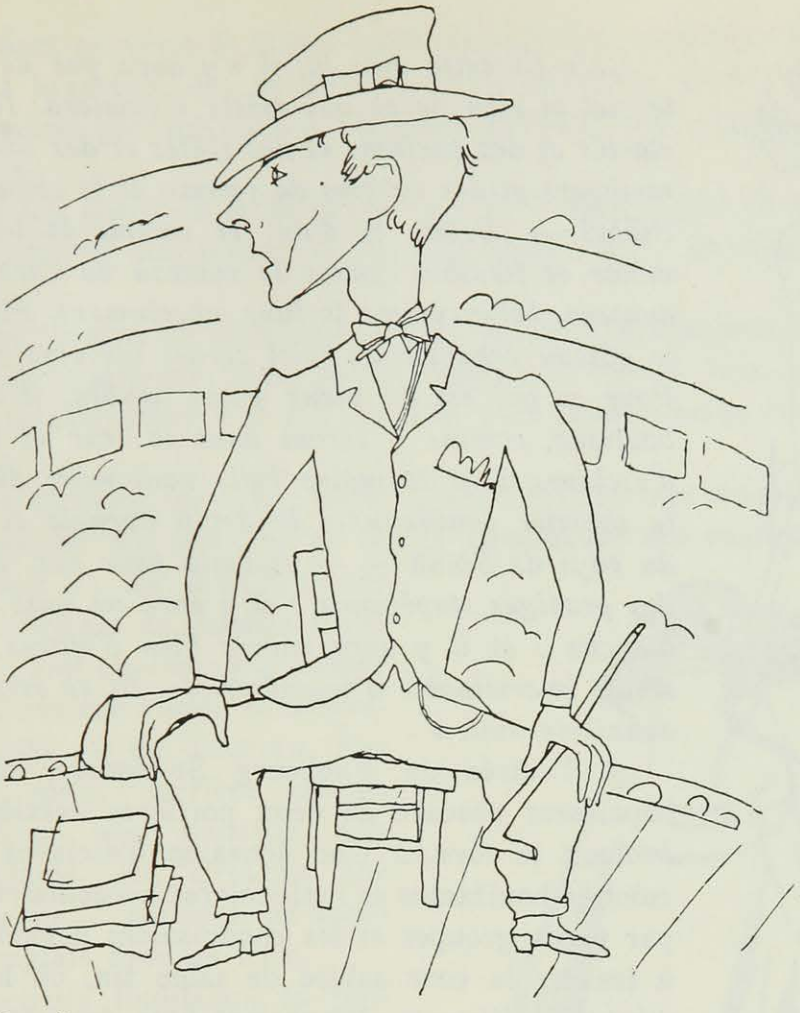
Der Bericht ist verlorengegangen.

Generaldirektionen Meinhard-Bernauer, Gebrüder Rotter, Direktion Robert

Unsere Ober-Ueber-Unter-Neben-Zwischen-Pachten haben wir erhalten. Es lebe die Garderobe!



George Grosz



Jean Cocteau

MES FÊTES

Par

PAUL POIRET

Nous pouvons dire comme les vieillards, que « nous avons vécu une belle époque qu'on ne reverra plus ». Cela n'a jemais été si juste qu'aujourd'hui....., on ne reverra plus la belle époque du boulevard, ni celle des cabarets artistiques...., on ne reverra plus les réceptions et les fêtes d'avant-guerre. Tous ceux qui ont assisté en 1911, à celles que j'avais données dans mon jardin et dans mes salons de l'Avenue d'Antin (aujourd'hui, Avenue Victor Emmanuel III) en portent encore le souvenir ému et enthousiaste, qu'ils évoqueront le jour où ils quitteront ce monde, s'il est vrai qu'on revoit alors, dans un seul instant, toutes les circonstances les plus frappantes de sa vie.

Tout mon hôtel avait été consacré à la célébration de cette solennité qui s'appelait : « La mille et deuxième nuit. » On allait y évoquer les fastes des sultans d'autrefois. 300 invitations manuscrites et enluminées à la main, dans le goût des estampes Persanes étaient adressées aux seuls artistes de Paris. Les gens du monde n'étaient pas conviés je redoutais leur défaut d'enthousiasme, leur morgue et leur stupidité. Ces invitations, dont voici le libellé, étaient bien faites pour allumer toutes les imaginations et exciter toutes les fantaisies.

Marlice Hinz

.....« Et cette nuit là, il n'y aura pas de nuage dans le ciel et rien de ce qui existe n'existera. Il y aura des clartés et des parfums et des flûtes et des timbales et des tambours et des soupirs de femme et le chant de l'oiseau Bulbul — Droite et d'un jet comme la lettre aleptue, mince et flexible comme le rameau de l'arbre Ban, elle dansera, belle comme la lune, absolument. Plus doux que le gâteau échevelé au miel seront les vers du poète. — Pour ce qui est du vieux potier myope, il sera dans sa boutique, comme y seront dans la leur et le marchand d'esclaves donc la moins belle vaut mille dinars d'or et le savetier pouilleux et le devin aveugle et le cuisinier du pays de Sindh — — et voilà pour eux. Et l'on verra des prodiges stupéfiants : il y aura un vase de cornaline blanche : et il y aura encore bien d'autres choses qu'il serait interminable d'énumérer. — Et ce sera la mille et deuxième nuit. » .

A l'entrée du Faubourg St-Honoré, on traversait l'épaisseur obscure de deux portières derrière lesquelles évoluait le rève..... Une douzaine d'esclaves nègres aux culottes bouffantes et multicolores accueillaient les invités par petits groupes et les conduisaient devant mon trône, à travers la cour sablée de sable fin, où les jets-d'eau minces et élégants s'élançaient hors des vasques de porcelaine bleue vers un vélun fastueux mais léger (oeuvre du peintre Dufy).

Dans le premier salon, derrière une grille d'or, entourée de ses esclaves et de ses musiciens préférés, se trouvait ma femme, c'est-à-dire ma favorite, habillée d'une corolle d'or et surmontée d'une aigrette éblouissante.

Dans le salon suivant, des jets-d'eau aux allures variées, jaillissaient d'un tapis profond. Dans un coin, sur des coussins et des peaux de bêtes, 20 femmes demi-nues, écoutaient le grand acteur De Max, qui, sous les traits d'un conteur arabe, vêtu de laine noire et orné d'un million de perles fines, racontait les histoires merveilleuses de l'orient.

Alors...., mais alors seulement, s'ouvrait le jardin où était toute la féerie. Il était dominé par un perron d'où on embrassait un parc d'étonnements et d'attractions.

C'était, d'abord, un escalier monumental où des esclaves dévêtues étaient étendues dans l'attitude du repos, tandis qu'une musique suave et légère composée d'un cymbalum et d'un flageollet répandait ses trilles et ses arabesques charmantes.

Sur la dernière marche, tout en haut, était assis le Sultan cruel (moi) vêtu tout de blanc avec son nez crochu, terrible, ses lunettes et son fouet à la main.

Dans les parterres de broderies, marchaient des ibis et des flamants roses.... 20 négresses allaient et venaient dans les bosquets, chargées d'entretenir 20 brûle-parfums qui emplaissaient la nuit de brouillards et d'effluves balsamiques...

Des arbres étaient couverts de fleurs lumineuses bleues, violettes. On voyait se jouer dans les branches, des perroquets verts, des aras roses, des cacatoës panachés, enchaînés par une patte..... Ailleurs, c'étaient des ouistitis, des singes et des sapajoux.

En suivant les allées où le bruit des pas était amorti par de lourds tapis orientaux, on arrivait aux souks; là, des marchands divers se livraient à leurs occupations.

Comme pour contraster avec tant de charme répendu partout, un boucher entouré de bêtes sanglantes. montrait son étalage de viande crue.....

Un potier faisait naître sur son tour les formes mouvantes des hanaps et des alcarazas.....

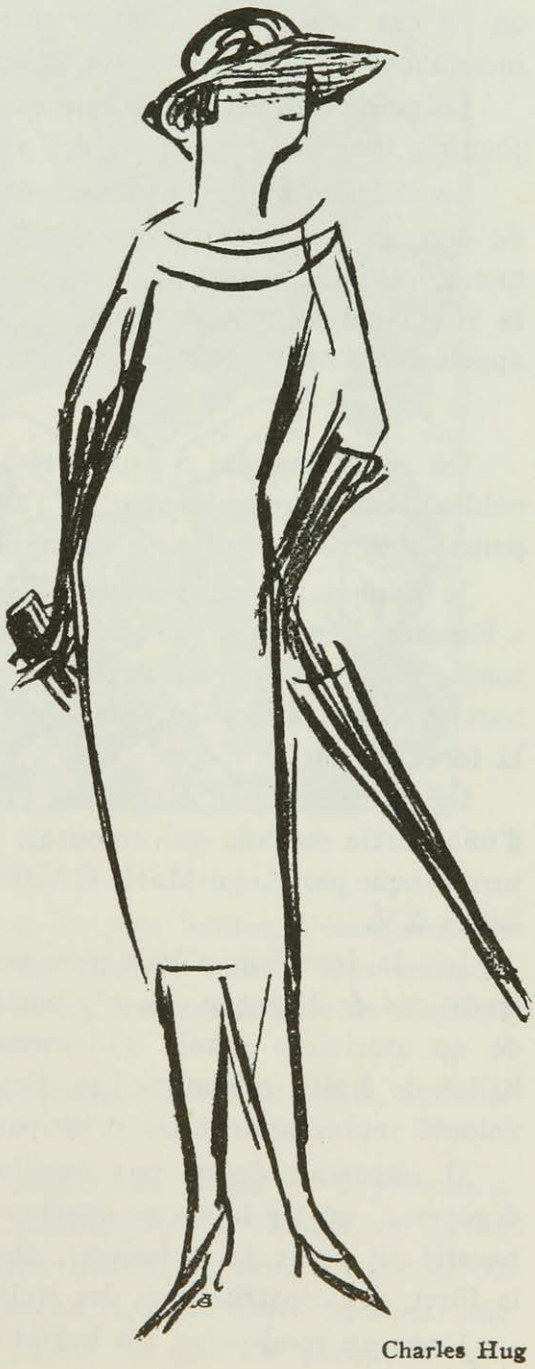
Une diseuse de bonne aventure dont les dents étaient incrustées de diamants véritables annonçait des miracles et faisait l'horoscope des passants.....

Un confiseur....., un marchand de singes..... un fabricant de galettes feuilletées..... etc....., tout concourait à donner l'impression d'une rue variée et mouvementée de Delhi ou de Téhéran. Pas d'orchestre..... mais, derrière chaque groupe d'arbres, une musique aux timbres troublants. Ici, c'étaient une flûte et une harpe..... Ailleurs, un hautbois, un cor anglais avec un fifre.

Des projecteurs fouillaient la profondeur des verdures et des frondaisons..... des jets de lumière violette, enveloppaient les groupes et attaquaient les couples épars..... Tous les promeneurs, troublés et recueillis marchaient silencieux et ravis, comme dans un rève...

Le buffet, dressé dans une grande cour, occupait une table de 25 mètres de long; 20 laquais, habillés de blanc et ceinturés de rouge-ponceau, distribuaient les friandises les plus rares qui étaient préparées sous les yeux des invités par des cuisiniers indiens, alors de passage à Paris.

Mais, la curiosité la plus rare, était le bar. Imaginez une grande pièce plongée dans les ténèbres sur toute sa longueur, une haute table était dressée, perforée de trous dans lesquels étaient disposés des carafons contenant les liqueurs et les boissons aux plus vives couleurs. La lumière était placée sous



Charles Hug

la table, de manière qu'elle traversait ces globes colorés et produisait des rayons fantasmagoriques.

Derrière les barmen, aux turbans blancs, de petits tonneaux de verre contenaient encore des liqueurs diversement nuancées telles que, l'absinthe, le pipermint, le curaçao, la chartreuse jaune et verte, le cassis, le cherry-brandy, etc..... et chaque buveur composait son cocktail suivant la rencontre des tons..... « Donnez-moi un peu de ce vert....., ajoutez un peu de ce jaune....., puis, quelques gouttes de ce rouge et remplissez avec de la glace..... » Je laisse à penser les effets inattendus de ces breuvages brûlants et chatoyants, qui paraissaient sortir de l'officine d'un chimiste du moyen-âge.

Malgré cela, toute l'assistance étant impressionnée par la majesté et la beauté de la fête, la plus grande tenue ne cessa de régner partout.

A 6 heures du matin, comme les rayons du soleil pénétraient dans les arbres, on vit des aras qui avaient brisé leurs chaînes, s'enfuir vers des destinations inconnues, et prendre leur vol au-dessus des toits.

Le peintre Fauconnet, roulé comme un fakir, dans sa longue robe blanche, jonglait avec des oranges et des yatagans....

Le Docteur Mardrus (auteur des Mille et Une Nuits) emporté par le délire de son imagination, déclama, en arabe, une prière au matin dont tout le monde devinait la secrète beauté..... On se prosterna sur les coussins..... Ce fut la fin d'une nuit splendide que les imbéciles seuls (car ils n'y étaient pas) appelèrent « orgiaque ».

*

On me demanda, 2 ans après, de renouveler les fastes de cette nuit inoubliable..... A cette époque où l'avenir était souriant, on n'hésitait pas à dépenser généreusement pour créer un cadre et une atmosphère de beauté.

Je donnai un cadre nouveau à la réunion qui eut lieu dans les bois de « Fausses Reposes » (à quelques kilomètres de Versailles). On supposa que toutes les nymphes, les dryades et les faunes, en un mot la mythologie des bassins et des allées de Versailles, rencontraient les Dieux et les Déesses dans la forêt ce soir-là.

La Préfecture de Versailles m'avait accordé pour une nuit la jouissance d'une partie du bois qui entourait le pavillon du Butard, merveille d'architecture conçue par Ange-Marie GABRIEL, architecte de Trianon, pour sa majesté Louis XV.

Ici, la fantaisie n'était plus permise, il fallait se tenir dans le cadre des traditions de l'époque. Je m'y employai; un mois avant, un orchestre composé de 40 musiciens munis d'instruments anciens, s'évertuait à reconstituer un ballet de Lulli, nommé « Les Festes de Bacchus » et des artistes de bonne volonté représentaient les principaux personnages mythologiques.

Il importait de ne pas éveiller l'attention des curieux, ni celle des indigènes..... on les laissa se coucher et, à 10 heures du soir, sans qu'aucun préparatif ait pu le faire prévoir, on vit se dresser dans les grandes artères de la fôret, des constructions, des treillages et des bosquets de boulingrin bleuâtre.

Dans un rond-point, un buffet surmonté de candélabres de cristal, entière-

ment éclairé à la chandelle, comme au temps des grands rois, s'étendait sur une longueur de 20 mètres, garni de guirlandes de fruits et de rubans bleu de Roy.

Dans un autre secteur du parc qui entourait le pavillon de chasse, un autre buffet, dans le style champêtre, montrait une commère couronnée de pampres sur un fond de tonneaux..... Elle distribuait, avec un large sourire, des écrevisses qu'elle pêchait de ses bras blancs, dans un court-bouillon odorant et doré..... Des échansons porteurs d'outres, versaient du « champagne nature » qu'on buvait dans des cornes de boeuf. Mes 300 invités burent dans la nuit 900 litres de champagne.

Margarete Hammerschlag

Des escarpolettes suspendues aux branches les plus hautes, s'élançaient de toutes parts, et les rires des nymphes fusaient dans la nuit..... Des femmes, porteuses de torches, jalonnaient les chemins et les sentiers comme de vivantes statues.

A 3 heures du matin on applaudit un ballet italien du 17ème siècle, exhumé et reconstitué par le graveur Naudin.

A 4 heures, on se mit en place pour le souper, 50 tables de 6 personnes furent dressées dans la Cour d'Honneur du pavillon en un instant, et quand les 300 convives y furent installés on fit défiler sous leurs yeux les pièces du souper..... Le soleil dardait ses premiers rayons....., l'orchestre attaqua une marche de Rameau et on vit 40 esclaves passer au pas de parade et qui

portaient sur de grands plateaux d'osier : 300 langoustes, 300 melons, 300 foies-gras, 300 ananas et 300 cruchons de vin frais.

On vit plus d'un silène danser autour d'Isadora Duncan qui représentait Terpsychore..... et des faunes attardés jouèrent longtemps dans les taillis.

A 8 heures du matin, de grands autocars emportaient les derniers invités et les distribuaient dans Paris, aux yeux ébahis des passants.

*

.....Mais où sont les fêtes d'antan!? Qui oserait aujourd'hui, provoquer une réunion de ce genre? Peut-on grouper 300 personnes avec la sécurité de n'y trouver que des gens sociables et ose-t-on encore dépenser sans compter?

J'ai essayé de donner une fête en 1924; tout s'annonçait brillamment, les dispositions étaient prises pour une grande réjouissance. J'avais compté sans les parasites, les indiscrets, les mal élevés et les muffles qui se glissent partout...

On ne put rendre au vestiaire tous les manteaux de fourrure qui y avaient été déposés..... Il manqua des écharpes et des pelisses....., on échangea des coups et des injures.

Quelle déception!..... Je ne ferai plus de fêtes et je serai le premier (peut-être le seul) à le regretter.

(Nachdruck verboten.)

HERZOGIN UND BUTLER ERZÄHLEN

Von

MARIE VON BUNSEN

Wahrscheinlich haben die beiden Verfasser dieser vor kurzem erschienenen Autobiographien*) gelegentlich unter demselben Dach geweilt. Sie gehörten zur gleichen gesellschaftlichen Schicht. Allerdings wurde der Herzogin Sutherland der Ehrenplatz zuteil; selbst wenn zufälligerweise eine Duchess älterer Kreierung den Vorrang erhalten mußte, immer und stets hat die blendend schöne, interessante, bewunderte, beneidete Millicent Sutherland den Mittelpunkt gebildet. Eric Horné hingegen war zwar ebenfalls eine vielvermögende, einflußreiche Persönlichkeit im Haus, aber er stand hinter den Stühlen der Herrschaft, er war Butler.

Beide Autobiographien sind aufrichtig und zuverlässig, abzüglich der oft gewollten, oft ungewollten Unwahrhaftigkeit der gesamten Gattung. Auch schamlos exhibitionistische Beichten werden geschminkt, Jean Jacques Rousseau etwa gibt ein Fünftel seiner Schwächen und Vergehen rückhaltlos zu, um das übrigbleibende Vierfünftel sorgsamst zu vergraben.

Millicent Sutherland hat durch ihr Buch die eigenen Angehörigen wie die der drei Gatten schwer geärgert, und sie kann die Entschuldigung einer

*) 1. Millicent Sutherland. That fool of a woman. G. P. Putnam's Sons, London-New York 1925. 2. Eric Horne. What the Butler winked at. P. Werner Lauric Ltd., London 1923.

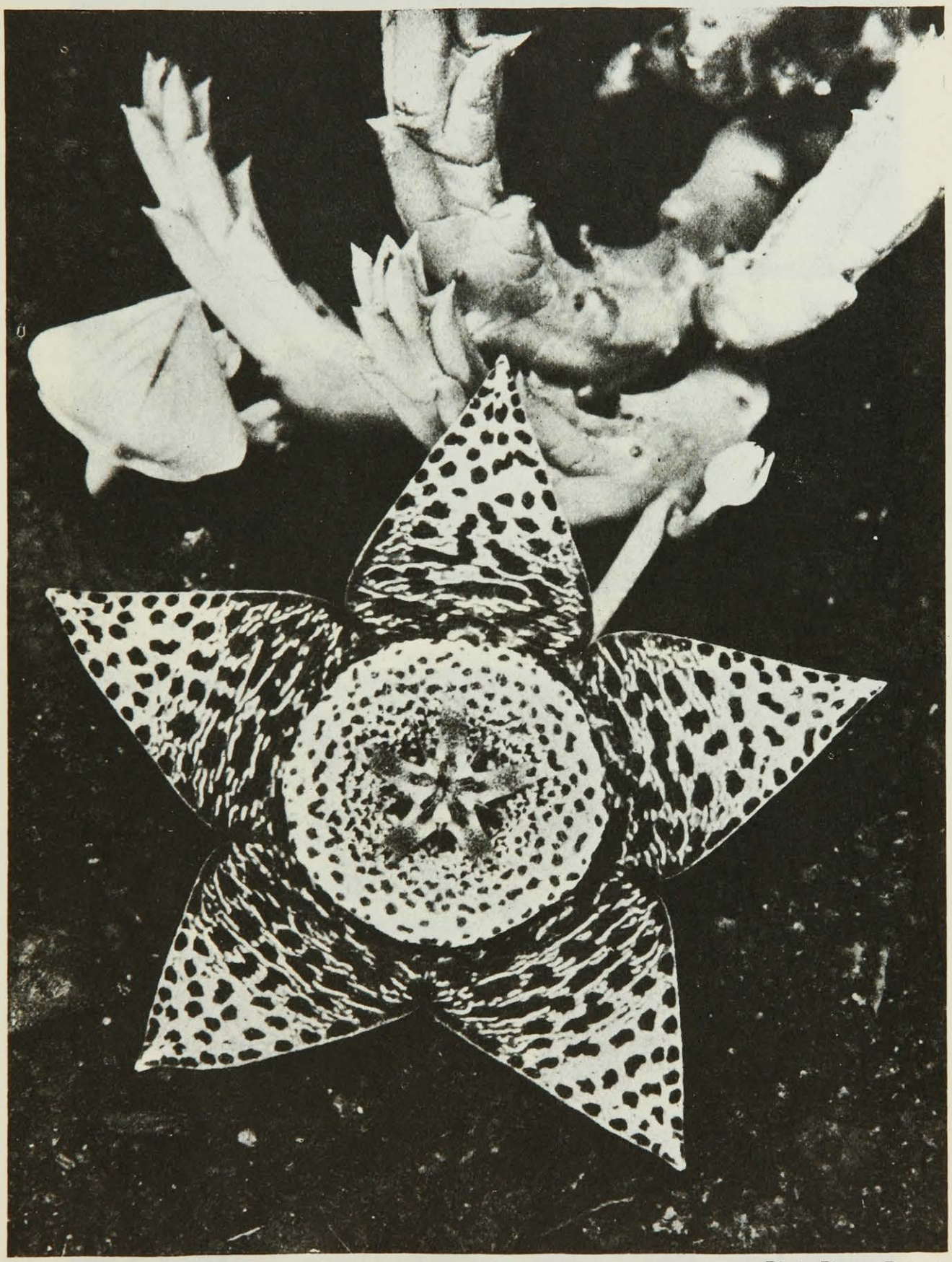


Photo Renger-Patzsch

Blütenstern der Stapelia grandiflora

Zander & Labisch, Berlin

Maria Orska als Josephine

Zander & Labisch, Berlin

Käte Dorsch als Königin Luise

starken Begabung nicht vorbringen. Sie schreibt fließend, doch ergeht sich auf den Seiten jenes Reizlose, das literarische Aneignungsvermögen des strebsamen Dilettanten. Trotzdem finde ich es entschieden interessant, nachzulesen, wie eine Frau, der alle Glücksgüter in seltenem Maß mitgegeben wurden, jetzt am nahenden Ausgang der, kraft ihrer Schönheit langausgedehnten, Blütezeit ihr Leben beurteilt.

Das Buch beginnt mit dem Tod des Herzogs. Das berühmte Schloß am Meer, Dunrobin Castle, ist in Trauer gehüllt, die Pfeifer umziehen es, von weitem hört man ihre Totenklage um den verstorbenen Gebieter der unabsehbaren schottischen Herrschaft. Der schöne Freddy stand auch bei Lebzeiten des Gemahls der Millicent Sutherland nah, als der Weltkrieg ausbrach und sie entflammte, heiratet sie ihn, denn der Geliebte soll und wird sich als Held bewähren. Statt dessen tritt noch krasser als in Friedenszeiten seine Jämmerlichkeit hervor. So will s i e wenigstens die heroische Forderung des Tages erfüllen, ein Feldlazarett wird von ihr hergerichtet und geleitet. Vermutlich gelang das ihr leichter, als anderen es gelungen wäre, vermutlich hat sie mit den Worten recht . . . „durch den Instinkt des Blutes sei sie befähigt, auf dem Schachbrett des Lebens die Steine zu bewegen, und sie habe durch Erfahrung gelernt, in schwierigen Augenblicken äußere Gelassenheit zu wahren". Wir deutschen Leser wollen auch anerkennen, daß kein unfreundliches Wort über die Feinde vorkommt, und ich erinnere mich, daß sie damals in einer englischen Zeitung Anerkennendes, ja, Herzliches über ihre deutschen Verwundeten schrieb. Der Krieg dauerte sehr, sehr lange, allmählich ist sie anscheinend des Lazarettdienstes überdrüssig geworden. Sie beschwert sich über die unvorteilhaft von den Umgangsformen der französischen Behörden abstechende Unliebenswürdigkeit der englischen Militärverwaltung. Deutsche werden diesen englischen Herren Verständnis entgegenbringen, eine Lazarettvorsteherin, die von Zeit zu Zeit in ihrem Auto mit ihrem Chauffeur und ihrer Jungfer nach Paris zur Ausspannung fahren mußte, deren wachsende Neigung zum dritten Gemahl sie mehr und mehr in Anspruch nahm, wäre auch von unserer Kriegsleitung nicht gewürdigt worden.

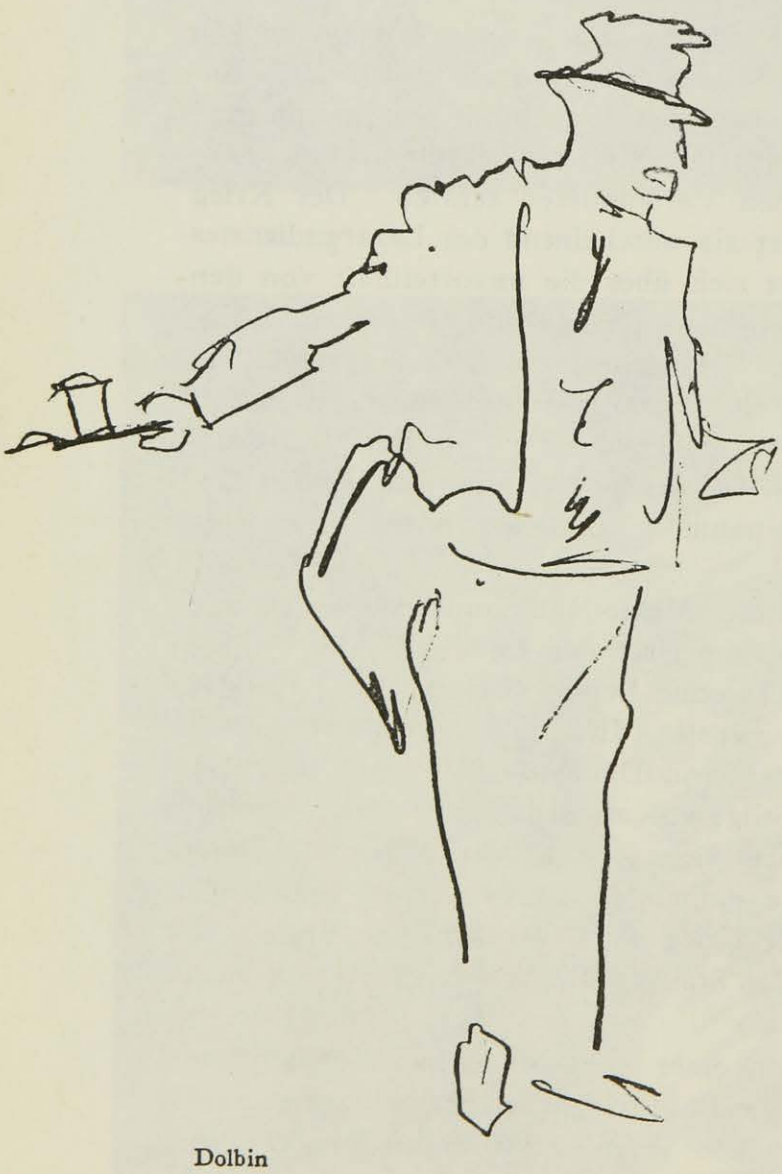
Manchmal erholte sie sich in Londoner Music-Halls und Nachtklubs, und der aus diesen Seiten hervorgehende Gegensatz des Londoner und Pariser Lebens während der Weltkrisis ist nicht ohne Belang, ist manchmal für das eine, manchmal für das andere Land günstig. In London wurde frenetisch getanzt, die Damen trugen ihre Perlen und Diamanten — nicht in Paris, die Französin hat ein zuverlässiges Stilgefühl an den Tag gelegt. Obwohl die ehemalige Herzogin, wie ich höre, sich jetzt in der Nähe von Paris niedergelassen hat, berichtet sie eine damalige, für Franzosen kränkende Bemerkung. Ein Engländer sagt: „Der Krieg wird vor Januar zu Ende sein, länger halten die Franzosen nicht bei der Stange." Sie erwidert: „Wir werden sie dazu zwingen."

Ihr Selbstbildnis ist überhaupt von einer ungewöhnlichen Indiskretion. Sie will endgültig auf „heiße, verwegen aufdringliche Schmeicheleien, auf bedenkliche, sinnenaufstachelnde Erlebnisse verzichten". Sie selber erzählt,

daß sie, nicht lange nachdem ihr ältester Sohn im Krieg gefallen, in einem Pariser Lokal mit einem glühenden, jungen Bewunderer tanzt, sie selber erzählt, daß sie auf der letzten Hochzeitsreise übermüdet, entnervt, versehentlich neuen Champagner zu trinken bekam und durch ihren „schwankenden Gang" peinliches Aufsehen erregte.

Solches Ausplaudern wird man begreiflicherweise taktlos finden, und einige Leser werden sich wundern. Aber nur Außenstehende, wie die gewiß treffliche Courths-Mahler, halten körperliche und seelische Vornehmheit für unweigerliche Begleiterscheinungen aristokratischer Geburt. Diese kostbaren Güter sind in diesen Kreisen bloß häufiger als in anderen vertreten, wer mehr erwartet, ist nicht im Bild.

Trotzdem ist die Verfasserin keineswegs unsympathisch; sie lobt sich nie, in England und Schottland weiß man jedoch von der echt sozialen Gesinnung, die sie in den Tagen des Glanzes an den Tag legte, und man hat sie ehrlich gemocht. Auf ihren, wie sie selber sagt: „sehr schwachen Charakter" wirkte jedoch die von Schmeicheleien und Huldigungen getränkte Luft vermutlich wenig günstig.



Dolbin

Als sie auf eigenen Füßen stand, hat sie ihre Karten bemerkenswert unklug ausgespielt, denn auch die letzte Ehe mit einem eigenartig fesselnden Mann brachte ihr kein Glück. „Er vergötterte sie, er liebte sie nicht." Erfahrene werden die Ursache zwischen den Zeilen lesen.

Im Grunde hat sie recht, wenn sie sich „eine Törin" nennt.

Der Titel des anderen Buches: „Worüber der Butler zwinkerte" stammt gewiß vom Verleger, nicht vom Verfasser. Denn Eric Horne zwinkert leider nie (wie unterhaltend hätte ein Franzose es getan!). Er erzählt sein Leben gelassen und wahrheitsgetreu, schreibt unorthographisch, aber nicht schlecht. Ein typischer Engländer, mit seiner Sportliebe, seiner Achtung vor der Kirche wie für einen kostspieligen, wohlgeregelten Haushalt. Bedauerlicherweise macht er sich nichts aus seinem Beruf, ist zufällig in die Laufbahn geraten, so betont er gern, gewiß nicht grundlos, jedoch tendenziös verallgemeinernd die kaltherzige Rücksichtslosigkeit der

Herrschaften, die unweigerliche Benachteiligung der dienenden Klasse. Dabei geht aus seinem eigenen Bericht hervor, daß er meistenteils recht guten Herren diente, wie er ihrer auch mit Anhänglichkeit gedenkt.

Loulou Albert-Lazard

Von seinem uns ungewohnten Sehwinkel aus erblicken wir das reiche und aristokratische Vorkriegsengland. So etwa das Leben in dem einen alten, mit Graben und Zugbrücken umgebenen Schloß. Fünfundzwanzig Dienstboten im Haus, im Dienereßzimmer durfte bei den Mahlzeiten die untere Schicht kein Wort reden, bis die Honoratioren — Butler, Haushälterin, Jungfer etc. — sich in das Verwalterzimmer zu Wein und herrschaftlichem Nachtisch zurückgezogen hatten. Das Bier für die untere Dienerschaft wurde im Schloß gebraut, aus Hörnern getrunken, von wappengeschmückten Zinntellern wurde gegessen. Ehe sich bei Tisch die Honoratioren verzogen, erhob sich immer der zweite Butler mit dem Trinkhorn in der Hand, schlug zweimal auf den Tisch, gab den Trinkspruch: „My Lord und My Lady", worauf alle im Chor antworteten: „von Herzen gern". Betrat Horne morgens den Diener eßsaal, fragte ihn der erste der die Dienerschaft bedienenden Angestellten, ob er Kaffee oder Tee, Roastbeef oder Kalbfleisch wünsche, und brachte es ihm. Allmonatlich gab die Dienerschaft einen Ball; waren die jungen Söhne des Earl während der Oxfordferien zu Hause, nahmen sie oft am Tanzen teil, aber nur, nachdem sie angeklopft und um Erlaubnis gebeten hatten. Die Dienstmädchen fürchteten die allmächtige, in schwarze Seide gekleidete, mit großer Goldbrosche geschmückte Haushälterin mehr als My Lady, und die Diener sagten „Sir" zum Butler. Die Livree war scharlachrot mit breiter silberner Tresse, weiße Strümpfe, silberne Schuhschnallen, dazu gepudertes Haar.

Das war noch die Zeit, in der, wie er es schildert, im vornehmen Belgrave Square zwei sechs Fuß hohe Livreediener hinten vom Wagen herunterstiegen, am Portal die zwei Klopfer mit sorgsam eingeübter Gleichmäßigkeit anschlugen, zum Wagen zurückschritten, den Schlag herabließen, den Damen beim Aussteigen halfen. Mit Widerwillen gedenkt er der folgenden unwürdigen Zustände, der rasenden, übelriechenden Autos.

Als Kammerdiener lernte er eine große Anzahl der verschiedensten Landgüter kennen. Eines derselben war seit dem siebzehnten Jahrhundert kaum verändert worden, brauchte ihn sein Herr, schmetterte er aus seinem Fenster über den Hof ins Jagdhorn. Ein anderer Herr war so wahnsinnig heftig, fluchte so entsetzenerregend, daß Hornes Vorgänger (sie erhielten,

damals!, 100 £ jährlich) es bisher nie mehr als zwei Monate ausgehalten hatten. Horne blieb über zwei Jahre, setzte es aber durch, daß sein Herr ihm nicht vor anderen Flüche an den Kopf warf. „Sind wir allein, ist es mir ganz egal, was der gnädige Herr sagt, das läuft mir wie Wasser von einer Ente herunter, wenn aber der gnädige Herr mich noch einmal am Bahnhof anfluchen, gehe ich auf der Stelle." Im Grunde mochte er jedoch den Herrn, denn der Haushalt wurde vorzüglich, ohne Kleinlichkeit geführt und er war „a good sport" — hohes englisches Lob!

Beschwert Horne sich auch oft über die Anmaßung der regierenden Kaste, nur in diesen Kreisen fühlte er sich wohl. Als er einmal mit Spießern vorliebnehmen mußte, empfand er es als unverdiente Härte für jemanden, „der sich immer nur in der besten Gesellschaft bewegt hätte".

Die Jetztzeit ist ihm ein Greuel. Gern würde er seine hochklassigen Fähigkeiten noch weiterhin ausnützen, aber wo findet man, klagt er bitter, noch „wahrhaft herrschaftliche Häuser? Mit Hausmädchen begnügen sich die meisten!!!"

Auch die Vergangenheit der Millicent Sutherland mag sich schwerlich wiederholen. Noch lange wird es englische Herzoginnen geben, unaufhaltsam verbröckelt jedoch deren Glanz und Glorie, deren Einfluß und Stellung.

Der Höhepunkt des Typus Duchess und Butler ist überschritten.

DREI GEDICHTE

von

GERDA VON BELOW

*

I. DIE KETTE

Wer sich die Freude kauft am Saum der Städte:
Den Tisch, das Bier — die Blumen — — die Musik . . .,
Steht in der Atempause einer Kette,
Gespannt an die Gesetze der Fabrik.

Sie lockert schläfrig ihre starren Glieder;
Schon morgen holt sie dröhnend wieder aus
Und zieht das Herz, das ein paar Gassenlieder
Für Liebe nahm, gewaltig in ihr Haus.

Sie hetzt und treibt es über tausend Räder,
Gestückten Raumes und gebroch'ner Zeit —
Und saugt und schlürft aus siechendem Geäder
Den süßen Tropfen: Mensch und Ewigkeit.

II. VAMPIR

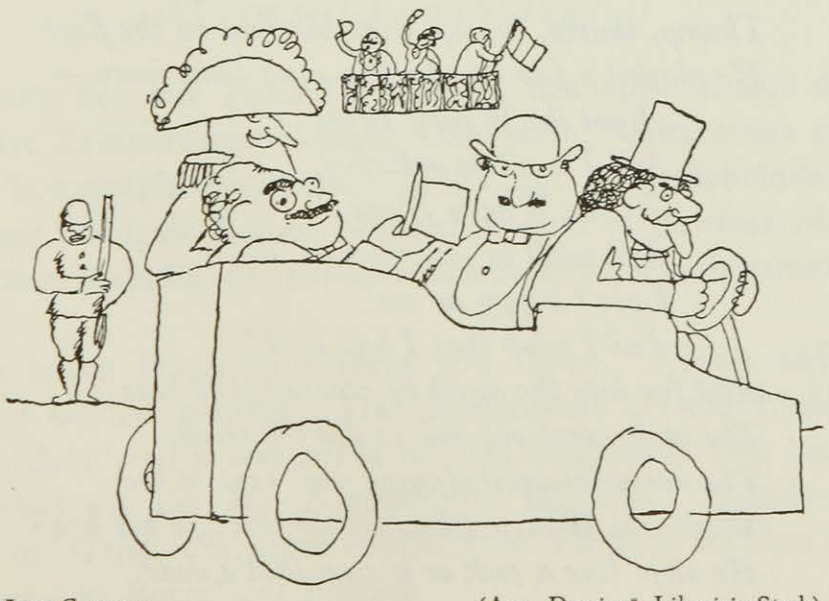
Ich lebe von Deinen verdunkelten Regungen,
Zehre von Deinen geheimsten Bewegungen,
Schwinge im Schatten der gleitenden Lider,
Bebe im Zorn der verlangenden Glieder,

Stürze mich heiß in die einsame Liebesgebärde,
Schlürfe die Ströme der fleischgewordenen Erde,
Jage die staubentbundene Seele im Traume — — —
Und stehe endlich nackt mit Dir im ewigen Raume!

III. DER MÖRDER

Saugend — — schlossen die Finger, wie Siegel
Um klopfenden Hauch — — —
Denn er wollte die Seele . .
Er pflückte den Puls aus der seidigen Kehle — —
Das letzte Geheimnis,
Das . . . aus dem Spiegel
Des Blick's — — —
Von den Räuschen der Nacht schon Gelöste . . .
Das, was er nirgends im Fleische besaß.

Müde der Lust, die ihn täglich verweste,
Wurde er wahrhaft und wagte das Größte:
TEILTE die Frau
In den Gott — —
— — — und das Aas.



Jean Cocteau (Aus „Dessins", Librairie Stock)

NIGGER-SONGS

THE WEARY BLUES

by

LANGSTON HUGHES

Droning a drowsy syncopated tune,
Rocking back and forth to a mellow croon,
I heard a Negro play.
Down on Lenox Avenue the other night
By the pale dull pallor of an old gas light
He did a lazy sway . . .
He did a lazy sway . . .
To the tune o' those Weary Blues.
With his ebony hands on each ivory key
He made that poor piano moan with melody.
O Blues!
Swaying to and fro on his rickety stool
He played that sad raggy tune like a musical fool.
Sweet Blues!
Coming from a black man's soul.
O Blues!
In a deep song voice with a melancholy tone
I heard that Negro sing, that old piano moan —
„Ain't got nobody in all this world,
Ain't got nobody but ma self.
I's gwine to quit ma frownin'
And put ma troubles on the shelf."
Thump, thump, thump, went his foot on the floor.
He played a few chords then sang some more —
„I got the Weary Blues
And I can't be satisfied.
Got the Weary Blues
And can't be satisfied —
I ain'l happy no mo'
And I wish that I had died."
And far into the night he crooned that tune.
The stars went out and so did the moon.
The singer stopped playing and went to bed
While the Weary Blues echoed through his head.
He slept like a rock or a man that's dead.

(Eingesandt von Maria Leitner.)

SHE OF THE DANCING FEET SING

by

COUNTÉE CULLEN

And what would I do in heaven, pray,
Me with my dancing feet,
And limbs like apple boughs that sway
When the gusty rain winds beat?

And how would I thrive in a perfect place
Where dancing would be sin,
With not a man to love my face,
Nor arm to hold me in?

The seraphs and the cherubim
Would be too proud to bend
To sing the faery tunes that brim
My heart from end to end.

The wistful angels down in hell
Will smile to see my face,
And understand, because they fell
From that all-perfect place.

Adolphe Dehn

WEGE ZUM FLIRT

Von

URSULA v. ZEDLITZ

Der Flirt, der nur Episoden schafft, beansprucht auf dem Friedhof der Erinnerungen keinen Denkstein. Höchstens einen snapshot ins Photographien-Album. Möglichst eine lächelnde Grimasse oder ein paar kniefreie Beine. Manchmal sind es gewisse Blumen oder eine besondere Melodie, die graziös Gewesenes heraufbeschwören. Aber nie mehr.

Flirt ist keine Diminutionsform von Liebe. Nichts auf der Welt hätten diese beiden gemein. Das Sprichwort „Viele Liebhaber verderben den Brei" trifft hier nicht zu. Im Gegenteil. Die Liebe verhält sich zum Flirt wie der Box-Kampf zum Jiu-Jitsu. Stundenlang mensendieckt der Geist, um seine erotisierten Phrasen zu drechseln. Man trainiert, um „in Form" zu bleiben.

Der Liebende weiß gewöhnlich wenig vom Flirt, aber der Flirtende muß sehr viel von der Liebe wissen. Nicht auf Gefühl, sondern auf Einfälle kommt es an. Er muß Variationen erfinden, Situationen schaffen, Spannungen konstruieren und dabei unbeteiligt bleiben. Es wird übrigens immer schwieriger. Seitdem der Kuß auf der Nachhausefahrt im Auto obligatorisch geworden ist, ist auch diese Nuance fortgefallen.

I.

Der übliche Weg erwächst aus Stimmungen, die man kitschig nennt, weil sie Allgemeingut sind.

Parkettspiegel und Lichterglanz. Parfüm und Niggerband-Aroma. Die Seidenbeine sind alle gleichmäßig ausdruckslos. Und die Gesichter stecken alle in der unvermeidlichen kosmetischen Uniform: getuschte Wimpern und getuschte Lippen, die immer bereit sind zu konventionellem Lächeln, und Augen, die sich ständig in höflicher Frage weiten.

Nur der Mann in der Ecke hat hungrige Blicke, die mit der kühlen Glasur seines Frackhemdes auffallend kontrastieren. Wartet er? Er starrt. Lauernd — gespannt? Wer weiß das! Eine Frau geht vorüber. Die Frau. —

Das Lauernde, Gespannte verdichtet sich, erzeugt Hitze und Unbehagen in diesem Mann, der nicht darauf vorbereitet ist. Macht es der helle Rücken, daß er Gefühle bekommt, gegen die er wehrlos ist — ist es der rosa Mund, der ihn trotz Maquillage an eine caprilesische Kakteenblüte erinnert? Wer weiß das. Er starrt. Die gesteigerte Empfindung magnetisiert seinen Blick, macht ihn hypnotisch.

Sie wendet den Kopf und lächelt.

Die Welle seiner Wünsche projiziert sekundenlang Entgegenkommen auf diesem Antlitz. Sie lächelt einladend und zugleich hochmütig, ein bißchen schadenfroh, ein bißchen frech mit niederträchtiger Unverbindlichkeit.

Kontakt funkt auf.

Vielleicht entflammt ihn diese Sekunde. Dann steht er auf, geht ihr nach, spricht sie an oder schickt ihr Blumen — tut jedenfalls etwas Ueberflüssiges und Charmantes.

Oder die Sekunde entspannt ihn — dann ißt er in Ruhe seine Austern auf, sieht ihr behaglich nach und entdeckt plötzlich, daß sie unmögliche Fußgelenke hat. —

II.

Schwerer hat es der Gründliche. Vor lauter Ernstnehmen der Dinge wird er niemals ernst genommen. Er geht zu unkompliziert vor, um zu interessieren. Nie kommt die Frau dazu, sich irritiert zu fragen: „Was

Slg. Paul Guilleaume

Junges Mädchen

Slg. Paul Guilleaume

Landschaft

will er eigentlich von mir?" Da ihm die Gabe der Konversation versagt blieb, bekennt er fortwährend sein Innerstes. Immer liegt ihm daran, Klarheiten zu schaffen, Klarheiten, die keineswegs ausschlaggebend genug sind, um sie vor dem gegebenen Moment aufzudecken. Er fühlt sich verpflichtet, der Dame, für die sein Blut kocht, gleich bei der Suppe (er ißt immer Suppe, niemals Horsd'oeuvres) mitzuteilen, daß er „maßlos erotisch" sei — ein Faktum, das im Zusammenhang mit der Suppe den erhofften Eindruck immer verfehlt. — So kommt er in den Ruf, niemals ein Verhältnis zu haben, bestenfalls ein Verhalten . . —

Der Flirt ist ihm nicht der Beginn einer tieferen Affäre (wie man bei seiner Gründlichkeit annehmen könnte), sondern umgekehrt. Er muß sich erst durch eine Oper von Gefühlen durcharbeiten, bis er diese leichteste, unverbindlichste und zuweilen reizvollste Melodie findet.

Zunächst konstruiert er sich aus prinzipiellen Empfindungen ein dauerhaftes Gerüst, schwingt sich dann auf der Schaukel einer ganz speziellen Verliebtheit so hoch hinauf, daß er den Himmel (nach Manier Verliebter) erreicht zu haben glaubt — bis er sich überschlägt und in vermindertem Tempo wieder in Erdnähe des lächelnden Geschöpfs gerät, das ihn aus Uebermut auf diese Schaukel hetzte, aber zum Mitmachen aus Furcht vor Schwindelanfällen keine Lust verspürte.

Durch diese Anstrengung seines einsamen Himmelanfliegens verliert er das Pathos und die Schwerfälligkeit der Empfindung. Die hinderliche Begeisterung verflackert.

Uebrig bleibt eine interessante, verglimmende Glut, die die Bewunderte mehr anzieht als die unmodernen Flammen seiner großen und gründlichen Neigung. —

III.

Der Mann, von dem man sagt, „er liebt die Frauen", liebt nie. Er kann gar nicht lieben. Aber um so versierter ist er auf dem Gebiet des Flirts.

Er nimmt immer, weil er nie benommen ist. Er kann es sich leisten, der Frau, die ihm gefällt, dies unaufhörlich zu bestätigen — weil sie ihm nur gefällt.

Die Zahl seiner Wege ist Legion.

Er ist einfallsreich. Er fühlt sich ein. Aeußere Schwierigkeiten überwindet er, und innere existieren für ihn nicht, weil er immer unbeteiligt ist.

Er verbindet korrekte Manieren mit unkorrekten Absichten. — Gerade bei ihm ist es sehr schwer zu erkennen, daß er nur — Sport treibt. Daß er eine Kunst ausübt. Denn er hat alle Techniken des Liebenden übernommen — das Vokabular und die Ueberzeugtheit, das

gemütvolle Wort, das eine Unterhaltung oft persönlich macht, eine plötzliche Aufrichtigkeit und Weichheit der Stimme, die überrascht und blufft — und er sagt lieber eine romantische Lüge als eine unliebenswürdige Wahrheit. Die Anwendung dieser Mittel wird genau von seinem Bewußtsein kontrolliert.

Findet er eine Partnerin, die ihm an Routine gewachsen ist, so entsteht die sublimierteste und kunstvollste Spielart des Flirts: das Spiel mit dem Ernst. —

Wege zum Flirt — es gibt tausend und keinen. Zuweilen ist der geradeste Weg — der Umweg! —

Ottomar Starke

MODIGLIANI

Von

FLORENT FELS

Tag für Tag geht man in die kleine Kneipe an der Ecke, um sein bescheidenes Mittagbrot zu essen, und das geht monatelang so fort, ohne daß man den kleinen Alten in der Ecke bemerkt, der da ein Hörnchen in seinen Milchkaffee stippt und den anderen Gast gerührten Auges beobachtet. Manchmal, weil er sich in Voraussicht des schönen Wetters zum Ausgehen ein niedliches kleines Mädchen mit Blumen im Gürtel mitgebracht hat, oder einfach, weil aus seinem Gesicht jene Jugend spricht, die in jedem Alter kommt und das Leben wieder schätzenswert macht.

Ich habe eines Tages einen Menschen getroffen, dessen Gesicht das reinste Glück ausstrahlte.

Das war auf dem Pont Neuf, wo Heinrich IV. das Gedächtnis eines frommen Königtums und einer Bildhauerkunst von geringster Einbildungskraft verewigt. Da saß auf einer kleinen Steinbank in der Nähe der Statue ein Mann, der las, und sein Gesichtsausdruck war der der reinsten Freude. Er sah aus wie ein alter Arbeiter in seinen Sonntagskleidern. Ich ging an ihn heran und warf einen Blick über seine Schultern. Er las das „Journal Officiel". Ich werde nie sein Gesicht vergessen, und eines Tages habe ich ihn auf einem seiner Bilder erkannt. Es war der gute Henry Rousseau.

*

Als ich Modigliani zum ersten Male sah, bildete er eine Diagonale zwischen dem Fußboden und der Bar, an die er sich lehnte. Zu jener Zeit traf man in der Rotunde, die damals noch ein ganz kleines Café war, Picasso, Derain und den Hund Kislings.

Modigliani fixierte mit einem königlichen Blick die Menge der entsetzten Gäste. Er sprach nicht, er lärmte nicht; er thronte nonchalant da, wie ein Fürst, der sich die Ovationen seiner Vasallen gefallen läßt.

Niemals und nirgends blieb er unbemerkt. Ich habe ihn nie lachen sehen. Er war dramatisch, mit diesem obstinaten Blick, wie ihn Liebhaber vor einer sich verweigernden Geliebten haben. Wir wußten es, diese Geliebte war die Kunst, die Kunst großgeschrieben. Es gehörte Mut dazu, denn es konnte ja auch sein, daß man sich den Ruhm eines Malerlehrlings erwarb. Ich versichere aber, daß er nichts fürchtete, nicht einmal, daß seine Farben mit der Zeit verderben könnten. Er liebte die Malerei egoistisch, seine Malerei . .

Ihr ordnete er alles unter, seinen Zorn und seine Freundschaften, in ihr ging sein Leben auf. Er, der von der Welt nichts erhalten hatte, er vermachte ihr ein unerschöpfliches Werk. Er war kein „Typ", er war ein großer Charakter. Wenn er dypsoman wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß ihm der Alkohol eine Erregung gab, die seine Kunst steigerte. Wer ihn auf dem Montmartre gekannt hat, erinnert sich seiner als eines mit Sorgfalt gekleideten, distinguierten und distanzierten Menschen. Er befaßte sich damals mit Bildhauerei, der einzigen Bildhauerei unserer Epoche, neben der von Derain, die überleben wird, unter all den Picasso- und Renoirfabrikanten, die den Stein zu rein dekorativen Zwecken malträtieren. Er stilisierte jene länglichen Gesichter, die in der Priesterhaftigkeit ihres Ausdrucks nirgends ihresgleichen haben, es sei denn in seinen eigenen Zeichnungen. Die Kunst Neuguineas mag ihn wohl beeinflußt haben, aber er selbst fügte sehr viel Scharm, sehr viel Verfeinerung hinzu, gab den Augen den Ausdruck sanftblickender Tiere und die ganze Liebenswürdigkeit abendländischer Kunst.

Ich weiß nicht mehr, wie wir uns kennengelernt hatten, aber ich glaube, in einer jener heißen Nächte, die der Maler Kisling so sehr liebt, der einzige unter uns, der ein geräumiges Atelier hatte.

Hier sollte Modigliani auch seine tragische Gefährtin kennenlernen. Sie war scheu und wie verloren unter uns und hatte sich zu Modiglianis Füßen hingekauert. Mit Blicken voller Bewunderung hing sie an ihm. Und als er im Morgengrauen ging, folgte sie ihm wortlos.

Als das große Elend über ihren Geliebten hereinbrach, als wir seinen plötzlichen Tod im Hospital der Charité vor ihr verheimlichten, da wußte sie, ohne daß ein Mensch es ihr gesagt hätte, daß ihr großer Freund nicht mehr war. Wenige Tage später hatte sie niederkommen sollen. In der Nacht stand sie auf und sprang aus dem Fenster, am andern Morgen fand man ihren Körper auf der Straße. Ihre Eltern verweigerten die Teilnahme an der Begräbniszeremonie einer Tochter, die ihrem Leben ein so unchristliches Ende bereitet hatte.

*

Die Hartnäckigkeit Modiglianis im Verfolgen seines Ideals wurde weder durch die Liebe abgeschwächt noch durch Versuchungen auf Grund der ästhetischen Theorien, die von 1907 (der Zeit des Kubismus) bis 1920, seinem Todesjahre — eitle Flaggen — geschwenkt wurden.

Von den Frauen hatte er eine engelhafte Auffassung und wußte ihnen in ihren sündigen Attitüden jene Heiterkeit zu geben, die die Italiener des Quatrocento selbst den schlimmsten biblischen Sünderinnen gewährten.

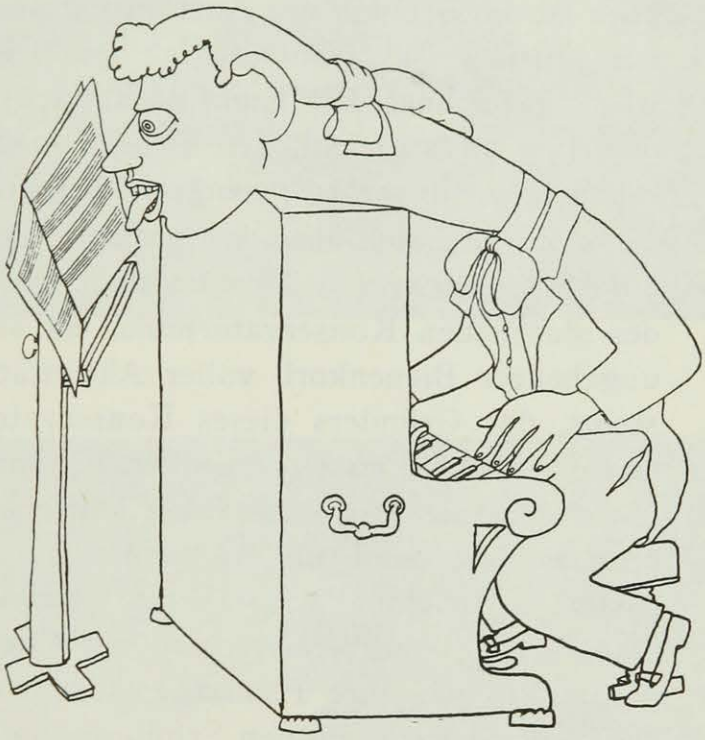
Sie scheinen ihm allen Luxus des Lebens und ihre Körper die einzigen Wonnen, die ihm gewährt waren, dargestellt zu haben. Sein Bedarf an Frauen war ungeheuer. „Modigliani hat sich über mich nie zu beklagen brauchen", sagte einmal der Kunsthändler C. zu mir. „Er hat in meinen Räumen gearbeitet. Er bekam ein gutes Mittagessen, eine Flasche Kognak und jeden Tag ein neues Modell."

Aber unter den Berufsmodellen zog Modigliani jene Frau vor, die er in Restaurants, in der Rotunde traf, wie jene Madame Hast . . ., mit der er ein infernalisches Leben geführt hat, eine englische Hexe, besessen von Theosophie und Spirituosen, von Mittag an betrunken, immer auf dem Bummel mit Taugenichtsen, und die von Modi mit den feierlichernst gesprochenen Worten: „Madame, Sie sind eine große Hure", begrüßt wurde.

*

Er ist einer jener Repräsentanten der Pariser Schule, denen der Himmel, das Klima und selbst die Erde der Ile de France plötzlich eine unerwartete Reife gebracht haben. Wäre er in dem Lande mit der einstigen, aber längst entschwundenen Zivilisation, in seinem geliebten

nach dem Westen hätte streifen müssen. Ich war nur für drei Wochen, und zwar nur für Leningrad und Moskau, eingeladen. Der tiefe Unterschied zwischen diesen beiden Städten macht sich auf jedem Gebiet deutlich fühlbar. Leningrad! Die alte Hauptstadt, die mit alten, bunten Palästen längs der Kanäle und der verschiedenen Arme der Newa ihre Traurigkeit ausströmt. Heute ist es eine schweigende Stadt, aber Wiege der Revolution, die Stadt des Anstoßes für diesen Elan, der den Widerstand des alten Regime gebrochen und die proletarische Diktatur aufgerichtet hat. Revolutionäre Stadt. Moskau, das asiatische! Junge Hauptstadt mit dem Donnerrollen der Stadt, die marschiert, dieses Zentrum aller Kräfte der Union, die vom Kreml ausstrahlen, wie die elektrischen Drähte einer Telephonzentrale, mit ihrer Agitation, mit ihrem ununterbrochenen Schauspiel von Aktivität, Konstruktion, unaufhaltsamer Entwicklung. Hier wird gebaut, fabriziert, instruiert, befestigt, man hat den Blick auf die Zukunft gerichtet, man befindet sich im Zentrum der Zellen und der Räderwerke. Es ist die Stadt der Administration. Der so verschiedene „Geist" dieser beiden Städte hat sich allem eingegraben, selbst der Musik.



Jean Cocteau

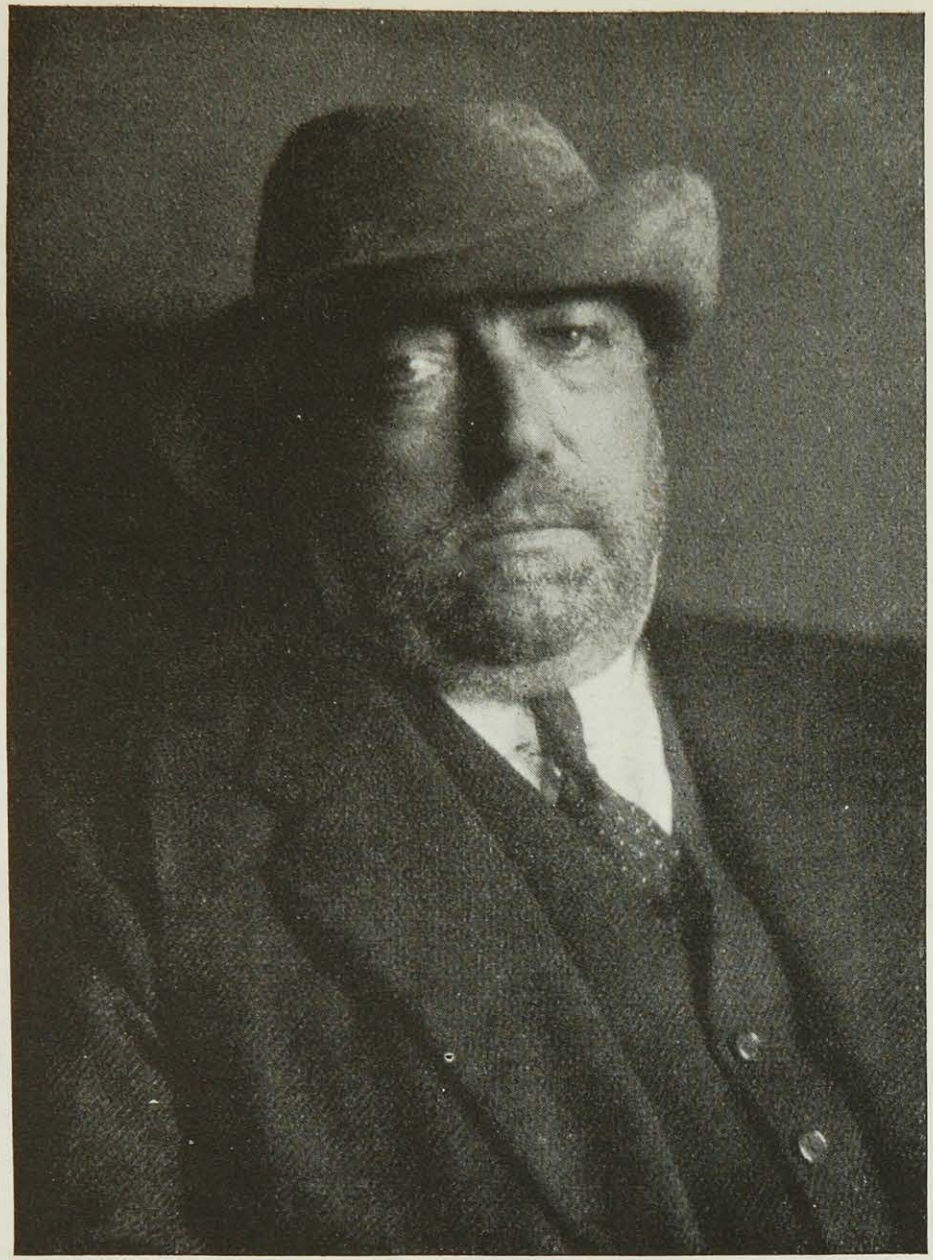
In Moskau herrscht die Theorie, die Technik. Alles wird kontrolliert, analysiert, in kleinste Partikel zerlegt. Jeder Akkord eines neuen Werkes wird Anlaß zu einer richtigen Sezierungsstudie. Die gesamte musikalische Jugend ist in diesem Geist der Analyse und der Theorie orientiert, der in einzelnen Fällen bis zu einem extremsten Maximum getrieben wurde. Abrahamoff preist die Anwendung der Sechzehntel-Töne und stützt seine Theorien durch eine vollkommene musik-physikalische Mathematik, die außerordentlich kompliziert ist. Auf Grund seiner vier Klaviere, die auf Achteltöne abgestimmt sind, und eines Harmoniums, das alle physikalischen Klangintervalle der Tonleiter angibt, hat er nichts Geringeres vor, als die ganze, bisher bestehende Musik durch Gleichungen einer harmonischen Algebra zu ersetzen, die an einer schwarzen Tafel mit Hilfe von Ziffern und Zahlenoperationen

bis ins Unendliche entwickelt werden kann. Abrahamoff will durch die Zerlegung der Oktave in 175 Teile und die Anwendung von Viertel-, Sechstel- und Achteltönen die Musik detemperieren. Das Ganze nennt er das „Universal-Ton-System" (U. T. S.).

Das Moskauer musikalische Leben wird weitgehend von der politischen Idee beherrscht*). Die jungen Leute, die begierig auf musikalische Neuigkeiten des Okzident sind, interessieren sich weit mehr für das soziale Milieu, dem die betreffenden jungen französischen Musiker entstammen, und die Frage, ob unsere Musik speziell für die Arbeiter geschrieben ist, als für die Natur unserer Arbeiten selbst. Auf dem Gebiet der Interpretation sind sie zu einem Orchester ohne Dirigenten gelangt. Hier ist die Technik der Ausführung auf ein Maximum getrieben. Jeder der Musiker ist verantwortlich und leistet sein Bestes. Das Resultat ist ausgezeichnet. Die Empfindsamkeit dieses Orchesters gestattet ihm, mit einer unvergleichlichen Vollkommenheit des Könnens, einem sicheren Solisten in seinen geringsten Rubatos zu folgen.

Wenn man sich über die Intensität der Musikkultur der Leningrader Jugend orientieren will, muß man Herrn Ossowski, den Subdirektor des staatlichen Konservatoriums, zu seinem Führer machen. Welch ungeheurer Bienenkorb voller Aktivität! Die große Tradition Rubinsteins, des Gründers dieses Konservatoriums, ist lebendig geblieben, und die Klavierklassen sind überfüllt von jungen, nervösen und eifrigen Virtuosen, die eine solide musikalische Ausbildung erhalten. Ebenso ausgezeichnet sind die anderen Klassen, die alle intensivste Arbeit leisten. Die Schüler haben ihren Klub, ihre Zeitung, sie besprechen die neuen Werke, sie befassen sich mit Chemie und Aviatik und verlangen nichts, als daß ihre Phantasie sich frei entwickeln darf. Zweimal wöchentlich wird von den Schülern eine Oper aufgeführt. Das eine Mal gegen Eintrittsgeld, das andere Mal ist die Vorstellung umsonst und für die Arbeiter und die Syndikate reserviert. So habe ich den „Jahrmarkt von Sorotchinska" von Mussorgsky gesehen. Die Schüler der Gesangsklassen übernehmen die Solisten- und Chorrollen. Das Orchester ist aus Schülern der Instrumentalklassen zusammengesetzt. Der Dirigent ist ein junger Komponist, der Intendant ein Schüler der Opernklassen. Sie machen selbst Ausstattungen und Kostüme. Welche Frische! Welche Leidenschaft und welche Jugend in diesen Aufführungen! Unter den Komponisten herrscht eine ausgesprochene Renaissance

*) Ich spreche selbstverständlich nur von den Musikern der auf die Revolution gefolgten Generation, von den gegenwärtigen Schülern des Konservatoriums. Die Komponisten, die die Proben ihres Könnens schon vor der Revolution abgelegt hatten, haben ihr Werk außerhalb aller politischen Ideen fortgesetzt, wie Roslaktz, Feinberg, Krein, Wiprik etc.



Paul Poiret. Der Pariser Modenkönig

Fox Photo

Der 69jährige Baden-Powells, der Schöpfer der Pfadfinderbewegung, in Indianertracht

Photo Ant. Wildt, Prag

Gräfin Wera Tolstoi

Photo Karl Schenker, Berlin

Gräfin Dolly Rödern

Photo Bonney

Der Bildhauer André Vigneau bei der Arbeit an seinen Modeplastiken

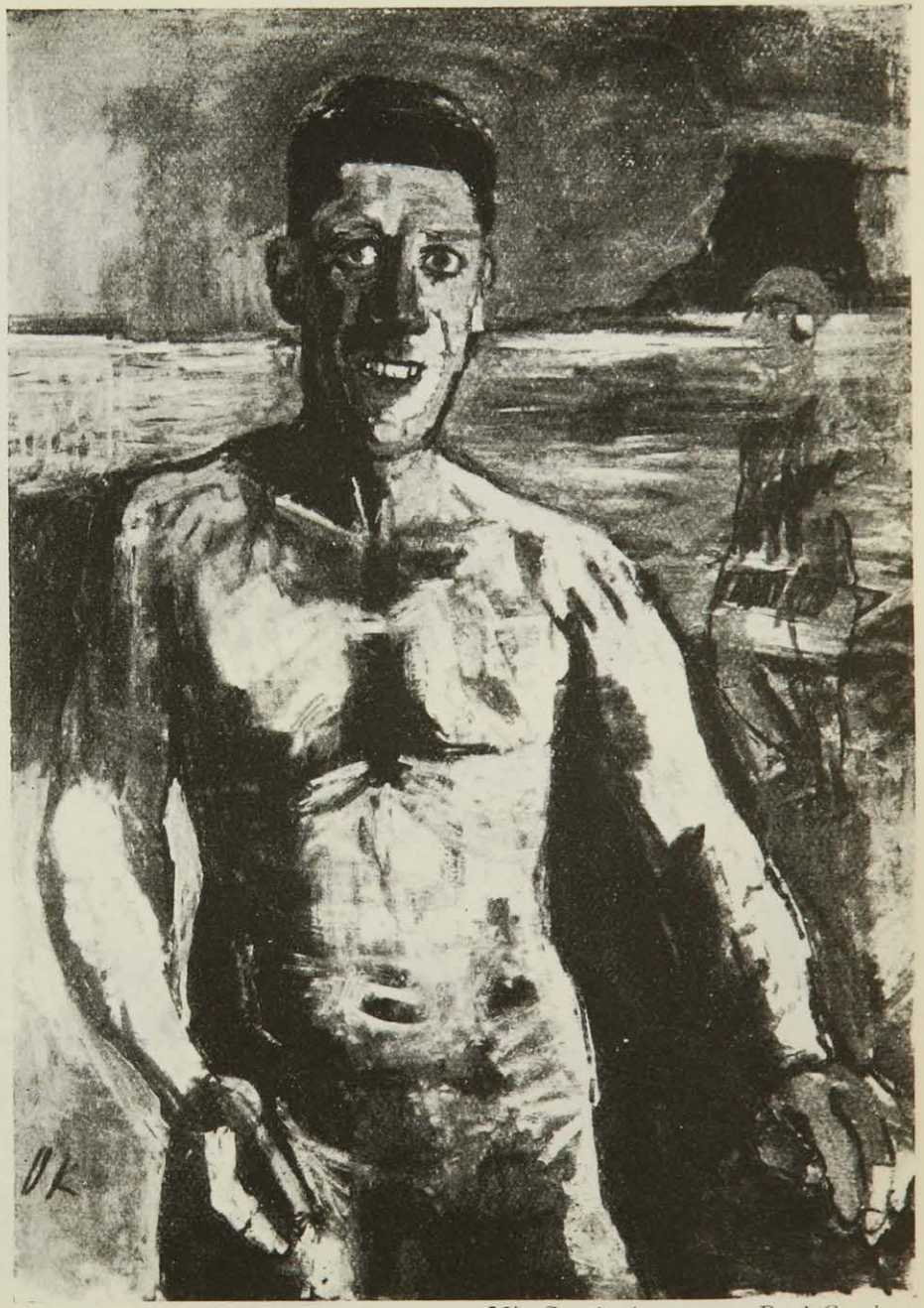
Golfszene. Vom Golfplatz des Monte-Carlo-Clubs auf dem Mont Agel

Graphic Photo Union

Florenz, Uffizien

Diego Velasquez

Aus A. L. Mayer, Velasquez (Propyläen-Verlag)



Mit Genehmigung von Paul Cassirer

Oskar Kokoschka. 1925

Als „Himself" auf der Dresdener Internationalen Kunstausstellung

in Leningrad. Die Bewunderung dieser jungen Schule für Prokofieff hat die letzten Reste Scriabinismus hinweggefegt. Der Einfluß Prokofieffs ist wesentlich. Ich habe in Leningrad seine Oper „Die Liebe zu den drei Orangen" gehört und konnte feststellen, daß sein berühmter „Marsch" dort geradezu populär geworden ist und sehr bald Bestandteil einer neuen Folklore werden wird. Leningrad hat in Igor Glebov einen ausgezeichneten Inspirator, der ein vorzüglich instruierter Musikwissenschaftler und allen neuen Ideen zugängig ist. Um ihn scharen sich die jungen Komponisten, die das lebendigste Element der Sowjetmusik darstellen. Sie sind sehr gut bekannt mit der jungen, französischen Schule, mit den Werken von Strawinsky und sind erschüttert durch die Jazz-Musik, deren Reichtum sie nicht ahnten und die ihnen durch Jean Wiéner, der mich auf dieser Reise begleitete, offenbart wurde. Kritiker wie Glebov, Pianisten wie Tamiensky, Druskin, Komponisten wie Dechevoff, Popoff, Riasanoff, Schillinger, Tiulin, ein Dirigent wie Dranichnikoff garantieren die Vitalität der russischen Musik von morgen. Musiker wie Tiulin oder Dechevoff haben eine Einfachheit, die ebenso vorsintflutlich wie neu anmutet. Ich habe ein De Profundis von Tiulin gehört, eine Art langen Rag-Time für Piano, lebhaft und rückhaltlos geschrieben, bar aller Romantik, klar und eindringlich. Dechevoff scheint mir ganz besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Sein Werk ist belebt vom Geiste der Revolution. In seinem Ballett in vier Akten „Djebella", einem orientalischen Ballett, in welchem sich die arabische, die abendländische und die rote Zivilisation bekämpfen, ist die gesamte von der Revolution geborene Folklore, besonders in dem „Tanz des kommunistischen Matrosen" verwertet, der zu den besten Seiten seiner Partitur gehört.

Die Regierung ist an der Entwicklung der revolutionären Kunst aktiv beteiligt durch die Auswahl von Gegenständen, die sie bei ihren Bestellungen für die Staatsoper (wie es bei dem Ballett von Dechevoff der Fall war) den Komponisten vorschlägt. Die Regierung schickt die jungen Komponisten in die Provinzen, wie z. B. den Kaukasus, um Volksmelodien dort zu sammeln, wie sie den staatlichen Quartetts Instrumente von großem Wert anvertraut, die sie Museen oder Privatsammlungen entnimmt. So führt das Staatsquartett Stradivarius seinen Namen, weil es auf vier wertvollen Stradivariusgeigen spielt. Die Kunst-Propaganda in der Provinz ist ebenfalls ausgezeichnet von der Regierung unterstützt, die durch Berufsverbände die Entsendung von Orchestern in die wichtigsten Zentren des Landes erleichtert.

Es ist an der Zeit, dem westeuropäischen Publikum die Werke dieser jungen Schule bekannt zu geben, deren Wichtigkeit als erster mitgeteilt zu haben mir zur hohen Freude gereicht.

EINE CHINESISCHE GEISTERGESCHICHTE

Von
PAUL MORAND

One may talk about the evolution of the yellow race, of the Chinese Republic etc. . . But old Chinese Vamps remain the same, strongly believed in and still unhampered by up to date conveniences. The author has drawn the inspiration of this story from old Chinese folk-lore, through the works mostly of father Wieger, a Jesuit of the Catholic Mission of Sienshin.

Ich machte die Ueberfahrt zur See in Gesellschaft des Paters V., eines katholischen Missionars vom Franziskaner-Orden. Er war ein dicker Mann und seine Wangen immer so aufgeblasen, daß er aussah wie eine jener grotesken Figuren auf den Bildern der flämischen Primitiven, deren Tätigkeit allemal darin besteht, die Posaune zu blasen, während sich die Särge zum jüngsten Gericht öffnen. Er hatte lange — mindestens dreißig Jahre — in China, teils in Setschuan, teils in Yunnan, gelebt. Auf höheren Befehl war er jetzt für Jerusalem bestimmt worden, und er begab sich ans andere Ende der Welt, mit einer Ruhe, als ob es sich darum handle, von Paris nach Versailles zu fahren. Mit der Gleichgültigkeit eines Diplomaten, der von Jugend auf gewöhnt ist, stündlich seine Zelte abzubrechen, um sich nach den unmöglichsten Orten zu begeben, hatte er sich in wenigen Stunden ohne Bedauern von seiner Schule, seinem Altersheim und seinen chinesischen Bekannten verabschiedet. Und dabei war er ein guter Beamter, dieser Pater V., aber allerdings ein Beamter Gottes. Dreißig Jahre chinesischen Lebens waren an ihm vorübergegangen, ohne daß irgendwelcher exotischer Romantismus, irgendwelche Poesie des fernen Ostens auf ihn abgefärbt hätte. Er war von der Sonne gegerbt, trug stets einen Schirm aus schlechtem blauen Kattun, der schon okkergelb wie die Grabstatuetten der Tangdynastie geblichen war, und hatte im Aussehen ebensoviel von einem alten normannischen wie von einem alten chinesichen Bauern an sich. Das erklärt, daß er bei all seinem Apostelglauben an Gott die Existenz von übernatürlichen Dingen zugeben konnte, ohne sich damit zu seinem Glaubensbekenntnis und seinen abendländischen Ideen in den mindesten Widerspruch zu setzen. Diese beiden Zivilisationen hatten sich in ihm so gut übereinandergelagert, daß er von dem einen in den anderen hinüberglitt, ohne es auch nur zu merken. Trotzdem war ich sehr erstaunt über das, was er eines Abends erzählte, als wir über Backbord gelehnt die blutende tropische Sonne in einem schweren seidigen Wasser in parallelen Strahlen, in denen fliegende Fische aufblitzten, untergehen sahen. Ich

glaube mich zu erinnern, daß ich an jenem Tage so lächerlich war, diesem heiligen Manne, der mehr als dreißig Jahre hier gelebt, während ich mich kaum dreißig Tage da aufgehalten hatte, China erklären zu wollen. „China ist ein skeptisches, rationalistisches und ungläubiges Land, ein schwerer Stein, den kein Glaube zu bewegen vermag", sagte ich. „Unsere trockenen, die abhanden gekommene Seele suchenden Europäer sollten, statt von Asien eine Erneuerung zu erwarten, sich dem mysteriösen Indien zuwenden. Es gibt nichts in China, was an überirdische Mächte, an ein Jenseits glauben machen könnte."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Pater V.

Franz Graf Schaffgotsch

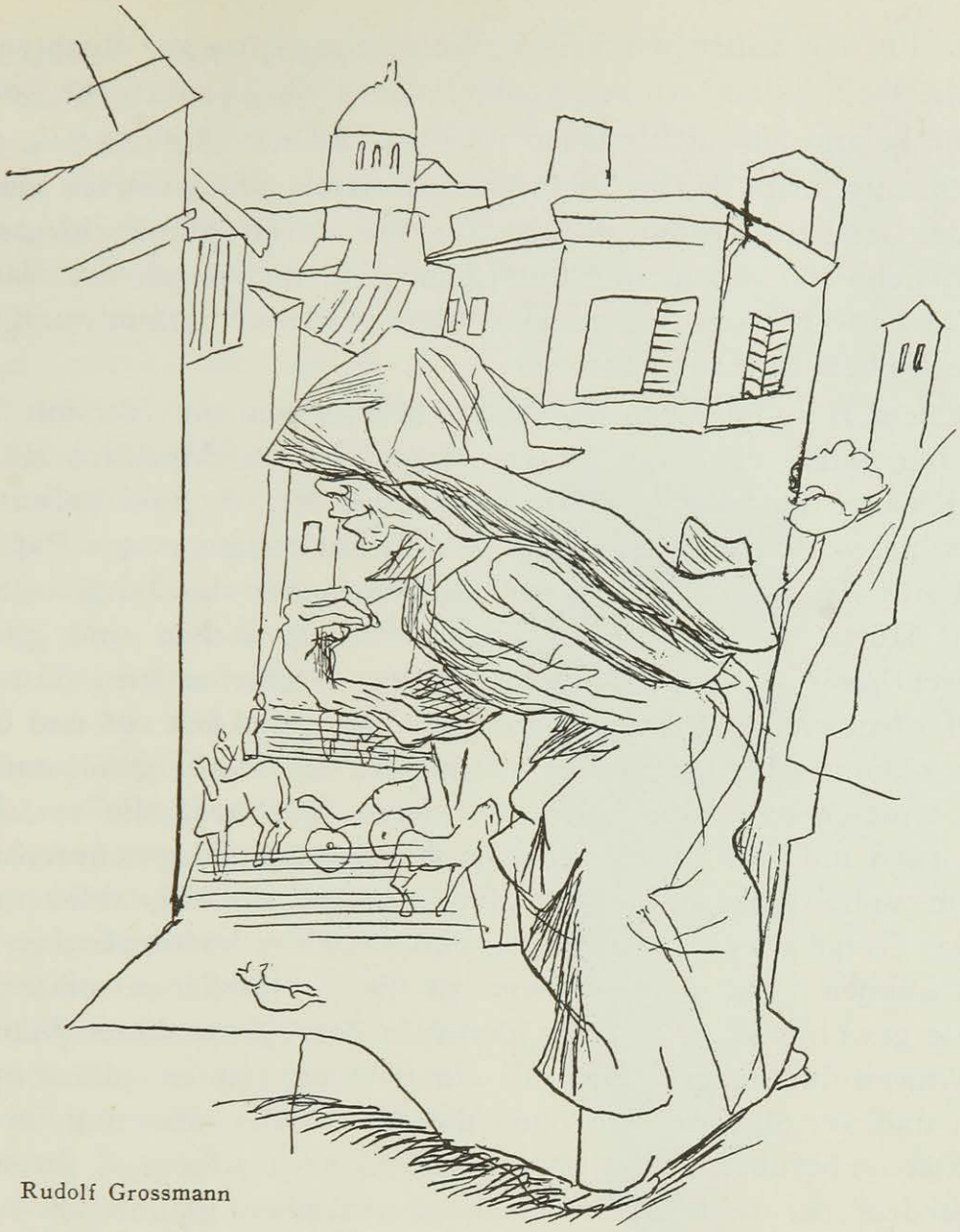
„Darüber gibt es doch nur eine Meinung. Außerdem habe ich es gelesen. Fast alles, was über China geschrieben wurde, habe ich gelesen", sagte ich Grünschnabel, der ich war. „Dann fehlt eben nichts weiter, als daß Sie hier leben, und zwar dreißig Tagereisen per Sänfte von jedem Abendländer entfernt, und dann können Sie kommen und mir erzählen. Ich bin an der Grenze der Normandie und Bretagne geboren, bin Celte, und Geistergeschichten haben für mich nichts Ueberraschendes. Aber ich kann Ihnen sagen, das, was ich in Setschuan erlebt habe, geht über mein Verständnis."

„Unsere Epoche ist ja stark in der Magie" . . .

„ ‚Im Orient herrscht der Traum . . . Der Orient ist das Unterbewußtsein der Welt', hat einer gesagt, der kein Dummkopf war. Und China, wo kein Toter vergessen wird, wo kein Knochen verlorengeht,

ist das Paradies der Phantome. Ich verehre die chinesischen Gespenster. Im allgemeinen sind sie harmlos, mehr komisch als furchterregend. Sie brauchen uns viel mehr, als wir ihrer bedürfen. Sie sind das Opfer der Zauberer, dieser prunkliebenden chinesischen Zauberer mit ihrem ganzen komplizierten Arsenal einer Ausstaffierung von jenseits des Leichensteines, den Pantoffeln, mit denen man über die Wolken läuft, den mit dem Siebengestirn geschmückten Hüten, ihren mit Zauberdiagrammen bestickten Gewändern. Arme Gespenster! Man betrügt sie, man findet sie mit Papiergeld ab, mit dem entwerteten Gelde, das bei den Begräbnissen verteilt wird, und das nur in der Hölle in Zahlung genommen wird. Man macht sie betrunken, man spielt ihnen tausend Streiche, was jener Vampir bezeugen könnte, dem man den Sargdeckel gestohlen hatte, und der dann nicht mehr zurückkonnte, oder jene Familie, deren männliche Nachkommenschaft von Dämonen verflucht war, und die deshalb alle Knaben, die ihr geboren wurden, als Mädchen kleidete und sie später mit als Knaben verkleideten Mädchen verheiratete, um diese bösen Geister zu betrügen. Aber es ist nicht alles Scherz", fügte Pater V. hinzu . . . . „Ich habe selbst mysteriösen Abenteuern beigewohnt, die ganz unerklärlich sind . . . . Ich selbst war das Opfer . . . . Die Chinesen erzählen ihre übernatürlichen Geschichten objektiv," fing Pater V. mit gedämpfter Stimme wieder an, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, als ob er Schwierigkeiten mit Rom zu befürchten hätte, wenn er fortfuhr, „ja, objektiv, derart, daß sie sich einbilden, sie selbst hätten sie erlebt. Ich für mein Teil — und ich glaube hierin mit der modernen Wissenschaft übereinzustimmen — sehe in diesen Dingen selbstverständlich nur subjektive Phänomene, Traumerscheinungen, innere Symbole, die sich immer erklären lassen. Aber selbst als solche sind sie höchst erstaunliche Beiträge zur Geschichte Chinas. Sehen Sie, Luftspiegelungen gibt es nur in Regionen, die von Dunkel, von Feuchtigkeit überlagert sind; solche Luftspiegelungen kommen auch — und das sind vielleicht die schönsten — in den verdünnten Luftschichten der Hochplateaus, in der Trockenheit der Wüsten vor, wo, ich weiß nicht was für ein statisches Fluidum zwischen Himmel und Erde lagert, das für Offenbarungen aus dem Jenseits besonders geeignet ist.

Also," fuhr der Pater V. fort, „es ist einige Monate her, da begab ich mich zu Pferde allein zu einem unserer erkrankten Pater nach Shantung. Ich wollte ihn in seinem Astronomie-Kursus vertreten. Sü-Tschu-Fu lag hinter mir. Dort hatte ich mein erkranktes Pferd in der Pflege meines ma-fu oder Stallknechts zurücklassen müssen, und ich hatte einen Fußmarsch von vier Stunden hinter mir, als es zu dunkeln begann. Ich befand mich in einem Gelände roter Erde, hier



Rudolf Grossmann

und da hügelig aufgewellt von Gräbern, die wie das Werk von Maulwürfen wirkten. Es war ein denkbar unsteiniges Gebiet, das man zur Heide urbar gemacht hatte, und das außerdem durch Ueberschwemmungswasser abgeplattet und vom Nordwind als einem unerbittlichen Besen reingefegt war, der nichts hatte stehen lassen als einige nackte Felsenstücke. Der Wind schnitt mir ins Gesicht, und ich sah den Horizont vor mir in Dunkelheit versinken, aber keine Spur war von Fô-li zu erblicken, dem ich, einer Karte nach, nahe sein mußte. Plötzlich, zu meinem größten Erstaunen, erblickte ich einige Meter von der Straße oder richtiger der Wegspur abgelegen die Laterne einer Herberge. Ich trat ein, verlangte Wein und Lager für die Nacht. Den Herbergsbesitzern schien das höchst ungelegen zu kommen. Immerhin hatte der Greis, der mir wohl meine Ermattung ansah, Mitleid und sagte: ‚Wir sind dabei, Soldaten, die von sher weit kommen, Suppe zu

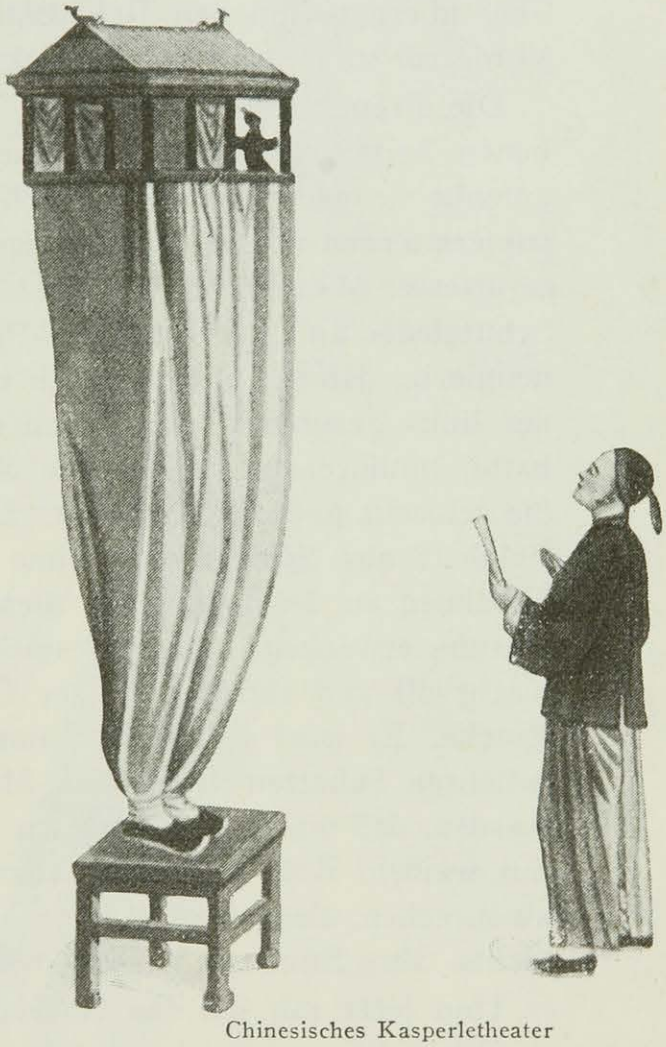
kochen. Für Sie haben wir keinen Wein übrig, aber zur Rechten liegt ein isolierter Pavillon, wo Sie wenigstens die Nacht zubringen können.'

Dann befand ich mich wieder auf dem Hof der Herberge.

Ich suchte meine Hütte. Wanzen und Asseln promenierten vielfüßig über den festgestampften Boden. Matten waren als Vorhänge aufgerollt, denn die Sonne war untergegangen, und durch das Bambusgitterwerk sah man die Sterne. Die Vögel waren verstummt, und nichts als die Grillen war zu hören . . . .

Mit dem Hereinbrechen der Nacht belebte sich der Hof mit Laternen. Ich mußte mich mit leerem Magen legen. Moskitos stürmten diese Kloake, die jedes chinesische Hotelinnere ist, und ließen mich nicht schlafen. Ich schwang einen großen Fächer aus rotem Papier . . . Bald hörte ich auf dem Hof, von dem mich nur das Bambusgeflecht meiner Hütte trennte, lauten Lärm von Menschen und Pferden, ein furchtbares Getöse von Stahl, Sporen, abgeschnalltem Sattelzeug und Pferdegewieher. Von Neugier getrieben, stand ich auf und blickte hinaus, ohne gesehen zu werden. Da sah ich den Herbergshof und seine ganze Umgebung erfüllt von bewaffneten Männern, die am Boden saßen, aßen und tranken und sich von militärischen Dingen unterhielten. In dem unbestimmten Licht, beim Flackern der Biwakfeuer hätte man das Ganze etwa für ein Szenenbild aus einer buddhistischen Hölle halten können. Da man in China an diese plötzlichen militärischen Einfälle gewöhnt ist, besonders häufig in dem China dieser Jahre, das von Armeen durchzogen wird, die einander bekämpfen, plündern, verfolgen und verfolgt werden, ohne daß die Zivilbevölkerung im mindesten davon berührt würde, ohne daß die Bauern aufhörten, ihre Felder zu bestellen oder die Kaufleute, Handel zu treiben, glaubte ich einfach, irgendeine Sektion der Armee Tschan-So-Lins oder Fengs getroffen zu haben. Ich fühlte mich in einem gewohnten Milieu zwischen diesen Lösegeldern, diesen Diebstählen, diesen Plünderungen, wie sie in China an der Tagesordnung sind, ohne mich besonders darüber aufzuregen. Ich schenke selbst diesen Kanonaden, die ja doch keinen töten, nicht einmal mehr Aufmerksamkeit. Wenn man das Glück hat, weder Engländer noch Japaner zu sein, also nicht verpflichtet ist teilzunehmen, wenn man weder Güter unter der Sonne noch Metallbarren unter der Erde besitzt, nichts was in Kriegsbeute für die Generäle oder in Sold für die Soldaten verwandelbar wäre, kann man China unbesorgt durchqueren. Auch ich bin schließlich ein Bonze, und ich habe nichts von einer hübschen Frau an mir, daß es meine Eitelkeit störte, meine Tage am Grunde eines Brunnens zu beschließen. Uebrigens sind wir im Jahre des Schweines, eines Tieres, das mir immer günstig war. Philosophisch wiederholte ich bei mir das in China so berühmte Sprichwort

der Kaufleute: ‚Der Kriegsgott ist groß, aber ein Schützengraben ist größer als der Kriegsgott', als die Erregung auf dem Hofe sich verstärkte und die Soldaten in den Ruf ausbrachen: ‚Der General!' Als man bald darauf die Hufe seiner Eskorte hörte, zogen ihm alle diese Soldaten, die den Hof erfüllt hatten, mit ihren Lanzen und ihren mit dem grünen Drachen geschmückten, gelben Fahnen entgegen. Ich bemerkte nur, daß sie weder Gewehre noch Maschinengewehre hatten, noch Patronentaschen trugen, was bei diesen großen chinesischen Regimentern, die gewöhnlich bis an die Zähne bewaffnet sind, selten vorkommt.



Chinesisches Kasperletheater

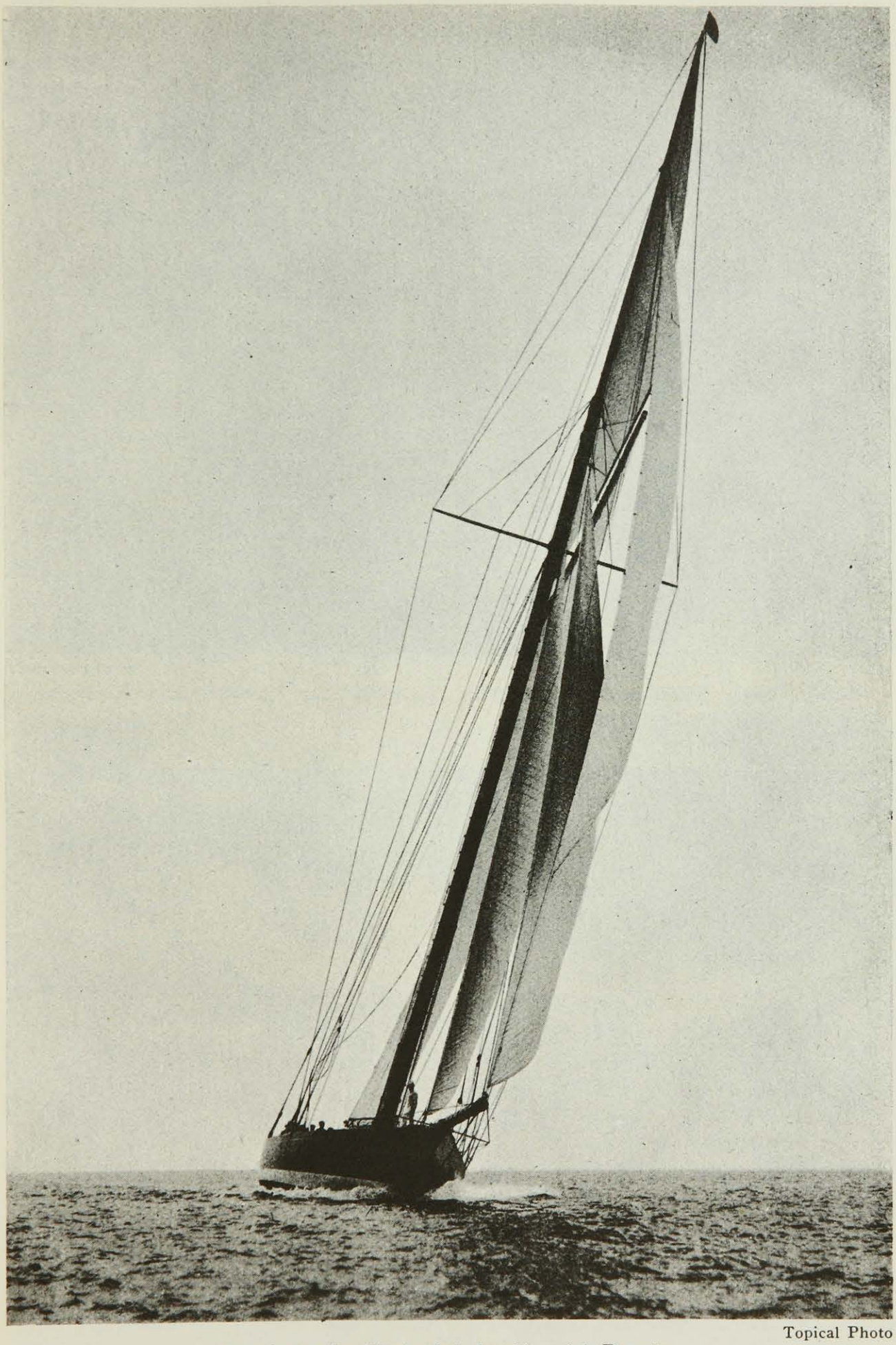
Nachdem einige Dutzend Papierlaternen vorbeidefiliert waren, stieg ein großer Chinese von martialischem und stämmigem Aussehen, mit einer Raubvogelnase und langem Barte, vor dem Eingang zur Herberge vom Pferde, trat ein und setzte sich auf den Ehrenplatz. Das mußte irgendein lokaler Gewaltherrscher, irgendein Provinzboxer, irgendein hoher Tukiun oder provinzialer Ueberbandit sein, deren mir schon so viele begegnet waren, die ihre Hand auf der Salzsteuer hielten oder nötigenfalls die Reisenden wegelagernd beraubten. Und dennoch hatte dieser da großes Format . . . . Ueber seinen Waffen trug er ein Gewand aus blaßblauem Brokat und einen Atlaskasak. Seine Hände hielt er, wie man es auf alten Bildern sieht, in den Aermeln versteckt . . . Auch sein Bart setzte mich in Erstaunen: niemals außer auf der Bühne hatte ich diese Bärte der Frühzeit der Mandschu-Dynastie gesehen . . . Ihm reichte man Wein in einer Porzellantasse und Haifischflossen, die in einem schwärzlichen Schlamm schwammen, mit eingemachten kleinen Orangen. Er aß und trank mit viel Geräusch, wie es sich für einen General gehört, und streichelte die Frau des Herbergsbesitzers . . ‚Deine Frau ist häßlich,' sagte er zu seinem Gastgeber: ‚eine häßliche Frau ist ein Schatz in der Familie.' Dann brach er in Lachen aus, in ein trockenes Lachen, das klang, als ob Bambusrohr im Feuer prasselte. Darauf ließ er eine Serie scheußlicher Töne hören, um höflich zu

bezeugen, daß er gut gespeist hatte. Endlich rief er seine Offiziere und sagte zu ihnen:

‚Es ist lange her, daß Ihr angezogen seid. Jeder kehre zu seiner Sektion zurück. Ich will ein wenig ruhen. Wenn die Order eingetroffen ist, werden wir uns unverzüglich wieder in Marsch setzen.' Die Offiziere antworteten mit dem üblichen Ruf und entfernten sich. Darauf rief der General: ‚A-ts-i!' Sofort trat ein ganz junger Offizier, der zart und geschminkt in eine silberne Rüstung gekleidet war, aus dem Nebengemach zur Linken und warf sich demütig nieder. Sein Chef übergab ihm den Befehlsstab. Die Herbergsleute schlossen die Vordertür und zogen sich zurück.

Die Fremdartigkeit gewisser Details, die Waffen aus unvordenklichen Zeiten, die ungewöhnliche Aufzäumung der Pferde, die Mongolenhelme der Offiziere, die ich bei dem unsicheren Schein der Oelpapierlaternen nur schlecht erkennen konnte, diese mit Wildkatzenfell gefütterten Mäntel und die längst außer Gebrauch gekommenen weichen Schutzleder an den Füßen der Pferde, alles das machte mich derartig neugierig, daß ich aufstand. Ich machte mich daran, durch die Spalten der links gelegenen Tür, durch die der General den Raum verlassen hatte, hindurchzublicken. Die Strahlen einer Lampe drangen durch die schlecht gefügten Planken. In dem Zimmer sah ich nichts als ein Feldbett aus Spanischrohr ohne Bettzeug. Maiskolben hingen zum Trocknen an der Decke. In dieser Beleuchtung erschien der General Unruhe erweckend und majestätisch. Sein Ausdruck war gleichzeitig machtvoll und intrigant. Der Ordonnanzoffizier stand an der Tür Wache. Er warf sich noch einmal nieder und trat dann vor. Die ungeheuren Schatten der beiden Männer, die noch dadurch vergrößert wurden, daß die Lampe auf dem Boden stand, zerrissen scheußlich die mit weißem Kalk bespritzte Wand. Die beiden schienen miteinander zu sprechen, aber, obwohl ich sehr nahe bei ihnen stand, hörte ich fast nichts. Ihre Stimmen waren schwach wie das Summen einer Wespe . . .

Und jetzt sah ich das Unerhörte: Der General faßte seine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger, legte die andere Hand auf seinen Nacken, drehte den Kopf einmal herum und hob ihn aus den Schultern. Völlig geräuschlos setzte er ihn auf das Feldbett . . . . Wirklich, er hob seinen Kopf mitsamt seinem Barte und dem Helm, der noch auf ihm saß. Der Mund öffnete sich und es entfielen ihm große, schwarze Zähne, die sich über den Boden verbreiteten. Die Augen schwabbelten weich wie Austern in ihren Höhlen, und wenn sie nicht herausfielen, so lag es daran, daß die Lider zu fest gespannt waren. Der Körper stand noch. Durch den hohlen Hals erblickte ich einen Schlund nach dem Körperinneren zu. Blut kam nicht heraus, aber ein leichter, schwarzer

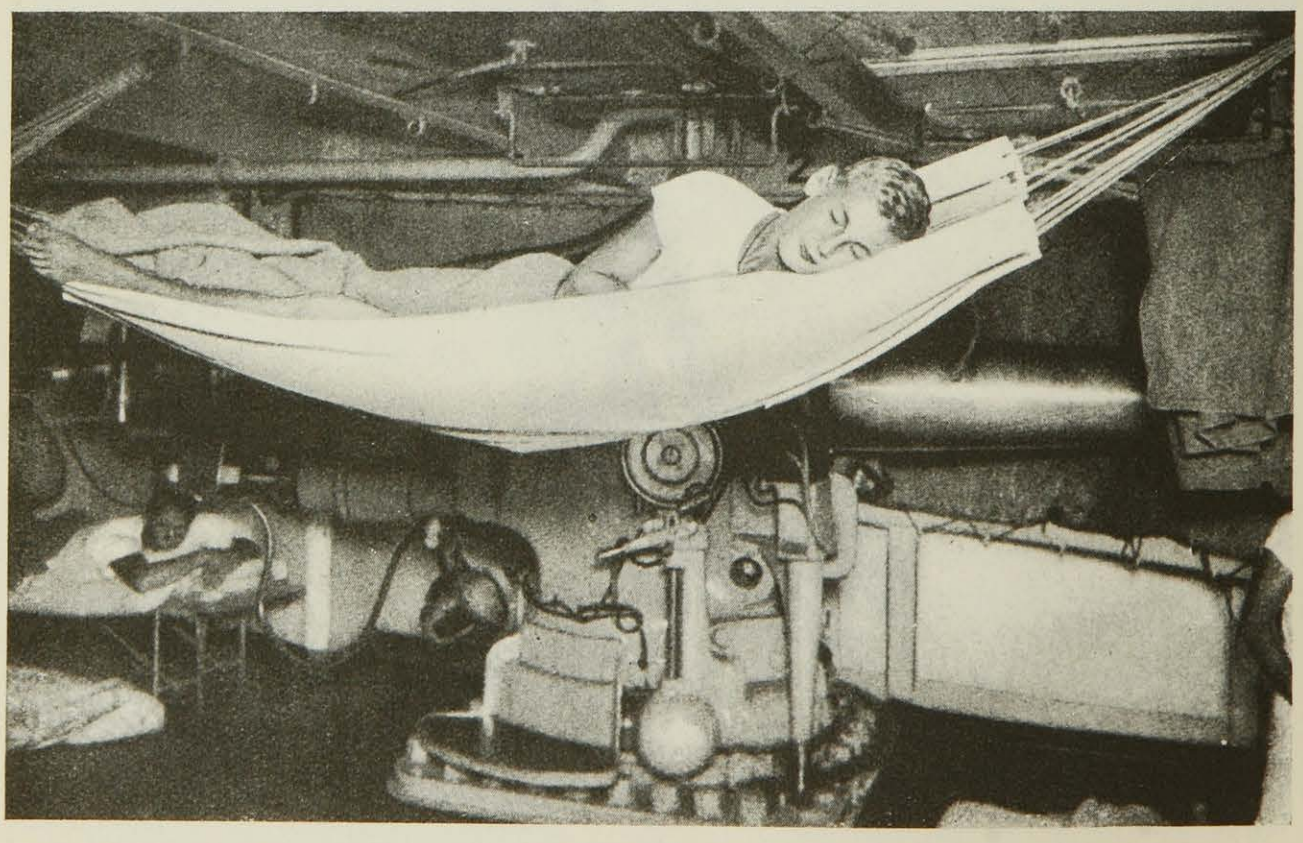


Topical Photo

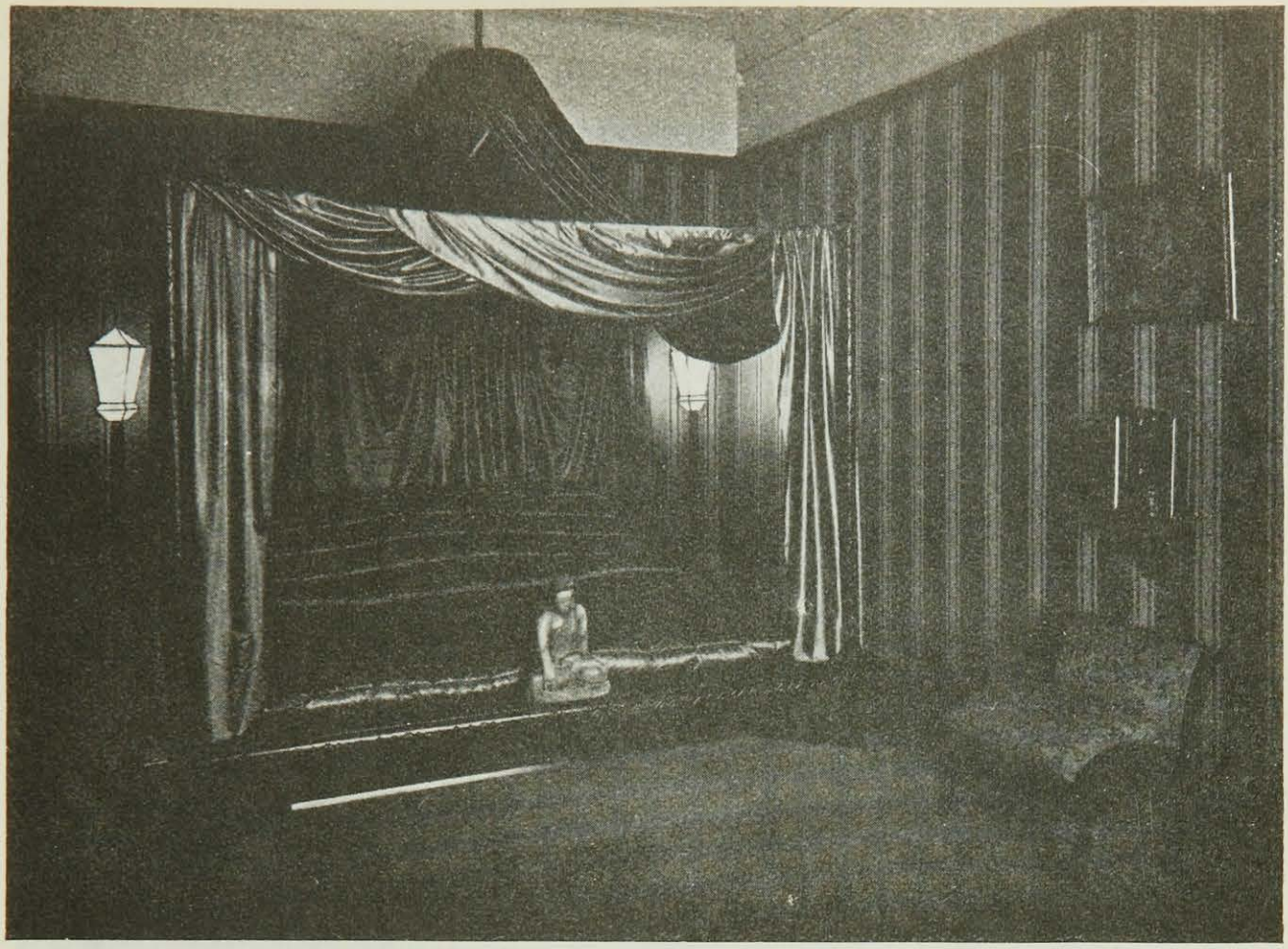
Englische Segeljacht bei der Harwich-Regatta

Photo Graudenz

Kabine erster Klasse auf dem Dampfer „Hamburg“ der Hamburg-Amerika-Linie



Schlafraum an Bord eines englischen Kriegsschiffes



Schlafzimmer eines Hamburger Konsuls. Entwurf Architekt F. A. Breuhaus

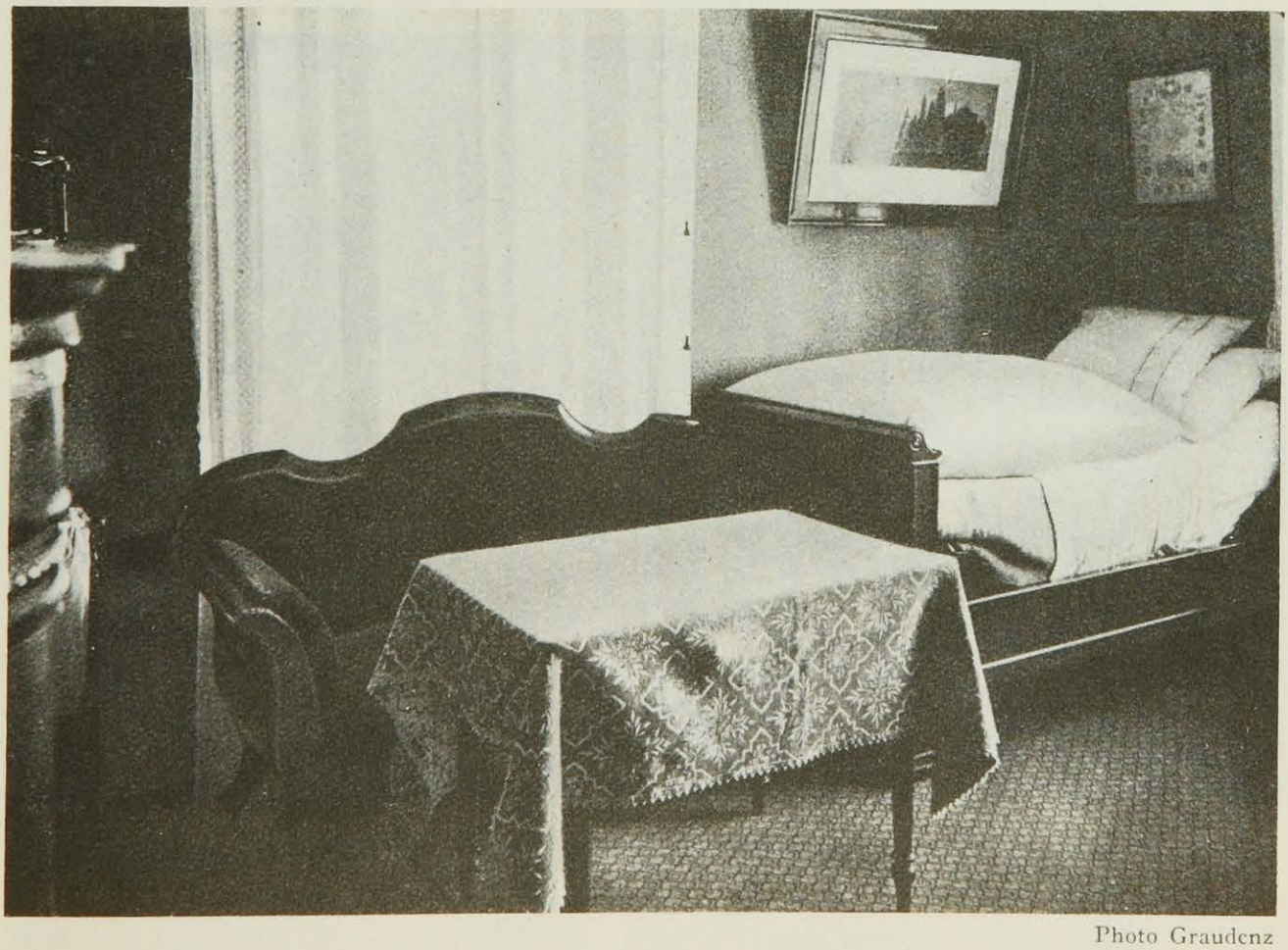
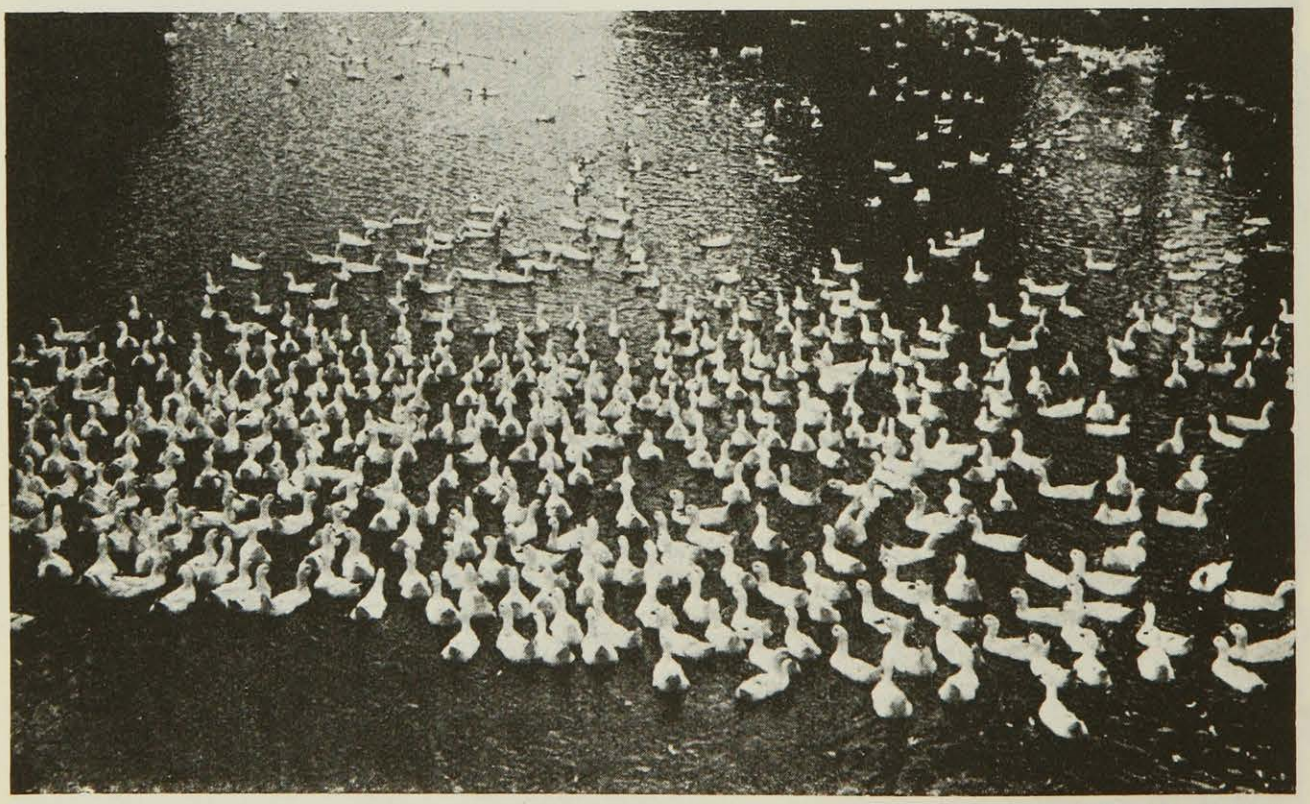


Photo Graudenz

Schlafzimmer Lenins in Zürich, von wo aus die russische Revolution vorbereitet wurde

Geishas auf einem Spaziergang im Kasuga-Park in Nara



Wide World Photo

Auf einer Entenfarm

Rauch ..... Der treue A-ts-i war um seinen General geschäftig wie ein Zimmermädchen. Zuerst zog er ihm sein Brokatgewand aus, dann die mit goldenen Drachen gravierte Rüstung, dann Bandagen, und schließlich montierte er ihm nach und nach die beiden Arme glatt aus den Achselhöhlen und legte sie ebenfalls auf das Bett, den einen rechts, den anderen links, etwa wie Metallstäbe, die man zum Zusammenhalten verschiedener Uhrenteile verwendet. Endlich, nachdem der General sich auf das Bett gelegt hatte, wurden von dem eifrigen Ordonnanzoffizier auch die unteren Gliedmassen abgeschraubt und angeordnet: zwei Beine, die von der Gewohnheit des Reitens nach aussen gebogen waren, und die lautlos auf das Bett fielen, als ob sie mit Kleie gefüllt wären . . . In diesem Augenblick erlosch die Lampe, und ich konnte das Ende dieser ungewöhnlichen Sezierung nicht sehen.

Entsetzt floh ich in mein Zimmer zurück. Ich bedeckte auf chinesische Art meine Augen mit meinen Aermeln, verkroch mich hinter Gepäckstücken und erwartete so, ohne mich zu rühren, den Morgen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Hahnenschrei fühlte ich mich von einer sehr empfindlichen Kälte durchdrungen .... Ich lauschte: die ganze Armee mußte wohl in tiefem Schlafe liegen, denn es war kein Laut mehr zu hören. Endlich entschloß ich mich, die Augen zu öffnen und aufzustehen. Der Morgen dämmerte blaß .... Ich hatte in einem wilden Busch im freien Heideland gelegen. In der Ferne, verloren, dehnte sich die ‚gelbe Erde'. Diese unvergeßlichen, apokalyptischen Deformationen des chinesischen Loess, ausgehöhlte, schluchtige Landschaften, wo man Türme und Verließe, die verwunschenen Ruinen anzugehören scheinen, zu sehen glaubt, während es sich um nichts als ein Spiel der Natur handelt. Das Indigo des Himmels blaßte ab, während es hinter mir in dem fernen Gebirgszug, den ich am Tage vorher überschritten hatte, versank. Aufmerksam untersuchte ich die Umgebung: keinerlei Spuren von menschlichen Wesen, noch einer Pagode, noch auch irgendwelcher menschlichen Behausung, nicht einmal eines Grabes war zu finden. Ich machte mich wieder auf den Weg und erreichte in einer Stunde eines jener chinesischen Dörfer, dessen Häuser fast unter die Felder gesunken, mit dem Erdboden in einer Fläche liegen. Das war endlich Tien Tschu Tan, die katholische Mission mit ihrer guten Küche, ihren tapferen elsässischen Krankenschwestern und ihren Leprakranken. Hier traf ich den Pater Elemir, vormals Lektor an der Universität von Peking. Sein gutes, offenes, abendländisches Gesicht genügte, um mich in das irdisch Reale zurückzuversetzen. Ohne ihm etwas von meiner Nacht und dem Ort zu erzählen, an dem ich mich aufgehalten hatte.

‚Die Gegenden, die Sie durchquert haben,' sagte mein gelehrter

Kollege, ‚waren vor Zeiten der Schauplatz ungeheurer Menschenschlächtereien . . . vor sehr langer Zeit, ungefähr in der Epoche des Han. Die alten Chronisten erzählen sogar von einem Tag — gegen 200 v. Ch. — an dem dreihunderttausend Personen umgekommen seien. Sie erzählen sogar, daß an diesem Platze der berühmte General Hiang-Tsie nach der Schlacht von Soldaten, die es nach der auf seine Tötung gesetzten Prämie gelüstete, zerstückelt worden sei. Sie haben diese Nacht,' fügte der Pater Elemir hinzu, ‚ohne es zu ahnen, auf einem sehr alten Kriegsschauplatz geschlafen .... Aber das hat Sie wohl nicht im mindesten in ihrer Ruhe gestört?' "

OSTASIENFAHRT

Von

RICHARD HUELSENBECK

Die Sache begann damit, daß uns in der Biskaya durch eine hohe See der Schweinestall zerteppert wurde, ein Ereignis, das auf meinen durch die Schlingerbewegungen des Schiffes ohnehin stark mitgenommenen Magendarmtraktus einen sehr ungünstigen Eindruck machte.

In Port Said begriff ich, daß die moralische und körperliche Degeneration eines Volkes dann am weitesten fortgeschritten ist, wenn der berufsmäßige Handel mit obszönen Postkarten jede andere Beschäftigung in den Schatten gestellt hat. Da in keiner Sure des Korans ein Gegengift gegen diese Seuche angegeben wird, sage ich hiermit den Untergang Arabiens feierlich voraus.

Das Rote Meer hat seinen Namen von der karmin-violetten Farbe der untergehenden Sonne. Im übrigen gibt es hier zahllose Haifische, die nach den Konservenbüchsen schnappen, die der Kochsmaat jeden Morgen über die Reling schmeißt. Es ist wertvoll, auf einem kleinen Frachtkahn zu fahren und fern von Radio, Jazz und verunglückten Reden auf die Damen zu sein. Wertvoller noch ist es, mit dem Bootsmann so befreundet zu sein, daß er einem morgens bei der Reinigung des Schiffes nicht den dicken Wasserstrahl durchs Bullauge auf die Koje hält. Weil man nie unangenehmer aus sanften Träumen aufwacht, und weil es überhaupt nicht angenehm ist.

Im Indischen Ozean ist die Faulheit eine Tugend für kleine Spießer. Erst die erhabene Faulheit, die große Unbeweglichkeit des Körpers und des Geistes, das Sechs-Stunden-auf-dem-Brückendeck-liegen-Können und nichts dabei denken — das rührt an die wahre Würde des (geistig) vermögenden Mannes.

Nach mannigfachen Erlebnissen kam ich nach Sumatra, einem lieblichen Land, das von Schimpansen, Meerkatzen und holländischen Kolonialsoldaten bevölkert wird.

In Sabang gibt es Holländerinnen, groß, breithüftig, sommersprossig

Jean Cocteau

und prüde. Neben ihnen sind die Frauen der eingeborenen Atjehs (so nennt sich der halbwilde Stamm) wahre Königinnen.

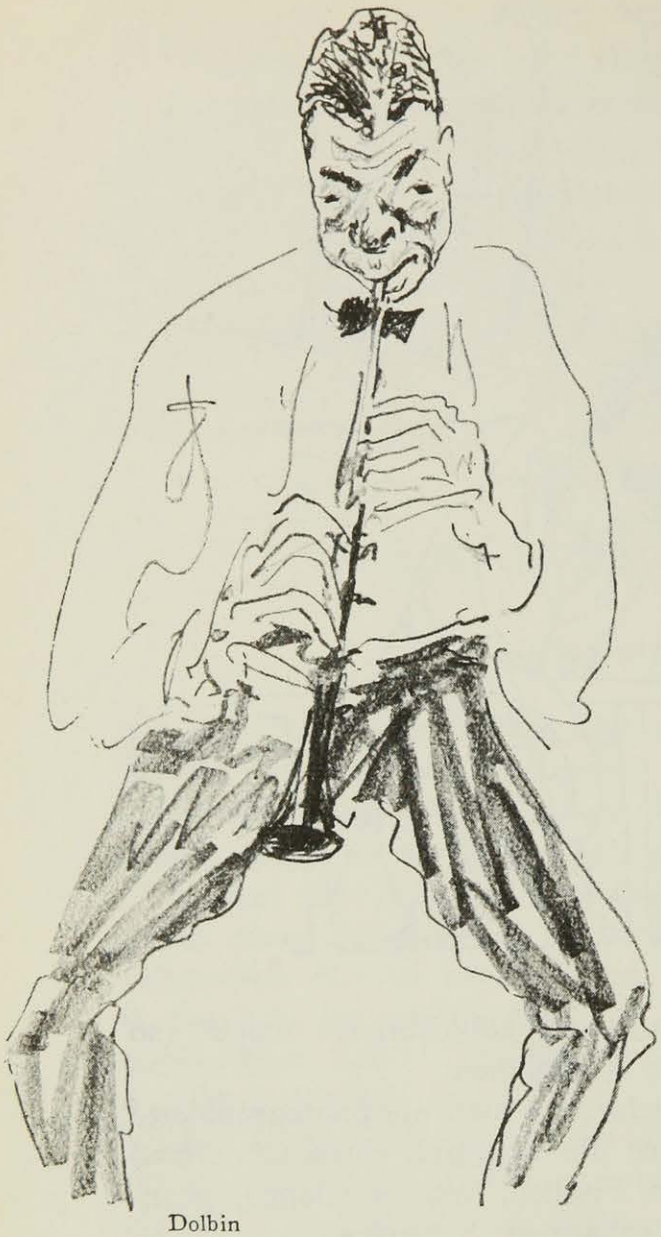
Hier ist das Land, wo der Pfeffer wächst, wo man nie photographierte Palmenhaine besuchen kann. Hier gibt es die Rijztafel, einen Götterfraß von Reis mit Pfefferschoten, gebratenen Fischen, Wassermelonen, phantastischen Gemüsen und dem Fleisch schwarzer Schweine.

In Manila, auf Luzon, der größten Insel der Philippinen, herrscht die Amerikanerin mit Eiswasser und Christian-Science.

Als wir hier ankamen, war gerade Karneval, ein großes Volksfest, verbunden mit einer Ausstellung aller Erzeugnisse des Landes, eingeschlossen das Gefängnis Bilibid. In dem Gefängnis Bilibid werden die Verbrecher nach neuester psychoanalytischer Methode so lange „geläutert" — — bis man ihnen weitere Verbrechen nicht mehr zutraut. Sie können dann ihre Familien nachkommen lassen und sich in einer „Penal Colony" ansiedeln. Die ganze Einrichtung ist ein Ausdruck der „Charity", jener weltanschaulichen Beschäftigung amerikanischer Damen, die neben dem five o'clock und dem Modesalon ihre Hauptzeit in Anspruch nimmt.

Danach fuhren wir ohne Aufenthalt nach Formosa, einem Lande, das berühmt ist wegen seiner wilden Bergvölker.

Diese Bergvölker sind noch richtige Kannibalen und konzentrieren ihr Hauptinteresse auf den Kopf ihrer menschenfresserischen Objekte.



Dolbin

Solche Headhunters gedachte ich zu sehen; statt dessen kam ich nach Takao, wo eine große und elegant eingerichtete Filiale der Yokohama Specie Bank ist.

Es gibt hier Eisenbahnen, Wellblechschuppen, aber immerhin auch Teehäuser, wo man nach Ablegung seiner Schuhe von einer Japanerin auf der Samise vorgespielt bekommen kann. Hinterher kostet es dann meistens unangenehm viel Geld.

Von Yokohama steht nur noch ein Stein- und Geröllhaufen — mit Ausnahme des Café „Quake" (gleich am Hafen), wo man ein ausgezeichnetes Chicken à la Merryland bekommt.

Aus den Geröllhaufen ragen, schauerlich verbogen, aber manchmal auch überraschend gut erhalten, die Geldschränke hervor, Wahrzeichen fortgeschrittener Zivilisation.

Wir fuhren von Shiragawa mit der elektrischen Schnellbahn nach Tokio. Hier gibt es zahlreiche Tempel, das Schloß des Mikado, den Shiba-Park und last not least das Imperial-Hotel.

Halten wir uns an das Imperial-Hotel, wo die haargebobten und mehr als kurzröckigen Amerikanerinnen „Washingtons Birthday" durch endlosen Jimmy zelebrieren.

Im Grillroom sitzt man zwischen den ausgebrannten Gesichtern der Moneymaker von New York, Chikago und Philadelphia. An Japan erinnern nur die zierlichen, auf ihren Holzsandälchen trippelnden Musmis, die Kellnerinnen.

Ich sah auch einen Koreaner mit einem ellenhohen Zylinder aus Draht, einer schwarzen Soutane und einem unbeweglichen, durch keinerlei Zivilisationstrick zu erschütternden Zug um die Mundwinkel.

In Kioto sah ich den Daibutsu, das ist ein dreißig Meter hoher Götze aus Holz. Das Gesicht ist maskenhaft, weiß bemalt, unheimlich. Eine riesige künstliche Lotosblume steht neben einem Gebetpult, an dem man die Leute in Andacht versunken sieht.

Der Inlandsee soll der Coup und Comble aller Round the World Trips sein. Er ist wirklich fabelhaft — Landschaft, Landschaft, Horatio. Man kann das Leuten, die gewöhnt sind, sich auf dem Asphalt

der Großstädte mit den Jahren Plattfüße anzutreten, nicht schildern, ohne in den Verdacht eines kitschigen Schwärmers zu kommen.

Dalny liegt in der Mandschurei und heißt russisch „weit weg". Hier ist der eigentliche ferne Osten, und es ist so kalt, daß einem die Knochen klappern.

Ich sah im Yamati-Hotel in Dalny einen Bubenkopf, der gar nicht so „weit weg" zu sein schien, wie sich das auf den ersten Augenblick anließ. Hier gibt es zahlreiche internationale Huren.

In Port Arthur haben die Japaner ein Kriegsmuseum neben dem anderen errichtet. Man kann das ausgestopfte Pferd des Generals Stössel und andere Merkwürdigkeiten sehen.

Weihaiwei steht trotz seines jüdischen Namens unter englischer Herrschaft. Es war der erste chinesische Platz, den wir anliefen.

In Tschifu stießen wir uns fast den Hintersteven unseres Schiffchens ab, aber es ging noch einmal gut, und so dampften wir den Jangtsekiang bis Pukau hinauf.

Genin

Wenn man von Pukau in einem Sampan (so nennen sich hierzulande die Ruderboote) quer über den Jangtse setzt, kommt man nach Nanking.

In Nanking muß man, wenn man Sinn für moderne Kunst hat, zu den Mingtowns fahren. Da pflegt einem dann eine Allee von steinernen Tieren aufzufallen, die auf die Minggräber führt. Dieser Trip ist sehr interessant.

Schanghai hinwiederum ist interessant wegen seiner Nachtlokale, in denen man für fünfzig chinesische Cent einen Tanz mit russischen Emigrantinnen tanzen kann.

Es gibt da noch ein Warenhaus Wing-On, das berühmt ist wegen einer Menagerie, die es so nebenbei neben seinen Konfektionsabteilungen Candy-Stores, Dixi-Kitchen usw. beherbergt. In Magdeburg findet man das schließlich nicht, und so lohnt es sich schon einmal, das Warenhaus Wing-On zu besuchen.

Von Schanghai fuhren wir zurück durch das Chinesische Meer nach Singapore und von Singapore durch die Malakkastraße wieder nach Sabang. Von Sabang steamten wir dann durch den Golf von Bengalen an den Andamanen vorbei nach Rangoon, der Hauptstadt von Burma.

Burma liegt zwischen Vorderindien und Siam; hier gibt es den reinsten Buddhismus, eine weitgehende Selbständigkeit der Frauen und ein englisches Zuchthaus von riesigen Dimensionen.

Es gibt dann noch die Shwe-Dagon-Pagode, auch Big Pagode genannt, ferner den Reclining Buddha, einen riesigen Götzen von dreißig Meter Höhe, und das Vienna Café, das einer englischen Dame gehört und von einem griechischen Manager geleitet wird.

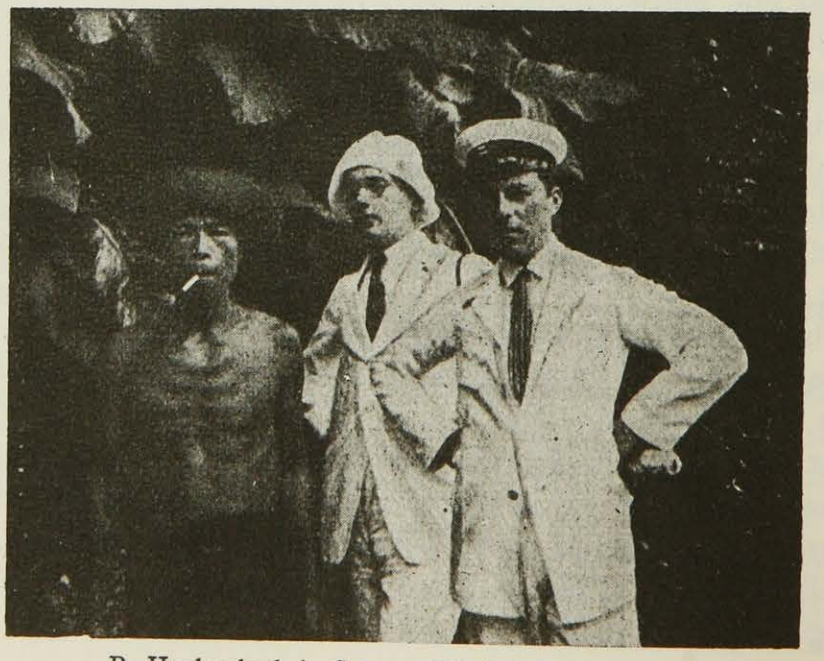
Im Golf von Bengalen passierte uns auf der Rückfahrt das Unglück, daß uns das Dampfrohr der Hilfsmaschinen platzte. Drei Heizer wurden schwer verbrüht. Einer starb nach acht Stunden schrecklichster Qual, ein anderer starb nach sechs Tagen im Generalhospital in Ceylon.

Wir trieben bei hoher See einen halben Tag manövrierunfähig im Golf von Bengalen umher, riefen mehrere Schiffe um Hilfe an, konnten aber dann aus eigener Kraft Colombo anlaufen. Kandy liegt hoch in den Bergen Ceylons, nicht weit von den wilden Elefanten und Kobras.

Als wir mit dem Ford-Car vor einer Teeplantage hielten, liefen uns zwei Kobras über den Weg. Das macht immerhin Eindruck. Die Affen klettern hier scharenweise in den Bäumen umher. In Kandy gibt's einen buddhistischen Tempel „Zum heiligen Zahn" (weil hier ein Backzahn von Buddha verehrt wird) und einen Mondstein, auf dem man die Fußtapfen Buddhas sehen kann.

Die Rückfahrt verlief ohne Sensationen. In der Biskaya hatten wir wieder übles Wetter, aber immerhin war es nicht so schlecht, daß wir nicht das Schwein Jonny hätten schlachten können.

Europa erscheint witzlos, traurig und abgemagert, wenn man nach halbjähriger Abwesenheit zurückkehrt.



R. Huelsenbeck in Sabang (Niederländisch-Indien)

Arthur Wellmann

WALDEMAR BONSELS UND DAS DEUTSCHE INSEKT

Von

MARIA LAZAR

Um es gleich zu gestehen: ich bin nur halb gebildet. Ich habe das vielleicht am meisten gelesene Buch Deutschlands, ein Buch, das sechshundert Auflagen hat und in allen Sprachen übersetzt ist, ich habe die „Biene Maja" bloß zur Hälfte gelesen. Es mag eine Eigenart von mir sein, aber mir ist eine Biene, die nach Art deutscher Touristen die Natur bewundert, nicht ganz angenehm, und wenn ein Rosenkäfer Peppi heißt (nämlich wirklich Peppi mit zwei p), so kann mich das geradezu unglücklich machen.

Man hatte mir gesagt, Waldemar Bonsels sei ein Dichter der Natur. Er sei sogar imstande, sich in die Seele einer Biene zu versenken. Großartig, dachte ich, da kann man einmal etwas von den Bienen erfahren. Aber, o weh, die Seele der Biene Maja glich aufs Haar der einer Pastorstochter aus Wermelskirchen, ein bißchen neugierig, ein bißchen patriotisch, der Rosenkäfer machte gleich nach den ersten Seiten die

reinsten Hausherrnszenen, als wohnte er in einem Berliner Vorderhaus und nicht in einer Rose, und mir war zumute wie nach einer spiritistischen Sitzung, in der Goethes Geist durch mühseliges Klopfen an einem Tisch die überflüssigsten Albernheiten hervorgebracht hatte. Sieht es bei den Tieren wie bei den Geistern also wirklich um nichts besser aus als bei den Menschen?

„Man soll in der Natur und im Tierleben den Menschen möglichst außer Spiel lassen", sagt Herr Bonsels, der die Wiener Erstaufführung des Films „Die Biene Maja und ihre Abenteuer" am Lesepult einleitet. Allerdings bezieht er das nur auf den Film. Und ich war begierig auf die Vorführung, in der alle Bienen, Ameisen und Käfer des Buchs einmal ohne die leidige menschliche Gehirntätigkeit auftreten müßten. „Denn eigentlich", erklärt der Dichter, „ist dieser Film ja nur eine Serie von Naturaufnahmen, die dem Buch entnommen sind. Auf das Psychologische muß man leider verzichten."

Nun, der Film ist wirklich gut. Arbeiten die Natur und gewissenhafteste Technik Hand in Hand, so kann selbst deutsche Wald- und Wiesenpoesie ihnen nicht viel anhaben.

Wären nicht die vielen, allzu langen Texte, man könnte glauben, man sähe ganz einfach eine bunte, phantastisch reale Bilderfülle aus dem Leben der Insekten. Besonders schön die Geburt einer Libelle — man muß ja nicht gerade daran denken, daß sie Schnuck heißt. Man muß überhaupt immer rechtzeitig die Augen schließen, wenn der Text kommt.

Drei Jahre lang wurde in dem Dachgarten eines Berliner Ateliers an diesem Film gearbeitet. Es war mühseligste Kleinarbeit. „Sie glauben nicht, wie lange man oft warten mußte, bis das kleine *Mistvieh* sich dazu herbeiließ, eine Bewegung zu machen", sagt der Dichter Waldemar Bonsels.

Den Hauptwert legt er selbst auf die letzten Teile des Films, die den Kampf der Bienen und Hornissen darstellen. Das war nicht so einfach. Wie der Dichter erzählt, wurden die Hornissen erst einmal *ein bißchen ausgehungert,* ehe man sie auf die Bienen losließ, die nun, wie zu lesen steht, ihre „Vaterlandsliebe" und „Heimatstreue" beweisen konnten. „Es war *sehr lustig",* sagt der beliebte deutsche Dichter, „wie die Feinde trotz aller Kampfeslust im letzten Augenblick, vom Lichte der Scheinwerfer geblendet, innehielten. Es fiel uns gar nicht so leicht, sie zum Kampf zu bewegen."

Wahrlich, göttlich ist der Instinkt der Tiere. Noch ausgehungert wittern sie den größeren Feind, dieses „Animal méchant par excellence", wie Gobineau den Menschen nennt, denn er ist das einzige Lebewesen, das nicht nur um des eigenen Nutzen willen Böses tut.

Fox Photo

Die 13jährige Susanne Noel, Englands Tennis-Hoffnung

Topical Photo

Das Pariser Tänzerpaar Mlle. Edmonde Guy und Ernest van Dureen

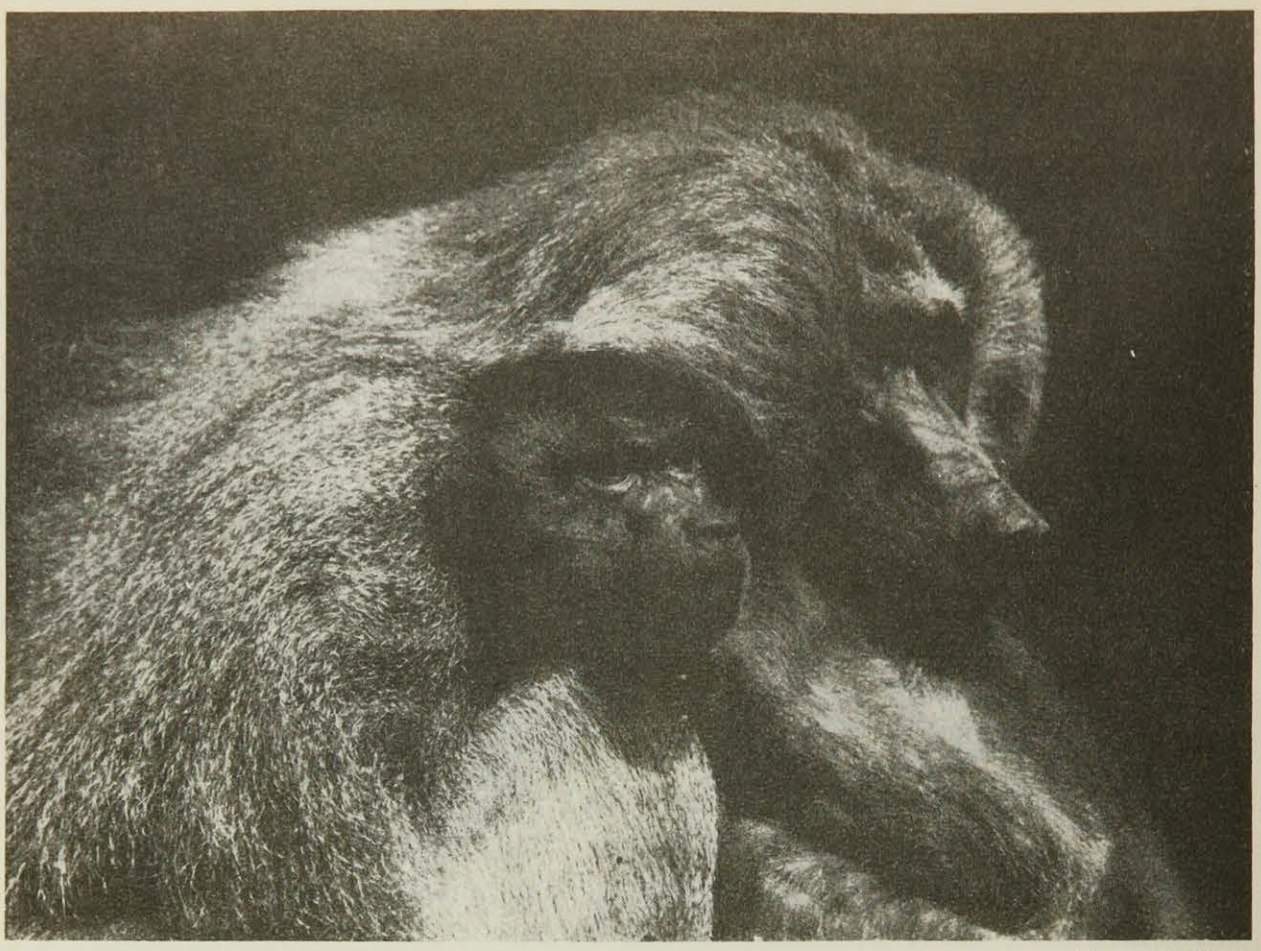


Photo G. P. A.

Mantelpavian mit Jungem

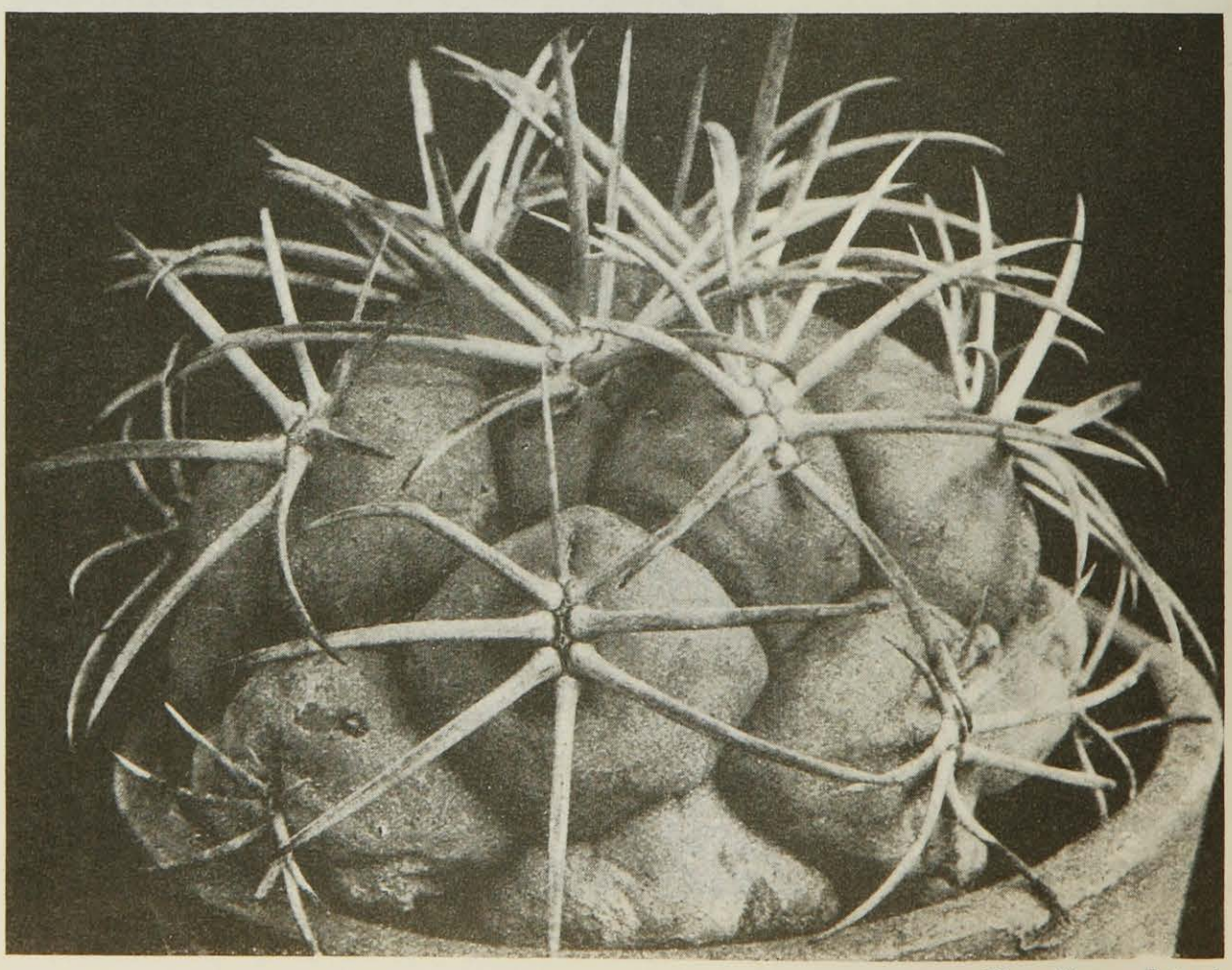
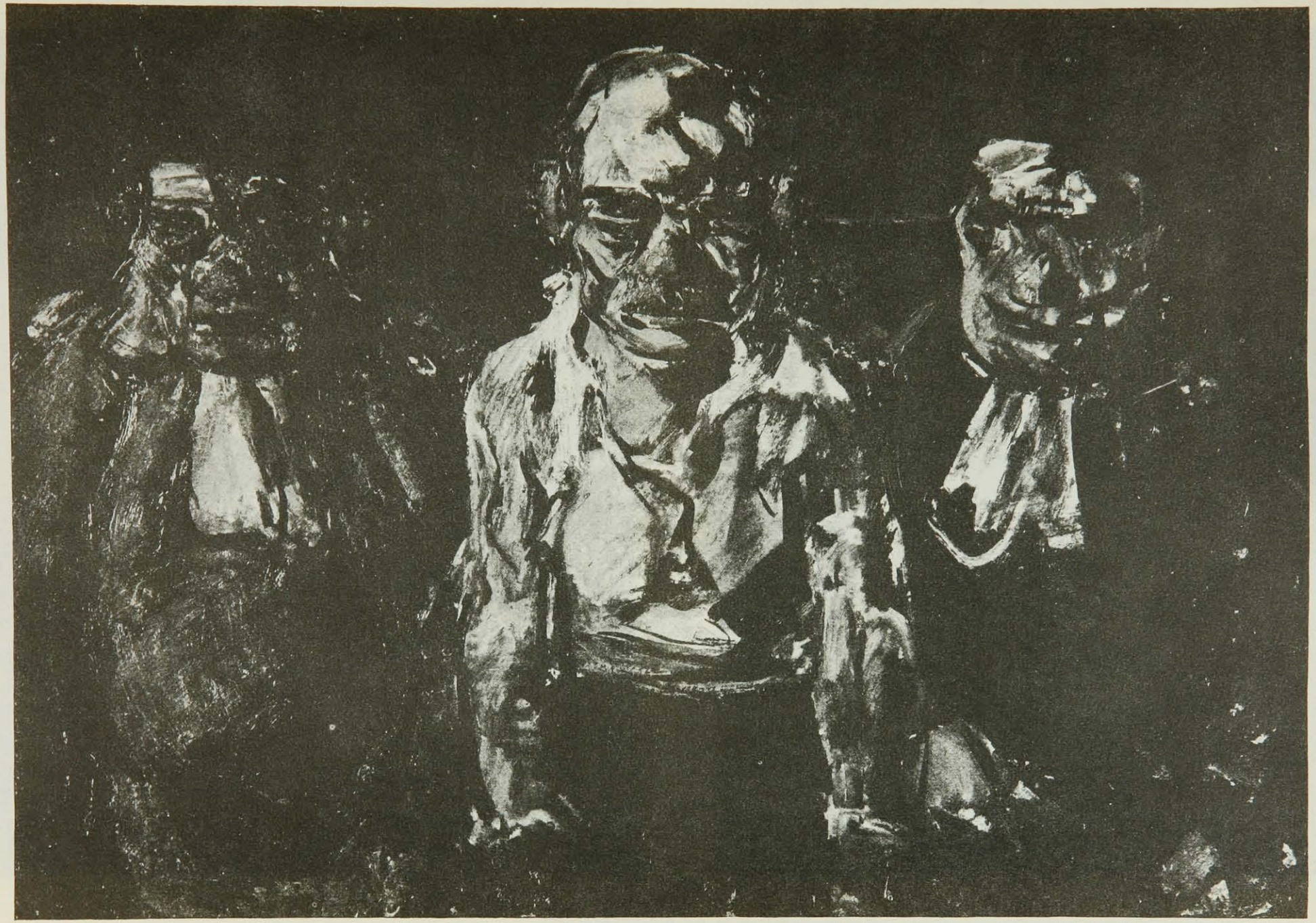


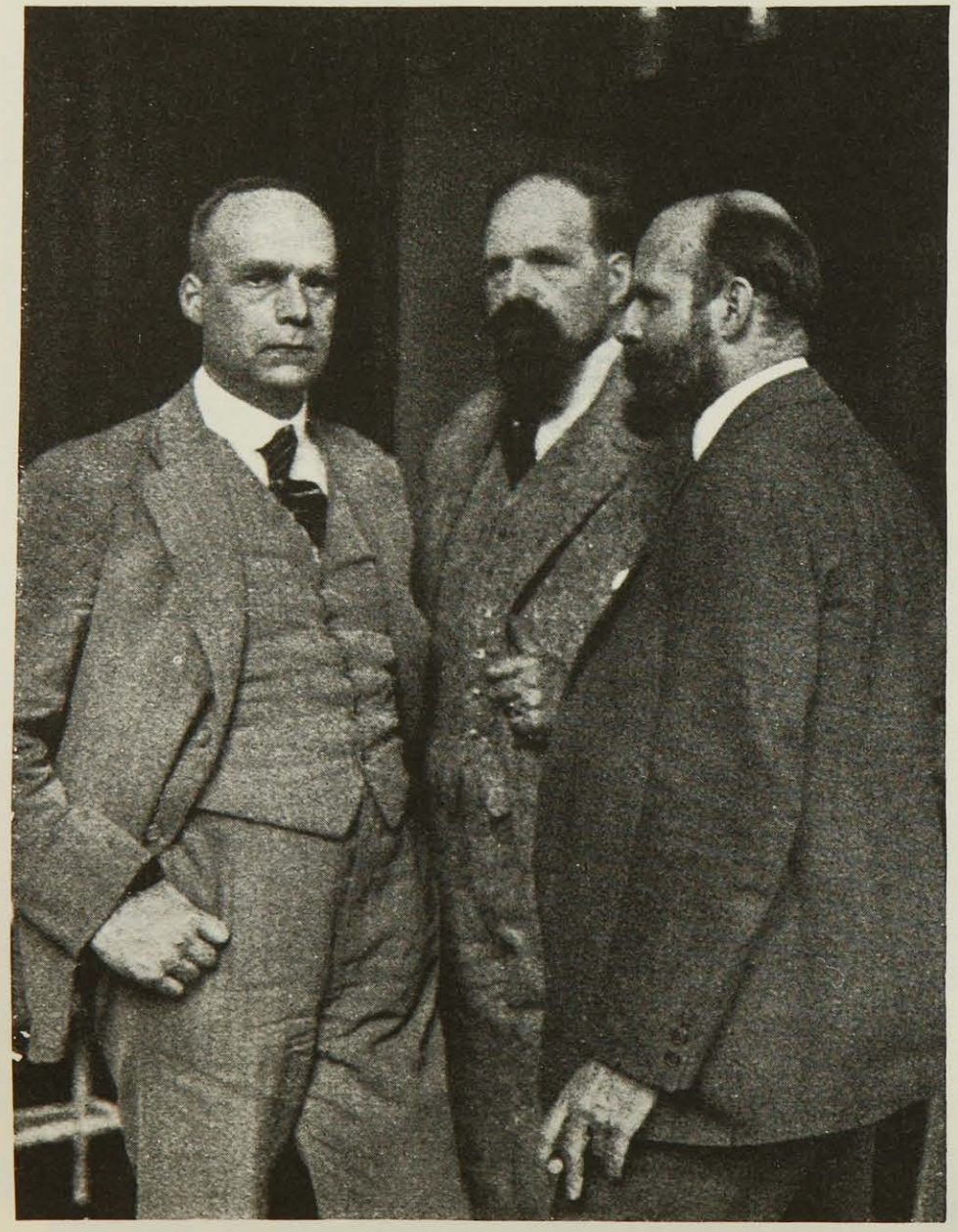
Photo Renger-Patzsch

Mamillaria valida. Warzenkaktus

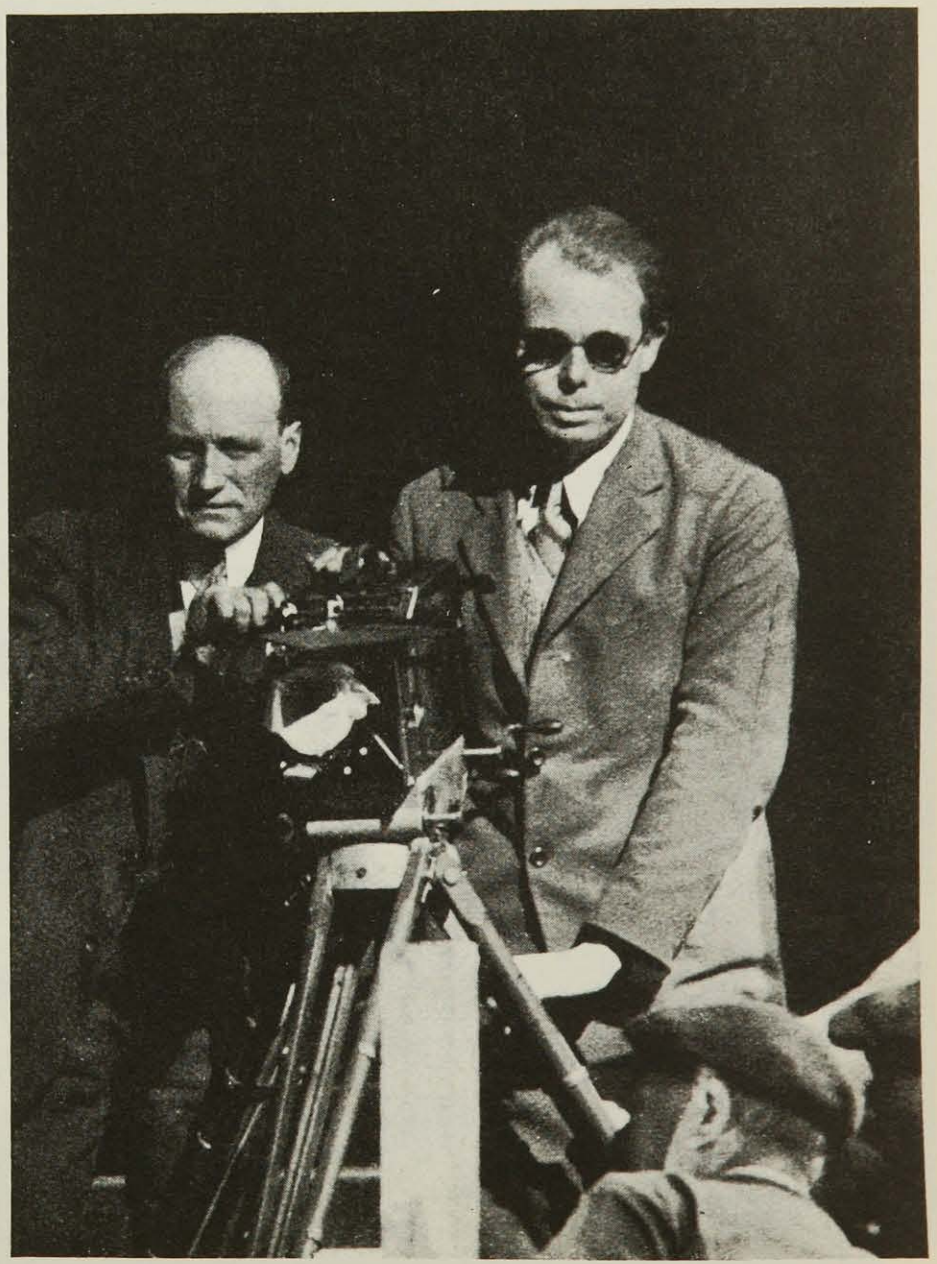


Aus Einstein, Die Kunst des 20. Jahrh. (Propyläen-Kunstgesch.)

Georges Rouault. Der Verurteilte
Ausgestellt auf der Dresdener Internationalen Kunstausstellung



Die drei Maler Alfred, Otto und Carli Sohn, Söhne Carl Sohns und Enkel Alfred Rethels



Der Filmregisseur Jean Renoir (Sohn von Auguste Renoir)

Doch lassen wir den Dichter weiterreden. „Ergreifend war es nun, den Rassenhaß in der Natur zu beobachten.“ Und man sieht es auch auf der Leinwand. Die Tiere morden sich in rasender Wut. Und es steht sogar geschrieben, wie die Bienen *siegreich* die *fliehenden* Feinde töten.

Herr Bonsels rechnet zu fünfzig Prozent mit dem Besuch Jugendlicher. Er hat ja auch das Buch „Die Biene Maja“ eigentlich für Kinder geschrieben, denn er ist der Ansicht, „daß man für Kinder *nicht unbedingt* albern sein muß”. Und dieses Buch ist denn auch in allen Kinderbibliotheken zu finden.

Weiß denn niemand, in welch tiefem, triebhaftem Zärtlichkeitsverhältnis Kinder zur Natur stehen? Selbstverständlich, noch ehe sie gelernt haben, daß die Kuh zum Milchgeben da ist, und ehe sie die erste Botanisiertrommel bekommen haben, also ganz kleine Kinder. Ich sah einmal ein winziges Ding, das bei seiner ersten Begegnung mit einem großen Hund nichts anderes tat, als ihn ganz leise mit den Fingerspitzchen streicheln und dazu „danke shen“ sagen, „danke shen“. Ist es ausdenkbar, daß man diesem Kind in ein paar Jahren erzählen könnte, der Grashüpfer hüpfe um des Weltrekords willen und alle Ameisen seien Räuber.

Nein, ich bin für ein Zensurverbot für Jugendliche, wenigstens für solche, die lesen können. Da schicke man sie lieber in die „Mädchenhändler von New York“. Denn daß die Menschen dumm und gemein sind, müssen sie ja sowieso erfahren. Aber mit welchem Recht erzählt man ihnen das von den Tieren?

Ich protestiere im Namen der Tiere!

Vielleicht habe ich übertriebene Vorstellungen. Ich weiß zwar, daß eine Libelle einem Käfer den Kopf abbeißen kann, daß sie aber dazu sagt: „Er ist wirklich ein lieber Kerl”, das halte ich für ausgeschlossen. Und nicht einmal, wenn ein Käfer Kurt heißt, traue ich ihm zu, daß er mit den Worten: „Ich habe keinen Appetit mehr”, die noch lebende Hälfte eines Wurms entläßt. Ich glaube es nicht, und wenn die Leser von Millionen Ausgaben es glauben wollen, der Poesie zuliebe, ich glaube es nicht. Und ich wünsche nicht, daß Kinder es glauben.

Käte Wilczynski

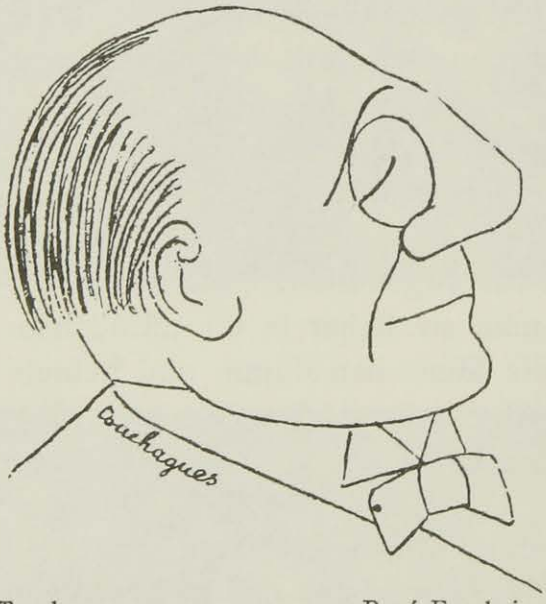
„BELLA“

Von

WALTER BENJAMIN

En Méditerranéé — par les Messageries Maritimes. So lädt der Rücken dieses Buches ein, wenn Bellas Leben vor dem Leser abgelaufen ist. Man kann nicht besser ihr Gedächtnis feiern. Beim Lesen geht man gegen steifen Seewind an, und über den Dingen, auf die man trifft, liegt eine Salzkruste.

Der Pressechef im Pariser Ministerium des Auswärtigen, Jean Giraudoux, nimmt keinen nom de guerre an, wenn er Romane schreibt (von Fabre-Luce erscheint soeben die politische Romanze „Mars“ unter dem schönen Dichternamen Jacques Sindral). Giraudoux bleibt als Autor hochgestellter Funktionär und beansprucht den technischen Apparat eines Büros für seine Phantasie mindestens ebensosehr wie in der Wahrnehmung seiner Berufsgeschäfte. Man möchte seine Sachen sich im Amt geschrieben denken. Oder in einer Dichterschule als „thème en classe“. Er selber muß aufs glücklichste erfahren haben, was er von den gelehrten Brüdern Dubardeau bemerkt:



Touchagues René Fauchois

„Sie konnten ohne das alltägliche Bad in einer Flut Vertrauter, Halb-Bekannter, Flut von Stimmen und von Lächeln nicht auskommen. Es war auch nicht nur Sache der Gewohnheit, weswegen sie im Lärm, in Zimmern, welche auf den Korridor hinausgehen, studieren mußten, wo immer Leute vorbeikamen, Leute, die Durand oder Dupont, Bloch oder Bechamort, La Rochefoucauld oder Uzès hießen. Die Menschheit war das Ferment, das ihre Versuche gelingen ließ. Bei all ihren Experimenten über Gasmischungen, hybride Pflanzen, die Lebensfähigkeit des neuen Oesterreich, hätten sie der Aufzählung der Mischungsbestandteile beifügen können, ‚ich nehme hinzu: einen Menschen.‘ Die Anwesenheit eines belanglosen Individuums Labaville hatte beim Gelingen der Synthese den Ausschlag gegeben. Wenn Labaville mit seinen Knöpfen und seiner Kaschmirkrawatte nicht da war, arbeitete Onkel Karl nicht gut. Sie alle brauchten ein Gesicht als Feder-Wischer oder Blick-Wischer, wenn sie die Augen von den chemischen Synthesen oder den Giften, die da wirkten, erhoben. Ja selbst der Astronom brauchte am Abend, wenn er dem Firmamente gegenüberstand, den blassen Kopf von einem Sekretär in seiner Nähe.“

Der Autor selber ist von diesem Stamm und schlägt in seinem Buche sich zu ihm. Als Neffe nimmt er an den Kämpfen teil, die Rebendart, Ministerpräsident, den großen, freigesinnten Brüdern liefert. Das Urbild dieses Rebendart heißt Poincaré, und die Gestalt, die sich im Prisma der sechs Brüder bricht, ist Bertholots. Denn gern setzt Giraudoux ein Kollektiv an Stelle eines

Individuums. Die Rebendart erscheinen ebenfalls als Gruppe. Der Haß, der sie mit primitiver Verve zeichnet, hat ihren Größten, Henri Poincaré, den Mathematiker, zugunsten jener Brüdergruppe annektiert. Was übrigbleibt, ist eine gottverlassene Sippe, die auf dem Lande ihre Existenz vertrauern muß, um nicht die wenigen aus ihrer Mitte, die in der Hauptstadt eine Rolle spielen, bloßzustellen. Die Zeichnung dieses Ministerpräsidenten erschöpft ihr Modell, wie eine chinesische Marter den Sträfling. „Alle Sonntage stand er zu Füßen eines jener gußeisernen Soldaten, die leichter als er selbst zurechtzuhämmern wären, hielt seine Rede und gab vor zu glauben, die Toten hätten sich nur etwas abgesondert, um über die Summen, die Deutschland schuldet, sich schlüssig zu werden."

Im politischen Feldlager spielt ein Liebeskomplott. Der Romeo — Philipp, der Berichterstatter — auf seiten seiner aufgeklärten Onkel, die Julia — Bella, eine junge Witwe — die Schwiegertochter Rebendarts. Von dieser Liebeshandlung wird das süßeste Geflecht im Buche nicht gewoben, sondern aufgetrennt. Denn beide haben, eh noch die Erzählung einsetzt, sich gehört und kannten nicht den wahren Namen voneinander. Nun bringt der Streit der Capulet und Montagu nur Trübsal, Gram, Entfremdung zwischen beide. Nicht allzuoft erscheint in der Geschichte Bella selbst; es ist darin von der Rücksicht des Liebhabers etwas, der seine Freundin unter Leuten nicht ermüden will. Seitdem sie umeinander wissen, sind sie stumm. Die Szene — der begnadete Verrat der Bella — der ihnen voreinander und den andern die Sprache wiedergibt und Rebendart im Augenblicke, da sein Anschlag fällig ist, entwaffnet, wird der Tod der Frau. Ihr platzt ein Blutgefäß in der Erregung.

Touchagues André Breton

Der Erzähler aber verliert nicht den Atem. Er saugt nur tiefer das geliebte Leben in sich und wendet die Geschichte Bellas Vater zu, verfolgt die Liebe in der Deszendenz, steigt zu den Quellen, endet im Motiv der sonderbarsten väterlichen Trauer, in der die Tochter ihren Vater neu belebt.

In dieses Gradnetz wurde die genaueste Geschichte eingetragen. In keiner früheren konnte ähnlich scharf, worum es Giraudoux zu tun ist, sich entfalten. Selbst hier benimmt der Zauber der unglaublich leichten Hand, die das Geschehen wie einen Faltenwurf zurechtrückt, dem Leser beinahe den Begriff von dieser Kunst und Form. Sie ist — mit einem Worte es zu sagen — die schönste Aktualisierung der Kreuzworträtsel. (Mithin: ganz eigentlich in ein Schema eingeschrieben.) Wenn dort Worte sich in den Buchstaben schneiden, so stehen hier Bilder, welche unter sich im Ding, im Namen, im Begriff sich

überqueren. Ein Rätsel, dessen gelöstes Bild die wildesten Züge des politischen und erotischen Kampfes in seinen atemraubenden Kreuzungen gibt. Ausschnitte dieser Kreuzwortmetaphorik: das Parlament ist Riesenschreibmaschine, an deren Klaviatur der Präsident sitzt; so leicht wie eine Urne trägt sich das Dossier mit einem Todesurteil; ein Baum ist Grabmal und zugleich trigonometrisches Signal. „Le Puzzle du paradis perdu par l'homme" stellt in solchen Bruchstücken sich wieder her.

Auf solche Weise öffnet man in Frankreich die Archive. Zerlegbar ist das Personal selber, und der politische Mensch tut sich auf wie ein Safe. Eine Frauenhand greift hinein und langt einen Packen mit Liebesbriefen heraus. Man wird in Moskau dieses Buch verschlingen.

PENKLUB, DEUTSCHE AKADEMIE DER DICHTUNG UND ANDERES NEUZEITIG GEISTIGES DEUTSCH-BERLINISCHES UNTERFANGEN

Von

CARL STERNHEIM

Neunzehnhundertneunzehn las man in meinem Buch „Berlin oder juste milieu", das jetzt die Pariser ergötzt: „In der Kindheit hatte ich den Eindruck, die katholische Kirche sei die unbeugsamste menschliche Einrichtung. Später meinte ich, eher stürbe trotz Macaulay die katholische Kirche als das Auswärtige Amt in Berlin und seine Methoden aus. Heute weiß ich, beides ist Spreu im Wind vor Phrasen und Gepflogenheiten des Berliner Juste milieu, das bis zum Jüngsten Tag Nachrichten in seiner Presse starten wird, wie: *Fulda und Sudermann seien als Vertreter deutscher Dichtkunst* vom Reichspräsidenten, ihm der deutschen Geistesarbeiter Not vorzustellen, empfangen worden, und der habe allen Ernstes, sich der darbenden *Kulturträger* anzunehmen, versprochen."

Neunzehnhundertsechsundzwanzig steht in dem von Paul Zsolnay reizend aufgemachten Schriftchen „Lutetia" Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben von mir:

„Berlin ist heute geistige Wüste, in der die Bewohner nicht einmal mehr Durst nach intellektueller Labung haben, doch seit Jahren emsig besorgt blieben, den letzten sprossenden grünen Halm eines ursprünglichen Gedankens durch die Lauge ihrer zynischen Denkkraft zu ersticken. Im Bösen nicht schüchtern." Während im In- und Ausland diese lapidaren Wahrheiten gerade allseitigen brausenden Jubel wecken, entstand durch das gleichzeitige schrille Wutgeheul der mit Recht geprügelten drei größten liberalen Zeitungen Deutschlands und ihrer verwilderten Berichterstatter, unter denen sich ein rassiger semitischer veritabler „Panther" am ungestümsten gebärdete, in der sonst geistig versumpften Hauptstadt Deutschlands durch meinen Anstoß so muntere Bewegung, daß man einen Augenblick, ein neues intellektuelles Zeitalter sei in Spreeathen angebrochen, glauben konnte.

Leider schossen, einmal angekurbelt, die offiziellen Kreise, denen in Berlin die Verwaltung der noch vorhandenen Geisteskräfte von Amts wegen anvertraut ist, bei diesem Anlaß in lebfrischem Elan so tollkühn in die von ihnen nicht gekannte und nicht beherrschte Atmosphäre vor, daß der seiner kontrollierenden Vernunft noch nicht ganz beraubte Deutsche, das überraschte Ausland, durch das von offiziellen Führern deutscher Intelligenz wieder Angerichtete starrsteht, der auf der Hut befindliche Herausgeber dieser Zeitschrift mich händeringend bittet, Aufschluß und meinen Standpunkt zu den nicht mehr zu bezweifelnden erstaunlichen Tatsachen eines in Berlin angezettelten „Penklubs", einer „deutschen Akademie der Dichtkunst" hier zu geben.

Jean Cocteau

Schon als mich vor zwei Jahren der Penklub in Paris — diese Klubs werden heute in jeder größeren Stadt von dem Engländer Galsworthy zu seiner persönlichen Bequemlichkeit auf Reisen gegründet — zu einem mir gegebenen Abendbrot einlud, konnte ich behutsam von Zürich aus meine schon erfolgte Abreise aus Paris dorthin telegraphisch melden und der mir zugedachten Ehre entgehen, weil ich seit einem Abendessen in Walter Rathenaus Brandenburger Renaissancehaus im Grunewald weiß, nichts verbürgt so krasse Gesellschaftskatastrophe, denkbar größte Langeweile, die durch markige Ansprachen, feurige Weine nicht gemildert werden kann, wie das auch nur flüchtige Zusammentreffen zahlreicher Geistesheroen.

Also war leicht vorauszusehen: was Zusammenkünfte Gides, Duhamels, Hamps, Giraudoux', Rollands, Claudels, Mauriacs, Maurois, Montherlands, Cocteaus, Blochs, Bloys, Delteils, Jammes, Crevels, Girards, Jaloux', Bérauds, Coquiots, Ghéons, der Tharauds, auch als sie später Heinrich Mann u. a. glänzende Gastmähler gaben, in Paris an Völkerverbrüderung nicht fertigbrachten, konnte auch in Berlin unter günstigsten Umständen nicht ausgerichtet werden. Trotzdem war sogar die geistig bis zur Bewußtlosigkeit anspruchslose deutsche Kapitale jetzt mit Recht verzweifelt angeödet, als sie die lebenstreue drollige Photographie der gesamten Teilnehmer der ersten Berliner Penklub-Versammlung in Heft 11 der Zeitschrift „Das Theater" abgebildet sah, auf der sich an für den deutschen Parnaß üppig angerichteten sechs Festtischen nur der hurtige Fulda, alerte Angermayer von deutschen Autoren fanden, während die restlichen hundertvierundvierzig Ehrenplätze vom Kultusminister Dr. Becker, Oberbürgermeister Böß, Maschineningenieur Schnaas, den Herren Heuß, Jeßner, Richter, Rickelt, Borberg, Blunk, Müller-Jabusch, Scheffauer, Hippel, Haeckel, Meisel, Pietro, Britton,

Eberius, Schrader und Frau Theodor Wolff u. a. besetzt waren, prominenten Persönlichkeiten, die man aber eher als Teilnehmer an einem Kongreß deutscher Woll- oder Schaumweinhändler zu sehen vermutet hätte.

Zum erstenmal finde ich darum der jungen deutschen Dichter wütenden Protest wegen der an ihnen begangenen Rücksichtslosigkeit ihrer Nichteinladung zu solchem Schmaus begreiflich, denn ist das Geld einmal da, Champagner aufgefahren, ist, den gutmütig zutraulichen Nachwuchs deutscher Dichtung mittrinken zu lassen, der Verantwortlichen Pflicht.

Nicht aber verstehe ich, wie die — neben Galsworthy natürlich — anscheinend beiden einzigen ausländischen Gäste, Jules Romains und Fabricius, die Herren Blunk, Bosberg, Müller-Jabusch für Stefan George, Rainer Maria Rilke und Gottfried Benn, die sie doch erwartet haben mußten, nehmen konnten. Doch war auch das bei dem vollendet angerichteten Chaos möglich.

*

Nicht viel anders liegt es wohl mit der gänzlichen Verwilderung hinsichtlich deutscher Dichterakademie, nur daß man hier sagen darf, die Entgleisung begann notwendig schon vor dem Festessen, das nicht stattfand, als nämlich die Beauftragten Herrn Gerhart Hauptmann, der, weil er deutscher Dichtkunst seit Jahren fernsteht, nichts von ihr verstand, erst fragen mußten, wen er überhaupt als Repräsentanten für die Sessel der Akademie in Betracht kommend empfehlen könnte; auf welche Frage dem außer ihm selbst, nur der jeweils an den Peripherien parate Fulda, der knorrige Mann der Buddenbrooks, Lübecker Professor, der störrige Holz und der, laut Zürcher Zeitung, bis zum heutigen Tag verkannte Stehr, eine, man darf wohl sagen, dürftige Korona einfiel.

Die auch sämtlich mit so starkem Erfolg ernannt wurden, daß Fulda in repräsentativer Zeitung, er hoffte von der neuen Stelle aus der literarischen Jugend durch Hebung ihrer Lebensbedingungen den Weg zu ebnen, erklären konnte, Thomas Mann an gleicher Stelle rund verlautete, eine akademische Einrichtung dieser Art könnte immerhin beitragen, den „Einfluß des Geistigen" in Deutschland zu erhöhen, und er nähme, den Staat nicht vor den Kopf zu stoßen, obwohl er kein Mensch der Organisation und des Amtlichen sei, die Stelle an.

Nur Gerhart Hauptmann selbst, der um alle Vorbereitungen gewußt, und dem man endlich den Ehren- und Seniorsessel der neugegründeten Akademie auf allgemeines Verlangen zugeschoben hatte, stieß ihn zu aller Beteiligten Entsetzen brüsk zurück, hatte, dem Hirschberger Vertreter des schon erwähnten repräsentativen liberalen Organs zu erklären, die Freundlichkeit, er könnte es mit Annahme oder Ablehnung solcher Ehrung, wie er es wollte, halten. Nehme dabei lediglich das Recht für sich in Anspruch, das jedem Kleinbürger, dem man ein Stadtverordnetenmandat anbietet, zusteht. Wobei von dem Reporter nicht gesagt wird, ob Hauptmann den Nachdruck auf Stadtverordneter oder Kleinbürger legte.

Ich aber gebe bei dieser Sache Gerhart Hauptmann zum ersten Male in meinem Leben recht: auch ich würde mich unter keinen Umständen weder von Exzellenz Becker noch dem Oberbürgermeister Böß in die offizielle und beamtete deutsche Geistigkeit verwickeln lassen. Auch ich sage unverblümt: eher werde ich Stadtverordneter als Dichterakademiker in Berlin!

DAS AUSLAND: FRANKREICH

Die Fremdeninvasion, unter der wir gegenwärtig infolge der „Saison de Paris" und des Frankensturzes zu leiden haben, ist für Berichterstatter und Karikaturisten ein unerschöpfliches Thema. Es ist wahr, der Anblick der von Amerikanern überfließenden Autobusse und dieser zum Sturm auf den Louvre und den Arc de Triomphe losgelassenen Karawanen, dieses köstlichen Gemischs von Rassen und Sprachen, die auf unseren großen Boulevards durcheinanderquirlen, ist schon recht komisch, was Edmond Jaloux kürzlich veranlaßte, folgendes zu schreiben:

„Auf dem Platz du Palais-Royal, meistens zwischen den Arkaden vor den kleinen Tischen des Café Rohan, treibt sich ein eigenartiger Blinder herum; er verkauft Postkarten, Untergrund-Fahrpläne und andere geographische Souvenirs, aber vor seiner Brust hängt ein Schildchen, worauf zu lesen ist: Blind geboren, spreche Englisch und Französisch. Spricht Französisch in Paris! Etwas, was wirklich selten genug geworden ist, um besonders angekündigt zu werden."

Im Vergleich zu dem zentralen Stadtteil von Paris erscheint Montparnasse vollkommen französisch, und zwar wahrscheinlich, weil der Sommer die schwedischen, spanischen, amerikanischen, russischen, deutschen und polnischen Maler, die in der Regel das Quartier bevölkern, in die Flucht nach den südlichen Strandbädern gejagt hat. Und bald werden die Cafés von Cassis, Saint-Trepez und Toulon Filialen des Café du Dôme und der Rotonde scheinen, und auf dem Boulevard Montparnasse werden nur noch Eingeborene übrigbleiben, die sonst in der kosmopolitischen Menge untergegangen sind.

Diese Saison de Paris, die so viele Gäste anzieht, ist übrigens recht mittelmäßig. Ihre beiden Hauptattraktionen: das Russische Ballett und Ida Rubinstein sind entschieden vollkommen ausgeschöpft, und Adrien La Rochelle gab nach einer Vorstellung des Russischen Balletts den allgemeinen Eindruck richtig wieder, indem er sagte: „Das ist aus."

Ida Rubinstein hat in der Oper einen Orpheus gespielt, der keinen Menschen entzückt hat. Diaghilew war dieses Jahr ins Théâtre Sarah Bernhardt gekommen, und während eines ganzen Monats wechselte das Russische Ballett ab mit „Mon livre chez les riches", und die Abonnenten des Theaters, die sich versprochen hatten, den Pfarrer von Clément Vautel zu sehen, und gezwungen wurden, die Musik von Strawinsky und Ausstattungen von Picasso zu sehen, waren höchst verzweifelt. Das Russische Ballett hatte übrigens trotz seiner Mittelmäßigkeit großen Erfolg, den es wahrscheinlich dem Umstand verdankt, daß der Eintrittspreis auf 100 Frcs. erhöht war.

Diaghilew, der sich der Schwäche seiner Tänzer und seiner neuen Balletts bewußt war, hatte gehofft, uns durch die Bühnenbilder von Miro und Max Ernst, Derain, Pruna und Utrillo zu packen, aber nur die Ausstattung des letzteren war irgendwie interessant: Am Abend der Premiere von Baraban bot die Ankunft Utrillos mit seiner Familie, Suzanne Valadon, André Utter

und Berthe Weill, ein malerisches Bild. In der Pause suchte Utter überall nach Diaghilew: „Ich möchte ihm gern Utrillo zeigen, den er noch nie gesehen hat", sagte er. In Wirklichkeit hatte sich Utrillo damit begnügt, ein Aquarell zu geben, das man zu den Dimensionen eines Bühnenbildes vergrößert hatte. Aber der Direktor des Russischen Balletts hatte insbesondere damit gerechnet, daß die Bühnenbilder von Jean Miro und Max Ernst seinem Gastspiel Reiz verleihen sollten, und er hatte sich nicht verrechnet. Aber trotzdem waren es nicht die Gegner der Surrealisten, sondern die Surrealisten selbst, die empört waren, daß ihre Maler mit einem „Krämer" paktiert hatten, und die dann auch sein Ballett ausgepfiffen haben. Auf diese Weise bereitete das empörte Publikum „Romeo und Julia" einen Erfolg, den es auf andere Weise nie gehabt hätte.

Die ihren Gewohnheiten treuen *Surrealisten* haben übrigens in diesen Tagen viel von sich reden gemacht. Einige Tage nach dem Skandal des Russischen Balletts stellte Louis Aragon in Begleitung von einem Dutzend seiner Freunde Maurice Martin du Gard vor der Redaktion der „Nouvelles Littéraires", von dem er sich durch einen Artikel beleidigt fühlte. Der Direktor der „Nouvelles Littéraires" flüchtete in sein Büro, die Angreifer folgten ihm und begannen, Türen und Möbel zu demolieren, warfen Lampen und Telephonapparate zum Fenster hinaus, dies alles zum größten Gaudium der Zeitungsausträger auf der Rue du Croissant. Jacques Guenne schloß die Surrealisten in seinem Büro ein und holte die Polizei, die Louis Aragon, André Breton, Philippe Soupault und Benjamin Péret abführte. Die Geschichte endigte auf dem Gericht, aber Aragon soll auf die Beschuldigung des Hausfriedensbruchs, der Körperverletzung und Beleidigung mit der Anstrengung eines Prozesses wegen Verleumdung gegen Maurice Martin du Gard geantwortet haben, dem er vorwirft, nachstehendes geschrieben zu haben: „Louis Aragon war von einer Madrider Gesellschaft eingeladen, zu den Studenten zu sprechen. Schon am Bahnhof wollte er, seiner Gewohnheit entsprechend, anfangen, Skandal zu machen. Mehr als einer der jungen Intellektuellen suchte, mitgerissen, ihn zu überbieten, und als unser Surrealist sich rühmte, schon mehrmals wegen Delikte festgenommen zu sein, die aus einer Gefühlsausschweifung geboren waren, wenn man so sagen kann, wurde ihm bedeutet, daß, wenn er diesen sonderbaren Geschmack nicht in seiner eigenen Familie kennengelernt und entwickelt hätte, er in Spanien nichts mehr lernen könne."

Dieses Ereignis erheiterte die Pariser Chronik ebensosehr wie die Eheschließung der *Cécile Sorel.* Man weiß, daß Madame Sorel ihre Berühmtheit nicht durchaus ihrem schauspielerischen Talent verdankt, und daß sie nicht nur an der Comédie Française seit 30 Jahren Célémêne spielt. Die Ankündigung ihrer Heirat mit dem Erben einer der ältesten französischen Familien, dem Marquis de Ségur, rief um so größeres Erstaunen hervor, als man die Sache geheimgehalten und die Vorsicht gebraucht hatte, die Hochzeit in der Nähe von Marseille zu feiern. Man hofft, daß Cécile Sorel das Theater verlassen wird.

Sol.

Photo Riebicke

Regatta vor Pillau

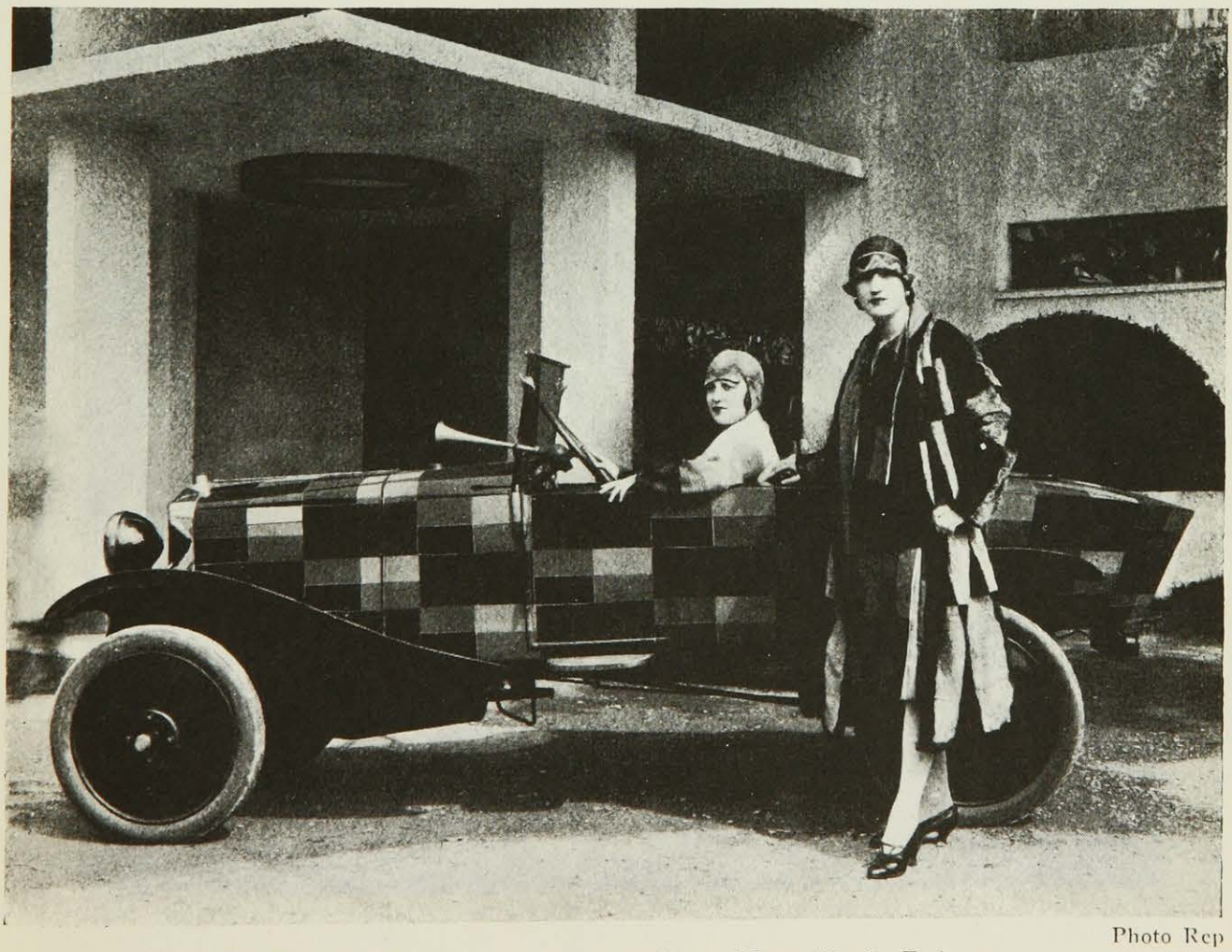


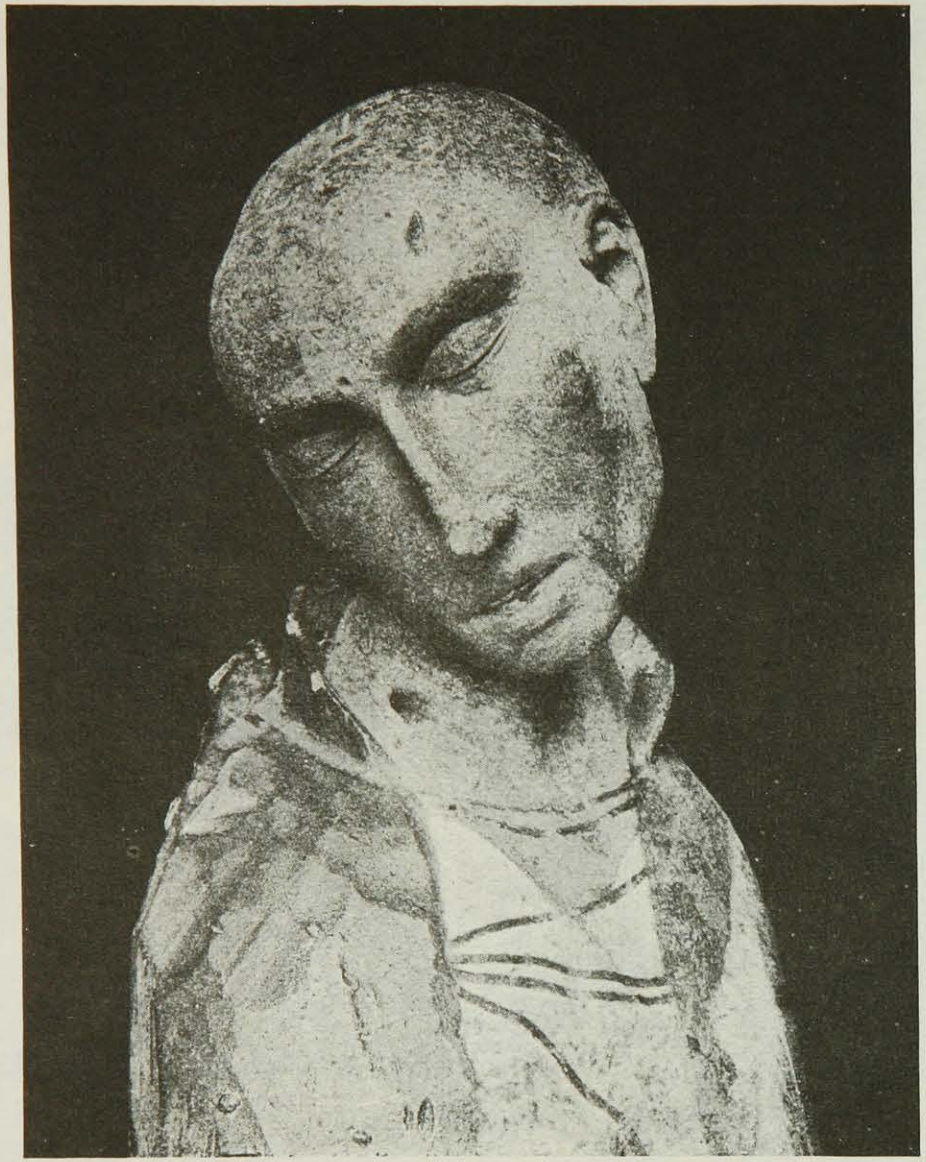
Photo Rep

Caplan-Auto, bemalt nach Entwurf von Mme. Sonja Delauney

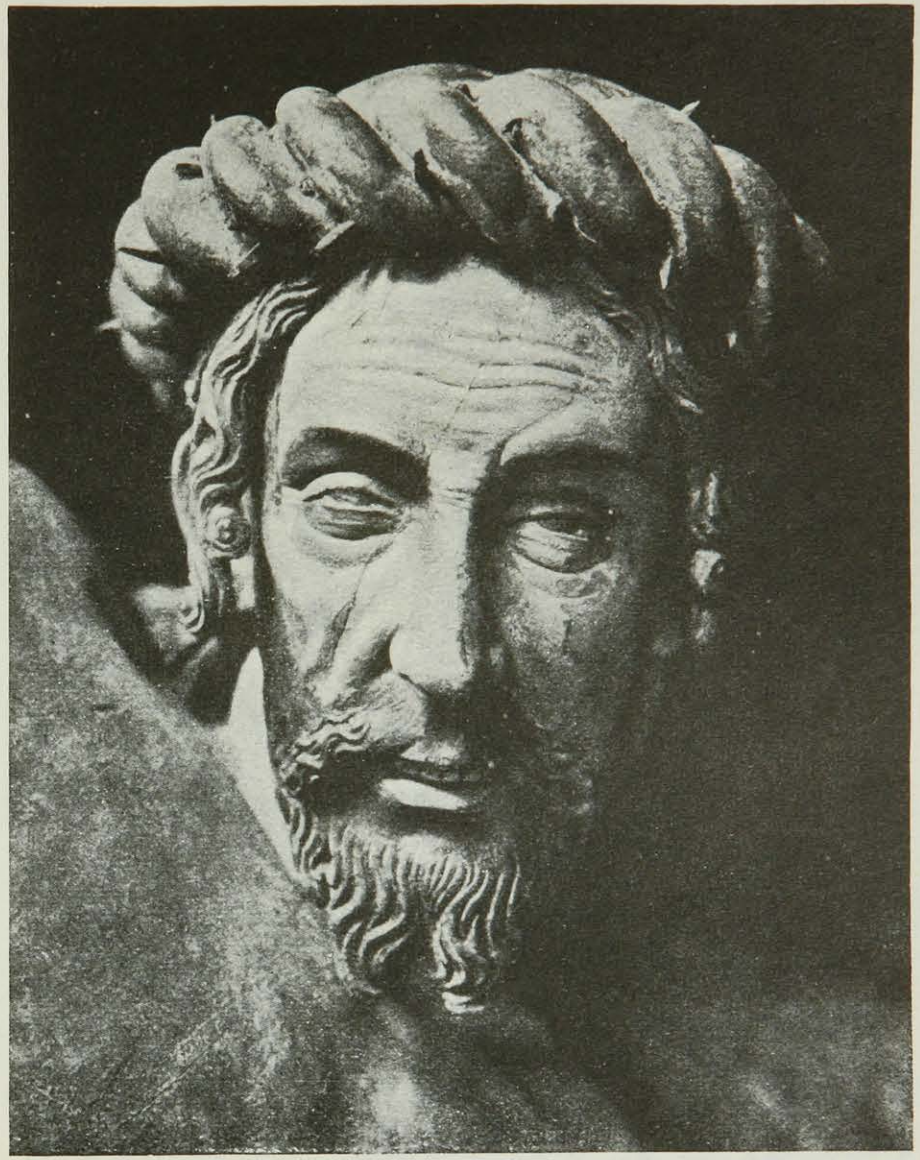
Teilstück der Madonna in Vadstena

Aus Carl Georg Heise, Lübecker Plastik (Vig. Cohen, Bonn)

Claus Berg, Teilstück vom Allerheiligen-Altar. Odense, St. Knudskirche



Totenkopf von der St.-Jürgen-Gruppe. Stockholm, Hauptkirche



Aus Carl Georg Heise, Lübecker Plastik (Vlg. Cohen, Bonn)

Kopf des Kruzifixus in Vadstena

Gemälde von Edouard Manet in der Hamburger Kunsthalle

Aus dem Renoir-Film (Catharina Heßling und Werner Krauß)

BÜCHER-QUERSCHNITT

ŽELÍZKO, Felsgravierungen der Südafrikanischen Buschmänner. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Auf Grund der vom 1902 verstorbenen Afrikaforscher Emil Holub von seinen Reisen zwischen 1872 und 1887 mitgebrachten Originalen und Kopien hat Želízko einen einzigartigen Atlas zusammengestellt. Für das Studium des Stils sind die Umrißkopien durch ihre Klarheit fast günstiger als die Abbildungen der zum Teil stark verwitterten Originale. Die Aehnlichkeit dieser Bilder mit den Tiergestalten in den Höhlen von Alt-Amira und in Süd-Frankreich ist besonders auffallend, wenn auch die Zeichnung hier erheblich gehemmter und gezwungener erscheint. *A. B.*

MAURICE DÉKOBRA, La Madone des Sleepings. Librairie Baudinière, Paris.

Was soll man heute lesen? Literarisches ist fast außer Kurs, Detektivgeschichten verflossene Romantik, es bleibt die Kolportage, die den Rekord hält, zumal, wenn sie Wirklichkeit ist. Was nicht schwer fallen sollte, denn der größte Teil und nicht der schlechteste Teil des Lebens ist Kolportage. Man muß nur das Organ dafür haben, muß die Dinge wirklich kennen, statt sie nach Literatenmanier zu ersehnen, muß sie, empfehlenswertes Rezept, leicht sublimieren und das hineinmischen, wovon zwar alle sprechen, was aber niemand aus eigener Erfahrung kennt.

Dieser Roman ist ungewöhnlich geschickt komponiert: Hintergrund: Sowjetrußland, als Gegensatz, durchaus verwendbar: die prinzipien- und voraussetzungslose englische Aristokratie, dazu einen Schuß Berliner Nachtleben, Fabel: das intime Leben eines Sowjetbotschafters in Berlin, seine Liebe zu einer englischen Aristokratin, die ihn am Bändel hat, und die furchtbare Rache der Sowjetgeliebten, die indes durch das Schicksal paralysiert wird. Es ist alles drin, die ganze Scala des Kitsches, den wir so notwendig zu unserer geistigen Erholung brauchen, eine Jagd durch Europa, die durch die Gefängnisse der Tscheka führt, die abgelöst werden durch amerikanische Yachten, durch Riviera und alte feuchte, einsame englische Parks. Es kommen Gewitter vor, parallel den furchtbarsten menschlichen Entspannungen, aber man ist nie versucht, dem Autor den Vorwurf zu machen, daß er es zu doll treibt, aus dem einfachen Grunde, weil sein Talent alles Gewagte leicht überwindet. Außerdem ist er ein geschmackvoller und ein gebildeter Mensch.

Literaten, wenn man sie nach Näherem über diesen Autor fragt, lehnen es ab, ihn zu kennen. Er sei ihnen dringend empfohlen. *H. v. W*

GERHARD MENZ, Der deutsche Buchhandel. Flamberg Verlag, Gotha.

Im vierten Band der von Kurt Wiedenfeld herausgegebenen Sammlung „Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer" schildert Menz den deutschen Buchhandel. Am wertvollsten sind seine knappen Wertungen der führenden Personen in früheren Jahrhunderten. *A. B.*

HELENE RICHTER, Josef Lewinsky, Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien, Leipzig, New York.

Bis auf die schlecht reproduzierten Bilder mag dieses Buch, das theatergeschichtlich sicher von erheblicher Bedeutung ist, für Burgtheaterenthusiasten ein vorzügliches Erinnerungswerk sein. *A. B.*

F. SCOTT FITZGERALD, The Great Gatsby. Charles Scribner's Sons, New York.

Herr Galsworthy langweilt uns mit den minutiösesten Schilderungen eines besseren englischen Mittelstandes. Wir werden in die Details einer kaum noch existierenden, jedenfalls aber Jahrzehnte alten, staubbedeckten middle class familie eingeführt. Ein Roman wie Babbitt behandelt zwar erheblich frischeren Stoff, ermüdet aber ungemein durch seine epische Breite. Fitzgerald schildert ein amerikanisches Exemplar, das zwar ausgefallen ist, aber noch genug spezifisch amerikanisches Wesen besitzt, um durch dieses specimen einen tiefen Einblick in dieses Wesen zu tun. Monumentale Langeweile der großen amerikanischen Gesellschaft, die nicht das erträgt, was sie hat, nicht den Ort, an dem sie sich gerade befindet, von New York nach Coney-Island rast und umgekehrt, wenn ihr die See auf die Nerven geht, ohne daß Tageszeiten eine Rolle spielen, das Durcheinander dieser materiellen Kultur, das Belästigende ihrer Bequemlichkeit, die Banalität ihrer immer versteckten Sinnlichkeit und vor allem ihre grandiose Sentimentalität, die sich nicht geniert und stramm logisch zu allen Konsequenzen, bis zum Selbstmord treibt, die spezifisch amerikanische Mischung reflektionsloser Naivität mit bezauberndem Raffinement — dieses alles erlebt man —, und zwar mittels eines sehr gewählten, neuen amerikanischen Englisch, an dem man die Selbständigkeit der amerikanischen Sprache erkennt. *H. v. W.*

A LADY OF QUALITY, Serena Blandish or The Difficulty of Getting Married. William Heinemann Ltd., London.

Diese Geschichte eines sehr schönen, aber minder geborenen, völlig voraussetzungslosen Mädchens, hat die Vorteile und die Nachteile ihres weiblichen Autors. Sie überrascht durch Zartheit und Sensibilität, langweilt indessen im Verlauf, wenn man sie nicht sehr schnell liest, durch einen Mangel an Gestaltungskraft und durch eine Ueberschätzung des Aesthetischen. Die junge Dame will auf alle Fälle heiraten, sie sitzt herum am Fenster in einer unmöglichen Gegend und wird von einer brasilianischen Gräfin aufgelesen, die ihr ihr Haus zur Verfügung stellt, aber sie im übrigen ziemlich kalt als Objekt studiert. Ihr Butler übertrifft sie an Erfahrung, Energie und Kälte. Sein Urteil steht fest, als Serena die Unmöglichkeit begeht, bei der fabelhaftesten Partie Londons, Lord Ivor Cream, der sie zum Lunch eingeladen hat, zum Tee zu bleiben. Sie heiratet, aber nicht den Lord, sondern etwas nach Geburt Unmögliches. Ein ausgezeichneter Beitrag zur Psychologie des jungen Mädchens, nicht der Garçonne und ähnlich verfehlten pornographischen Stumpfsinns, sondern exquisiterer Ware. Das Buch leidet stellenweise unter leichtem Hang zu Symbolismus, den schriftstellernde Damen der Gesellschaft nicht entbehren zu können glauben, ist aber im ganzen von einer speziell englischen Kultiviertheit, an der viele Jahrhunderte insularer Abgeschiedenheit beteiligt sind. *H. v. W.*

GUTENBERG-FESTSCHRIFT. Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gutenbergvereins in Mainz. Herausgegeben von A. Ruppel. Verlag der Gutenberggesellschaft in Mainz.

Ein imposanter Band mit fast 80 Aufsätzen über die Frühdruckzeit, über den Buchdruck der vier Jahrhunderte von 1500 bis 1900 und die heutige Buch- und Druckkunst, in allen Kultursprachen und so Zeugnis der neuen internationalen Solidarität. Inhalt, Druck, Papier, Einband, jedes für sich und alles in Einem: Ein Meisterwerk der Gutenberggesellschaft und ein Standardwerk jeder Bibliothek.

A. B.

JOHANN R. BECHER, $(CHC_1=CH)_3As$. — (Levisite) oder der einzig gerechte Krieg. Agis-Verlag, Wien-Berlin.
Bertha v. Suttner unverkitscht wiedergeboren in einem bis zur Hysterie erregten Pazifisten, der ein Dichter ist, wenn er auch nur ein Politiker sein will. Um in diesem Willen aktuelle Hochverratsabsicht zu sehen, muß einer schon instinktlos sein wie ein Beamter der Staatsanwaltschaft. *A. B.*

ANNETTE KOLB, Spitzbögen. Mit elf Zeichnungen von Rudolf Großmann. S. Fischer Verlag. 1925.
Die Zeichnungen sind zu wenig subtil für dieses Zwischen-der-Zeilen-schreiben-Können. Annette Kolb gibt ihr Fingerspitzengefühl die Fähigkeit, zu sagen, was andere nicht einmal erleiden, geschweige denn schreiben können. *A. B.*

WALTER HENTSCHEL, Sächsische Plastik um 1500. Wilhelm Limpert Verlag, Dresden.
Der erste Band der geplanten Serie „Alte Kunst in Sachsen", herausgegeben vom sächsischen Landesamt für Denkmalspflege, bringt nach einer gelehrten Einleitung in guten Bildern viel unbekanntes, wertvolles Material. Diese Einzeldarstellungen zur sächsischen Kunstgeschichte werden von grundlegender Bedeutung sein. *A. B.*

HERMANN BRÄUNING, OKTAVIO. Silhouetten aus der Wertherzeit. C. L. Wittichsche Hofbuchdruckerei. Darmstadt 1926.
Aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß und dem Silhouettenbuch von Carl Schubert sind hier 60 Silhouetten so verblüffend gut reproduziert, daß man meinen sollte, es handele sich um gut aufgeklebte Originale. Der Anhang berichtigt viele Daten des bekannten, 1908 veröffentlichten Werkes aus Merks Nachlaß „Silhouetten aus der Goethezeit". *A. B.*

FRANCIS JAMMES, Der Baskische Himmel.
FRANCIS JAMMES, Marie. Beides bei Jakob Hegner in Hellerau, 1926.
Die schwingende Ruhe in den Dichtungen von Jammes beglückt immer wieder. Vor allem aber entzückt das Gefühl, Bücher in den Händen zu haben wie diese: federleicht, untadelig gedruckt, tadellos gebunden, Meisterwerke Hegners. *A. B.*

ALFRED ROBITSEK, Der Kotillon. Ein Beitrag zur Sexualsymbolik. Internationaler psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich.
Diese Arbeit verdient als eklatantes Beispiel für den Satz „Der Mensch sexualisiert die Welt" eine allgemeinere Beachtung als sonst der Aufsatz einer Fachzeitschrift, selbst wie sonst die Artikel der „Imago". Diese 40 Seiten sind wegen ihrer selbständigen Art, die vom Jargon der Freudschüler fast unberührt ist, zu beachten. *A. B.*

AREND BUCHHOLTZ, Ernst von Bergmann. 4. Auflage. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig.
Die über 600 Seiten lange Biographie ist auch für den Nichtmediziner von großem kulturgeschichtlichen Interesse. *A. B.*

MAX WIESER, Der sentimentale Mensch. Verlag Friedr. Andr. Perthes A. G. Gotha-Stuttgart.
Eine Typologie des sentimentalen Menschen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert, von den Subjekten verfolgt bis zur Sentimentalisierung der Massen und bis zur Entsentimentalisierung der Führerschicht. Eine hervorragende und spannende psychologische Arbeit an einem kaum bearbeiteten Material. *A. B.*

WILHELM HEINSE, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf, Insel-Verlag, Leipzig. 1913.

Es ist ein großes Verdienst des Insel-Verlags, hoffentlich nicht nur von ideeller Bedeutung, einen der größten deutschen Dichter durch eine Gesamtausgabe geehrt zu haben. Wenn er nichts weiter getan hätte, als den Enkolp zu übersetzen und uns dadurch einen der wenigen Stoffe des täglichen Lebens geliefert zu haben, die die Berühmtheiten von damals übergingen, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Talent nicht ausreichte zu dieser Schilderung der saftigsten Wirklichkeit, sondern weil es nur zu dünnen und theoretischen Sittenschilderungen langte, — wenn er nur dies geleistet hätte, wäre es ein Zeugnis seiner seltenen Bedeutung gewesen. Denn er hatte das Wesen dieses einzigartigen Bruchstücks erkannt, aus dem einfachen Grunde, weil er unendlich lebendiger war als seine in der Tradition befangene Zeit. Er übersetzte es in eine leichte, klassische Sprache, er ist einer der großen Sprachschöpfer Deutschlands, diese Tatsache wird nur immer verdunkelt durch das Fehlen gewisser anderer dichterischer Eigenschaften und durch die Begabungen anderer Zeitgenossen, die sehr viel prächtiger waren. Heinse war zweifellos ein ausgesprochen erfinderisches Talent, er war stark kritisch eingestellt. Losgelöst ist er eigentlich nur im „Ardinghello". Unsere Dichter sind — oft ohne unser Wissen — aus dem Sekretär- oder Hauslehrerstande hervorgegangen, was insofern, wie auch bei Heinse, nicht belanglos ist, als dies nicht nur der äußere Ausdruck ihrer Betätigung ist. Sie kommen mehr oder weniger von der Philologie her (und verbundenen Disziplin wie Kunstgeschichte usw.), jedenfalls nicht aus praktischen bzw. freien Berufen. Liebe zur Kunst, theoretische Sehnsüchte sind oft die Folge. Bei Heinse stören diese ersten Elemente seine geistige Erziehung kaum, er hat ein höchst erfreuliches Gegengewicht in seiner ausgesprochen starken Erotik, die ihm so vorbildliche Leute wie Wieland und Herder erheblich übelnahmen.

In dieser Zeit der Auswahlschriften und gesammelten Werke eine besondere Wohltat. Man kann aus diesen Bänden alles Mögliche herausfischen, was die Wunderlichkeit der Zeit bestens illustriert und lernt unsere völkische Eigenart besser verstehen. Besonders aufschlußreich sind die Briefe, z. B. die an Vater Gleim, diese mythische Halberstädter Persönlichkeit. Neben dem typisch Deutschen der damaligen Zeit finden wir durch alle seine Schriften zwei überaus betonte Eigenschaften: sein Weltbürgertum (trotz seiner Herkunft aus Schwarzburg-Sondershausen) und seine Grazie, und zwar die fast antiquisierende Grazie (und Festigkeit) seines Stiles, der seiner leichten, aber deshalb nicht weniger intensiven Auffassung der Dinge entspricht. *H. v. W.*

ARTHUR FEILER, Amerika—Europa. Erfahrungen einer Reise. Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Keine der heute so beliebten Entdeckungen eines fremden Weltteils, sondern eine sachlich ruhige und vor allem brauchbar anschauliche Beschreibung ohne viel Geschrei, aber mit viel Verstand. *A. B.*

FRANZ ROH, Nach-Expressionismus. Magischer Realismus. Probleme der neuesten europäischen Malerei. Verlag Klinckhardt & Biermann, Leipzig 1925.

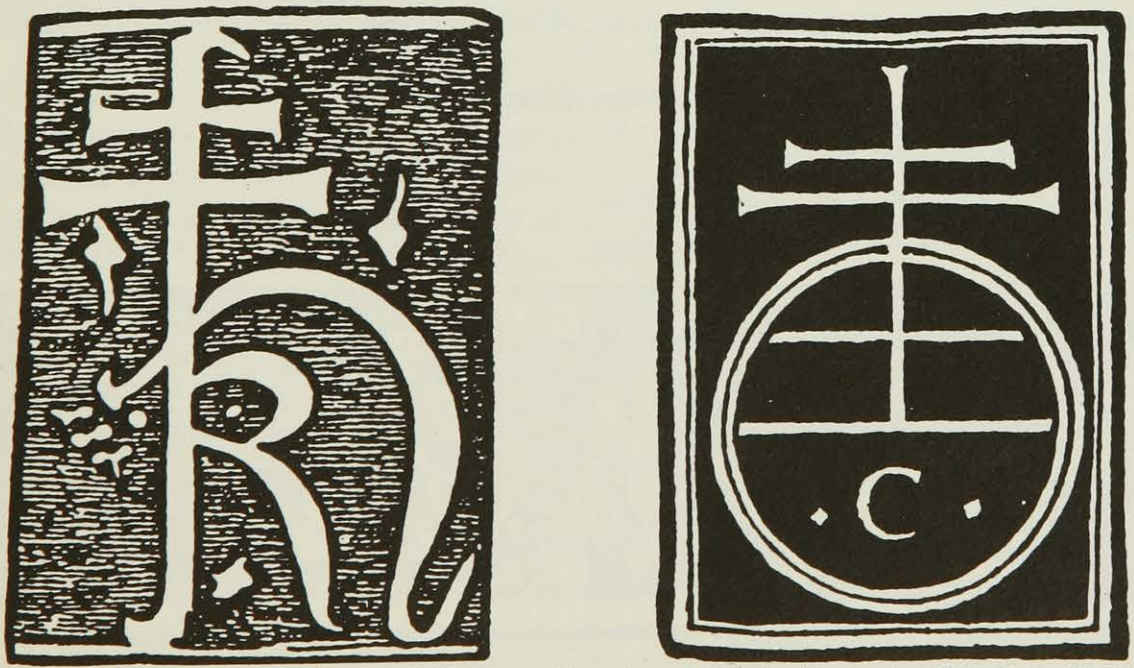
Dies ist wohl der erste beachtliche Versuch, die nachexpressionistische Malerei als Totalität zu umschreiben. Roh ist klug genug, das Nacheinander und Nebeneinander des Impressionismus, Expressionismus und der neuesten Malerei als Möglichkeiten nach der jeweiligen Erscheinungsform zu schätzen; er ist fähig, das Heute schon geschichtskritisch zu sehen, ohne das Gestern schlecht zu machen.

A. B.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny.*

Das letzte große Ereignis des Kunstmarktes war die Versteigerung der *Sammlung Dutasta* in Paris, die mit großem Erfolg in der Galerie Georges Petit stattfand. Der auf dieser Auktion erzielte Umsatz ist so groß, daß er die überragende Bedeutung des Pariser Kunstmarktes für die ganze Welt von neuem erweist, vor allem, wenn man bedenkt, daß die täglich stattfindenden kleineren Auktionen bei Summierung ihrer Ergebnisse auch erhebliche Summen ergeben. Die schönsten Stücke der Sammlung Dutasta sind ein Pastell von Maurice Quentin de Latour, das Porträt der Madame Rouillé de l'Estang, das für eine Million Francs verkauft wurde. Dieses Bild, eines der besten Werke des Meisters, brachte bei der Versteigerung der Sammlung der Marquise du Plessi-Bellière im Jahre 1897 nur 31 550 Francs, als es im Jahre 1919 wieder in den Handel kam: 365 000 Francs. Fragonards „Sacrifice à la rose" brachte im Jahre 1882 bei der Versteigerung der Sammlung des Barons Denon 3050 Francs und wurde jetzt für 200 000 Francs an Mme. Lesieur verkauft. Von Latours Pastellen kostete das Kinderbildnis des Comte Nogeant 601 000 Francs, und das Kinderbildnis d'Hérault de Séchelle 435 000 Francs. — Von den Farbstichen, die sich in der Sammlung Dutasta befanden, ist vor allem ein herrlicher avant-la-lettre-Druck des zweiten Zustandes von Débucourts „Les deux baisers" zu nennen Dies Werk brachte 510 000 Francs. Für das gleiche Blatt zahlte, allerdings vor 60 Jahren, ein heute berühmter Pariser Sammler 52 Francs und 50 Centimes, er sollte damals wegen dieser Verschwendung von seinem Vater entmündigt und enterbt werden. Débucourts „La rose et la main" wurde mit 190 000 Francs bezahlt. „Le menuet de la mariée" und „La nôce au château" mit je 110 000 Francs. — Von Skulpturen lohnt es sich zu erwähnen, daß Falconets Werk „Venus und Amor" mit 180 000 Francs bezahlt wurde. Der große Gobelin von Beauvais nach Boucher „Operateur" wurde auf 165 000 Francs getrieben. Andere Gobelins von Boucher kosteten, wie die „Entführung der Proserpina", 440 000 Francs, und weniger. Ein Damensekretär aus der Zeit Ludwigs XV., von dem Meister Lacroix signiert, wurde mit 585 000 Francs bezahlt, eine Kommode von demselben Meistertischler mit 355 000 Francs. Ein Paar Bronzeleuchter aus der Zeit Ludwigs XIV. stiegen auf 200 000 Francs.



Aus Die französischen Drucker- und Verlegerzeichen des 15. Jahrh. Verlag der Münchener Drucke

Diese Auktion zeigte wieder, daß der Instinkt des wirklich sicheren Sammlers über die rechnerische Intelligenz des Nicht-als-Geldmenschen in den Zeiten wirtschaftlicher Erschütterung triumphiert. Der listige Weg, den die Geschichte durch die Inflation geht, um die Idee zu rechtfertigen, offenbart sich in den einmal für ein Butterbrot gekauften großen Kunstwerken. Was für einen Wert würde heute die Sammlung von Richard Götz repräsentieren, wenn sie ihm nicht, der sie gegen den Widerstand seiner Angehörigen zusammengebracht hatte, durch den Krieg abhanden gekommen wäre. Vielleicht ist es weniger die Freude an einem ernsthaften Gewinn als die Rechtfertigung vor der tagtäglichen Dummheit des Dreinredners aus unser aller Umgang, was den Sammler heute veranlaßt, Auktionen seiner Sammlungen noch selbst zu erleben und der Sieg des homo oeconomicus auf einem höheren Niveau der Möglichkeit, Geld zu machen, zu erleben. —

Eine *Autographensammlung* von außergewöhnlichem Umfang wurde am 21. und 22. Mai *bei Karl Ernst Henrici* in Berlin versteigert. Sie stammt aus dem Besitz des Leipziger Pelzhändlers F. Besonders reich vertreten ist Heinrich Heine mit 42 Nummern, darunter zwei Testamentsentwürfe, einer in französischer und einer in deutscher Sprache. Unter den Manuskripten befinden sich eine große Menge von Gedichten und vor allem viele eigenhändige Aphorismen über das Judentum. Unter den Goethebriefen ist ein Brief an Knebel bemerkenswert, den *Goethe* im Jahre 1780 an Lavater, bei dem Knebel zu Besuch war, geschickt hat und der bisher nicht veröffentlicht worden ist. Das älteste Autogramm dieser Sammlung stammt von Luther, während das jüngste von Werfel ist. Luthers Brief ist mit 4500 M., der von Werfel mit 5 M. angesetzt, und Henrici hat Humor genug, seinen Auktionskatalog mit dem Titel *„Von Luther bis Werfel"* zu bezeichnen. Das interessanteste Stück dieser Auktion dürfte die *Brieftasche Schopenhauers* sein, mit dem dazugehörigen Notizbuch mit seinen eigenhändigen Eintragungen von seiner ersten italienischen Reise im Jahre 1818/19. Es finden sich auf diesem Blatt Eintragungen über Schnupftabak, über die Reiseroute; eine Vermögensaufstellung und Ausgaben werden gebucht, Gasthofsadressen folgen und vor allem auch einige weitere Adressen, von denen es im Jahrbuch der Schopenhauergesellschaft, wo über diese Notizen geschrieben wurde. philiströs genug heißt: „Wir begegnen einigen weiteren Adressen, deren Wiedergabe mir unangebracht erscheint." Es sind dies die Adressen von Kokotten und Bordellen, deren Anführung allein heute wohl kaum noch jemand zu einem Besuch auf einer Italienreise verführen dürfte, selbst wenn er noch so treu auf Schopenhauers Spuren wandeln wollte.

Auktions-Kalender.

1. und 2. Juli: *München* bei *Hugo Helbing*. Alte Bilder und Möbel, Gobelins, Teppiche, China-Plastik und Keramik.
10. Juli: *München* bei *Hugo Helbing*. Bilder und Handzeichnungen moderner Meister.
13. bis 16. Juli: *Amsterdam* bei *W. M. Mensing-Müller & Co.* Sammlung *Castiglioni*. 3. Teil. Bilder und Antiquitäten.
16. Oktober: *Berlin* bei *Hollstein & Puppel*. Chodowiecki-Sammlung.
19. u. 20. Oktober: *Berlin* bei *Hollstein & Puppel*. Kupferstiche aus dem 15. bis 18. Jahrhundert.

Aus Tacuinus, Schachtafeln der Gesundheit. Straßburg 1531. Mit Holzschnitten von Hans Weiditz

Rudolf Großmann

MARGINALIEN

Der Alte aus Lübeck. Ueber dem Lehrter Bahnhof liegt schon etwas wie Alsterstimmung. Wittenberge mit seinen Würstchen ist letzte wendische Station, was dann kommt, ist trotz slawischer Endung reinstes Arierland, wohltuend und anheimelnd nach Fremde und Gebraus. Büchen, wo man umsteigt, um immer tiefer in die arische Urheimat einzudringen, ist ein bemerkenswerter Knotenpunkt, hier weidet Vieh greifbar längs der Bahn, und Vieh ist in langen Güterzügen Passagier.

Aber Lübeck, weiter rechts, trug den Schild der Hanse, man denkt an stolze und doch etwas spießige Bürger, gegen die gehalten der Adel nebenan, oft frech, wenn auch sympathisch, des weiten Blicks über die See entbehrt. Alter Hansengeist ist ein ausgezeichnetes Schlagwort, das aber in der Jugend nicht so von Mystik umwittert war wie etwa Indianer- und Seeräuber- oder auch nur märkische Raubrittergeschichten.

Das neue Lübeck, das außer der wundervollen Rotspohnfirma Tesdorf noch Thomas Mann und den Marzipan sein eigen nennt, nahm seine 700jährige Reichsfreiheit zum Anlaß, um ein Weihefest zu feiern. Es war eine echte Hetz, Anlaß zu Hin und Her, es war kein Bekenntnis — mit so albernen, programmatischen Ideen gibt man sich dort nicht ab —, sondern ein mittelalterliches Volksfest, das mit aller Selbstverständlichkeit und Breite gefeiert wurde, wozu nur diese Rasse fähig ist. Wer dachte noch an Herrn Neumann oder an völkische Umtriebe und derartige Witze. Die Leute dort haben Gott sei Dank derartige Etiketten nicht nötig, sondern haben in einer

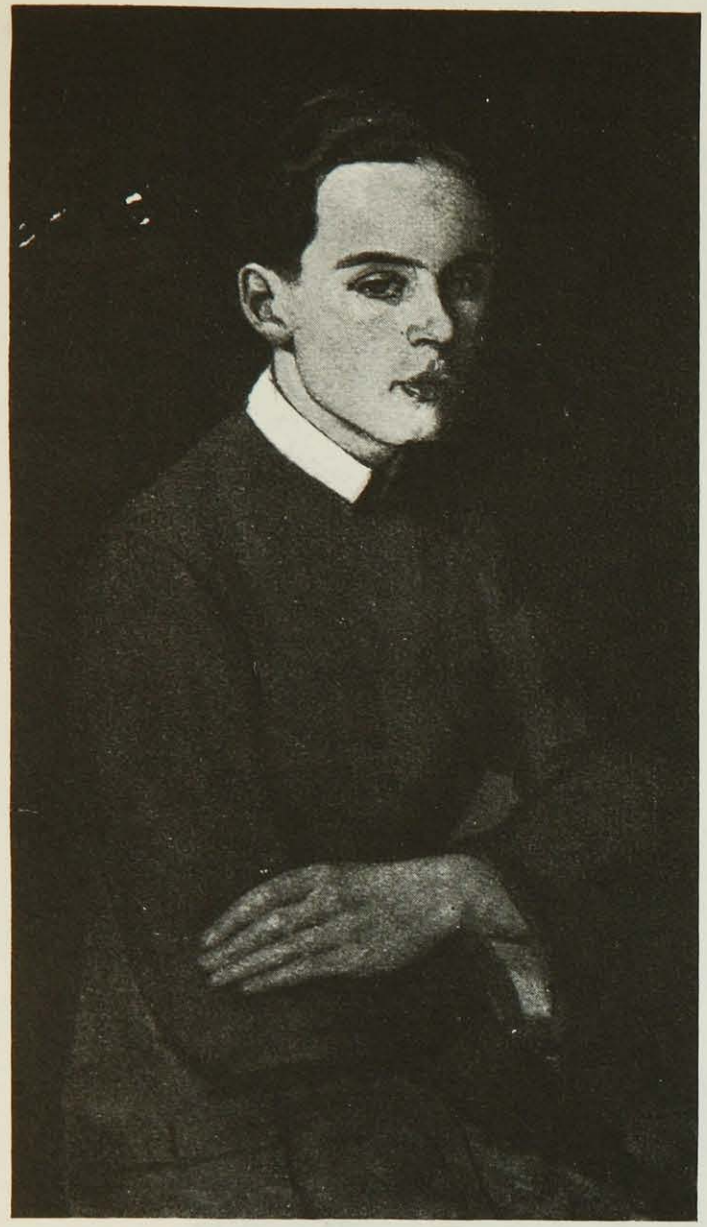
der schönsten Städte, im Ratskeller und seinen Weinen, in gotischen Kirchen, Stadttoren, in ihrem Humor, in der Reinheit und Unverbrauchtheit ihrer Rasse nichts weiter von außen, von der Zentrale nötig, um ein mehrtägiges Fest zu feiern, das an Kompaktheit und Ausgelassenheit an flämische und holländische Feste erinnerte.

Der geistige Mittelpunkt dieser Tage war der Vortrag von Thomas Mann, Lübecks bestem Sohn, einst wegen seiner Indiskretionen beschimpft von den Betroffenen, heute, wenn auch mit leiser Ironie, die das Durchschauen ergibt, mit Stolz als Landsmann empfunden. Der Vortrag, den der Fernstehende und zu unkritischer Begeisterung Neigende wohl feinsinnig nennt, war vor allem durch seine Pfiffigkeit bemerkenswert. Thomas Mann ging mit seinen Kritikern ins Zeug. Wenn sie ihm etwas am Zeuge flicken wollten, fiele ihnen immer nur Lübeck und sein Marzipan ein (uns konnte er nebenbei nicht gemeint haben, da wir ihn mit gefülltem Kranz verglichen haben und ihm überhaupt sehr anerkennend gegenüberstehen). Er wäre im übrigen, sagte er, darüber gar nicht ungehalten, denn Marzipan sei eine schöne Materie. Und außerdem bedeute Marzipan das „panis Marci", und der heilige Marcus sei der Schutzpatron von Venedig — und so kam er auf die natürlichste und glatteste Weise von der Welt auf seinen „Tod in Venedig" und beschrieb dies und andere Bücher von sich. Es ging alles natürlich und gemütlich zu.

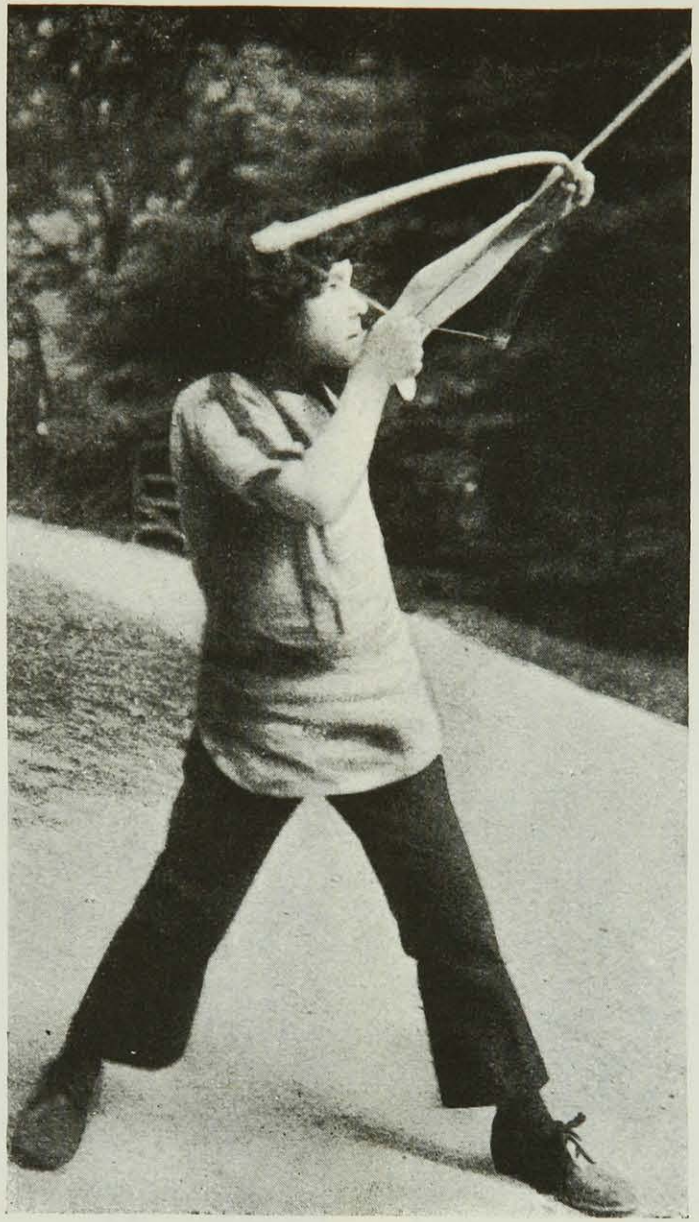
Thomas Mann bezeichnete sich und den Lübecker Bürgergeist als Mitte zwischen Rechts und Links, er sei dem Neuen nicht abgeneigt, aber man müsse pietätvoll sein! So kam er auf den Weltanschauungsgegensatz im Zauberberg, der so denkbar unlübeckisch ist, so lübeckfremd, daß sowohl Hans Castorp als Thomas Mann von der ortsfremden, leicht orientalischen Diskussion im Grunde gänzlich unberührt bleiben. Lübeck als deutsches Lebensziel war etwa das Thema des Vortrags. Man denke sich lebhaft in diesen Gedanken und seine Konsequenzen hinein: in die Uebernahme all der schönen Dinge, echten Hansageist, echtes Ariertum, echten Marzipan, wahre Gemütlichkeit in dem Deutschland von heute. Wie gesagt, der Vortrag war sehr pfiffig.

Der materielle Hintergrund war der Festzug, in dem sich Lübecker Geschichte darstellte. Herr Reinhardt hätte hier lernen können, mit wie wenig Regiemitteln man denkbar größte Wirkungen erzielen kann. Die ganzen Handwerke und Berufe waren kurzerhand aus ihren Arbeitsstätten herausgeholt und in den Zug eingereiht: Schneider, Tischler, Fleischer, Schmiede, Hafenarbeiter, Travemünder Fischer usw., alles ließ sich (vom Parteistandpunkt aus) mißbrauchen, gab sich her, und der Effekt war ein vollkommener: so etwas von übertriebenen, phantastischen Gesichtern hat man lange nicht zusammen gesehen! Es war Theater und war Wirklichkeit zugleich, es war Mittelalter und Heute, eine leibhaftige Vereinigung von Gegensätzen, die durch keine diktatorische Dialektik wegzudisputieren war. Es war eine Selbstverständlichkeit der Tatsachen, durch keine Tendenz gefärbt oder verbogen, was nach dem Geschrei weniger nervenfester Zentralen mal erfrischender Gegensatz ist. Man muß es allerdings mitgemacht haben, sonst glaubt man es nicht.

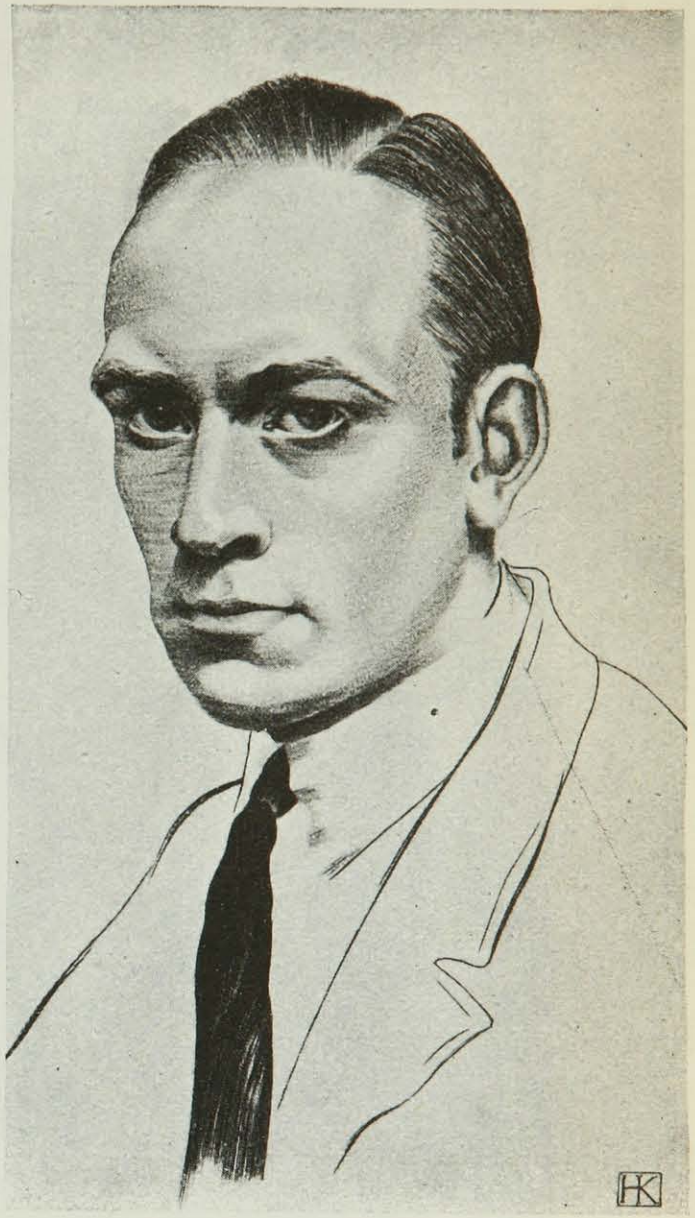
H. v. Wedderkop.



Klaus Mann (Thomas Manns Sohn) gemalt von seiner Tante Olga Merson-Pringsheim



Klaus Sternheim, gen. Schmonzes (Karl Sternheims Sohn) 1912



Herbert Kampf (Artur Kampfs Sohn). Selbstbildnis (Radierung)

Zander & Labisch, Berlin

Paul Graetz als Rebhuhn im Kurfürstendammtheater

Bremen, Kunsthalle

Renée Sintenis, Paul Graetz. Terrakotta

Aufsteigende Nacht. Gips

Giovanetto. Bronze

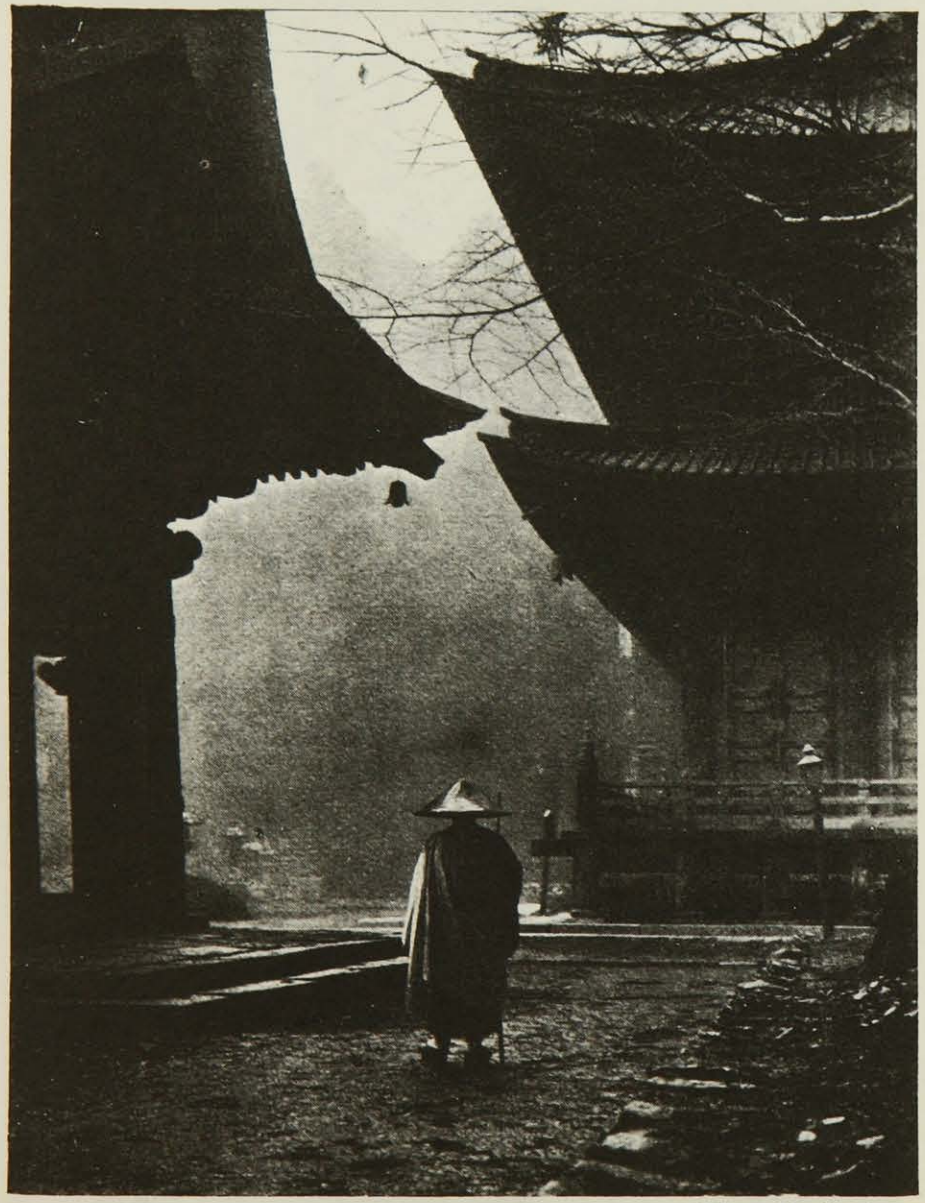


Photo Huelsenbeck

Tempel in Kobe (Japan)

Photo Huelsenbeck

Kachin-Mädchen aus Ober-Burma

attischen Bühnenmalers Aravantinos. Entschwellte Streicher, nikotinfreie Tuben, musikerfüllte Generalpausen, Tristan, Isolde. Vergeistigung symbolisierten Sexus-Aktes auf Marmorbänken, kluge Negierung jeglichen Höhepunktes bis — ach! König Marke-Stimmgewalt ertönt! Vor dieser Zeitlupen-Aufnahme klangillustrierter Langatmigkeit und Impotenz versagt auch Kleibers organisch wachsende Meisterschaft.

Meistersinger: Dieser Abgesang bürgerlich-nationaler Musikdramatik mit der Devise: „daß Volk und Kunst gleich blüh' und wachs'" ... prangt heutzutage auf allen Programmen deutscher Festvorstellungen. Wären nicht die

Georg Stein

ungöttlichen Längen, käme Stolzings Wonneweis' etwas weniger oft, blieben uns etliche „Hoch-Tannen" und „Schwarz-Tinten-Töne" erspart — diese Meisterpartitur ließe viel ungemischt Schönes bestehen, zumal wenn sie so kammerorchestral durchsichtig, so lebendig pulsierend erklingt wie bei Kleiber.

Seidiger Glanz in den Bläsern, elegante Biegsamkeit der Streicher, humorvoll phrasierte Harfen, virtuose Beckmesser-Serenade, imposant gesteigerte, straff zäsurierte Chöre, andächtige Choral- und Weihnachtsmelodien, lustig profilierte Marschtempi der Festwiese, äußerste Klarheit im dreifachen Kontrapunkt von Gevatter Schuster, Schneider & Co. (fast so schön wie auf der Voxplatte!)

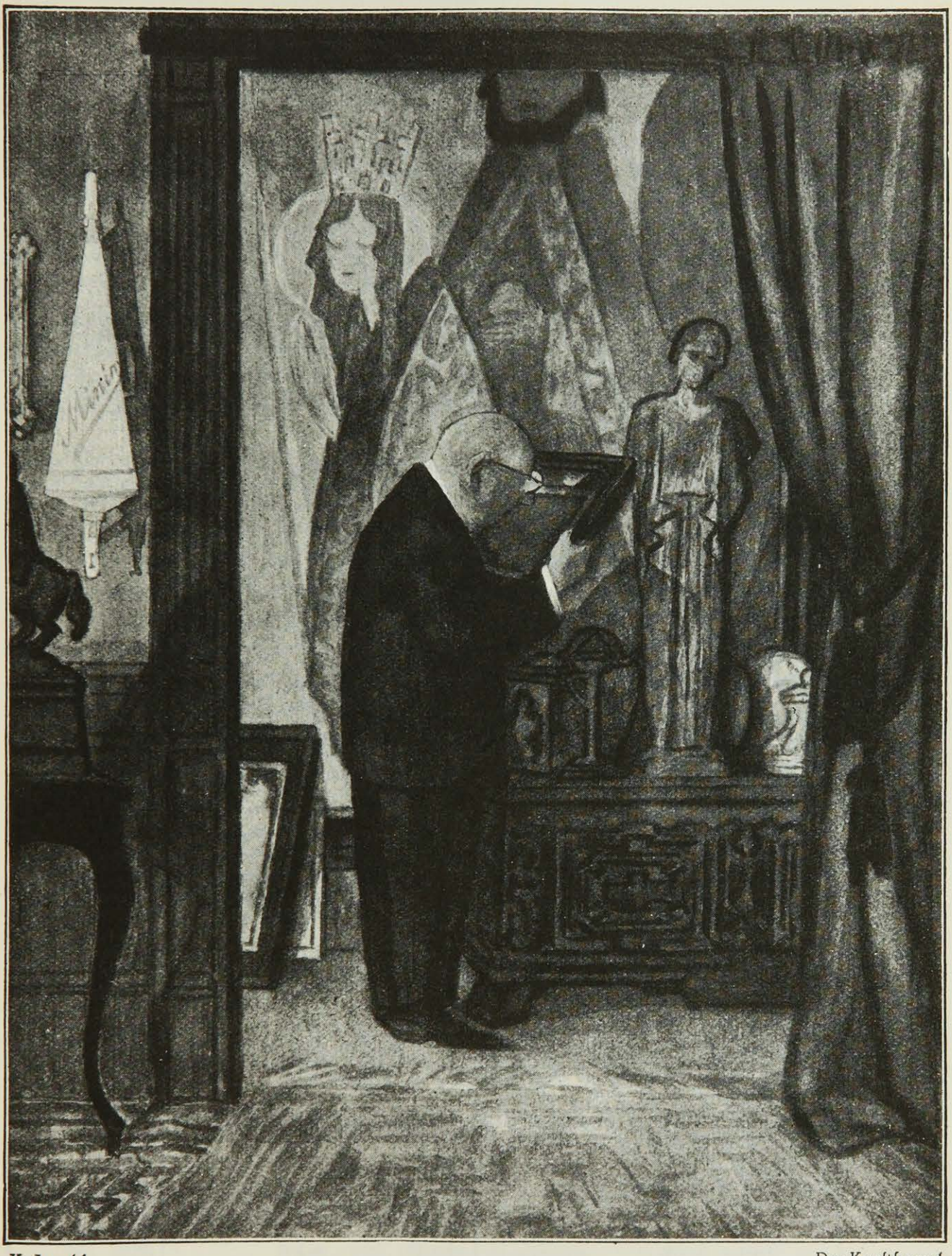
Rheingold: Jetzt endlich (im Ring der Nibelungen) bei Dr. Karl Muck fühlen sich die Wagnerianer völlig heimisch. Er repräsentiert Bayreuther Tradition in Fin-de-Siècle-Spiritus luftdicht konserviert. Bewunderungswürdig, wie dieser Dirigent vier lange Stunden hindurch vor seinem Pult steht. In diesem Vorspiel feiert verstärkte Zeitlupenaufnahme wahre Orgien. Der Riesen-Horizont Wagnerscher Irdischkeit hebt unter täppischem Zugreifen der Barbaren Fafner und Fasolt, die gleich einem Schweizer Männergesangverein ihre Litanei abraspeln. Ziellos umherrollendes Gerät aus Orient-Ramsch-Basaren der nördlichen Friedrichstadt ist Rheingold-Ersatz. Langeweile gipfelt in ratloser Verzweiflung ...

Die Walküre: Breiter entfaltet sich klapperndes Pathos angepichter Bärte. Anna Csillags Riesenloreleihaar läßt Bubenköpfe vor Neid ergrauen. Hohl stampfen Speere. Lebende Bilder mit sinfonischer Illustrierung entfachter Brunst. Frickas banale Gardinenpredigt, protzige Großartigkeit, falsche Gotik der 60er Jahre! Da horch — ein Menschenton in Dolomitenlandschaft: Brünhilde bittet Vater Wotan, ihr zu vertrauen. Seine Beichte lullt ein. Endlich landen die schmetternden Posaunen auf dem Brünhildenfelsen, der alte Feuerzauber stimmt dankbar, obzwar er eigentlich bei Zenner in Treptow schöner klingt.

Siegfried: Inzwischen sind die Streicher massiv, die Bläser pompös geworden. Traditionelle Mastkur schlägt an. Exakter gerät dem Komponisten jede Illustrierung, immer routinierter wird die Uebereinstimmung von Klang, Bewegung und Wort. Siegfried in Stimmglanz und Ausdauer von Abend zu Abend crescendierend, erschrickt wirklich und mit ihm das Publikum, als er, die Brünne abhebend, Vorkriegswölbungen emporragen sieht; ihn kommt das Fürchten an, und wie die wonnige Maid bedachtsam sich aufrichtet, wie sie gar den ersten Schrei ausstößt — da springt der Held entsetzt zurück, so daß die Kulisse wackelt. Halt' dich senkrecht, wenn dies minnige Weib in deine Arme stürzt ...! Panoptikumsattitüden bekräftigen musikalische Sinnenglut der achtziger Jahre, Pseudoromantik flaschengrüner Butzenscheiben dokumentiert sich im Profil wogender Hinterfront, und das brünstige Gebrüll scheucht manchen vorzeitig hinaus.

Götterdämmerung: Die obstinate Wiederkehr von Situationen, Geschehnissen, Personen, Gefühlen, Worten „sehrt" auch die widerstandsfähigste Nervensubstanz. Dieser ganze leitmotivische Klüngel hypnotisierender Klangräusche, vorweggenommener Couéismus: „Es klingt und gefällt mir immer besser und besser" — lastet wie ein Alp auf dem Musiksinn preisgegebener Hörer. Siegfried wird wissender Mann und stirbt. Zu Boden stürzt die Götterpracht auf Stelzen, vergänglicher Staub senkt sich auf das Orchester. Muck, kühler Bezwinger suggestiver Weisen, läßt wiedergekäuten Flammenzauber noch einmal straff aufrauschen. Wehmütig-schal schmeckt der Nachklang und Sehnen nach den kosmischen Himmeln eines Mozart weitet das benommene Ohr.

Parsifal: Epilog, Bühnenweihfestspiel, dessen Neutestamentarismus Applaus verbietet und am 11. Abend den berühmten Spruch Ben Akibas in Ton, Wort und Idee bestätigt. Kleiber, gut katholischer Abkunft, versucht, die farbigen Banner der alleinseligmachenden Kirche machtvoll-innig zu entfalten: er zelebriert eine weiße Messe, und zuweilen gleitet wirklich so etwas wie das



K. Arnold

Der Kunstfreund

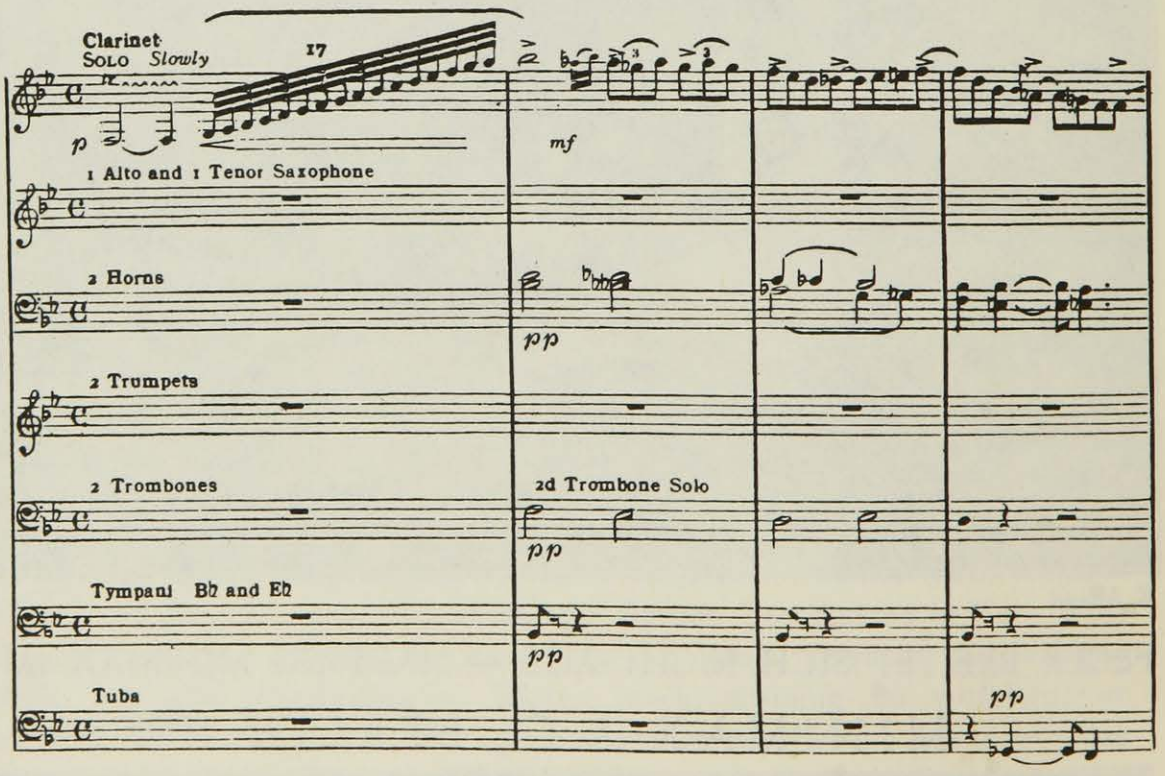
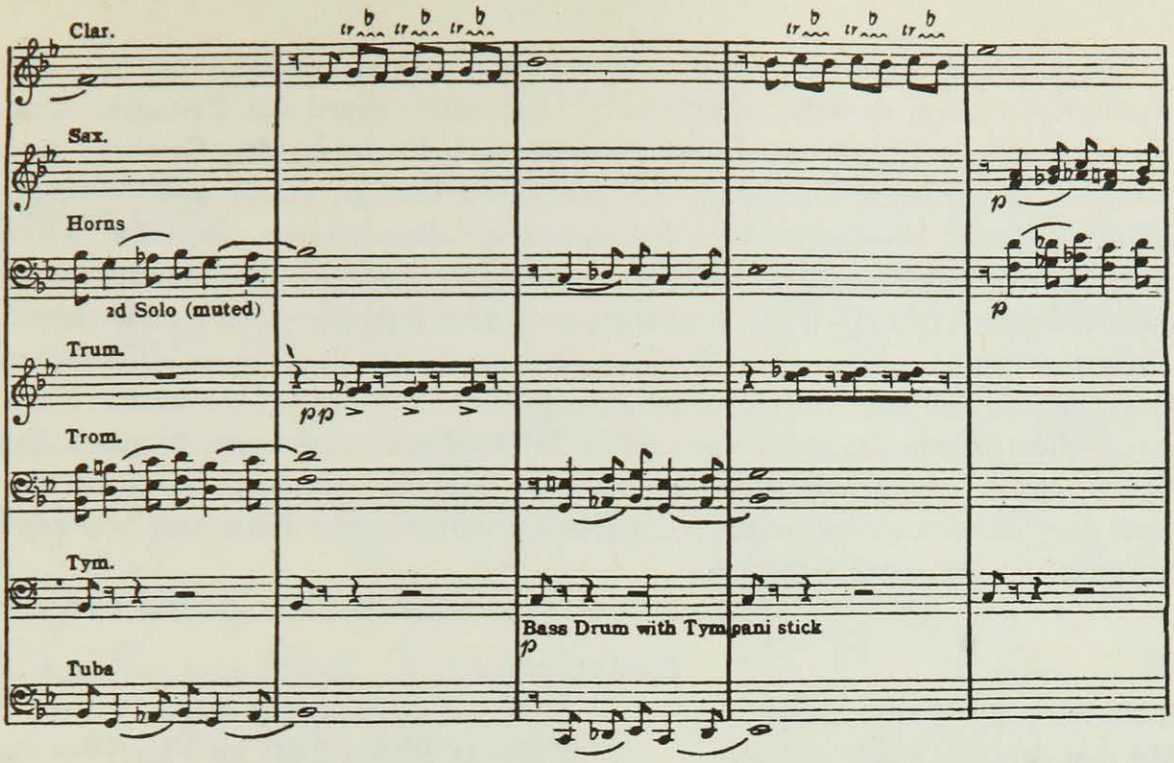
FEUER BREITET SICH NICHT AUS — HAST DU MINIMAX IM HAUS

MINIMAX A.G., BERLIN NW 6

Lächeln der ewigen Mutter durchs Orchester. Armer Parsifal! Auf der letzten Station dieses zyklischen Stimmruins angelangt, mußt du den ganzen Abend herumstehen und den reinen Toren markieren. Frühlingshaft-jung, liebenswert, frei von aller Schwulität die streng gemeisterten Blumenmädchen. Umsonst Kundrys Mühen im Rosenhag, den Knaben zu deflorieren: keusch bleibt das Orchester, respektheischend die Chöre, blechern die Glocken hinter der Szene. O Zeitlupenmusik!!! Dem Fanatiker am Pult zuliebe harrt man aus bis zum Schluß.

Zeitgenössischer Irrtum: Es ginge nicht an, Wotan in Sportdreß und Eispickel, Siegfried im Smoking, Brünhilde mit Complet und Bubikopf, Klingsor im geblümten Pyjama „modern" agieren zu lassen. Dekorationen und Gesté, Wämser und Schilde, Speere und Humpen, Helm und Harnisch, Sang und Klang: sie sind verschmolzene Einheit Wagners, retrospektive Macht, fossiles Echo jener Riesenwälder, in welche einst Varus den Abglanz südlicher Sonne trug.

Entwicklung des Jazz. 1914 vom rauhen Ted Lewis gezeugt, fünf Jahre ein schreiendes, quiekendes, brüllendes, heulendes Kind, wurde Jazz 1919 in eine Erziehungsanstalt gepackt. Sanft sprach ihm Art Hickman (der Vater des „Sweet-Jazz") zu, Ferdie Grofe, Klavierspieler im Whiteman-Orchester, entwöhnte ihn 1920 des Strampelns und lehrte ihn Gehen (er schrieb die erste reguläre Jazz-Partitur); Paul Whiteman schliff den Heranwachsenden in allen Turnsälen des Holzes, des Blechs und des Schlagzeugs. George Gershwin, erster Schöpfer zugleich des Themas wie der Orchestrierung, entzog ihm 1924 die Ammen in Gestalt fremder Melodien und machte ihn zum Jüngling, der auf eigenen Beinen steht und sich reckt, vom Tanzboden in die Konzertsäle einzudringen.



Was wiederum brachte das wilde Geschöpf seinen Erziehern und ihren Geräten bei? Das Sopran-Saxophon kann heute herauf bis zum zweigestrichenen G über den Violinschlüssel; das Bariton-Saxophon herunter bis zum D unterhalb des Baßschlüssels. Passagen und Arpeggien über 18 bis 20 Töne werden mühelos bewerkstelligt. Die B-Trompete spottet der Lehrbücher und hüpft glockenrein eine ganze Oktave noch über das hohe C hinaus. Die Tenortrompeten klimmen bis zum zweigestrichenen F und blasen ein legato, als ob sie geölt wären. Blendende Zungentechnik gestattet den Klarinetten einen Lauf über siebzehn Noten, der den Atem stocken macht, ganz zu schweigen von den Kornetts, die wie die Hengste wiehern und vor Lachen bersten können. Die grantige, plärrende Tuba singt eine Melodie wie ein Cello.

So sieht z. B. der Jux aus, der, weiß Gott, gar keiner ist. (Man vergleiche die obigen Noten, den Anfang von Gershwins „Rhapsodie in Blue.") *W. B.*

GERHARD SCHÄKE:

Eine wichtige Neuerscheinung

Ich bin Gott!

In diesem Buche wird versucht, unter Zugrundelegung vielfältiger Meinungen, wissenschaftlicher Hypothesen und dichterischer Deutung ein klares Bild aller Anschauungen über die Frage: gibt es wirklich einen Gott? zu geben. Preis: gebunden Mark 1.50

Von Gerhard Schäke bereits erschienen:

So ist das Leben

(Kleine Prosastücke.) Elegische, tragische, heitere und melancholische Anmerkungen und Betrachtungen über unser Dasein. Preis: Mark 1.50

VERLAG DIE BLAUE DISTEL / SOLLN BEI MÜNCHEN

Postscheckkonto München 31387

Verstopfung kann nie durch Abführmittel geheilt werden, die für den erschlafften Darm dasselbe sind wie für das müde Pferd die Peitsche. Zum Unterschied von Abführmitteln ist Brotella nach Professor Dr. Gewecke eine naturgemäß wirkende Darmdiät, *die den Darm erzieht,* stärkt und verjüngt, trainiert, *glättet, reinigt, ernährt* und zu neuem Leben bringt. „Brotella" wirkt *allmählich,* bestimmt und ist als *Magendarm-Heilsuppe* das gesundeste, *wohlschmeckendste* und heilsamste *Frühstück und Abendessen.* — Was Aerzte sagen: „Brotella" hat bei meiner Frau Wunder gewirkt: sie litt derartig an chronischer Constipation, daß kein Abführmittel irgendwelchen Erfolg bei ihr hatte. Nach vierwöchentlichem Gebrauch von „Brotella"-mild und -stark im Wechsel *hat sie zu unserer größten Freude das erreicht, was sie nimmer zu erreichen befürchtete, nämlich einen zeitlich regelmäßigen Stuhl.* Sie fühlt sich wie neugeboren ... Dr. Emil Scheible.

(Inserat aus Münchener Neueste Nachrichten.)

Bückeburg.

Bückeburg, du trautes Städtchen,
Mit den Straßen blank und rein,
Schmucken, lieben, trauten Mädchen,
Und den Burgen wunderfein!
Wie liegt doch das Schloß so minnig,
Tief versteckt in dichtem Grün,
Karpfen, Schwäne, weiß und sinnig,
Durch den Teich, den stillen, ziehn. —
In dem Schloß, dem Fürstensaale,
Strahlt die Herrlichkeit und Pracht,
Die einst einigte zum Mahle,
Könige und Kaisermacht! — —
Gleißnerisches Gold bedecket
Tür und Tore feenhaft;
Frauenhand Erinn'rung wecket,
In Gobelin, so meisterhaft!
Südliche Bepflanzung zeiget
Uns das Palmenhaus im Flor,
Wo die Orchidee neiget
Sanft das Köpfchen licht im Chor!
In der Mausoleumshalle,
Deren Blau ägypt'sche Form,
Schlafen nun die Fürsten alle,
Die gespendet so enorm.
Ihre Landeskinder trauern,
Daß sie jetzt so fürstenlos;
Ruhen nun in kalten Mauern,
Die gelebet einst so groß! — —
Wie zur Zeit der Biedermeier,
Stimm' ich heute an die Leier:
„Bückeburg, dich grüßt mit frohem
Eine dankbare Berlinerin!" [Sinn,

(Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung.)

Offerte F. 328. Sehr geehrter Herr! Das von Ihnen gewünschte Zimmer kann ich Ihnen wohl bieten. Es ist wohl keine Telephonbenützung möglich, doch stelle ich Ihnen als Ersatz ein sehr schönes, wenn auch kleines Klosett mit Wasserspülung und Sonnenseite kostenlos zur Verfügung. Ein nicht angeschlossener Radioapparat ist auch vorhanden.

Da das Zimmer mit Balkon sehr schnell vergriffen sein wird, bitte ich Sie, zwischen 3 und ¼4 Uhr dasselbe ansehen zu wollen, da auch zu dieser Zeit Gelegenheit geboten ist, einen guten Bohnenkaffee bei mir zu trinken. Eine unverheiratete Tochter von 47 Jahren ist auch noch da, die Ihnen alles besorgen kann, sonst stelle ich mich gerne zur Benützung frei zu Verfügung.

Ich erwarte Sie bestimmt am Montag nachmittag zur angegebenen Zeit. Mit freundlichem Gruß, hochachtungsvoll *Schnackerl, Bergstraße 18.*

(Originalbrief lag der Redaktion vor.)

LANDHAUS
RICHARD STRAUSS

GARMISCH 11. 6. 27

Lieber Herr Ibach!

Während meines letzten Berlinaufenthaltes in Berlin hatte ich Ihnen auf Ihre freundliche Anfrage wegen Übersendung eines Instrumentes, ein Richard Strauss Flügel zu senden, Ihre meine gefällige Benachrichtigung gab und konnte mich erinnern, daß dieser Flügel, der meinem Hause ein so wundervolles Kunstwerk geworden ist ganz der Tradition Ihres Hauses entspricht.

Mit freundschaftlichen Grüßen

Ihr

Richard Strauss.

Also, langersehnten Dank und die Versicherung meiner größten Befriedigung durch die Vollendetheit Ihres ausgezeichneten Flügels!

Mit größter Hochachtung

Ihr

27 April 1880.
Villa Wagner
Posilipo Neapel.

ergebener
Richard Wagner

Sehr Geehrter Herr,

Einen der vortrefflichen Ibach Flügel in meiner Wohnung in Aachen vorzufinden, war mir eine sehr angenehme Überraschung. Besten Dank dafür, und auch für das Ibach Pianino, welches sich, in der Weimarer Hofgärtnerei, glänzend bewährt

Freundlichst

31ten Juni. 85.
Weimar.

F. Liszt

AUS DEM ARCHIV
RUD. IBACH SOHN
BARMEN

Autosport

Von *Clairenore Stinnes*

Es ist schwer zu sagen, wo der Punkt liegt, der die Behauptung rechtfertigt, daß das Autofahren ein Sport sei, ja sogar die sportliche Leistung unter Umständen in die Kategorie der Leibesübungen fällt. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von einer Fahrt, meinetwegen von Berlin nach Leipzig, sondern ich meine die Ausschreibungen der Länder im internationalen Maßstab. Ich mußte natürlich auch erst meine Erfahrungen sammeln. Eine große Unterstützung war mir meine frühzeitige Kenntnis des Autos. Schon als Kind verbrachte ich jeden freien Augenblick am und im Wagen. Das Studium des Innenlebens der Maschine fesselte mich, und in dem Maße, wie sich meine Hände unter der Einwirkung von Oel und Benzin verfärbten, klärte sich mein Verständnis für Zündung und Kompression, den Motor und seine Möglichkeiten. Beim Montieren und Durchprobieren kam ich mir vor wie ein Forscher, den die Wißbegier nach Erkenntnis treibt.

An dem Tage, an welchem ich das dazugehörige gesetzliche Alter erreichte, erwarb ich mir meinen Führerschein. Auf Grund meiner praktischen Erfahrungen, die ich dann in der Folge gesammelt habe, betone ich nochmals den großen Unterschied, der zwischen dem gewöhnlichen Herrenfahrer und dem berufsmäßigen oder passionierten Sportsfahrer liegt. Letzterer gewinnt die Einstellung, bei welcher das Auto nicht mehr nur Fortbewegungsmittel ist, sondern ein Faktor, der auf eine Distanz zwischen zwei Punkten berechnet wird. Am Steuer verschmelzen Fahrer und Gefährt. Die Beine des Läufers, die Arme des Boxers, das Pferd des Reiters, das sind dem Führer die Räder. Er ist in ständigem Kontakt mit der starken, pulsierenden Lebenskraft, die alles treibt, auf die er sich vollständig einstellen muß, um sie zu beherrschen. Die eigene Energie verschmilzt mit der des Wagens. Die Handlungen werden zum größten Teil instinktiv, getrieben vom Willen, das Ziel zu erreichen. Im Rennen die höchste Geschwindigkeit, bei der Zuverlässigkeitsfahrt das beste Gesamtresultat. Dazu die rein körperliche Leistung, die unabhängig von der Geschicklichkeit des Fahrens und des Verständnisses für die Maschinen verlangt wird. 500 Kilometer am Tage, gleichviel, ob die Sonne scheint oder es in Strömen regnet, ist eine Anforderung, die, wenn sie sich über längere Zeit erstreckt, überwunden sein will.

Treffen wir uns hier nicht mit unseren Sportkollegen der anderen Fakultäten: die Konzentration des Willens auf das Endziel hin, das Zwingen des Körpers und des Geistes alle Hindernisse zu überwinden? Ist es nicht das gleiche Gefühl bei jedem, der sich heute zum sportlichen Wettbewerb meldet? Und die volle Erfüllung dieser Forderung ist nur möglich, wenn der Organismus ein gewisses Training hat, das heißt, beherrscht wird und nicht beherrscht.

Berichtigung. Im Spanienheft (Aprilheft) sind die Aufsätze, bei denen kein Uebersetzer genannt ist, sämtlich von unserem spanischen Mitarbeiter, Herrn Maximo José Kahn, übersetzt.

Julie Elias und ihr neues Kochbuch. Die Frau, die uns die graziösesten Modenessays schenkt, hat auch den besten Geschmack. Nicht nur in modischen Dingen, sondern auch in der Wahl ihrer Speisekarte. Ja, vielleicht ist die Kunst, zu kochen, ihr produktivstes Talent, denn sie ist keine Theoretikerin der Küche, sondern eine erprobte Strategin, die oft im Feuer gestanden hat. Im Herdfeuer.

Viele werden ihr neues Kochbuch (Verlag Ullstein) lesen, sich über all die raffinierten Dinge freuen und erstaunt fragen: Ja, kann man denn „so etwas" allein ohne Hilfe eines bewährten Kochs bereiten? Das sind ja Koch*kunst*-stücke. Nun ja, es ist ein Kochbuch für „Fortgeschrittene", für „Wissende um die Kunst des Essens", die immer mehr ausstirbt. Die Zeit Brillat-Savarins ist längst vorüber, denn bei all seinem Geschmack mutete er den Mägen seiner Zeit doch mehr zu, als sie zu leisten vermochten. Heute lebt man nach Kalorien, die Wage reguliert täglich den Bedarf an „Futter". Daß die vieledle Koch*kunst*, die niemand unterschätzen soll, dabei zu kurz kommt, ist begreiflich, aber betrüblich. Wir haben früher immer zu gut und zu reichlich gegessen. Erst der Krieg ließ uns erkennen, wie sehr wir geschwelgt hatten. Die Jahre haben uns allmählich die Herrlichkeiten der Natur wiedergeschenkt, die eine Tafel bereichern und den Lebens*genuß* steigern können. Aber man weiß nicht mehr viel mit diesen köstlichen Zeiten anzufangen. Die bürgerliche Küche geht an ihnen achtlos vorüber, und nur in ganz wenigen Häusern macht man noch eine Kunst aus der Befriedigung der vitalsten Triebe. Man überläßt diese komplizierten Dinge meist dem Küchenchef eines großen Restaurants, und wer gern gut essen will, pilgert in solch ein Schlemmerparadies. Die *häusliche* Kochkunst aber liegt brach, die Hausfrau selbst, namentlich die junge, moderne, kennt weder Liebe zur vieledlen Kochkunst, noch die Tradition, die Heiligkeit einer gepflegten Küche.

Darum ist Julie Elias' Buch in dieser Zeit besonders wertvoll. Eine Kulturtat. Es bringt den Aelteren alte und neue Freuden und der jungen, leichtlebigen Generation der Hausfrauen wird es zum Leitfaden. Vielleicht ein Wegweiser zum Herzen des Mannes. Denn auch hier gilt die Mahnung des Bibelwortes: „und hätte der Liebe nicht". Julie Elias weiß mit Liebe zu kochen.

Mit großzügiger Gastfreundschaft ist ihr schönes Heim am Matthäikirchplatz stets für alle Freunde geöffnet, und sie ist eine treue und dankbare

ORBIS TERRARUM / Die Länder der Erde im Bilde

Dies Werk, das im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, erscheint, sollten Sie abonnieren. Es birgt eine unschätzbare Fülle der Anregung und Belehrung. Jeder Band erschließt ein anderes Land der Erde, zeigt es in der ganzen Fülle seiner Schönheit und seines Reichtums: das Leben, die Landschaft und die Baukunst. Wollen Sie die Welt kennen, füllen Sie noch heute untenstehenden Bestellschein aus.

Vier Reisen im Jahr nur M 8.— monatlich für 4 Bände, die einzeln je M 26.— kosten

Dieses Jahr führt Sie der ORBIS TERRARUM nach *Canada*, einem Lande der Zukunft, *Jugoslawien* mit Mazedonien und der Dalmatinischen Küste, nach *England*, *Schottland*, *Irland* sowie nach *Frankreich*.

An die Buchhandlung von GEORG KOSSACK, BERLIN, MARKGRAFENSTRASSE 31
Ich abonniere den ORBIS TERRARUM für 1926 gegen monatliche Zahlung von Mark 8.—

Name: .....

Adresse: .....

Ausschneiden und unfrankiert als Drucksache senden

Freundin. Das liest der Kenner, der in diesem Kreise mitgenießen darf, vielleicht auch der Psychologe, aus diesem Kochbuch heraus. Sie setzt vielen ihrer Freunde und Freundinnen hier ein kleines Erinnerungsdenkmal nach dem Grundsatz, daß man sich nicht mit fremden Federn schmücken soll. So finden sich die Namen vieler ihrer Freunde in diesem Buche wieder, als Dank für Rezepte und lukullische Genüsse, die man der Kochkünstlerin gern zur Verfügung stellte und gelegentlich bereitete. Das Buch ist Max Liebermann, dem Gourmet, nicht dem Maler, gewidmet, dem ältesten und besten Freunde des Hauses. Es gibt Gänseleber und Karpfen nach Elsa Herzog, Gratin von Krebsschwänzen nach Paul Block (o wie gut!), amerikanische Salate, die Tilla Durieux von ihrer Amerikafahrt heimbrachte, oder Salat Porta rossa nach Johannes Guthmann, dem Hauptmannfreunde und Kunsthistoriker aus Schreiberhau. Die Süßigkeiten des Lebens und der Küche sind meist Sache der Frauen. Rosa Bertens brilliert hier mit einem Salat Schinken à la creme, der Max Reinhardts höchstes Entzücken in Paris hervorrief. Martha Liebermann mit einem Parfait von Kaffee, das wirklich parfait ist, und die Wiener Tascherln des feinfühligen Kunstsammlers Neiber aus Wien, unser aller liebwerter Freund, sind auch nicht zu verachten. Aber die meisten Rezepte entstammen doch der Erfindungsgabe der Verfasserin. Auch haben viele Reisen, besonders nach Paris, ihr Wissen und ihre Erfahrung wesentlich bereichert. Die Rezepte des Buches sind sämtlich von ihr ausprobiert, und niemand kann ihr vorwerfen, sie gebe nur theoretisches Wissen.

So regt Julie Elias hoffentlich mit ihrem neuen Kochbuch die Phantasie der jungen Generation zu neuen Taten an. Dann hat die Kochkünstlerin, wie der Freund der Madame Recamier, Brillat-Savari, der große Küchenphilosoph des 18. Jahrhunderts sagt: „Wichtigeres für das Glück der Menschheit getan, als der Astronom mit der Entdeckung eines neuen Gestirns.

Maria Theresia.

Erdbeersalat. In einer Glasschüssel werden auf halbierte Ananasscheiben Kirschwasser und Puderzucker getan, darüber kommen kleine und große Erdbeeren, Melone in Streifen geschnitten und kleine Ananasstücke. Das Ganze wird schichtweise mit Kirschwasser beträufelt und mit Puderzucker bestreut. Vor dem Servieren muß die Masse mindestens ein bis zwei Stunden ziehen. Man kann Schlagsahne oder Vanillecreme, auch Creme d'Isigny oder Custard dazu reichen. *Maria Theresia.*

Deutsches Tennis-Fiasko. Schönste gnädige Frau, Sie beneiden *mich* um die Sensationen der Pfingstturniere, den Anblick schweißtriefender, mißgelaunter Cracks, die Regen- und Kälteschauer inmitten süßester Maienluft und die kosenden Blicke liebreizender Edelnutten . . . .

Ich beneide Sie, verehrte Göttin, um Ihren fiebrigen Heuschnupfen, der Sie zu einer nonchalanten Ruhe in dem „centre court" Ihres sicher traumhaft schönen Louis-XVI.-Bettes zwingt — ein Meisterschaftsplatz — von dem Sie mit weit größerem Genuß die Tennisereignisse an Ihren Augen vorüberziehen lassen können — — —.

Wir armen Genußsüchtigen mußten es in persona Tag um Tag ... Das Wichtigste bei diesen Meisterschaftsangelegenheiten sind die Vorgerüchte! Wonnebebend haben wir überall lesen können: *„Es werden zu sehen sein* — der Negerkönig Mischka mit dem artistischen Back-hand, das Indianerdoppel der Brüder Koscher und Lu, die Meisterin der Insel Lesbos in ihrer unerhörten Spieltechnik und alle anderen europäischen Meister und Edelamateure in ihren Primadonnenlaunen etc. etc." Und wirklich — war der Meister von Klein-Pinne am ersten Tag die Attraktion! Dafür erhöhen sich automatisch die Eintrittspreise. Zu essen und zu trinken bekommt man nichts, die Büfette und Kuchenberge sind umlagert. Unausgesetzt tritt man einander auf die Füße.

Auch die Tribünen sind überfüllt — man legt sich die „B. Z." unter den verlängerten Rücken und klatscht wahnsinnig mit. Am meisten amüsieren sich die rot-weißen Ballbuben, die auf hohe Tafeln klettern und immer falsche Zahlen anstecken. Emphatisch gratuliert man nach dem Match (vertraulich tuend) den Siegern, wobei sich herausstellt, daß die anderen gewonnen haben. Was machts — favorisiert sind die Deutschen, siegen tun die Ausländer. Schuld sind immer die Bälle! *Froitzheim kontra Dunlop — ein Duell mit mehrmaligem Ballwechsel!!!!*

Am besten hat es Oscar Kreuzer. Als „ausübendes Organ" der Turnierleitung — streng, aber ungerecht — ist er frei von Schuld und Fehle und — Kampf. „Gut gestrichen ist halb gewonnen" — das Turnier dauert ohnedies erst 10 Tage . . .

GNÄDIGE FRAU!

Machen Sie einen Versuch mit dem Aufsehen erregenden, in Paris preisgekrönten Schönheitsmittel

»NOVABELLA«

des Instituts de Beauté, Paris — New York

Es macht Sie jung und schön. Kein Cream, keine Schminke. Das aufgestrichene Präparat wird nach wenigen Minuten vollständig abgewaschen und die Haut erscheint wieder in jugendlicher Frische. Die Wirkung ist eine verblüffende, Falten und Fältchen sind verschwunden. Überzeugen Sie sich selbst. Bestellen Sie eine Originaltube, reichend für ca. 12 Auflagen, zum Preise von 5.50 M gegen Voreinsendung oder Nachnahme. — Zu haben in allen einschlägigen Geschäften, wo nicht erhältlich, direkt durch

»NOVABELLA«

Vertrieb, Bln.-Friedenau, Südwestkorso 70. Rheingau 161

Fast noch besser haben es die Berichterstatter. Diese kommen bei ausgebrochener Dunkelheit, schreiben mangels Lichts unrichtige Resultate ab, lassen sich von Balljungen und Publikum den Verlauf — der ausführlich zu besprechenden Kämpfe — erzählen und stürmen eilig zu irgendwelchen Presseessen . . .

Am aufregendsten sind die Schlußrunden. Da sitzt man, lauschen Sie, verehrte Freundin, inmitten einer Ueberzahl entzückender, weithin leuchtender Frauenknie, die nervös hin und her wippen, und ärgert sich unentwegt, daß man nicht in aller Ruhe, ohne große Spesen solche *Aus*blicke genießen kann —

Sie wollen mich unterbrechen — ableiten. Ich verstehe. Ihre Frage gilt dem ach so befehdeten Grafen Salm. Ein amüsiertes Lächeln huscht um ihren immer so verlockenden Mund . . . Man wirft ihm Unerzogenheit vor und pfeift ihn — wie nachträglich festgestellt — grundlos aus. Man braucht ihn als Maître de plaisir — und mißversteht ihn dann absichtlich. Dabei war Ludi dieses Mal *so* deprimierend anständig!!!

Nur ein einziges Mal entfuhr ihm beim Ausgleiten das auf Tennisplätzen allerdings nicht übliche Wort, das mit Sch. beginnt, worauf eine junge, interessierte Amerikanerin gespannt fragte: „I like the funny count, but what's meaning the word — beginning with sch—?"

Ein würdiger Bankdirektor kam ihm im Eifer des Gefechtes zu nah auf den Platz, worauf Ludi laut und vernehmlich betonte, daß ihn eine „Neu erscheinung" störe, keine „gesellschaftliche, aber eine optische". Zur Preisverteilung erschien er verspätet, mit zwei hübschen jungen Damen am Arm und einem Feldblumenstrauß mit Garben in der Hand. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit den Worten: „Schauts mich an, ich habe geerntet, ohne gesät zu haben" . . .

Gnädigste Frau — „rauh oder glatt" lautet die Frage um den Aufschlag — den Beginn des Spieles. Wenn „glatt", sage ich mich zum Lunch bei Ihnen an, um Ihre Kritik in Empfang zu nehmen — die befohlenen Cracks kann ich leider nicht mitbringen, da sie völlig vertrottelt sind und bereits das fünfte solche Turnier — immer wieder gegeneinander — austragen, fragt man „wieviel Uhr"?, ziehen sie eine Streichholzschachtel hervor und antworten, es wäre Mittwoch — begründend mit den Worten „es ist Zeit, daß wir aussteigen".

Goldrichtiger Ausspruch!

„— Es ist Zeit, daß wir aussteigen", um endlich wieder *wahre* Tennisturniere zu erleben —

Ich küsse Ihnen andachtsvoll die Hand.

Der Ihre

Paolo.

Berichtigung. Das im Juniheft reproduzierte Bildnis Thyssens ist eine Zeichnung von *Pankok,* das der Betty Delaune eine solche von Bettina *Hönig,* das Klischee der Zeichnung *Ernst Josephson* stellte Marcel Raval zur Verfügung, und die Kantorowicz-Zeichnung stammt von Max Pretzfelder, jetzt in Malaga.

Daß 100 Bilder französischer Meister, von Corot, Daumier und Delacroix an bis zu Gris und Masson, meist aus Privatbesitz stammend, mehr Kunstwert besitzen als 150 Hervorbringungen lebender Dresdner oder die Kollektion, die die Sowjetregierung sandte, ohne daß Dr. Posse den geringsten Einfluß auf sie hatte, ist klar.

Die Ausstellung ist trotzdem als Ganzes ein Meisterwerk. Sie ist die erste großzügige Internationale Ausstellung seit dem Kriege und die erste großzügige Internationale Ausstellung seit der Sonderbundausstellung in Köln im Jahre 1912.

Die Dresdener Ausstellung geht zurück auf die Impressionisten, die meist aus der wunderbaren Sammlung Schmitz stammen, auf Liebermann, Corinth Slevogt, während die Sonderbundausstellung mit van Gogh, Munch und Matisse begann.

Dieses ist der einzige Unterschied zwischen den beiden Ausstellungen, und vielleicht auch der, daß Dresden vollständiger ist; Dr. Posse hat selbst an längst vergessene Künstler gedacht, wie an den früh verstorbenen Wilhelm Morgner, der mit einem merkwürdigen Frauenbildnis aus der Sammlung Stein in Düsseldorf vertreten ist, und an — Stuck (Konzession an München).

Vorzüglich ist der Aufbau der Ausstellung. Sie ist selten schön gehängt. In den von Tessenow eingerichteten Räumen hängst selbst ein schlechtes Bild gut und gut belichtet; alles auf weiß, wie im seligen Sonderbund.

Die Plastiken hat Albiker aufgestellt, mit großem Verständnis, so daß endlich mal die Skulpturen nicht als Anhängsel der Bilder wirken. (Unter den Dresdenern die amüsanten Bildwerke von Hofmann und von Maskos!)

Die Bedeutung der Schau liegt aber darin, daß endlich mal in einer großzügigen offiziellen Ausstellung auf die Kunst der Lebenden hingewiesen wird. — Es ist zuviel getan worden für alte Kunst. Viele Sammler wissen gar nicht, daß unter den Vierzigjährigen Meister sind, und daß es auch chic ist, neue Kunst an seinen Wänden zu haben. Man kauft alte Holländer und ähnliches, Dinge, die, wären sie heuer entstanden, Max Liebermann niemals in die Akademie-Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museum-Vereins im letzten

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16 000 Badegäste.

Jahre hätte einziehen lassen, alte Meister, deren Wert in den Attesten besteht, deren Wert Scheffler neulich festlegte, als er von dem Einbruch in eine Kunsthandlung erzählte, bei dem alle alten Meister gestohlen wurden, was aber nichts schadete, da die Atteste im Banksafe verwahrt wurden.

Die Früchte der Dresdener Ausstellung werden bald zu spüren sein.

Die Wirkung wird ähnlich wie die der Sonderbund-Ausstellung sein. Diese hat zu ihrer Zeit die Rheinlande und Westfalen revolutioniert, hat gezeigt, daß die Sammler Osthaus, Suermondt und Baron von der Heydt Recht hatten, und hat mich selbst veranlaßt, den ehrsamen Beruf eines Getreidehändlers mit dem des Kunsthändlers zu vertauschen. Dem Einfluß der Sonderbund-Ausstellung ist es ferner zu danken, daß die Museen von Köln, Düsseldorf usw. die Kunst der Lebenden erwarben und Sammler entstehen ließ, die vorher überhaupt nie sich für Kunst interessiert hatten und die sich jetzt ihre Wände, statt mit alten Holländern, mit Bildern lebender Kunst behingen.

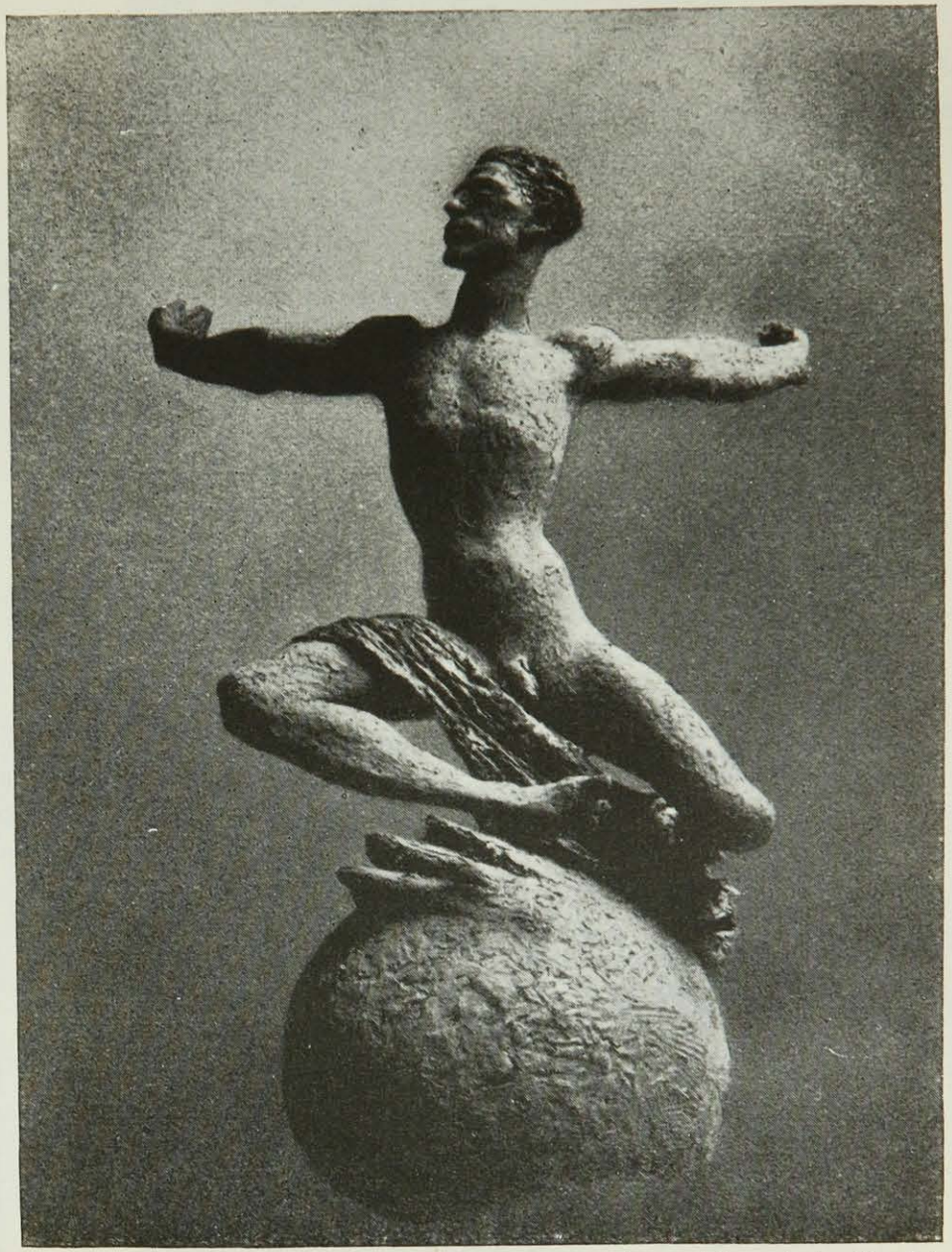
Das wird die Frucht der außerordentlich großen Leistung Dr. Posses sein. Die Kunst der Lebenden, die heute schwer um ihre Existenz ringt, wird durch ihn und sein Werk zu neuen Existenzmöglichkeiten gebracht werden; und das scheint mir das wichtigste Ergebnis dieser selten schönen Schau zu sein. *A. F.*

Unsere Mitarbeiter *Gottfried Benn,* unser aller Doktor, der Maler *Ottomar Starke,* der Erfinder des Wortes „Querschnitt" und der schönen Floskel von „Jugend, Mannesalter, Grazie, Esprit, Arabeske und Vieillesse verte", feierten ihren 40. Geburtstag. *Dr. Otto Grautoff,* der Freund unseres Freundes Wilhelm Uhde, der Entdecker der französischen Malerei von heute, der Entdecker von von Rayski und von Wilhelm Wagner, Dozent an vielen Hochschulen, feierte seinen 50. Geburtstag. Alle drei haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Reell, Sommeraufenthalt, und Ersparnisse, sucht Frau, volle Figur, wenn ganz arm, zwecks Heirat. „Sch. 34 562" a. d. Exp. *(Berl. Morgenp.)*

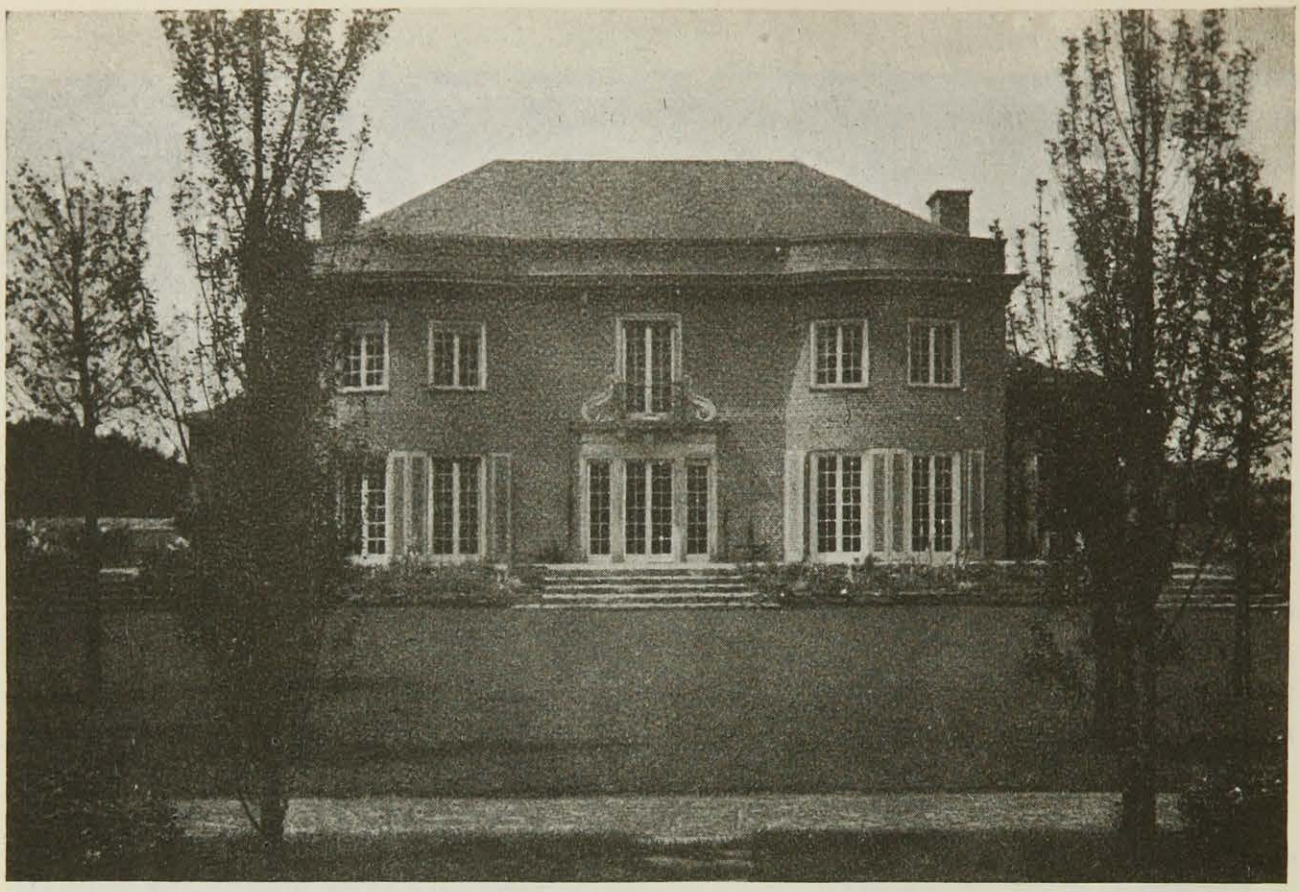
Neigungsheirat. Junggeselle, 36, gutherziger, solider, Landhausbesitzer, Vorort, sucht vermögende Dame, Körperfehler kein Hindernis, selbst Körperfehler. Off. unt. „T. R. 239" a. d. Exp.

Plastisches Ballett von Claudia Issatschenko



Ausgestellt auf der Gesolei

Hermann Haller, Denkmal für Oskar Bider (den ersten Alpenüberflieger) in Bern



Th. Merrell-Köln, Haus Sch. in Düsseldorf

Fr. Wiepking, Garten in Düsseldorf

Stuhlverstopfung im Sommer

„Der Sommer ist die Jahreszeit der schweren hitzigen Darmkrankheiten als Folge der Ernährungssünden und des Genußlebens des langen Winters, die sich im Sommer naturgesetzlich auswirken. Deshalb muß im Sommer besonders für körperreinigende Darmfunktion gesorgt werden."

Prof. Dr. Adams.

Brotella

nach Professor Dr. Gewecke

verleiht dem Darm neue bewegende Kraft und Energie. Brotella reinigt, glättet, ernährt und kräftigt die Magen-Darm-Schleimhäute auf natürliche Art ohne Reizung und Gewöhnung und ist zugleich ein herrliches Frühstück oder Abendessen. Brotella-kalt im Sommer mit frischen Früchten, Fruchtsäften oder saurer Milch zubereitet ist eine Delikatesse!

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Für den Allgemeingebrauch:

1. **Brotella-mild,** bei Magen-Darmleiden, leichter Verstopfung und für Kinder . . . . . Pfd. M. 1.40
2. **Brotella-stark** bei chronischer Stuhlverstopfung . . . . „ „ 2.—

Für den Spezialgebrauch:

3. **Brotella für Korpulente,** bei Stuhlverstopfung und Fettsucht. „ „ 3.—
4. **Brotella für Diabetiker,** bei Stuhlverstopfg. u. Zuckerkrankheit „ „ 3.—
5. **Brotella für Nervöse,** bei Stuhlverstopfung und Nervenleiden. „ „ 3.—

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern.

Wilhelm Hiller, Chem. u. Nahrungsmittel-Fabrik, Hannover

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64911
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR · KATALOGE · UMSCHLÄGE · PROSPEKTE PLAKATE · ETIKETTEN · ZEITSCHRIFTEN · PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK · WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK · FILMDRUCK · ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK · KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

Birkenwerder bei Berlin **sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes Gebirgssee-Freibad. Alpine Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illustrierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Privatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Was wird aus unsern Kindern?

Ratschläge für Berufswahl u. Umschulung, Nachweis von Tausenden bewährter Institute durch den

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Preis M 1.80

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag Ullstein / Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.

Namhafte Künstlerin

wünscht vorübergehend Aufenthalt in kultivierter Familie. Gegenleistung: Porträt- oder andere Malerei, Kunstunterricht oder was sonst ein vielseitig interessierter Mensch bieten kann.

Offerten unter Qu. 40501 an das Ullsteinhaus, Kochstraße 22-26

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungsbedingungen

Heinrich Mühlhahn München!

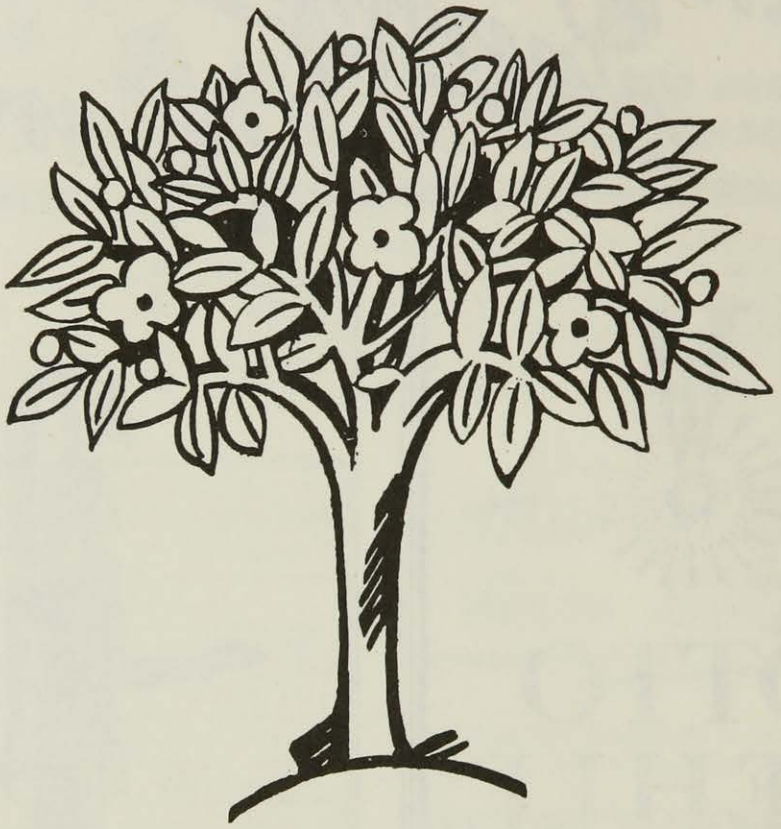
OTTO
WEHLE
DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 68

BELEUCHTUNG
ELEKTR. APPARATE

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m.b.H. LEIPZIG

Ein neues Buch
vom Dichter des „Fröhlichen Weinbergs“



Der Baum

Gedichte von

Carl Zuckmayer

In diesen Gedichten ist der ganze Zuckmayer: ein trotz Spott und leiser Ironie der Heimat tief verbundener heimlicher Lyriker. Hier wächst seine beste Crescenz — 1925er Beerenauslese, die Ernte eines goldenen Dichtersommers.

Geheftet 1.50 M., in Halbleinen 2.50 M.

*

Der Propyläen-Verlag / Berlin

DÜSSELDORF

IM ZEICHEN DER **GESOLEI**

Wichtige Sportveranstaltungen im Rhein-Stadion:

7. bis 10. August . . . . . Internationale Motorboot-Regatta

14. und 15. August . . . Deutsche Turn- und Schwimm-Meisterschaften

22. August . . . . . Fußball - Länderkampf Deutschland - Finnland

5. September . . . . . Fußball-Städtespiel Düsseldorf-Berlin

200 KONGRESSE WÄHREND DER DAUER DER AUSSTELLUNG

9.-25. SEPTEMBER TAGUNG DER GESELLSCHAFT DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

TIEFDRUCKE KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW. 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien • Heliogravüre

Hermann Noack
Bildgießerei gießt

Bln.-Friedenau, Fehlerstr. 8
Gegründet im Jahre 1897
Fernsprech-Anschluß:
Amt Rheingau
Nr. 133

für Ebbinghaus · de Fiori · Gaul · Kolbe
Klimsch · Lehmbruck · Scharff · Scheibe
Schott · Renée Sintenis · Tuaillon u. a.

Ausführung von Denkmälern jeder Größe
Sand- und Wachsguß · Vergrößerungen
und Verkleinerungen von Plastiken und
Plaketten · Ständiges Lager von Nach-
bildungen antiker und moderner Bronzen

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 8

INHALTS-VERZEICHNIS

Mario Bruni ..... *Hinter den Kulissen von Positano*
Nico Rost ..... *Brief aus Holland*
Erik Charell ..... *Gefunden!*
Carl Einstein .... *Das Berliner Völkerkunde-Museum*
Benno Bardi ..... *Aus den Liedern der Fellachen*
Michail Soschtschenko ..... *Das lustige Leben*
I. Eine Aristokratische
II. Die Elektrifizierung
Kurt v. Reibnitz ..... *Die Païva*
Riccardo de Luca .... *Aber ... bleiben Sie Zuschauer!*
* * * ..... *Kindergedichte*
Matheo Quinz ..... *Das Romanische Café*
M. Kogan ..... *Café du Dôme*
Anton Kuh ..... *„Central" und „Herrenhof"*
Christian Zervos ..... *Picassos neueste Werke*
Alfred Flechtheim ..... *Nun mal Schluß mit den blauen Picassos*
Hans Kristeller ..... *Fürsten-Einzüge im alten Paris*

Das Ausland / Bücher-Querschnitt

Sammel-Querschnitt / Marginalien

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 1)

*

Das Bild auf dem Umschlage zeichnete George Grosz

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926
MAI
OKT
SCHWARZKOPF
GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstausstellung

ballacche erklappern sie sich in der Sonnenlohe neue, synkopierte Rhythmen. Die Stimmen fließen zähe und voll, wie Gold zwischen Schlacken. Dann überwältigt die Honigwelle der Melodie den Chor, die Jungen singen auf Leben und Tod, mit geschlossenen Augen, Gesicht und Brust nackt der Sonne zugewandt, bis die Stimme des Vorsängers sich überschlägt und in Moll erstirbt.

*

Das seelische, soziale und erotische Zentrum Positanos ist das „Café Flavio Gioia" an der Marina. Die geistigen Zügel des Unternehmens liegen in der Hand Don Beppes, des vornehmsten unter den achtzehn Welt-, Strand- und Kaffeehauspriestern, welche die tausendköpfige Gemeinde in Bann halten. Hinter katholischen Augendeckeln vergraben, hat er Verständnis für alle heidnischen Sprachen, Gesten und Emotionen. Zu keiner Tages- und Nachtzeit verleugnet er seine Bereitschaft, Beichten abzuhören und Poker zu spielen. Er löst die verzwicktesten Probleme der Badesaison, indem er sie deukalionisch hinter die kalte Schulter wirft. Keine großstädtische Blasiertheit kann ihm widerstehen. Don Beppe ist das verschlafen lauernde Regulativ der positanesischen Fremdenkolonie.

Wenn man zum erstenmal von der weißen Glut des Strandes ins zappendustere „Café Flavio Gioia" tritt, so stößt man vor allem gegen einen Pfeiler. In diesen Pfeiler ist ein Spiegel eingelassen, wo sich der Fremde seiner elend urbanen Körperlichkeit bewußt werden kann. Kontrapunktisch über den Spiegel gesetzt, neigt sich ein Pastellbild des Kaffeehaussohns über den Beschauer: es ist Giulio, der Liebling der Damen- und Herrenwelt, ein lebendiger Ausdruck verschollener Grazie. Durch Gnadenwahl erhält man von ihm eine Tasse Kaffee. Gewöhnlich aber schreitet er bei jeder Bestellung schmal und melodisch über den bespuckten Boden in die entgegengesetzte Richtung. Dann löst sich träumerisch Vito von der Wand, und jedermann trinkt im „Flavio Gioia" mehr Kaffee als die Tagesration Fontenelles zu seiner besten Zeit betrug.

Rundherum sitzen Scopa spielende Fischer. Sie sprechen einen dunklen Dialekt, in dem das A und O zu arabischen Zwischenlauten verschmelzen. Sie duzen den Neuankommenden und erkundigen sich nach seiner Gesundheit. Schon beginnt das Bewußtseinsfundament des Nordländers zu schwanken. Er möchte schimpfen, doch ergibt er sich schließlich ins unvermeidlich Positanesische. Die magnetische Atmosphäre einer ihm unbekannten Lebensform benimmt ihm so lange den Atem, bis er seine mitteleuropäische Individualität zusammen mit dem Stehkragen ab- und zu den schlechten Angewohnheiten legt. Dann erst kann er sich frei in der großen Formensymphonie des Südens gebärden.

*

Im positanesischen Mittag erinnert man sich plötzlich, daß Gott die Welt erschaffen hat. Würdige Assessoren werden in der Sonne infantil und schreiben mit dem Finger in den Sand. Die wüste Leiblichkeit der Städter wird so lange ausgekocht, bis sie sich der präformierten Harmonie anpaßt. Das Sonnenbad im triumphalen Mittag ist tatsächlich schöner als der schönste Wein, schöner sogar als Opium. Die sauertöpfischsten Komplexe lösen sich im Nu und verdampfen durch alle Poren. Unvermutet findet man sich im Elementaren

wieder, lächelnd und erleichtert, hinter dem Ursprung alles Zwiespalts. Die stürmischste Brandung ist Spiel und Liebkosung, wenn man moralisch nichts gegen den Wellengang einzuwenden hat. Man trinkt die weiche Luft wie Champagner. Das Blut schimmert durch die gebräunte Haut wie ein Erblühen von Zyklamen. Die Opuntien und Nopale ragen starr wie das Schaubild einer sudanesischen Kalenda. Myrten- und Jasminduft streicht sündig süß über die blonde Nacktheit. Schweißtriefend, verwirrt, dankbar und erlöst geht man ins „Flavio Gioia" und trinkt Kaffee mit verständnisinnigen Seitenblicken auf Meer, Landschaft und Menschen.

*

Positano City liegt tief eingeschluchtet in einen Riß des Engelsberges. Wenn die Sonne untergeht, erlebt man symbolisch das Sterben, und man müßte sich dem Symbol zuliebe füglich schlafen legen. Da aber diese Prozedur zu mystisch wäre, geht man wieder ins „Flavio Gioia" und frönt dem Unbewußten. Trunken ist die Sonne hinter Capri im weinroten Meer untergegangen. Dieses Symbol, ja, das haut in die Kerbe und hinter die Binde: Wein her, Don Giulio, Dämmerung übertrumpfen, Sonnensubstanz stapeln! Roter Colliwein, der, nach Brate Semenoffs klassischem Ausdruck, wie Christus in Samthosen durch die Kehle schlüpft. Colliwein und Taralli, die kleinen steinharten Brezeln sowie ein neues Spiel neapolitanischer Karten für die abendliche Meisterpartie Scopone. Donna Carolina, die schöne Mutter Giulios, soll die Fische braten: wer verliert, zahlt das Gelage. Alles, was da ist, kiebitzt militant und macht den am Mogeln behinderten Spielern bedeutsame Zeichen. Erlesene neapolitanische Schimpfworte und erotische Andeutungen, auf Partner, Gegenspieler und den katholischen Olymp gemünzt, erhöhen die Würde des Spiels. Die Zeremonie des Essens durchdringt aber plötzlich den Plan des Hasards. Nebenan wird getanzt. Valencia. Eine deutsche Aristokratin zieht Schuhe und Strümpfe aus, um den Camorristen, der bloßfüßig mit ihr stept, nicht durch Markierung von Standesunterschieden zu beleidigen. Hatzfeld quirlt mit dem Mittelfinger im Champagnerkelch. Ernst Bloch atmet schwer und unphilosophisch in einer dunklen Ecke. Martin Wolff, der Bannerträger askonetanischer Malerei und Rhythmik, katechisiert Carlo Mense und Seewald, die im Duett singen: „Mei Ruh will i' hab'n". Else Rüthel wippt mit dem Barbier ihres Herzens über die Leichen sonstiger Anbeter hinweg. Die Fischerjungen tanzen maßvoll wie Götter, warm wie Tiere. Karli Sohn sucht seine Hemmungen durch Alkohol und scharfes Nachdenken zu überwinden: er schüttelt den Kopf, es gelingt ihm nicht. Otto Rethel verteilt zynisch und rationell Macedonia-Zigaretten. Turiner Vermouth muß fortwähend aus großen Weingläsern getrunken werden, bis man reif ist für die Klappe.

Draußen scheint der Mond übertrieben selenisch in die orientalische Nacht hinein. Schwankend brechen die Honoratioren des Dorfes auf. Der doppeldicke Don Pertusillo, Löchlein benamst, agiert Tarantellaschrittchen und beklagt seine „hurenhafte Kurzsichtigkeit", die es ihm nicht mehr erlaubt, beim Austeilen die Karten auf der Rückseite zu erkennen. Mit Stallaternen versehen, machen sich die deutschen Maler und Schriftsteller auf den Weg und steigen

Albert Klatt — Arienzo-Mühle

langsam die unendlichen Treppen Positanos hinan. Am Rand des konkaven Silbermeeres gespenstern die Sirenusen.

*

Gespenster gibt es in Positano die Fülle. Das Haus des Erhängten auf der Hauptstraße ist bekanntlich ein gefährlicher Punkt. Aber auch oben beim Wasserfall ist es nicht geheuer. Wenn man ein Buch mit hat, so kann einem nichts geschehen, denn die Geister fürchten das gedruckte Wort. In Fornillo hausen klopfende, kratzende und kettenrasselnde Elementale; in der Arienzo-Mühle ist es am schlimmsten, nicht einmal Ziegen mögen dort übernachten.

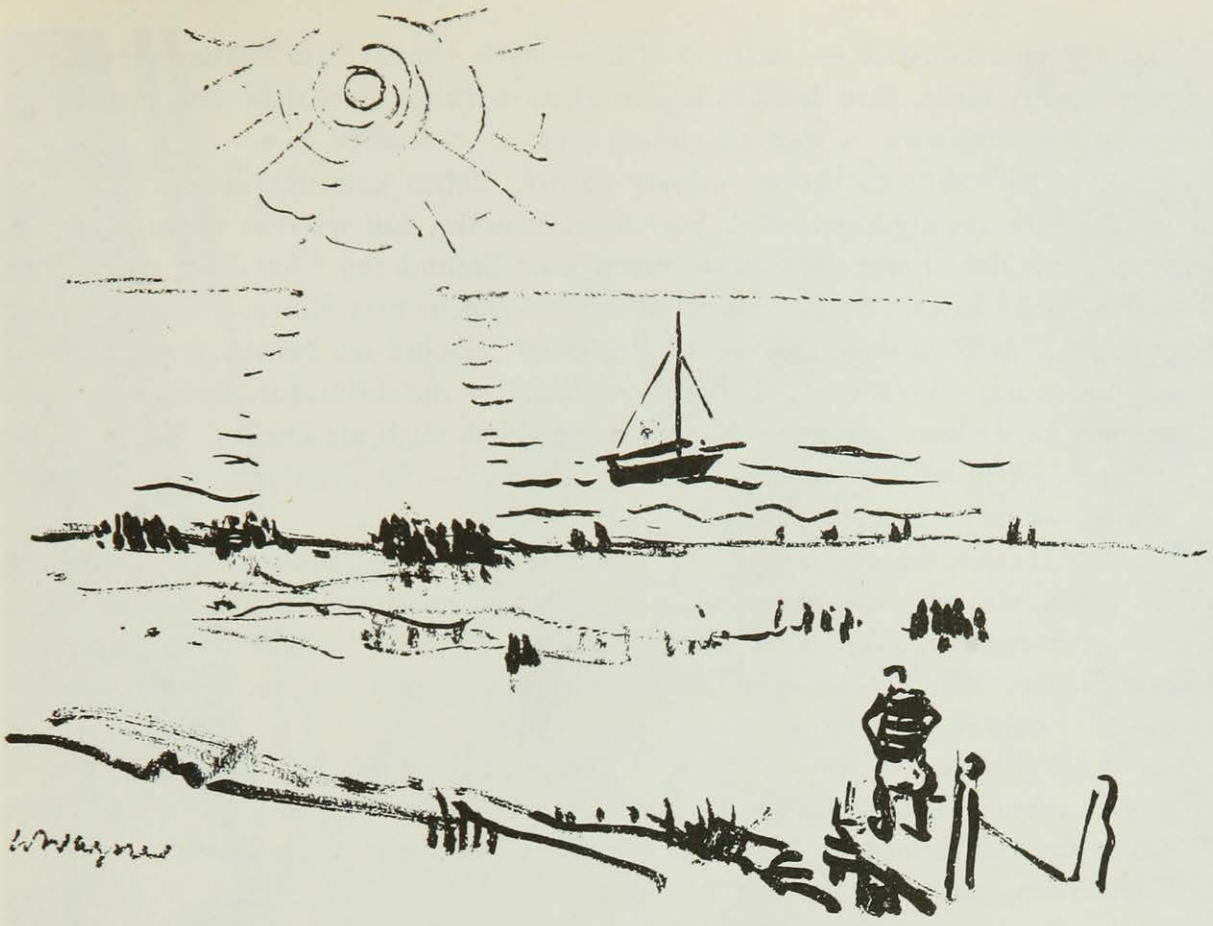
Glücklich aber kann sich jener schätzen, der den Munaciello, den kleinen Mönch, als Hausgeist hat. Der Munaciello läßt nämlich das Oelfaß nie versiegen, jahrelang kann die Familie Maccheroni essen und Fische braten, und das Oel geht nie aus. Nur muß man allabendlich vor dem Schlafengehen für den Munaciello einige Speisereste auf die Herdbank legen, sonst verschwindet er auf Nimmerwiedersehen. Mastro 'Tore hatte sich einmal zu Weihnacht so besoffen, das Vieh, daß er die Speisung des Munaciello vergaß. Natürlich war es dann sofort aus mit der Herrlichkeit, der kleine Mönch spendete nicht mehr und spielte ihm allerhand Possen, bis Mastro 'Tore arm und verachtet starb.

In den Bergen von Positano liegen ungeheure Schätze versteckt, die vom Teufel bewacht werden. Es ist besser, die Finger davon zu lassen, obwohl jedermann genau weiß, wo sie zu finden sind. Der eine liegt in der Felsenhöhle auf halbem Weg nach Montepertuso vergraben und hat schon manchem Tollkühnen den Hals gekostet. Der andere wird bei Punta Campanella vom leibhaftigen Teufel gehütet: in einer am Meeresspiegel liegenden Grotte brütet Satan in Gestalt eines schwarzen Huhns goldene Eier aus. Nein, man soll sich mit den Mächten der Unterwelt besser nicht einlassen.

*

Die positanesische Chronik ist wichtiger, als die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges. Denn Positano ist eine tyrrhenische Enclave der Ewigkeit. Kalender und Psychologie gehören hier zu den Folterinstrumenten versunkener Zeiten.

Maurice Vlaminck — Holzschnitt



Wilhelm Wagner

BRIEF AUS HOLLAND

Von

NICO ROST

Lieber Herr v. Wedderkop! Sie haben im Juni 1921 im „Neuen Merkur" einen Aufsatz über Holland geschrieben und werden sich wundern, darüber nach fünf Jahren einen Brief zu bekommen. Ihr Erstaunen dürfte um so berechtigter sein, als man bei uns eigentlich nie liest, was Deutsche über uns schreiben. Aber das können Sie natürlich nicht wissen — so gut kennen Sie Holland nicht. Wenn ein französischer Literat nach Holland kommt und dann darüber berichtet, bringen alle Zeitungen spaltenlange Auszüge, selbst wenn das Geschriebene sehr unwichtig ist. Man kennt bei uns die französische Literatur viel besser als bei Ihnen, kennt aber von den modernen Deutschen nur Thomas Mann und Jacob Wassermann. Die Amsterdamer Juden kennen alle Georg Hermann und verehren ihn. Von den wirklich wichtigen jungen Autoren: Alfred Döblin, Gottfried Benn, Franz Kafka, Mechtilde Lichnowsky, kennt man kaum die Namen — aber die kennt man ja bei Ihnen auch nicht viel besser. Man liest französisch und besucht die „Alliance Française", die es in der kleinsten Provinzstadt gibt. Man hört Referate über Proust, Valéry, über Cocteau und Deltheil. Glauben Sie, daß man zu einem derartigen deutschen Verein gehe? Man tut es nicht, weil es solche nicht viele gibt und in den wenigen eine ganz andere Atmosphäre herrscht. Es riecht in ihnen

nach Schwerindustrie — nach Politik — nach Geld. Ihre Nation versteht es nun einmal nicht, ihre kulturelle Tätigkeit wirklich geschickt und elegant zu verbreiten und wird es wahrscheinlich niemals verstehen.

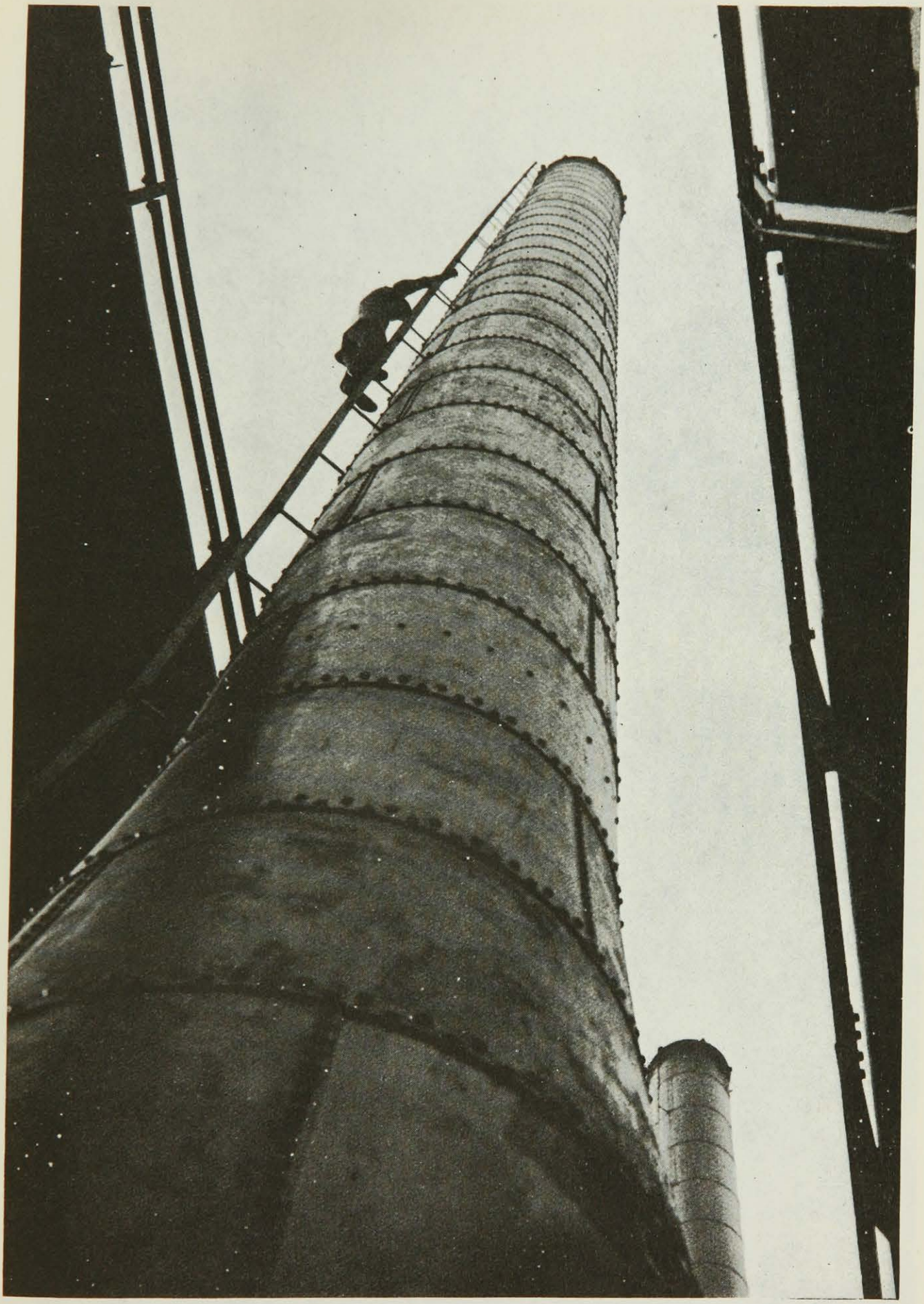
Aber ich kehre zu Ihrem Aufsatz zurück. Loben kann ich ihn hier nicht — ich schreibe im „Querschnitt". Sie haben bemerkt, daß wir vor allem Realisten sind, auch daß dieser Realismus einen sehr besonderen Charakter zeigt. Die holländische Literatur, die Sie wohl kaum kennen, gibt Ihnen hier recht. Wir sind auch da Realisten, *„visionäre Realisten"* möchte ich beinahe sagen. Mehr als ein anderes Volk sind wir daneben *Plastiker* der Literatur. Brêero — einer unserer Klassiker —, der als Maler anfing, blieb auch als Dichter Maler. Einer unserer jetzigen Prosaisten — Jac van Looy — ist Prosaist, wenn er malt, Maler, wenn er schreibt.

Wir fassen immer sofort das Endziel ins Auge und wollen unbedingt erreichen, was wir vorhaben. Deswegen darf man uns aber noch nicht einfach nüchtern nennen. Wir sind keine Amerikaner. Wir arbeiten schweigender, innerlicher. Wir kennen den Willen als einen Traum der Seele. Wir erleben unsere Realität im Traum.

Die holländische Nation ist eine durchaus theologische. Sie ist es immer gewesen und wird es immer bleiben. Theologische Probleme haben das Volk durch die Jahrhunderte beschäftigt und tun es auch heute noch. Der Fall Geelkerken, ein Pfarrer, der im Streit mit irgendeiner Synode liegt, bildet jetzt schon über ein Jahr das Tagesgespräch. Jeden Abend bringen die Zeitungen — und nicht nur Provinzblätter, sondern auch „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und „Algemeen Handelsblad" — spaltenlange Artikel darüber. (Die tägliche theologische Rubrik ist in diesen Blättern überhaupt sehr groß.) Unser bester Cabaretier J. H. Speenhoff ist — nicht bloß durch seinen schwarzen Anzug, sondern eigentlich durch die Ethik seiner Lieder — ein Theologe.

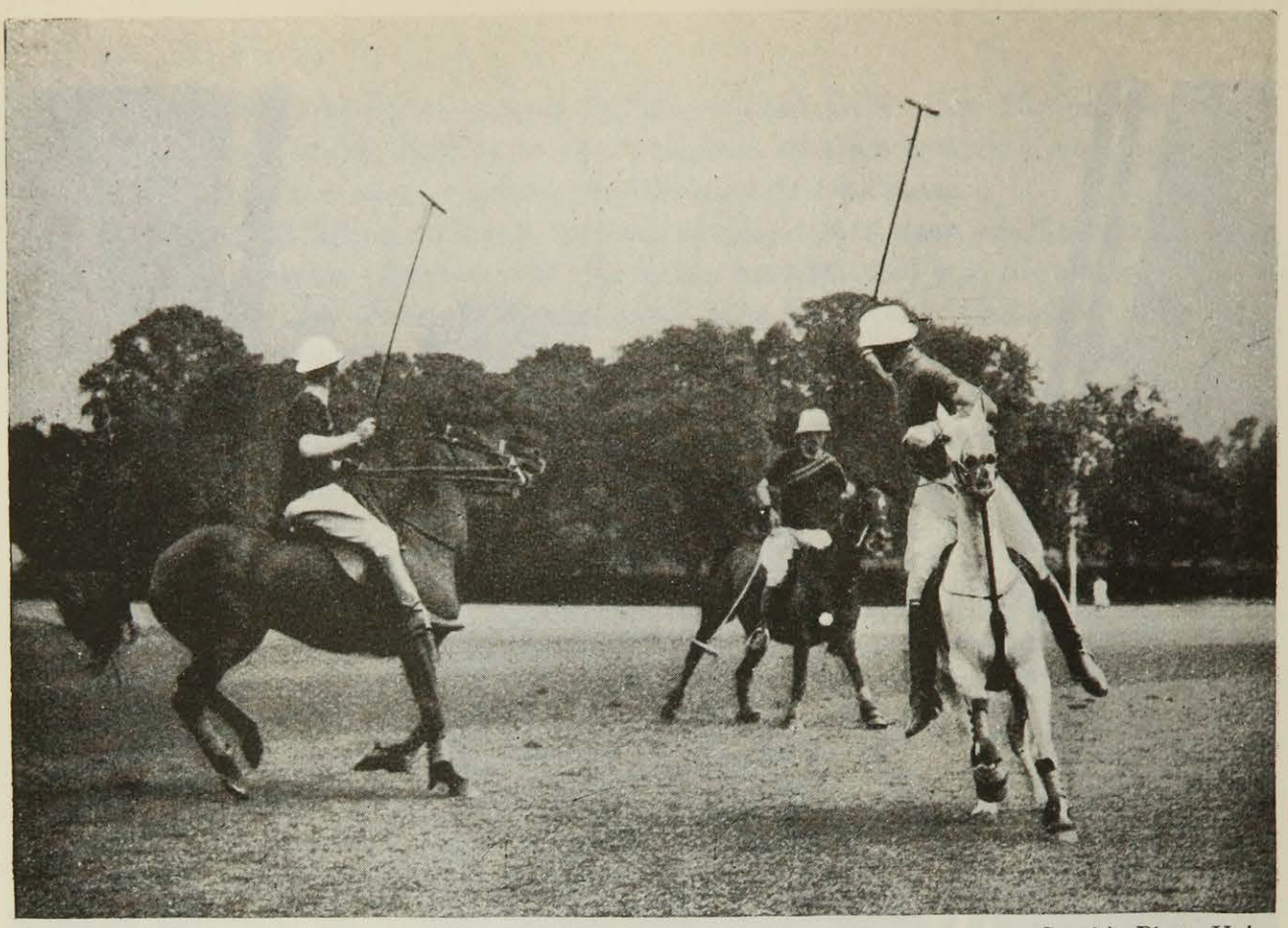
Ein dogmatischer Calvinismus hat bei uns schon seit Jahrhunderten einen immensen Schaden angerichtet. Denn wer Holland liebt, muß es gleicherzeit unendlich hassen. Es ist das Land Rembrandts und Vondels, aber auch das Land von Jacob Cats. Diesen Namen werden Sie wohl kaum gehört haben. Wir Holländer kennen ihn leider nur allzu gut. Er hat bei uns eine ganz große Berühmtheit, ist aber im Grunde ein ganz bedeutungsloser Sittenmeister. Es gibt auch jetzt noch unendlich viele Catse. Jacob Cats ist die Personifikation des banalen Bourgeois', schulmeisterlich und selbstvergnügt rhetorisch. Er ist so nüchtern, wie man nur sein kann, und zeigt eine geradezu arrogante Ohnmacht zum wirklichen Leben.

Ein Satz hat mich in Ihrem Aufsatz besonders frappiert. „Der Holländer sieht nicht über Dinge weg, die da sind, und bemerkt nicht solche, die nicht da sind." Ich glaube, man kann unser Volk nicht besser charakterisieren. Wir sind kritisch und werden uns nie für etwas begeistern oder uns einer geistigen Bewegung im Ausland anschließen. Eine Revolution ist in einem solchen Lande einfach unmöglich, so wie jede Massenbewegung unmöglich ist. Manchmal glaube ich denn auch, daß unsere sogenannte, so oft gerühmte Einfalt — infolge deren wir nicht sehen, was nicht da ist, und uns



Fox Photo

Eiserner Schornstein von unten gesehen



Graphic Photo Union

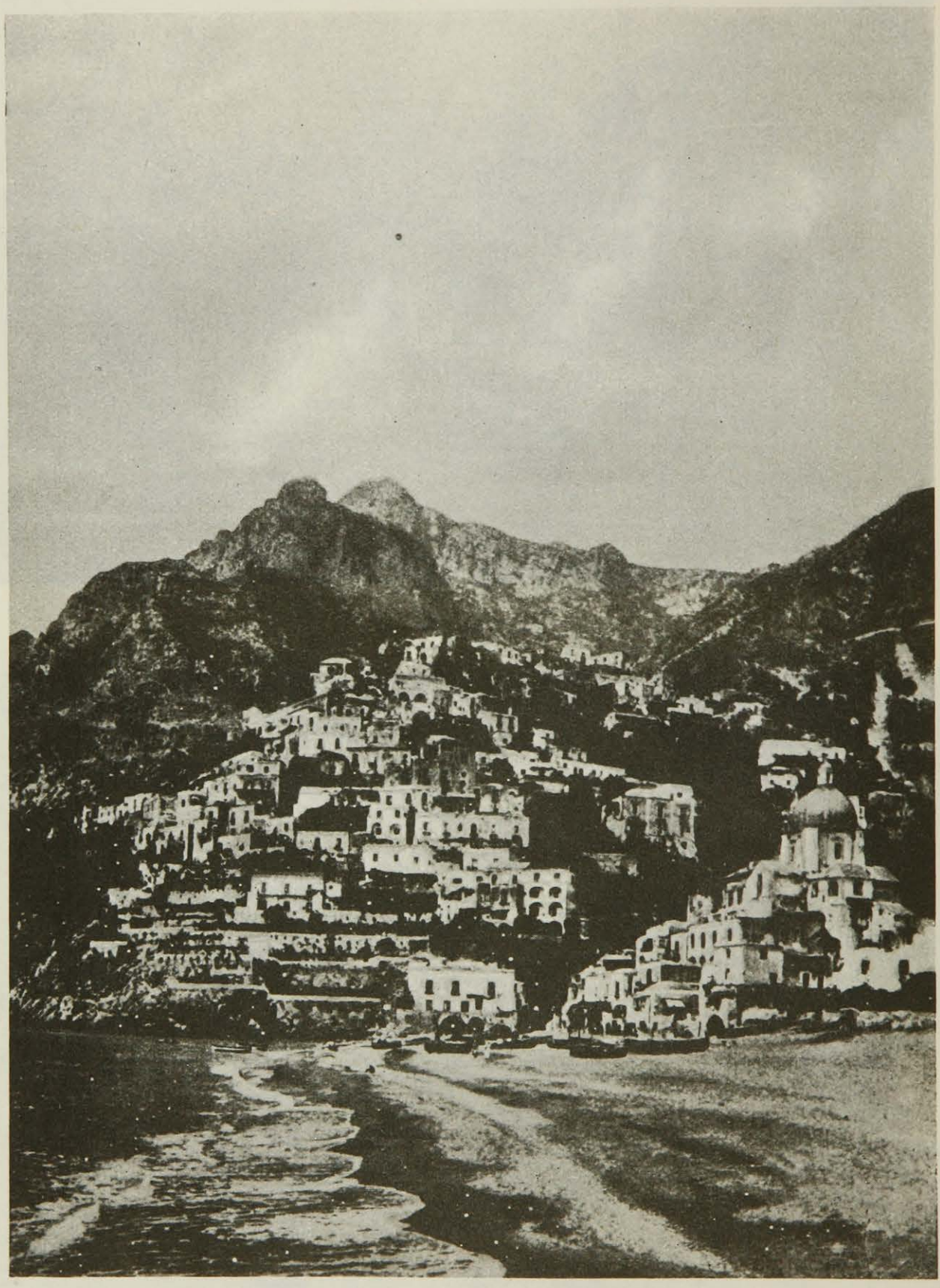
Polo

Wide World Photo

Am Strande

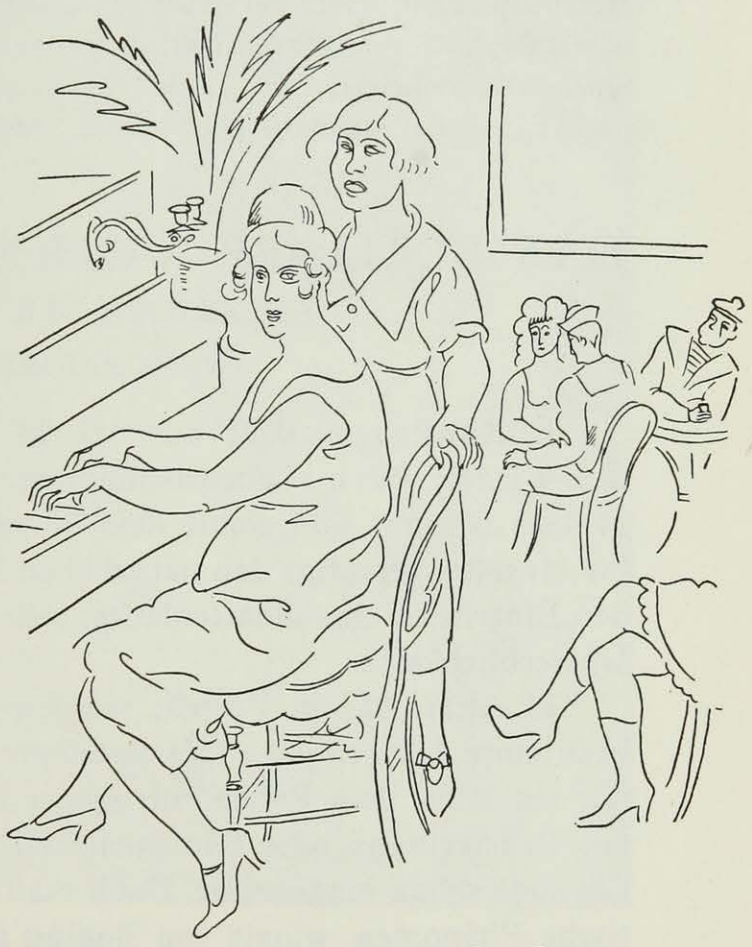
Positano, Strand

Richard Seewald, Positano. Oelgemälde



Positano

Theaters nicht dasteht, als habe man den Belag vom Brote verloren. Frisch und froh lief man hinein, und als Mensch mit durcheinandergequirlter Hirnmasse schleicht man hinaus. Schöne Bilder sind nicht übel. Doch was kauft man sich für schöne Bilder, wenn sie einem ohne Sinn und Zweck um das immerhin logisch arbeitende Haupt geschlagen werden. Es muß eine Handlung her, die mehr ist als Rahmen, und die muß getragen werden von starken Untermännern. Daß die Handlung, und sei sie noch so geschickt aufgebaut, trotzdem zersprengt wird, dafür sorgt schon der Bühnenraum, der von dem Drange beseelt ist, unentwegt umgebaut zu werden. Und die Zwischenbilder sind nötig, damit die Umbauten vorgenommen werden. Anderseits ginge eine große Bühne, die von der Vorsehung keineswegs zum Brachliegen bestimmt wurde, ihrer Existenzberechtigung verlustig, wenn sie sich nicht ausnutzen ließe, und sie auszunutzen — in einem Maße, daß der Effekt an die Möglichkeiten des Films heranreicht —, sei Ziel des findigen Direktors.



Jean Cocteau

Zu suchen waren die Solisten, die Maler, die Mädchen. Am schwersten fanden sich die Mädchen. Am leichtesten fanden sich die Maler. Die brauchten nicht erst gesucht zu werden. Die waren einfach da. Ihre Namen werdet ihr nie erfahren. Sie heißen Ernst Stern und Walter Trier. Als dritter im Bunde gesellt sich ein romantisch-romanisches Gewächs hinzu, der aparte Jüngling Zig, der in elf Nächten die Kostüme entwarf und sich währenddem von Milch und Absinth nährte. Als Solisten-Dreigestirn marschierten von vornherein: Wilhelm Bendow, Curt Bois und Claire Waldoff. Bendow, dessen Tonfall im robusten Ohr der Gemüsefrau wie im feingeistigen eines Literaten gleichermaßen haftet; Bois, dessen untere Extremitäten sich seit „Victoria" quasi in aller Herzen tanzten; und die Waldoff, neben Heinrich, dem Zille, urberlinischer Besitz, ein Stück Tradition und dennoch taufrisch wie am ersten Tage.

Zu suchen war weiterhin der Titel. „An Alle" war nett. „Für Dich" (als Kontrast) war netter. Ich darf das getrost eingestehen. Beide Titel stammen von meiner langjährigen Kartenschlägerin. Den neuen Titel persönlich zu finden, hatte ich mir in den Kopf gesetzt. Und ich habe ihn gefunden, nachdem (Vor-

sicht, doppelte Negation!) kein Ausspruch Salomos, Buddhas, Arno Nadels und anderer prominenter Denker, nicht in Erwägung gezogen worden war.

Zu finden war nicht nur der dramatisierbare Stoff, sondern auch der Dichter, der ihn verdichtete. Brecht und Bronnen schieden von vornherein aus — als explosive Vehemenzler. Liesbeth Dill war mir zu weich. Bei Gerhart Hauptmann holte ich mir einen olympischen Korb. Thomas aus dem Zauberberg schien nicht der richtige Mann; denn das Stück sollte freibleiben von literarischem Ballast. Ich begab mich zu Georg Kaiser, der zwar prinzipiell bereit war, doch der erforderlichen Federleichtheit zu ermangeln schien. Klopfte an bei Alfred Polgar, der leider allzuwenig auf Berlin eingestimmt ist. Versuchte mein Heil bei Kurt Tucholsky, der sich entberlinisiert und per Metamorphose zum großen Pariser gewandelt hat. Und fand die Erlösung bei einem Kleinpariser. In Hans Reimann. Der mir nicht nur die Revue geschrieben hat, sondern auch diesen Aufsatz.

DAS BERLINER VÖLKERKUNDE-MUSEUM

ANLÄSSLICH DER NEUORDNUNG

Von *CARL EINSTEIN*

Ein Kunstgegenstand oder Gerät, die in ein Museum gelangen, werden ihren Lebensbedingungen enthoben, ihres biologischen Milieus beraubt und somit dem ihnen gemäßen Wirken. Der Eintritt ins Museum bestätigt den natürlichen Tod des Kunstwerks, es vollzieht den Eintritt in eine schattenhafte, sehr begrenzte, sagen wir ästhetische Unsterblichkeit.

Ein Altarbild, ein Porträt werden zu bestimmtem Zweck, für eine bestimmte Umgebung verfertigt; gerade ohne letztere ist die Arbeit nur ein totes, dem Boden entrissenes Fragment; genau als bräche man ein Fensterkreuz oder Säulenkapitell heraus; wahrscheinlich war das Gebäude schon eingestürzt. Doch man sondert nun eines ab: das ästhetische Phänomen, womit von Beginn an die Wirkung des Kunstgegenstandes verfälscht und eingegrenzt wird. Das Altarblatt ohne Gebet ist tot; schwache Naturen versuchen davon aus glattem Aesthetizismus irgend eine vage Religiosität zurückzurufen: dichtende Stimmung soll den großen, bestimmten und lebendigen Zustand ersetzen. An die Stelle entzückter Andacht tritt die kunstwissenschaftliche Methode, die Diskussion über Stil und Urheber, Dinge, die im Kreis der Gebete gänzlich belanglos waren. Die Schönheit eines Altarblatts bestand darin, daß es von Aengsten, Wünschen und bangenden Schreien nach Gott umringt war, es einer Handlung als bescheidenster Teil diente, daß der Schatten des Gottes in ihm wohnte und statt Museumsbeamten Priester ihm dienten. Im Porträt woben die letzten Spuren des Ahnen- und Toten-

kultes; lebensbestimmende Ereignisse wurden für Menschen, die durch diese betroffen und verwandelt, festgehalten.

Es veränderte den ganzen Charakter aller Kunst, da man sie für sich selbst gelten ließ. Sie wurden dem Jenseits lebendigen Glaubens entrissen und auf ihre formale Geltung hin untersucht. Offenkundig hat man mit verschiedenem Glück die verschiedenen Bezirke der ethnologischen Sammlung zu Kunstsammlungen umgebildet; mit verschiedenem Glück, je nachdem Kunst vorhanden war, die aus Milieu und allgemeineren Bedingungen sich herauslösen ließ. Eine unendliche Gruppe verschiedener Kulturstufen und Lebensformen mußte zusammengegeschlossen werden. Die Verhältnisse erzwangen gewaltsamen Ausschnitt.

A. W. Dressler

Zweifellos: Jahrzehnte gähnte dieses Museum verlegen umher, unordentlich verschlafene Abstellkammer; sterbende und fernste Völker hatten ihre Güter wie überflüssigen Ballast in diesen Kammern vergessen; verstorbene Kulturen sanken in verwirrte Schränke; ihrem Wirken beraubte Kultfiguren lagen zwischen Netzen, Bögen, Raphia und Kürbissen. Ruder hingen über Eßschalen, bootlos, der Hände und dem Spiel der Flüsse entrafft. Waffen rosteten friedlich umher und Dinge verschiedensten Tuns, geschiedenen Zusammenhangs. Sprach man vor diesen Dingen früher von Kunst, erregte man zweifelndes Lächeln. Dagegen standen eher Thumann und Grützner denn die Sixtina.

Die Zeichen der Niederlage der besiegten, kolonisierten Völker, Trophäen europäischer und amerikanischer Habgier und Neugier, lagen verknüllt in Schränken und bezeugten den Untergang ferner Künste infolge technischen Imports durch den Weißen, der solch vollkommene

Zustände sich geschaffen, daß der ihm eigene Boden sein Gewimmel nicht mehr zu tragen vermochte. Ein Museum des europäischen Imperialismus, des wissenschaftlichen und ökonomischen.

Der Fang ruhte abgestorben in den Kühlkammern weißer Wißgier.

Fast vergessen lag das Museum; einige Kunstmenschen drangen ein, neue Weide zu suchen, da die alten Plätze hoffnungslos abgegrast waren. Bald zogen Dämonen und Gewebe, Tänze und Reihen in verspätete Werkstuben der Bühnen, innervierten anonym überbezahlte Schenkel verkitschender Tanzdamen und ernährten kunstgewerblich Betriebsame.

Aus verstaubten Schlafkammern drangen so wirtschaftlicher Wert und aktuelles Wirken. Diese vergessenen Idole wiesen formenden Einfluß, und der ästhetische Komplex wurde von dem Gesamt der Ethnologie jach abgetrennt.

Auf solcher Einstellung, deren enge Beschränktheit wenigstens eine schaubare Art der Auswahl ermöglichte, wurde aus dem Ganzen der Sammlung ein Teil herausgezogen und zur Schau gestellt. Kulturen verschiedenster Stufung wurden ästhetisch normiert; hierin ruht die Chance einheitlicher Wirkung, vorausgesetzt, es wurde von Berufenen die Auswahl getroffen; gleichzeitig wird hier die allzuenge Grenze des Aufstellungsgedankens gezeigt. — Gefahr droht, daß das Museum von wissenschaftlicher Forschung abgetrennt, gänzlich zu einem schmalen Aesthetizismus erstarre, wenn es nicht in engster Bindung und dauerndem Austausch mit dem geplanten Forschungsinstitut verbleibt, dem unbedingt, damit die Auswahl der Gegenstände an Trefflichkeit zunehme, und nicht darum allein eine kunsthistorische Abteilung einbezogen werden muß. Gerade um der Schausammlung willen.

Tritt man in das Museum, gähnt noch immer der fatale Lichthof; man hat die Blendungen sinnlos angebrachter Fenster abgedeckt; man müßte noch die Kacheln der Treppenwände öffentlichen Bedürfnisanstalten überlassen.

Dieser zweistöckige Lichthof muß ausgebaut werden, damit das Wichtigste, das heute den Wert der geleisteten Arbeit allzusehr mindert, dort aufgestellt werde; eine vergleichende Sammlung, die den Aufbau der Grundkulturen zeigt, ergänzt durch Photos. Diese Sammlung müßte jeweils mit Hilfe der Forschungssammlung ausgewechselt und stetig erneut werden, damit die Besucher ein ausreichendes Bild der Elemente der Kultur und Völkerbezirke gewinnen können. In dieser vergleichenden Sammlung vor allem müßten Vorlesungen und Führungen veranstaltet werden; wie die gesamte Schaustellung durch Lehrer verlebendigt werden muß. Hier ist der Punkt, wo die lebendige Bindung zwischen Museum und Forschungsinstitut einzusetzen hat,

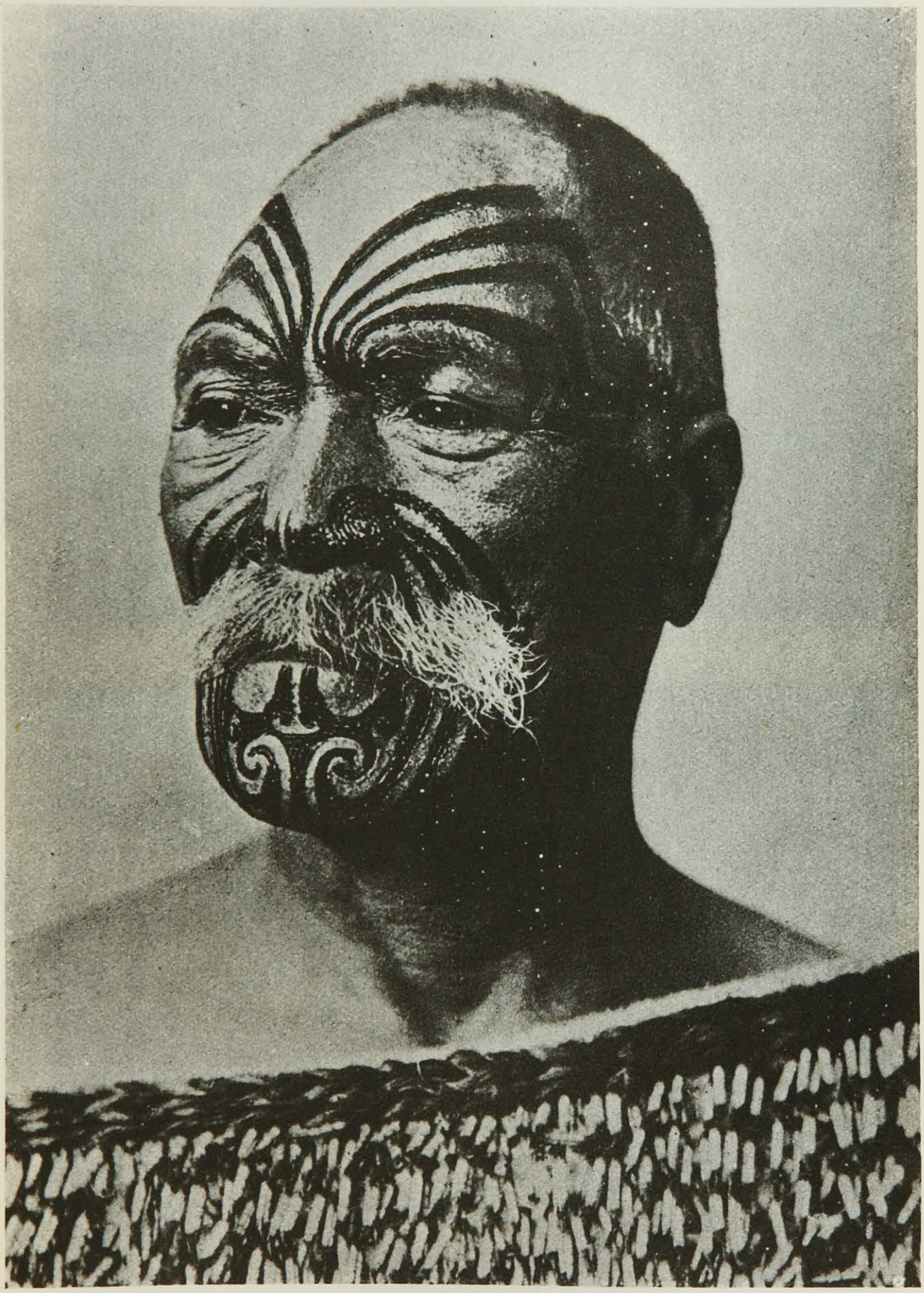


Photo Galloway

Maori-Krieger

Photo Druet

Corot, Bildnis einer Italienerin

Photo Galerie van Diemen

Ludger tom Ring, Bildnis einer Münsteranerin

AUS DEN LIEDERN DER FELLACHEN

Deutsche Nachdichtung*)

von

BENNO BARDI

*

DAS KAMELLIED

Bald kommt die Stunde,
Da zieh' ich hin zu des Propheten Haus.
Das Kamel besteige ich,
Das junge, weiße.
Mit klugen Augen sieht es dann auf mich
Und kniet zu Boden, nimmt die Bürde auf.
Leichten Fußes schaukelt es,
Dem Seile über der Zisterne gleich,
Den Hals wie einen Palmenzweig gestreckt.
Bald sind wir den Hütten fern,
Und uns umfängt die Wüste.
Wenn auch die Nachbarn sagen:
„Die kehren niemals wieder,
Der Tod hat sie verhüllt!",
Sicher führt das Schiff der Wüste
Mich nach Mekka hin.
Beten will ich dort zu dem Propheten
Im Angesicht des Lichts.

*

DAS GAZELLENLIED

Die Gazellenmutter ließ sich fangen.
Ein Ungläubiger ergriff sie.
Die Gazelle klagte beim Propheten:
„Gib mir Bürgschaft,
Daß ich erst mein Junges säuge."
Den Propheten kam ein Staunen an,
Und er sprach zum Ungläubigen:
„Ich will Bürge sein für die Gazelle,
Bis ihr Junges Lebenskraft getrunken."
Schnell sprang die Gazelle auf,
Doch das junge Kälbchen war
Des Saugens ungewohnt noch,
Sprach zur Mutter:
„Geh' erlösen den Propheten!
Wenn wir sterben,
Unser Leben ist erfüllt."

---

*) Diese Nachdichtung steht unter dem Schutze des Urheberrechts. Sämtliche Rechte vorbehalten.
Dr. Benno Bardi.

DAS LUSTIGE LEBEN

Von

MICHAIL SOSCHTSCHENKO

I. EINE ARISTOKRATISCHE

Ssemjon Ssemjonowitsch rülpste zweimal nacheinander, wischte sich das Kinn mit dem Aermel und sagte:

„Meine Lieben: Weiber, die Hüte aufhaben, mag ich nicht. Ein Frauenzimmer, das einen Hut auf dem Kopf und Fühldekoh-Strümpfe anhat oder gar einen Goldzahn im Mund, — so eine Aristokratische, das ist für mich überhaupt kein Weib, an der hab' ich nichts verloren . .

Freilich, seinerzeit hab' ich mich auch einmal mit so einer Aristokratischen eingelassen. Bin mit ihr spazierengegangen, hab' sie auch ins Theater geführt. Im Theater, da ist es auch herausgekommen. Im Theater hat sich dann ihre ganze Ideologie entfaltet, im ganzen Umfang.

Das erstemal haben wir uns im Hof getroffen. Bei der Mieterversammlung. Ich schau, da steht so eine hochnäsige Person. Hat Strümpfe an und einen Goldzahn im Mund.

„Woher, Bürgerin?" frage ich. „Von welchem Nummero?"

„Ich bin von Nummer 7," sagt sie.

„Bitte sehr," sage ich, „bleiben Sie gesund."

Und weiß der Teufel, sie hat mir gleich schrecklich gut gefallen. Ich ging sie oft besuchen auf Nummer 7. Gewöhnlich als offizielle Persönlichkeit sozusagen: „Wie steht's, Bürgerin, hinsichtlich der Wasserleitung und des Klosetts? Funktioniert es?"

„Es funktioniert," antwortet sie.

Und wickelt sich in ihren Seidenschal und gibt keinen Ton mehr von sich. Bloß mit den Augen schmeißt sie und läßt ihren Goldzahn blitzen.

Einen Monat schon ging ich zu ihr. Sie gewöhnte sich langsam daran. Und mit der Zeit antwortete sie auch ausführlicher: „Die Wasserleitung funktioniert, ich danke Ihnen, Ssemjon Ssemjonowitsch." Und dergleichen.

Und je länger, desto besser. Wir fingen schon an, gemeinsam spazierenzugehen. Und wie wir auf die Straße hinauskommen, will sie, ich soll sie unter den Arm nehmen.

Ich nehme sie also unter den Arm und winde mich wie ein Aal. Und weiß nicht, was ich reden soll, und vor den Leuten ist es mir furchtbar peinlich. Na also, eines Tages sagt sie zu mir: „Sagen Sie, Ssemjon Ssemjonowitsch, warum führen Sie mich immer in den Straßen herum? Mir ist schon ganz schwindlig im Kopf. Sie sollten doch als Kavalier und offizielle Persönlichkeit mich lieber einmal ins Theater führen."

„Kann geschehen," sage ich.

Und am nächsten Tage schickt gerade zur rechten Zeit die Partei Billetts für die Oper. Das eine Billett bekomme ich, das andere spendiert mir Wasjka, der Schlosser. Ich habe die Billetts nicht erst angesehen, es waren verschiedene. Das meinige war unten zum Sitzen, Wasjkas seins war für die Galerie, hoch oben. Also, wir gehen ins Theater. Wir setzen uns auf unsere Plätze. Sie auf mein Billett, ich auf Wasjka seins. Ich sitze da hoch oben wie auf einem Kirchturm, sehe nicht einen Schwanz. Nur wenn ich mich über die Brüstung beuge, sehe ich s i e ; freilich schlecht.

Mit der Zeit hat es mich gelangweilt, ich bin hinuntergegangen. Ich sehe mich um, es ist gerade Zwischenakt. Sie kommt eben daher.

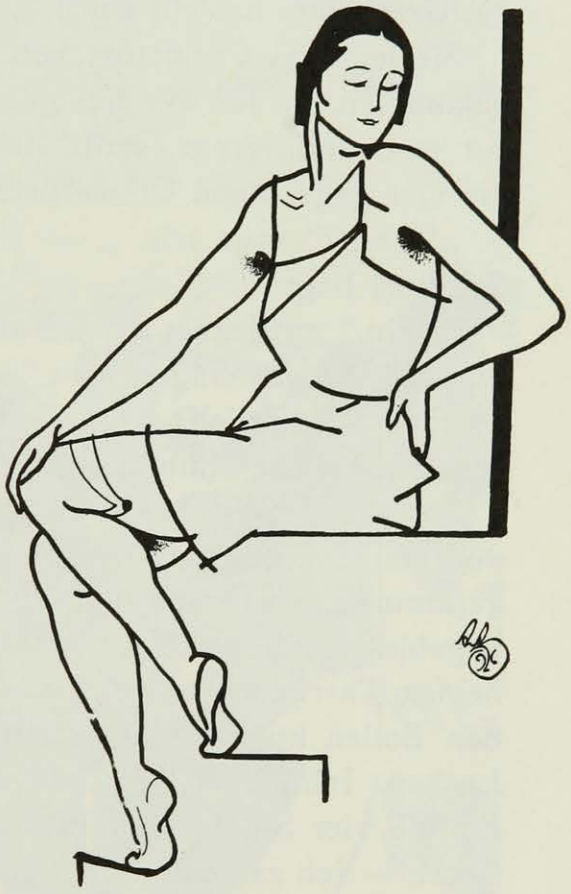
„Guten Abend," sage ich.

„Guten Abend," sagt sie.

„Interessant," sage ich, „ob hier wohl die Wasserleitung funktioniert?"

„Ich weiß es nicht," sagt sie.

Und schlüpft zum Büfett. Ich hinterdrein. Sie geht beim Büfett auf und ab und schaut auf den Kuchenständer. Und auf dem Ständer steht eine Schüssel. Und in der Schüssel sind Cremetörtchen. Ich aber, ich Esel, scharwenzele wie so irgendein blöder Bourgeois um sie herum und trage ihr noch an: „Wenn Sie Lust haben," sage ich, „ein Cremetörtchen zu essen, bitte, genieren Sie sich nicht, ich zahle."



A. Arnstam

Merci," sagt sie.

Und geht ganz schamlos auf die Schüssel zu, erwischt, happ, — ein Cremetörtchen und frißt!

Mit meinem Geld aber war es nicht weit her. Allerhöchstens für drei Cremetörtchen . . .

Sie ißt und ißt, ich aber wühle aufgeregt in meinen Taschen herum, probiere mit der Hand, wie viel Geld ich bei mir habe. Es war einfach zum Weinen . . . Das Cremetörtchen hat sie aufgegessen, — happ, nimmt sie ein anderes. Ich seufze, bleib' aber still. So eine bourgeoise Schamhaftigkeit packt mich. Ein Kavalier, sozusagen, aber nicht bei Kasse. Ich steige um sie herum, wie ein Hahn, sie kichert und läßt

sich Komplimente machen. Da sage ich: „Wird's nicht Zeit, auf unsere Plätze zu gehen? Hat es nicht schon geläutet?"

Doch sie sagt: „Nein." Und nimmt das dritte Cremetörtchen.

„Wird's nicht zu viel," sage ich, „so auf nüchternen Magen? Wird es nicht Magendrücken machen?"

„Oh, nein," sagt sie, „wir sind ja daran gewöhnt."

Und nimmt das vierte. Da ist mir das Blut in den Kopf geschossen. „Leg's zurück," sage ich.

Sie erschrickt, steht mit offenem Mund da. Und im Mund glänzt der Goldzahn. Da ist mir die Geduld gerissen. Ganz egal, denk' ich mir, die Geschichte hat ein End! „Leg's hin, zum Teufel!" sag' ich.

Sie legt das Cremetörtchen hin. Ich sage zum Wirt: „Also wieviel bekommen Sie für die drei gegessenen Cremetörtchen?" Der Wirt aber tut ganz indifferent, stellt sich dumm. „Soundso viel," sagt er, „für die vier gegessenen Cremetörtchen."

„Wieso?" sage ich, „ — für vier? Wenn das vierte doch auf der Schüssel liegt . . ."

„Nein," entgegnet er, „es liegt zwar da, es ist aber angebissen und mit dem Finger eingedrückt."

„Was?" sage ich, „angebissen? Entschuldigen Sie schon, das ist bloß Ihre lächerliche Einbildung!"

Doch der Wirt bleibt ganz indifferent, fuchtelt bloß mit der Hand vor meinem Gesicht herum. Na, natürlich haben sich da Leute angesammelt. Sachverständige. Die einen sagen: das Cremetörtchen ist angebissen, die anderen: nein, nicht angebissen. Ich wende meine beiden Taschen um und um. Natürlich muß mir der ganze Inhalt auf den Boden kugeln. Die Leute lachen. Doch mir ist gar nicht zum Lachen. Ich zähle mein Geld. Endlich habe ich es beisammen: es reicht für die vier Stück, auf ein Haar. Ganz umsonst die Aufregung, weiß Gott! — Ich zahle. Dann wende ich mich zu meiner Dame:

„Essen Sie's auf," sage ich, „es ist alles bezahlt."

Die Dame aber rührt sich nicht. Geniert sich.

Aber da mischt sich ein Nachbar ein.

„Gib her," sagt er. „Ich eß' es auf."

Und frißt richtig das Cremetörtchen auf, das Luder — für mein Geld!

Wir gingen wieder auf unsere Plätze, hörten die Oper bis zu Ende an. Dann ging's nach Haus. Vor dem Haus aber, da sagt sie zu mir: „Ich habe genug von Ihren Gemeinheiten; wer kein Geld hat, soll nicht Damen ausführen . . ."

Ich aber sage ihr: „Das Geld allein macht's nicht. Entschuldigen Sie den harten Ausdruck." Und so sind wir auseinander.

Ich hab' für Aristokratinnen nichts übrig . . .

II. DIE ELEKTRIFIZIERUNG

Na, meine Lieben, was ist heut das allermodernste Wort, na? Das allermodernste Wort, das es heut gibt, ist natürlich „Elektrifizierung".

Eine Sache von ungeheurer Wichtigkeit, ich will's nicht bestreiten, — Sowjetrußland elektrisch zu beleuchten. Doch hat das, bis jetzt wenigstens, auch seine nicht ganz geheuren Seiten. Ich will nicht sagen, werte Genossen, daß das Bezahlen so teuer ist. Das Bezahlen ist nicht teuer. Nicht teurer als Geld. Davon rede ich nicht.

Sondern es handelt sich um folgendes.

Ich wohnte, werte Genossen, in einem großen Haus. Das ganze Haus war auf Petroleum eingerichtet. Der eine hatte seine kleine Lampe, der andere verwendete eine Konservenbüchse, mancher hatte gar nichts, brannte eben Christbaumkerzen. Ein Elend.

Doch da begann man Licht zu legen. Als erster legte es der Hausbevollmächtigte. Na, er legte und legte. Der ist so ein ganz Stiller, läßt sich nichts anmerken, geht nur so merkwürdig herum und schneuzt sich immer so nachdenklich. Tut aber in Wirklichkeit immer noch nichts dergleichen.

Sella Hasse

Doch da kommt auf einmal unsere geschätzte Hauswirtin, die Jelisaweta Ignatjewna Prochorowa daher und macht den Vorschlag, die Wohnung elektrisch zu beleuchten.

Alle sollen es legen, sagt sie. Und selbst der Hausbevollmächtigte hat es jetzt eingeführt.

Meinetwegen. Wir begannen halt auch zu legen.

Wir legten es, beleuchteten — alle Heiligen übernand! Ringsum nichts als Mist und Schmutz.

Vordem, da ging man in der Früh zur Arbeit, erschien abends wieder, trank seinen Tee und legte sich schlafen. Und beim Petroleum war nichts dergleichen zu sehen. Aber jetzt, wie wir Licht machten — der Anblick! Da treibt sich irgendein zerrissener Pantoffel herum, dort hängen die Tapeten in Fetzen, hier rennt eine Wanze im Galopp davon, nimmt Reißaus vor dem Licht, — da liegt wer weiß was für ein Lumpen, dort ein Spucker und dort ein Zigarettenstummel, und dazu treibt ein Floh seinen Mutwillen .... Alle Heiligen! Ein Anblick zum Erbarmen.

Das Kanapee zum Beispiel, das in unserem Zimmer stand! Sonst dacht' ich mir immer: Kanapee ist Kanapee. Saß oft und gern abends darauf. Doch jetzt, als ich das Elektrische anzündete — alle Heiligen übernand! Na, na, na, das Kanapee! Alle Federn stehen in die Höh', alles hängt in Fetzen, das ganze Innere quillt heraus. Ich bin nicht imstande, mich auf das Kanapee zu setzen — meine Seele sträubt sich einfach dagegen.

Na, denke ich mir, das ist kein Leben. Zum Davonlaufen. Lieber gar nicht hinschauen. Die Hände sinken einem herab.

Ich sehe, auch unsere liebe Wirtin, die Jelisaweta Ignatjewna, geht ganz bekümmert einher und räumt in ihrer Küche herum.

„Na," frage ich, „was plagt Sie denn?"

Aber sie winkt bloß ab.

„Ach, Ssemjon Ssemjonowitsch," sagt sie, „das hätt' ich mir nie gedacht, daß ich so elendiglich lebe!"

Ich sah mir der Hausfrau ihren Kram an — wirklich wahr, denk' ich mir, gar nicht appetitlich: lauter Mist und Schmutz und allerhand Lumpen. Und das alles von Licht übergossen, es springt einem förmlich in die Augen.

Seitdem kam ich immer ganz traurig nach Haus. Komme heim, drehe das Licht an und krieche ins Bett.

Hernach aber überlegte ich mir die Sache, nahm Vorschuß, kaufte Kalk, löschte ihn und machte mich an die Arbeit. Ich riß die Tapeten ab, entfernte die Spinnweben, schob das Kanapee möglichst weit in die Ecke, malte, tapezierte, daß es eine Freude war.

Es wurde alles zwar wunderschön, aber doch nicht ganz.

Umsonst hatte ich mein Geld da hineingesteckt, meine Lieben, — die Wirtin schnitt die Leitung durch. —

„Es macht sich zu elend bei dem Licht," sagt sie. „Warum sein Elend auch noch so beleuchten," meint sie.

So sehr ich auch bat, so viele Gründe ich anführte, — alles umsonst! Zieh' aus, sagt sie. Ich mag nicht bei Licht leben, sagt sie. Ich hab' kein Geld für solche Reparaturen.

Leicht gesagt, ausziehen, wo ich doch einen Haufen Geld in die Reparaturen hineingesteckt habe . . .

So mußte ich halt nachgeben.

Ach ja, meine Lieben, Licht ist schon gut, aber ein Elend ist's mit dem Licht. *(Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch)*

O. Th. W. Stein

DIE PAÏVA

Von

KURT V. REIBNITZ

In Moskaus Ghetto wurde sie geboren. Ihr erster Mann war François Villoing, ein Schneider, ihr letzter Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarck, Preußens reichster Magnat, der Freund des großen Kanzlers und des letzten deutschen Kaisers. Dazwischen verkaufte sie sich zwanzig Jahre lang dem Meistbietenden. Dann hatte sie genug, um sich das schönste Palais in Paris zu erbauen. Als erste Hetäre des zweiten Kaiserreichs ist sie Figur der Geschichte geworden.

Moskau 1819, sieben Jahre nach dem großen Brand. In enger, dunkler Gasse des unzerstört gebliebenen Judenviertels lebt ein armer jüdischer Tuchweber Martin Lachmann. Auch seine Frau Anna Marie Klein ist Jüdin. Sie hatte schöne, regelmäßige Züge. Doch die Pockennarben zeichnen ihr Gesicht. Da zerbricht sie alle Spiegel ihrer Wohnung und denkt nur noch an die gerade geborene Tochter. Sie hat die Schönheit der Mutter geerbt, darum der pompöse Name Therese Pauline Blanche, darum die Taufe, als sie sieben Jahre zählt.

1836. Blanche ist ein schlankes, rassiges Judenmädchen mit etwas zu

prägnanten Zügen und rotblondem Haar geworden. Ein kleiner französischer Schneider François Villoing verliebt sich in sie. Die Siebzehnjährige ist froh, von Hause wegzukommen und heiratet ihn. Sie leben in Moskau, ein Sohn wird geboren. Doch die Enge der kleinen Werkstatt und des einen Zimmers daran bedrückt sie; wenn die Pariser Modejournale ihres Mannes von dem glänzenden Leben dort berichten, quälen sie Träume von Reichtum und Macht.

Ein Jahr darauf flieht Blanche. Drei Jahre treibt sie sich in Berlin, Wien, Konstantinopel und Paris herum, bald als Dienstmädchen, bald als Straßenhure. Manchmal lebt sie in Saus und Braus, manchmal darbt sie. Ohnmächtig vor Hunger bricht sie einmal auf einer Bank der Avenue des Champs-Elysées zusammen. Als sie aufwacht, schwört sie sich's: „An dieser Stelle soll einst das schönste Palais von Paris stehen, dies Palais wird mir gehören." Sie wird zynisch, kalt und hartherzig. „In der furchtbaren Unerbittlichkeit ihres Gesichts ahnte man eine Vergangenheit, die fürchten machte". So schrieben die Goncourts später in ihr Tagebuch.

Mit Zweiundzwanzig ist sie schon bessere Kokotte in Paris und geht im Sommer 1841, als sie etwas Geld in der Hand hat, nach Ems. Ems ist damals internationales Modebad. Hier verliebt sich der berühmte Pianist Henry Herz in sie, wird ihr hörig, will sie heiraten. Doch das geht nicht, François Villoing lebt noch, die Ehe mit ihm ist nicht gelöst. Trotzdem schickt Herz Vermählungsanzeigen an Freunde und Bekannte. Blanche Villoing, geborene Lachmann, aber nennt sich nunmehr Madame Henry Herz. Vier Jahre dauert das merkwürdige Verhältnis. 1845 trennt sich der Pianist von ihr und geht auf eine Konzerttournee in die Vereinigten Staaten. Er hatte sich in Schulden für Blanche gestürzt, die schon damals sinnlos im Verschwenden war.

Wieder einmal steht sie dem Nichts gegenüber. Nur eins ist ihr geblieben: Ganz Paris kennt sie, das kommt ihr jetzt zugute. Eine große Modeschneiderin Camilla staffiert sie mit fabelhaften Toiletten und Reisegeld aus, Blanche fährt über den Kanal.

London, season 1846. Die große Oper hat schon angefangen, eine schöne junge Fremde in prachtvoller Toilette betritt eine der Logen. Schneller schlagen die Herzen junger englischer Gentlemen. Schon am nächsten Tage hat sie drei Bewerber, den Sohn eines reichen Grafen, einen großen Bankier, einen alten Schiffsreeder. Kalten Herzens ruiniert sie alle drei.

Bald ist sie wieder in Paris. Nun hat sie herrlichen Schmuck und genug Vermögen, um unabhängig zu sein. Sie bezieht eine prachtvolle Wohnung, hat Pferde und Wagen; aus dem kleinen Freudenmädchen ist die große Pariser Kokotte, die lionne, wie Augier sagt, geworden. Jeder kennt sie, jeder spricht von ihr, nur eins fehlt noch, ein großer Name, denn Frau Schneider Villoing ist unmöglich. Der Gute hilft ihr, legt sich aufs Krankenlager, stirbt an Tuberkeln im Sommer 1849. Zwei Jahre später ist sie Marquise de Païva. Ein portugiesischer Grande, der sein Geld vertan hat, gibt ihr Stand und Namen. Théophile Gautier ist Trauzeuge. Kurz darauf setzt sie den Marquis auf die Straße. Zwecklos, ihn weiter durchzufüttern. Im Ehekontrakt ist Gütertrennung vereinbart, so kann er nichts von ihr beanspruchen.

Ihr Vermögen wächst von Jahr zu Jahr. Bei ihrer Heirat 1851 beziffert

Fox Photo

Mrs. Lionel Gibbs

Wide World Photo

Emil Carme, Oberkellermeister bei Noel Peters, Paris, erhielt das Kreuz der Ehrenlegion

Photo Harris & Ewing

Nic. Sabatini, der König der Köche

Maria Bard

Photo Ufa

Olga Tschechowa

Käthe Rathaus und R. de Luca

Photos Binder

Riccardo de Luca

Wide World Photo

Der britische Boxer Jarvis und der amerikanische Boxmeister Genaro beim Charleston-Unterricht

sie es auf eine Million Franken. Für eine einzige Liebesnacht erhält sie sinnlose Preise, denn es gehört zum guten Ton in der Pariser Lebewelt, mit der Païva geschlafen zu haben. Auch spekuliert sie mit Erfolg, kauft billig Eisenbahn- und Industrieaktien, und diese steigen, steigen. Von 1853—1870 ist eine fast ununterbrochene Hausse an der Pariser Börse.

Madame la Marquise ist nun *die* Païva, die Kaiserin-Kokotte der Seinestadt. Sie treibt enormen Luxus, gibt neue Moden an, hat ihre Loge in der Oper und ist schon 1855 so reich, daß sie sich Nummer 25 der Avenue der Champs-Elysées, dort, wo sie hungernd einst zusammenbrach, ein herrliches Palais erbauen kann. Freilich wird es erst 1866 fertig. Es ist prunkvoll und doch vollendet im Geschmack. Berühmte Künstler schmücken es aus, Baudry malt ein Deckengemälde „Der Tag verscheucht die Nacht". In der Nacktfigur des siegenden Tages verewigt sie der Maler. Das Palais Païva hat eine Onyxtreppe, silberne Badewannen und kostet sechs Millionen Franken. Ganz Paris geht, fährt und reitet täglich dort vorbei. Neugierig zeigt man sich den Palast der großen Kokotte. Die Zunftgenossinnen bersten vor Wut.

Noch etwas anderes weckt Neid. Seit 1857 ist sie nicht mehr die große Kokotte, die dem Meistbietenden gehört, sie ist settled, hat einen festen Freund, den damals siebenundzwanzigjährigen Grafen Guido Henckel. Er hat ausgedehnte Bergwerke und Herrschaften in Oberschlesien und kann auch die extravagantesten Wünsche erfüllen. Er schenkt ihr Pontchartrain, ein altes schönes Schloß mit 4000 Morgen, dicht bei Paris.

Nun fehlt ihr nur noch ein Salon. Schon als sie die Geliebte des Pianisten Herz war, empfing sie häufig Künstler, doch kam kein Prominenter. Jetzt hilft ihr Henckel, und seit 1866 kann sie in ihrem neuen Palais jeden Freitag geistreiche Männer um sich sammeln, Girardin und Augier, Houssaye und Taine, Sainte-Beuve und die Brüder Goncourt, nicht zu vergessen den Allergetreuesten, Théophile Gautier, der die Reklametrommel für sie schlägt. Ohne Zweifel, die Païva hat *den* Salon in Paris. Napoleons III. Cousine, Prinzessin Mathilde, hat den gleichen Ehrgeiz. Sie schäumt vor Wut, ihre Getreuen werden habitués der „Dirne".

Nur Blanche Lachmann aus Moskaus Ghetto wußte damals, daß ihr Weg noch höher führte, denn ihr Ehrgeiz war unersättlich, übermenschlich ihre Energie. Zwar mußte sie bei Kriegsausbruch Paris verlassen und den Winter 1870/71 auf den oberschlesischen Besitzungen ihres Freundes, der Präfekt in Metz wird, verbringen. Aber bald nach Friedensschluß kehrt sie zurück. Kurz darauf im Oktober 1871 heiratet der einundvierzigjährige Graf Henckel die elf Jahre Aeltere. Wie eine aufgetakelte alte Komödiantin sieht sie aus, ist stark geworden und hat ein völlig emailliertes Gesicht, darüber weißer Puder, rote Schminke. Vier Kammerfrauen brauchen täglich Stunden, um sie zurechtzumachen.

Ihre zweite Ehe besteht noch, aber der Vatikan annulliert sie. Païva, dessen Name sie berüchtigt und berühmt gemacht hat, verarmt, kommt herunter, begeht ein Jahr später Selbstmord.

Bei ihrer dritten Eheschließung weiß sie Geburtsjahr und Abstammung geschickt zu verschleiern. Die Legende freilich, die sie durch Théophile Gautier

hat verbreiten lassen, sie sei eine natürliche Tochter des Großfürsten Konstantin, des Bruders der Zaren Alexander I. und Nikolaus I., muß sie zerstören. Aber ihr Geburtsjahr legt sie sieben Jahre später, aus dem armen jüdischen Tuchweber Martin Lachmann wird ein Kapitalist, aus dem Schneider François Villoing ein Moskauer Bankier. So steht es in dem Trauschein, durch den sie Gräfin Henckel wird.

Als ob kein Krieg gewesen wäre, empfangen beide weiter in Paris und Pontchartrain. Künstler und Gelehrte essen wieder jeden Freitag bei ihnen, doch bekommt ihr Salon allmählich eine politische Note. Gambetta, Führer der Republikaner, wird regelmäßiger Dinergast, Graf Henckel ist Mittler zwischen ihm und Bismarck.

Plötzlich hört das alles auf. Mac Mahon wird Staatsoberhaupt, die Stimmung in Frankreich wird stark chauvinistisch. Man kann es Henckel nicht verzeihen, daß er 1870/71 okkupiertes Gebiet verwaltet hat und Bismarck riet, von Frankreich sieben Milliarden zu fordern. Henckel und die Païva gelten als Spione Deutschlands. Die französische Regierung gibt ihnen einen Wink, sie verlassen Frankreich und wohnen nun in Neudeck, wo der Graf von französischen Baumeistern ein herrliches Schloß im Stile von Pontchartrain bauen läßt. Als Pariser Andenken kauft er das große Perlenhalsband der Kaiserin Eugenie.

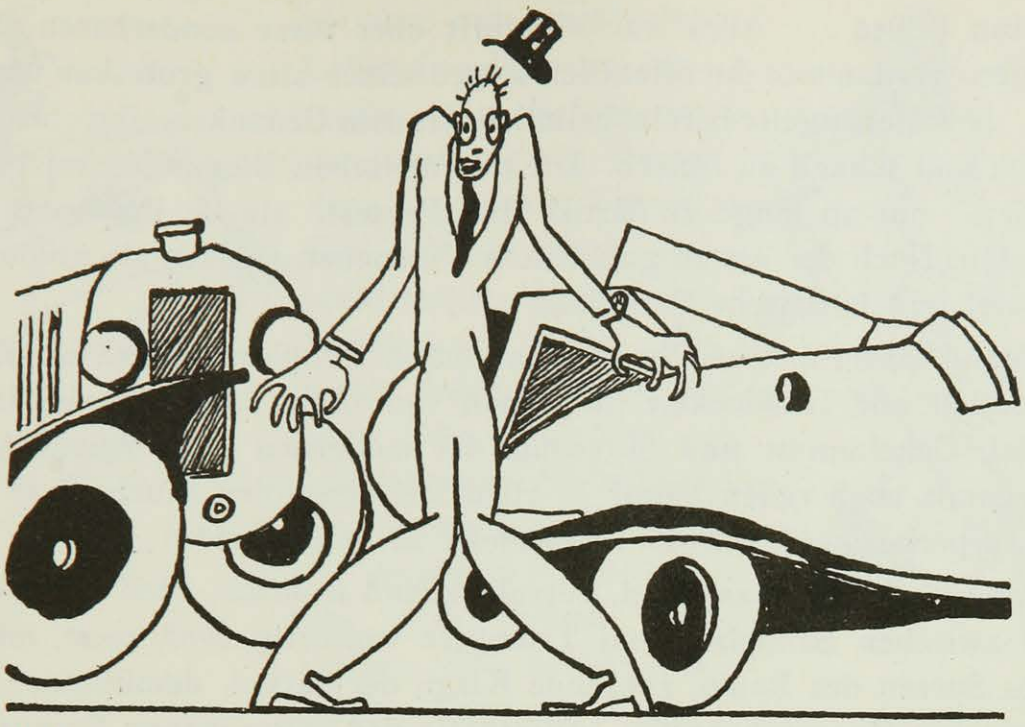
Recht einsam leben beide dort in Oberschlesien. Man sieht nur Jagdgäste und einige Freunde des Grafen, die großen schlesischen Familien wollen die Païva nicht empfangen. Das ist dem Grafen angenehm, denn gerade damals beginnt er Kohlengruben und Eisenwerke auszubauen, wird Schlesiens größter Industrieller. Die Païva hilft ihm, nicht nur durch Rat. Sie steckt ihr eigenes großes Kapital in seine Werke.

1884 stirbt sie. Wie Fürst Henckel-Donnersmarck später oft erzählte, weiß er an ihrem Totenbette nicht, ob er der ärmste oder reichste Mann in Schlesien ist. Damals in der Zeit wirtschaftlicher Depression wäre es ihm unmöglich gewesen, größere Kapitalien zur Auszahlung an andere Erben aufzubringen.

Er hatte sich umsonst gesorgt. Die Païva hatte ihn zum Universalerben eingesetzt, denn sie starb kinderlos. Ihr und des Schneiders Villoing Sohn war 1863 als sechsundzwanzigjähriger Student der Medizin am Leiden seines Vaters heimgegangen, ihre Tochter Henriette, die von Herz war, starb zwölfjährig.

1887 vermählte sich Graf Henckel zum zweiten Male mit einer jungen Russin, die ihm zwei Söhne schenkte. 1901 fürstete ihn Wilhelm II. Aber er vergaß die Païva nicht. Im vertrauten Kreis der Freunde sprach er oft von ihr. „Sie war ein kaufmännisches Genie, ihren Ratschlägen allein verdanke ich meinen Reichtum."

In der fürstlichen Familiengruft in Neudeck ruht die Païva, la juive errante et victorieuse. Von Moskaus Ghetto bis zum Fürstenschloß in Neudeck, welch weiter, steiler Weg! Blanche Lachmann ging ihn mit der Energie und Zähigkeit ihrer Rasse. Ihr erster Mann war François Villoing, ein Schneider, ihr letzter Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarck, Preußens reichster Magnat, der Freund des großen Kanzlers und des letzten deutschen Kaisers.



De Luca — Der Ursprung des Charleston???

ABER . . . BLEIBEN SIE ZUSCHAUER!

Text und Zeichnungen

von

RICCARDO DE LUCA

Als einige Dandys zum erstenmal in der Oeffentlichkeit mit den Oxfordhosen prunkten, war die Welt um ein *Problem* reicher: War das weiter nichts als eine neue Mode, ganz ohne Nebenabsichten, oder hat ein findiger Geist das ausgeklügelt, um den neuen Tanz zu „instrumentieren", den Charleston, der wie Kaugummi, Ice-Drinks und andere amerikanische Importartikel das alte Europa im Triumph eroberte?

Ich bekenne mich zur zweiten Hypothese! Wer kann sich ein Paar Oxfordbeinkleider vorstellen, ohne an die frenetischen Zuckungen eines epileptischen Charleston zu denken? Und wiederum: welcher Tänzer wagt es — befeuert vom zügellosen Geheul des Jazz — sich in die schwindelnde Akrobatik eines Charleston zu stürzen, ohne in die oben erwähnten Oxforder zu schlüpfen. Eins geht mit dem andern Hand in Hand, mit Schicksalsnotwendigkeit; und beide ergänzen sich in wahrhaft erhabener Weise.

Als auf europäischen dancings der Charleston auftauchte, bereitete man ihm einen Empfang wie dem soeben aus dem Irrenhaus Entsprungenen und betrachtete ihn mit ähnlichen Gefühlen wie jemand, der über den Durst getrunken hat.

Man lachte ... Alles war verblüfft über diese sonderbaren Bewegungen, verdammte ihn öffentlich wegen seines allzu grotesken Charakters, aber liebäugelte bereits heimlich mit dem Gedanken, ihn rasch zu lernen und schnell zu tanzen. Die exzentrischen Biegungen reizten die „Laien" nur so lange zu Kritik und Protest, als sie ihn noch nicht konnten. Nach den ersten geglückten Versuchen wurden sie glühendste Apostel und fanatische Verkünder .....

Grand Hotel à la mode: internationales Publikum, Blüte weiblicher Schönheit und Häßlichkeit (falls man von dieser dank der vielfältigen Mittel, Geheimnisse und Surrogate der modernen Schönheitsinstitute, überhaupt noch reden kann) in allen Lebensstadien (auch diese dank der Hyperkosmetik schwer voneinander zu unterscheiden...).

Amerikanische Jazz-Band, ausschweifend ironisch, Stoß und Gegenstoß zwischen Saxophon und Trompete wollüstig synkopiert, metallisches Surren des Banjo, rührende Klage der zarten, demütigen Geige, höhnisches Dazwischenrufen, Aufschreie der ungezogenen Posaune.

„Gnädigste, darf ich um diesen Fox bitten?"

Sie erhebt sich aus dem Klubsessel, gleitet in die Arme des Tänzers, und beide schreiten dahin, vom manischen Sange des Saxophons zu überirdischen Höhen geleitet.

„Bitte, bitte, keine Charlestonschritte, ich kann ihn noch nicht", *sagt* sie zum Kavalier. *Hoffen* und *denken* tut sie das Gegenteil: „Tanze, tanze ruhig Charleston, ich kann ihn zwar nicht, aber ich will ihn lernen; ich muß diese neue Sensation am eigenen Körper erfahren..." und nur *zu* gern gibt sie dem Drängen des Tänzers nach — zitternd vor Neugierde und heiß vor Verlangen. —

Moralisten standen auf voll Abscheu gegen diesen Tanz verrückt gewordener Gorillas. Sie setzten ihn auf den Index. Welch fruchtloser Bann! Ihnen allen zum Trotz überflutete er mit rasender Schnelligkeit die Welt. Stolz schwang er sich auf zum Herrn und Gebieter des Tanzsaales von heute.

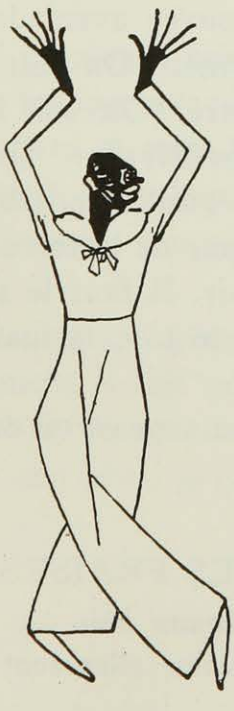
Gibt es heute eine größere Blamage für die moderne Jugend als das Geständnis: „Ich kann nicht Charleston!" Wenn die Dame an Ihrer Seite, die mit so ehrlicher Bewunderung zu Ihnen aufblickt, diese greuliche Entdeckung machte ..... Ein Deklassierter wären Sie da, kompromittiert Ihr makelloser Ruf als Gentleman, vorbei Ihre rosige Zukunft und die Ihrer Kinder und Kindeskinder!

Doch der arme, liebe Charleston, er hat bloß einen einzigen Fehler, nämlich den, daß er existiert. Und das wiederum ist nicht seine Schuld; er müßte denn sagen: „Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin". Daß

Luca

er aber mit recht viel Lebensfreude weiter lebt, macht sein Erfolg bei der privilegierten Klasse der modernen Tänzer. Der Erfolg hat ihn sanktioniert, und der Charleston hätte ihn nicht gehabt, wäre er ganz ohne Qualitäten.

Es war noch ein bißchen Snobismus dabei, wenn die Avantgarde der Tänzer von hüben und drüben den neuen exotischen Tanz als „Negerkunst" proklamierten. Dieser Grad von Enthusiasmus ist übertrieben oder zum mindesten voreilig. Nicht oder noch nicht Neger-„kunst" ist es, vielmehr der Ausdruck eines *rhythmischen* und folglich *harmonischen* negresken *Instinktes*. Sonderbar, wie dieser Tanz überraschen und verführen kann, mit seinen Schritten, Stellungen, Pirouetten und — Fußtritten (unbeabsichtigt, Pardon) a tempo und contra tempo, begleitet von dem unglaublichen Rhythmus einer Musik, deren quasi harmonische Dissonanzen Sie verblüffen und elektrisieren. Bewegungen und Gesten von ungeahnter Mimik, akrobatische Verrenkungen versetzen Sie in eine irreale Welt. Es ist ihnen plötzlich, als hätten Sie ähnliche Bewegungen und solche Musik bereits in einem somnambulen Traum genossen (ich spreche hier nicht von Alpdrücken!).



Fein artig als Gesellschaftstanz zurechtfrisiert, verliert der Charleston seine aggressive Wildheit; groteske Stellungen sind auf ein weltmännisches Minimum reduziert. Auf dem letzten Pariser Tanzkongreß haben die berühmtesten „professeurs de danse" ihn feierlich verdammt. Aber nicht etwa ganz, sondern nur zur Hälfte..! Sie kamen überein: er solle getanzt werden, aber „in seinen europäischen Bewegungen".

Armer Charleston! Verstümmelt und beraubt seiner grotesken Ursprünglichkeit wird er viel von seiner wunderbaren, wilden, primitiven Schönheit einbüßen! Oder werden europäische Tänzer ohne Furcht

und Tadel den Mut haben, ihn trotz der Pariser Bannbulle im Negerstil zu tanzen?

Jedoch, meine Gnädigste, wenn Ihre Füßchen aus treuherzigen Hühneraugen blicken oder wenn der Umfang Ihrer Hüften das nach der Kalorienlehre zulässige Maß überschreitet, dann tanzen Sie bitte nicht Charleston! Und Sie, verehrter Herr, wenn Sie an Gicht oder rheumatischen Schmerzen leiden, wenn Sie ein großes Tier in der Politik oder Universitätsprofessor mit seriöser Note sind, versuchen Sie nicht die Mysterien des neuen Tanzes. Bleiben Sie Zuschauer, wohlwollender oder begeisterter Zuschauer! Genießen sie in Cabaret oder Dancing das Schauspiel vom Klubfauteuil aus! Schlürfen Sie gemächlich dabei Ihren Sorbet als Gegengift gegen das schreckliche, mörderische Verlangen, es jenen schlanken, eleganten Paaren gleichzutun, die elektrisiert dem teuflischen Rhythmus des Jazz folgen, der unwiderstehlich alles in seinen Wirbel hineinreißt. Aber bleiben Sie Zuschauer! Der Charleston ist schön und gut zu tanzen, aber er ist auch schön anzusehen. Auch dabei können Sie genießen: Ihr Geist wird erfrischt und Ihre Phantasie nimmt angeregt teil an all den verführerischen Biegungen und Wendungen der Paare, so daß Ihnen ein rätselhaft angenehmer Schauer über die Haut läuft: aber . . bleiben Sie Zuschauer!!

KINDERGEDICHTE

AUS DEN „FEUILLES LIBRES"

LA FENÊTRE S'OUVRE

A la maison la fenêtre s'ouvre avec des gestes méticuleux. Elle s'amuse à s'ouvrir et à se fermer. On voit par la fenêtre de la maison blanche des gens à leur fenêtre. On voit aussi que le soleil brille audessus des arbres des Champs-Elysées. On voit aussi des gens qui se coiffent le soir. On voit les étoiles qui brillent. On voit aussi les nuages qui se promènent autour de la terre. Tout ça par la fenêtre. On voit aussi les éclairages le soir. Il faut le soir regarder ce qui se passe par la fenêtre. On voit aussi le toit, la maison. On voit tout ce qui se passe partout.

La fenêtre se referme et on s'en va où on veut.

Françoise D. V.
5 ans.

LES FRAISES

Les belles fraises dans les beaux bois . . . Comme elles sont belles les fraises, les fraises des bois. Comme elles sont belles ces belles fraises roses.

Sous le bois d'été, plein de belles fleurs qui sentent bon, l'herbe est longue et verte : on est content de se coucher dans l'herbe. On est à l'abri dans le beau bois.

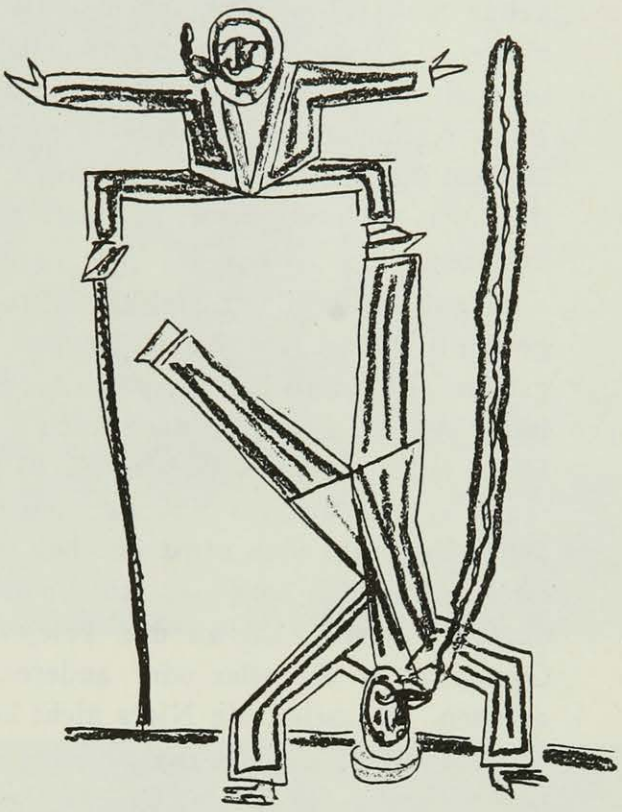
Christian V. d. B.
7 ans 1/2.

PROPOS TENUS

Le soleil se couche : c'est une maniére de dire; il n'a pas un berceau comme petit frère. Pour berceau, il a le nuage.

Le travail de la lune, quel il est? De nous éclairer; et des arbres? le travail des rosiers est de faire des fleurs. Le soleil, il travaille à faire joli, partout, dans les nuages, quand il se couche.

Le travail des boîtes à ouvrages faire joli le ciel. La lune ne peut pas nous suivre; elle reste tranquille et nous nous en allons.



Kinderzeichnung

Le travail des boîtes à ouvrages, c'est de tenir l'ouvrage. Quand une bobine est vieille, elle ne fait plus rien. Les lèvres, lorsqu'elles sont déchirées, elles sont mortes. Les vitres, quand elles sont cassées, elles meurent.

Il n'y a que la Terre qui ne meure pas. Tous les jours elle est là, elle nous attend. On a beau frapper avec ses pieds, elle n'est pas morte. Elle nous attend tous les matins et nous fait vivre.

Le petit Jésus, Saint-Joseph n'était pas son père. Le petit Jésus était Dieu; Dieu il était lui-même son père, alors ... je crois que son âme est son père.

... Je ne sais pas si c'est lui son père ... enfin, quand je serai au ciel, je lui expliquerai comment il fait pour être son père! Si je ne le trouve pas, je l'expliquerai à la Vierge, aux anges, à n'importe qui.

Si ce n'était pas son âme son père, je croirais que c'est Saint-Joseph.

Hélène F.
5 ans.

DAS ROMANISCHE CAFÉ

Von

MATHEO QUINZ

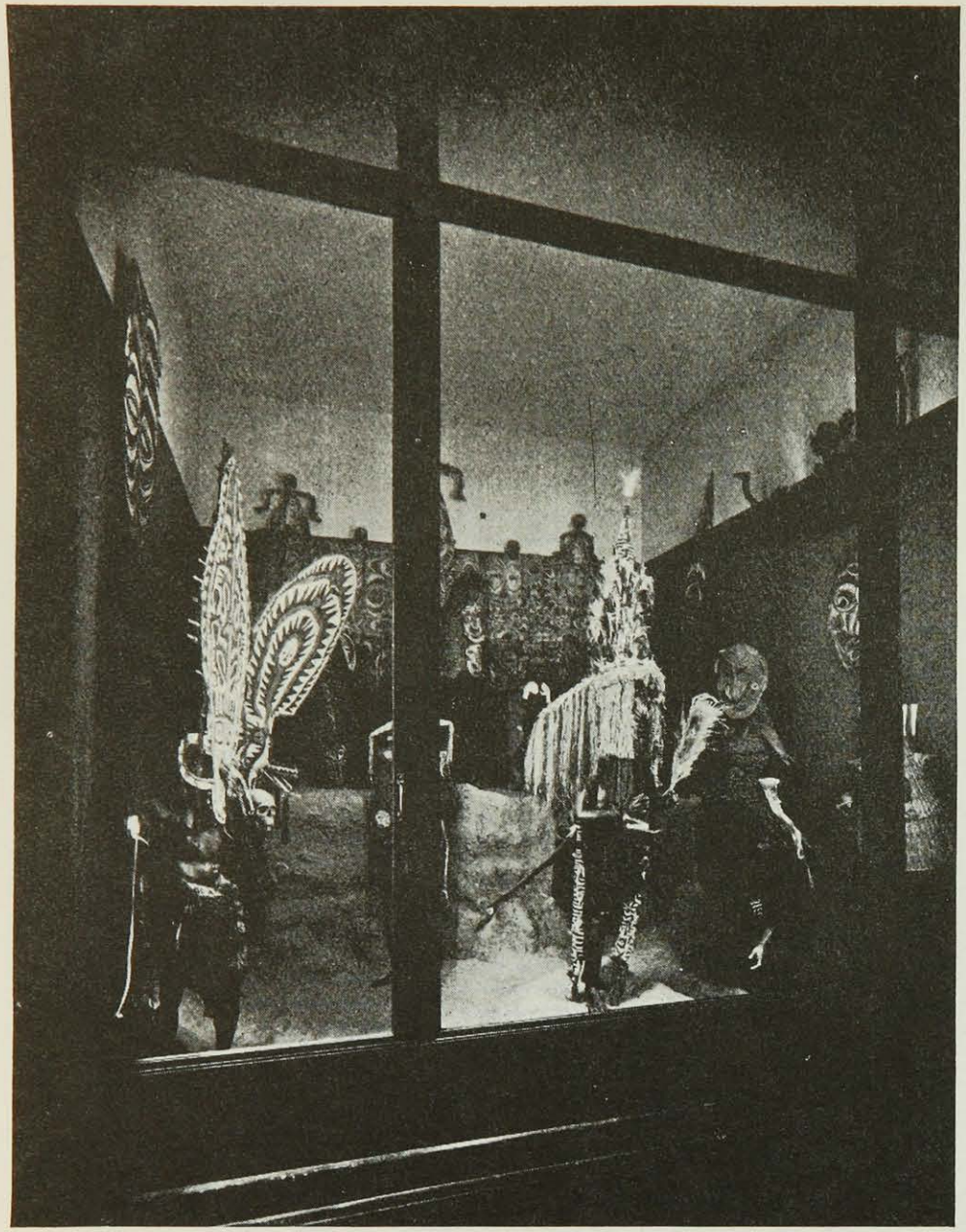
Wirklich kennt nur der Maler John Höxter das Romanische Café. Er hat die Generationen, die hier wie in den früheren Lokalen ein- und ausgehen und auf Boheme machen, überdauert, mit der tragischen Miene eines ewigen Todeskandidaten die feinsten Schwingungen ihrer Künstlerseelen und ihrer Brieftaschen ergründet, sie nach Kategorien von fünfzig Pfennig bis zwei Mark registriert und dieses Wissen durch unentwegten, jahrzehntelangen Pump in Geld umgesetzt. Er wird auch diese Generation überleben und so der Berliner soit-disant Boheme, so lange er existiert, Ruf und Existenzberechtigung erhalten.

Sinnfällig ist das Lokal des Romanischen wie eine große Badeanstalt in ein größeres Bassin für Schwimmer und in ein kleineres für Nichtschwimmer eingeteilt. Die Besucher der zwei Abteilungen haben kaum etwas miteinander zu tun. Wo die Drehtüre die beiden Bassins trennt, scheiden sich zwei Welten. Hier steht Nietz, der Portier, nach Höxter die wichtigste Person. Ueberlegen regelt er den Verkehr und hat sich den sachlichen, verhalten-energischen Ton angewöhnt, den man sonst nur bei Irrenwärtern findet. Nur Gäste, die Herr Nietz persönlich kennt, so mit Namen kennt, daß er sie ohne lauten Namensaufruf durchs Lokal an das Telephon zitieren kann, werden als anerkannte Gäste, sei es Künstler oder anderes, gewertet. Die meisten sind Inseratenagenten. Künstler, die Nietz nicht kennt, gibt es einfach nicht.

Das Nichtschwimmerbassin wird in der Hauptsache von Egon Erwin Kisch bevölkert, der die erstaunliche Fähigkeit hat, zu gleicher Zeit an allen Tischen angeregte Unterhaltungen zu führen, dabei alle Zeitungen zu lesen, ohne den faszinierenden Blick zu versäumen, den er allen das Bassin passierenden Frauen zuzuwerfen hat. Ist Kisch nicht in Berlin, so entvölkert sich das Bassin merklich.

In zwei Ecken des Nichtschwimmerbassins tagt und nächtigt die kommunistische Fraktion des Romanischen; einen Tisch besetzen täglich die guten alten Talmudforscher; an diesem Tisch wurde sogar schon ein wirklich existierender Gott erfunden. Bei den Nichtschwimmern steht auch der Flechtheimtisch, und, alle übersehend, an der Stirnseite des Lokals, beobachtet der Irrenarzt Dr. Emanuel seine lieben Patienten und sucht die aus, die es noch werden könnten. Chirurgen und ähnliches gibt es nicht im Café, das Spezialgebiet der meist anwesenden Hausärzte Dr. Benn und Dr. Döhmann soll diskreterweise nicht genannt, aber im Adreßbuch nachgelesen werden.

Der Kreis, den das Nichtschwimmerbassin umspannt, ist ungeheuer. Die Journalisten sind da von der Roten Fahne bis zur Kreuzzeitung. Der Barmatstaatsanwalt Caspary sitzt neben dem 2-Jahre-Mord-Gumbel, Bronnen und Leonhard Frank trinken Schulter an Schulter mit Arthur Rebner ihren Kaffee. Die Kunsthändler sind da von Flechtheim bis zum bedeutendsten weiblichen Kunsthändler der Welt. Valeska Gerth und Celly de Rheidt, Jeßner und der



Masken der ozeanischen Abteilung

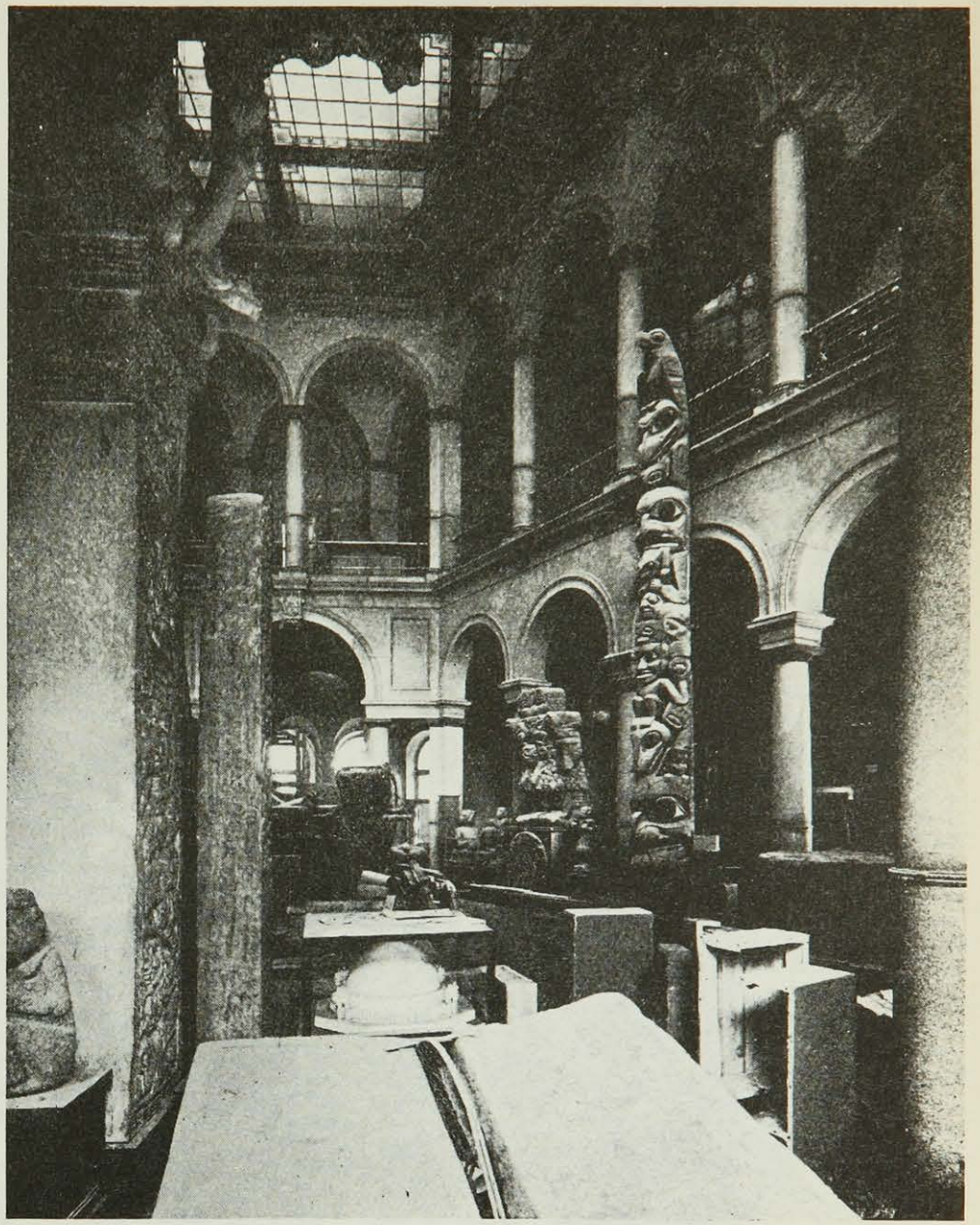


Photo Krajewski

Der alte Lichthof

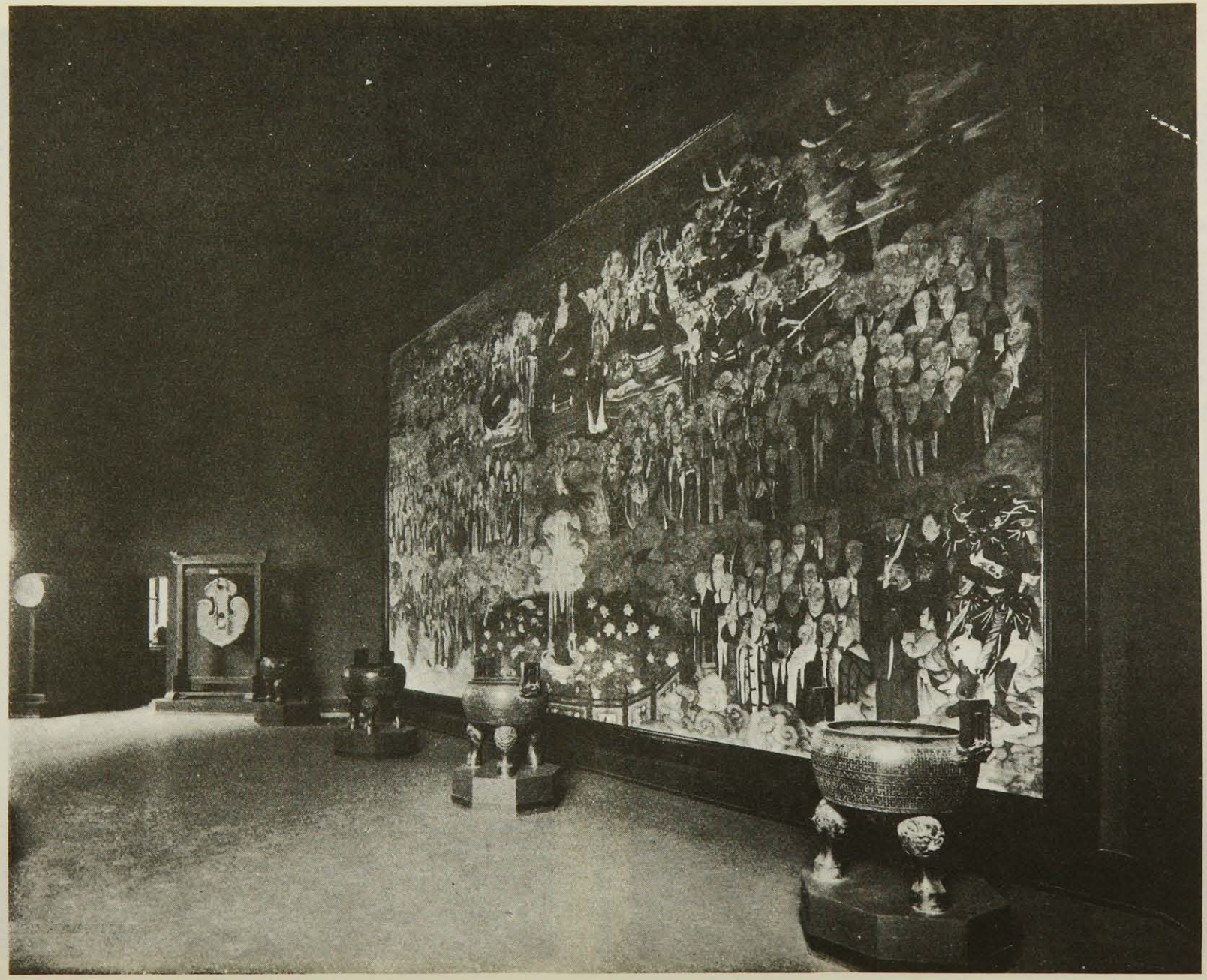
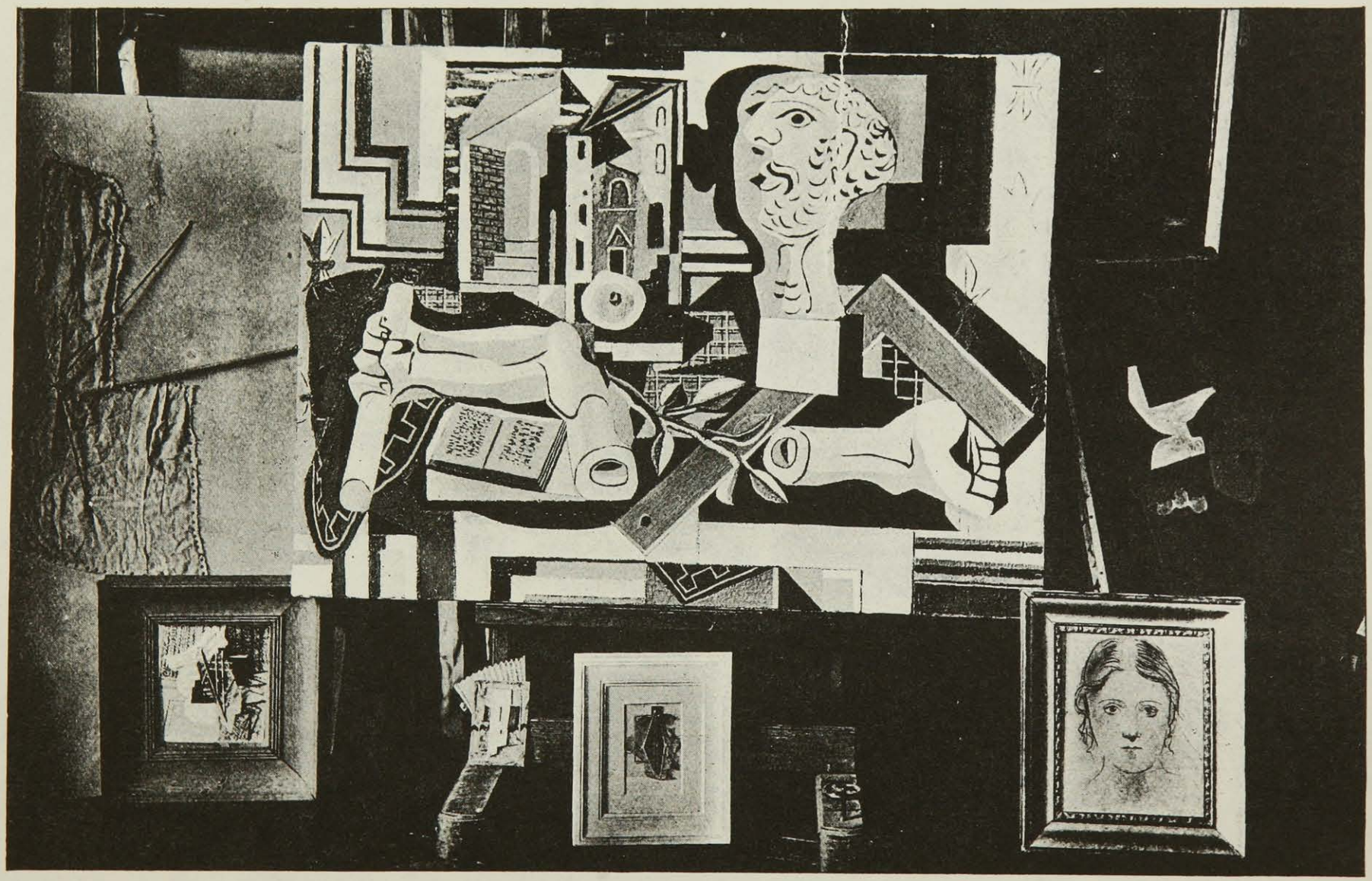


Photo Krajewski

Das neue Völkerkundemuseum, Berlin. Aus der ostasiatischen Abteilung

Photo Abbé, Paris

Mlle. Spinelly



Picasso, Aus dem Atelier des Künstlers

Cliché Cahiers d'Art

Leiter des Liebhabertheaters in Groß-Salze; fast alle Maler: Otto Dix, Mopp, Krauskopf, Lederer. Ein Maler hört sogar auf den Namen Feigel. Alle Maler leiden übrigens seit einiger Zeit an der chronischen Dolbinkrankheit. Sie zeichnen sich untereinander mit unerhörter Behendigkeit.

Im Nichtschwimmerbassin gibt es auch Gäste, die nie an einem Tisch sitzen — außer Höxter, der ja aus geschäftlichen Gründen jeden Tisch zu erledigen hat. — Da ist ein Mann, der Mathematiker ist, ferner die Fähigkeit hat, Regenwürmer zu essen, Bumerang zu werfen, weiße Hosen und ein Monokel trägt, mit dem er durchschnittlich alle Stunden einmal durch das Bassin äugt. Auch Stefan Großmann durchwandelt die Halle, immer nur abends, bevor er schlafen geht.

Zwischen den beiden Bassins, im Kap der Arrivierten, steht der Honoratiorentisch, in seiner geographischen Lage klar im Gebiet der Schwimmer. In Würde thront hier Slevogt mit Bruno Cassirer. Nur wenige dürfen sich hier heransetzen, diesen wenigen ist aber die Stunde Stammtisch Lebenszweck geworden. Hier spricht der Kunsttrainer Scheffler des Stalls Cassirer täglich 1000 Worte Kunst (Cassirers Trabertrainer verkehrt nicht in *dem* Lokal). Hier demonstriert Orlik zwischen zwei Teegesellschaften und vier Soupers, wie man mit der rechten und linken Hand zu gleicher Zeit zeichnen kann, ohne ein Menzel zu sein. Großmann hat hier den Sport erfunden, zu zeichnen, ohne auf das Papier zu schauen, eine durch Orlik längst überholte Fertigkeit: der zeichnet auf ein Blatt Papier in der Hosentasche. Die Honoratiorenherrlichkeit dauert täglich nur bis neun Uhr. Dann muß Slevogt, ob er will oder nicht, weg vom Tisch, denn dann verspeist der Wirt hier sein Schnitzel. Dagegen ist auch Orlik machtlos.

Im Schwimmbassin lassen sich die Leute nieder, die Geld haben, oder wenigstens so tun als ob, also Filmleute, abgebaute Dramaturgen, Inseratenaquisiteure, Zigarettenvertreter und der Dichter Oskar Kanehl. Die Gäste dieser Abteilung werden von den Kellnern hoch geachtet, sie trinken meist Mokka, namentlich die Filmiers, auf dieser Seite sitzt das Kapital; allerdings auch die sporadisch auftretenden Zechpreller und Paletotverwechsler. (Es sei ausdrücklich festgestellt, daß diese Herrschaften zu den Schwimmern zählen, bei den Nichtschwimmern dominiert der edle, offene Pump, das einzige Motiv, das einen enragierten Besucher des kleinen Bassins in das große treiben kann). Hier in der Sonne des Kapitals sitzen auch die kleinen Mädchen. Sie haben schöne Namen: Joa, die Infantin des Romanischen, Bibiana, das Biberl, die noch von Peter Altenberg ausgebildet worden ist, Anja, der der Maler Meidner unbedingt das Beten beibringen wollte, das Mottchen, von dem die Sage geht, es hätte einmal einen Mann glatt ruiniert (der Mann verkehrte nicht im Romanischen). Sie geben sich alle die größte Mühe, als große Damen aufzutreten. Mancher wird es vielleicht noch gelingen, wie es Takka-Takka gelernt hat, und vor allem Nadja, die viel gemalte und viel geliebte Nadja, die nur noch ganz selten zu sehen ist, so zwischen einem kleinen Trip nach Kairo oder Biarritz. Wer von den kleinen Frauen gerade mit wem liiert ist, ist unmöglich festzustellen; auch nicht wer vielleicht gerade mit wem verheiratet oder geschieden ist. Diese Interna kennt nur der Rechtsanwalt des Cafés mit dem

Römerkopf, und der schweigt, schweigt seit 20 Jahren über diese Dinge. Dabei gibt es nur wenige der ständigen Besucher, die Hans Braun nicht mit Takt und Erfolg geschieden, und kaum eines der kleinen Mädchen, das nicht zum mindesten einmal als Scheidungsgrund funktioniert hat.

Das Leben des Cafés dauert von 5 Uhr nachmittags bis 1 Uhr nachts. Sonst ist es einsam, und nur ein paar ganz feine Leute, wie Huelsenbeck der Exdada, essen ihr Schnitzel, oder ein paar ganz arme Teufel warten auf den Mäzen, der sie auslöst. Nur am Sonntag mittag entbrennt eine wahre Hölle: alles, was sich an Wochentagen auf 10 Stunden verteilt, macht seinen Sonntagmittag-Spießerspaziergang durchs Romanische.

Und in den Morgenstunden von 8 bis 10 Uhr: Eine infernalische Luft: Kalter Rauch, ranziger Puder, Bohnerwachs und Staub: um diese Zeit frühstücken hier die Spieler aus den zahllosen kleinen Tripots des Westens und die Liebespaare oder zum mindesten die eine Hälfte, die aus den üblen Stundenhotels rund um den Zoo kommen. Es sind zerknitterte und verknautschte Frühstücksgäste, von den Kellnern aber gerne gesehen: sie bleiben nicht, wie es sonst im Romanichen Sitte ist, 8 bis 10 Stunden bei ihrer Tasse Kaffee, essen still und ruhig ihre zwei Eier im Glas, mucksen nicht, sondern gehen nach einer halben Stunde brav und müde nach Hause oder ins Geschäft. Während die anderen Krach machen, wenn sie gehen und ihre wichtigen Discours abbrechen sollen über Picasso, Sarotti, Mussolini, über ihre Geschäfte, Kunstwerke und Gründungen. Sie kommen sich ja alle so wichtig vor, fast so wichtig wie Herr Meier, der denkt, die Welt steht still, wenn er einmal seinen Stammtisch in der Kneipe an der Ecke versäumt hat.

Dolbin

Joachim Ringelnatz

CAFÉ DU DÔME

Von

M. KOGAN

Das Café du Dôme ist erledigt.

Die deutschen und anderen ausländischen Künstler, die den Ruhm des Cafés begründeten, leben wohl noch zum Teil hier und erscheinen sogar dann und wann hier. Das Café aber ist im übrigen völlig der Fremdeninvasion preisgegeben. Der Auswurf aller Nationen hat hier sein Zelt, seinen Fest- und Rummelplatz aufgeschlagen. Echte und unechte Dirnen, Zuhälter, Polizeispitzel und sogenannte Künstler leben dicht nebeneinander. Die Künstler von früher sind tot, tot sind ihre Gedanken und Leidenschaften. Uebriggeblieben ist ein Marktplatz voll von Juden, Polen, Russen, Armeniern und von zahllosen neugebackenen Kunsthändlern (Dreckhändlern). Nie hatte die Kunst eine schlimmere Zeit. Der Künstler von früher glaubte an die Kunst wie an eine Geliebte. Der Künstler von heute „arriviert" um jeden Preis. Jungens, die kaum das Abc gelernt haben, bilden einen großen Staat, haben ihre Kritiker, Zeitschriften und Kunsthändler, haben ihre chemins, bis zu vier chemins, hoch hinauf bis zum Minister, von wo die Ehrenlegionläppchen herunterregnen.

Der Prozentsatz der Frauen wird immer größer. Alle Dimensionen sind vertreten, kleine und dicke, lange und magere. Man muß sie sich ansehen, diese bunten und finsteren Gruppen.

Diese Minderwertigkeiten sind aber schlau genug, sich eine gewisse Potenz zu verschreiben, einen homme célèbre in ihren Kreis einzufangen. So gibt es einen Kreis Pascin, einen Krogh-, einen Fernande-Barrey-Kreis, einen spanischen zusammen mit einem griechischen Kreis der Minderwertigkeiten. Ferner einen Despian- und Frieß-Kreis.

Ein starkes Kontingent der Bewohner der Dôme-Terrasse wird von Amerika gestellt, das im gleichen Maß wie der Dollar das stärkste Zahlungsmittel darstellt, versucht, mit wütenden Stimmen, Händen und Farben die Vorherrschaft an sich zu reißen. Es sind dies die zahllosen Schaumblasen des trüben Stroms, der in den östlichen Gassen New Yorks brodelt, und die vom Wind der drohenden Frankinflation über den Ozean an die Ecke des Boulevard Montparnasse und des Boulevard Raspail herübergeweht werden. Ihr whiskyduftendes Geschrei verfinstert das Viertel fast bis zum Luxembourg.

Doch sieht man gegen Abend im übertriebenen Licht, das dem ehemaligen Montmartre entliehen scheint, noch einzelne Gestalten auftauchen, deren klare Konturen die Erinnerung an die Blütezeit des Dômes wachrufen. In steter Unruhe, hager und mit der Patina der letzten zwanzig Jahre überzogen, kommt, geht und sitzt für einige Minuten auf der Terrasse „Der letzte Amateur". Er meidet das Innere des Domes, auf dessen grelle Dauerinsassen er als „Die Innerlinge" mitleidig herabsieht. Vom hübschesten weiblichen Nachwuchs sagt er, sie habe schon aus der Wiege mit großen, ein wenig blinzelnden Augen

begierig den Boulevard Montparnasse hinaufgeschielt und mit dem ersten Schrei nach dem „Jockey“ gefragt.

Die tiefsten Einblicke und Aufschlüsse über die verschlungenen Dickichte und Abgründe des Quartiers ergäbe ein Interview mit Adolphe Basler. Doch da sein romantischer Zorn auf alle Richtungen des letzten Jahrzehntes sich in Katarakten Luft macht, deren Hitze und Gerüche nicht wiederzugeben sind, bleibt nur ein Hinweis auf sein Buch übrig: La Peinture . . religion nouvelle.

„Toto“ bedeutet noch immer nicht den Totalisator beim Grand Prix in Longchamps, sondern eine andere Säule des Domes, die rot und überkrustet wie eine Languste, gekocht in allen Wassern des Quartiers, seit dem Ausgang des Krieges auf ewige, legendäre Bräute aus Deutschland wartet.

Bondi, der auf dem Weg von Utrillo nach China den eigenen Pinsel verloren hat, hat eine direkte Autoverbindung Raspail—Singapore—Peking eingerichtet, die ihm an jedem week-end die neuesten Funde vor der Tür des Domes abwirft. Während der ersten Tage der Woche übersetzt er Zigomar Georges gesammelte Werke.

Ueber die Rotonde ist kein Wort zu verlieren. Sie ist ganz das Bassin geworden, in dem die Abwässer des Domes, der Cigogne und des Select zusammenfließen und mit dumpfem Getöse gurgeln.

„CENTRAL“ UND „HERRENHOF“

Von

ANTON KUH

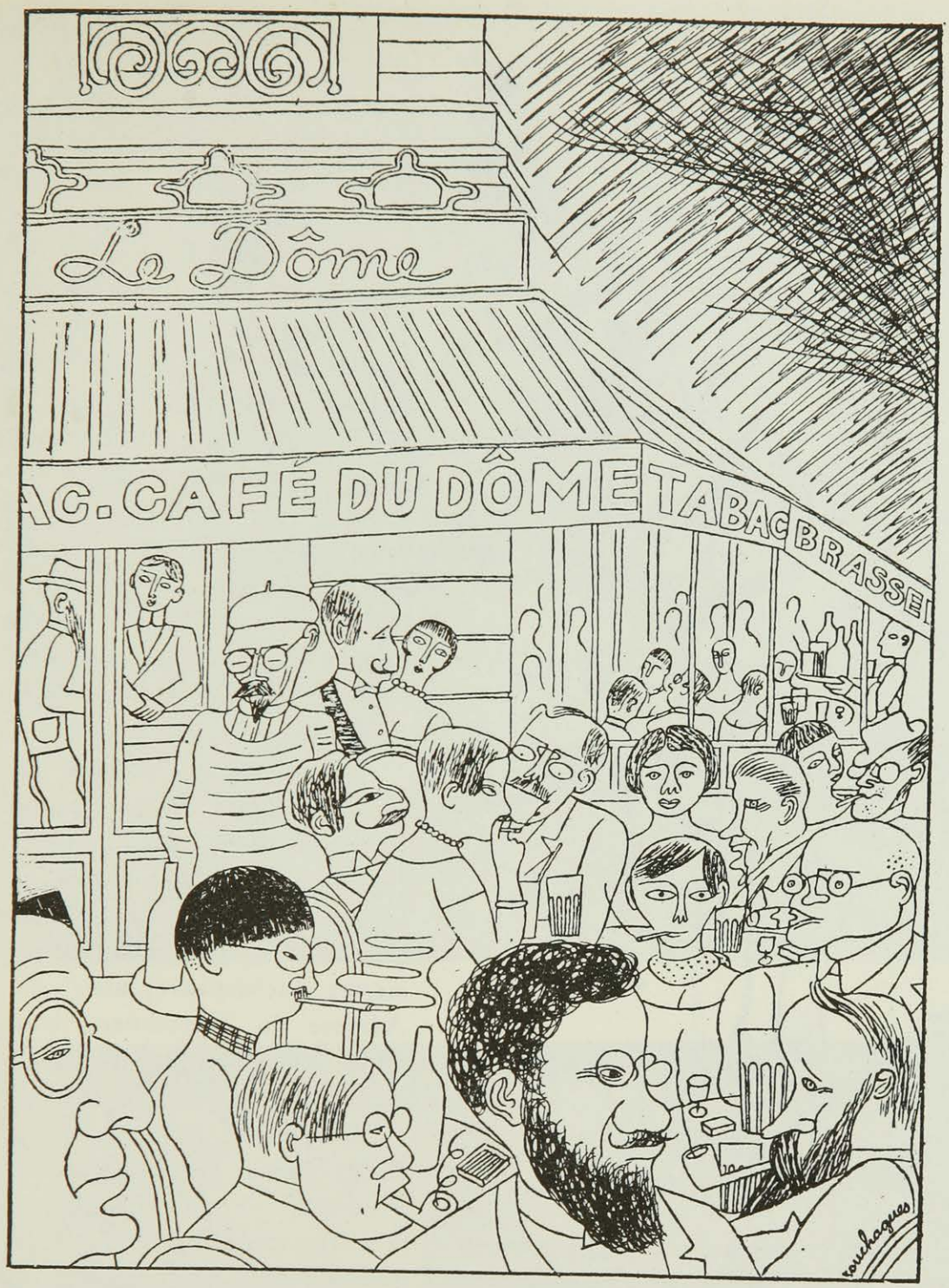
I.

Im Jahre 1918, gerade zur Zeit, als in der schmalen adeligen Wiener Herrengasse, an den Toren des Ständehauses, das Jahrtausendreich der Habsburger von ein paar schimpfenden, lachenden, gröhlenden, „Hoch!“ und „Nieder!“ rufenden, doch unter dem Namen „Deutsch-Oesterreich“ sofort neue Geschichtskraft erweisenden Gruppen abgelöst wurde, trat eine Sezession im Wiener Geistesleben ein, die zufällig dieselbe Gasse zum Schauplatz hatte.

Bis dahin war weit und breit ein einziges Literatur-Café vorhanden: das „Central“.

Bibiana Amon, die Strahlende, als Gretchen von Peter Altenberg entdeckt, aber nun schon zu des Unterzeichneten Helena erblüht, stand auf der obersten der drei Eingangsstufen, blickte zum Gewühl beim Landhaus, sah ihren Geliebten mitten drin und rief: „Gib acht, Anton! — die Revolution!“ Die hinter ihr versteckten, neugierig aus den Spielzimmern gekrochenen Mumien stoben zurück. Sie aber muß sich damals mit ihrem Blick weiter vorgewagt haben, zum Neubau, gleich an der Ecke links und das neueröffnete Café „Herrenhof“ gesichtet haben.

Denn, kurz und gut, zwei Tage später saß alles, was politisch oder erotisch revolutionär gesinnt war, drüben im neuen Café — die Mumien blieben im alten.



Touchagues

II.

Die Scheidung war folgerichtig.

Das Café „Central" wurzelte in den 90er Jahren, im Früh-Impressionismus, im Hermann Bahrschen Reform-Oesterreich; hier hatte der abtrünnige Journalismus sein Dach, der Empörungswille junger Theater- und Musikrezensenten; weshalb es denn auch im Gebäude der ehemaligen Produktenbörse untergebracht war, weihevoll zwischen den Arkaden und Säulenhöfen des alten Liberalismus eingebettet.

Heinrich Nauen

Das Allerheiligste lag rückwärts und nannte sich Kuppelsaal. Rauch und Lärm dieses Vierecks stieg ins Grenzenlose, zu einer Höhe, wo eine Kuppel nicht einmal recht sichtbar war. Aber diese Kapellenhoheit, diese Unüberdachtheit des Qualms bildeten die Eigenart des Raums.

In den anderen Trakten saß der Sozialismus, der Panslavismus, der k. k. Hochverrat; Dr. Kramarsch und Mazaryk, slovenische Studenten, polnische und ruthenische Parlamentarier, gelehrte Arbeiterführer — der fanatische Leitartikel. Der Kaffee roch wunderbar, und auf dem großen Rundtisch schichteten sich die Zeitungen in allen Landessprachen.

Dort hinten aber residierte das Feuilleton.

Es schleppte sich um die Jahrhundertwende als Rattenschweif Peter Altenbergs ein, des ersten und eigentlichsten Kaffeehaus - Dichters, der nebenan im alten Absteighotel „London" wohnte, inmitten improvisierter Liebespaare, aber als seine Adresse in Kürschners Literatur-Kalender eintrug: „Wien I, Café ‚Central'!"

Ueber dem Tisch, an dem er saß, hängt heute sein hundsmiserables, veredeltes Bleistift - Konterfei; der Zahlkellner, der an den Gehilfen eine von hier ergangene Bestellung weitergibt, orientiert ihn durch den Zuruf: „Einen Schwarzen zum Altenberg!"

III.

Der Heerbann machte sich breit. Nun der Herr aus dem Haus war, seine monomane, bald im Selbstgespräch klappernde, bald jäh erzürnte Stimme die Luft nicht mehr zerteilte, zog affektierte, nobel-knisternde Ruhe ein; ein Rentnergeist, der auf den leisesten, sensitivsten Sohlen ging; Hamsunismus, ins Kartenspiel zurückgezogen.

Exzessiv von Natur aus war nämlich nur der eine gewesen; die Apostel gaben sich eine stillere Haltung, trugen zugleich die wienerische Schopenhauer-Bitternis, die ihnen der junge Otto Weininger vermacht hatte, im

Graphic Photo Union

Dr. O. Peltzer, der Weltrekordmann über die halbe Meile, und Lowe in London

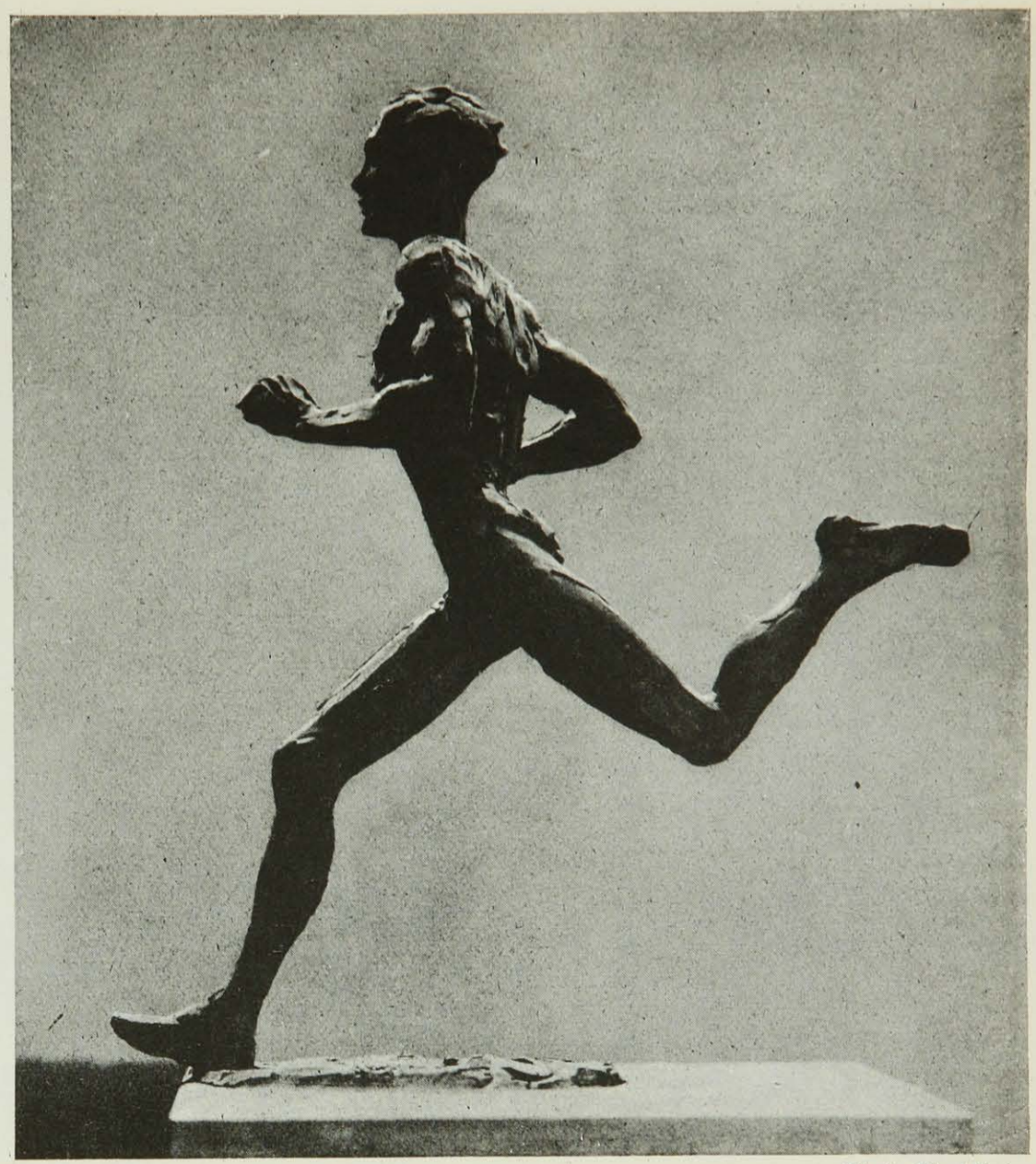
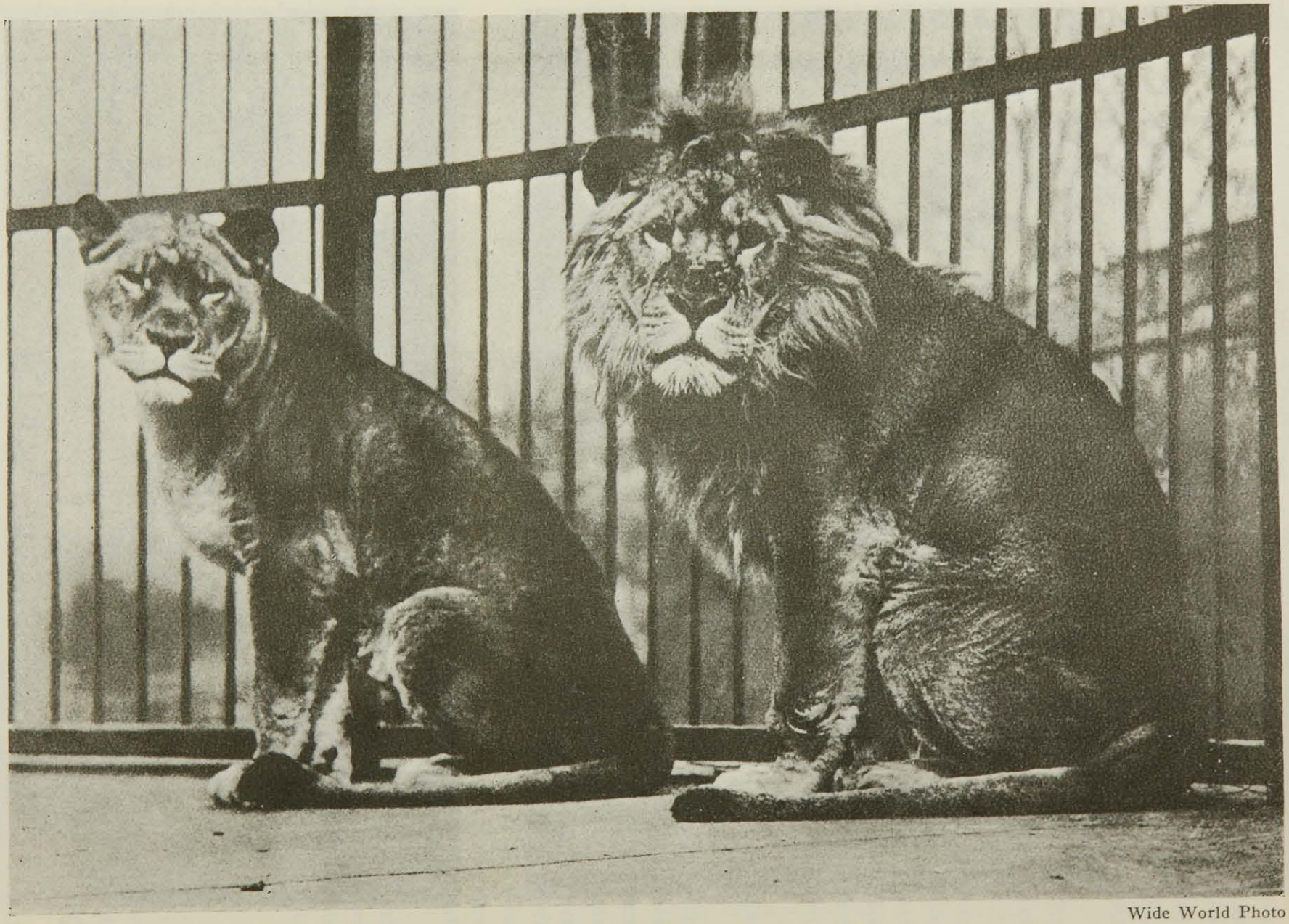


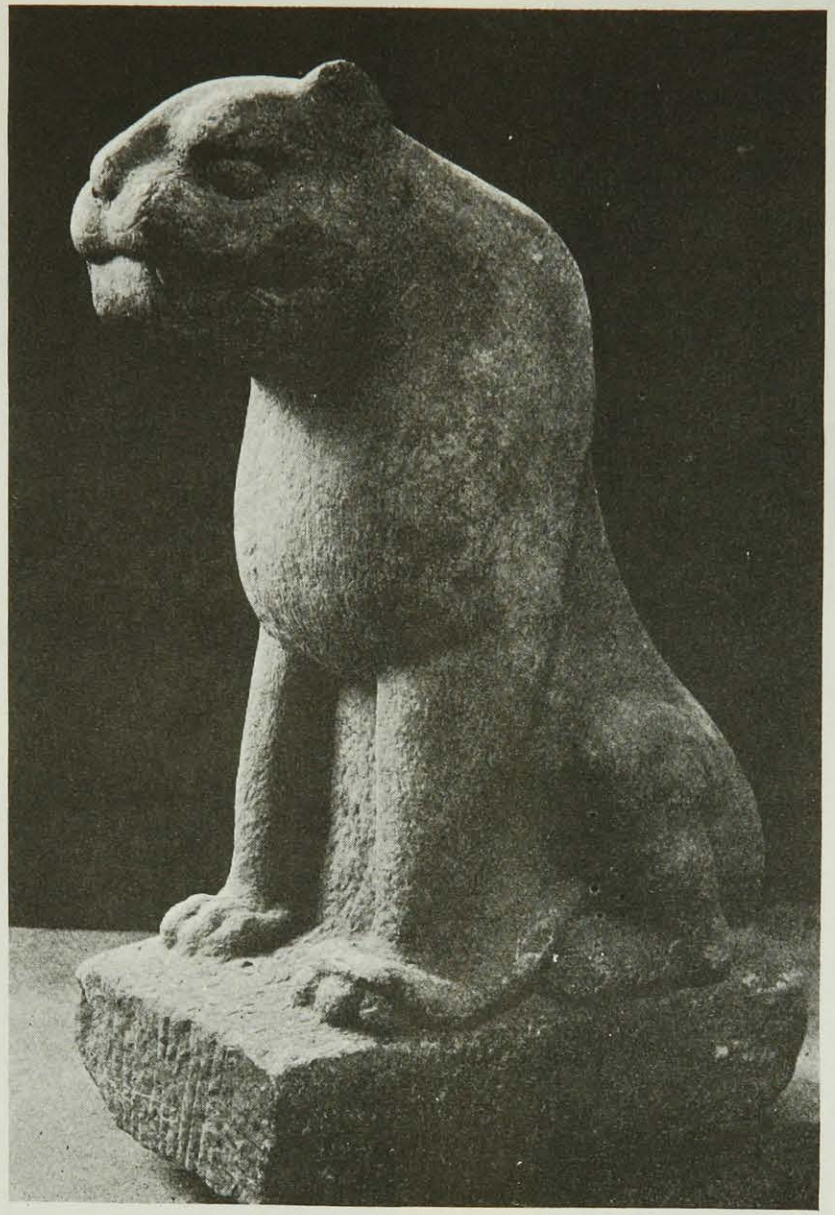
Photo Flechtheim

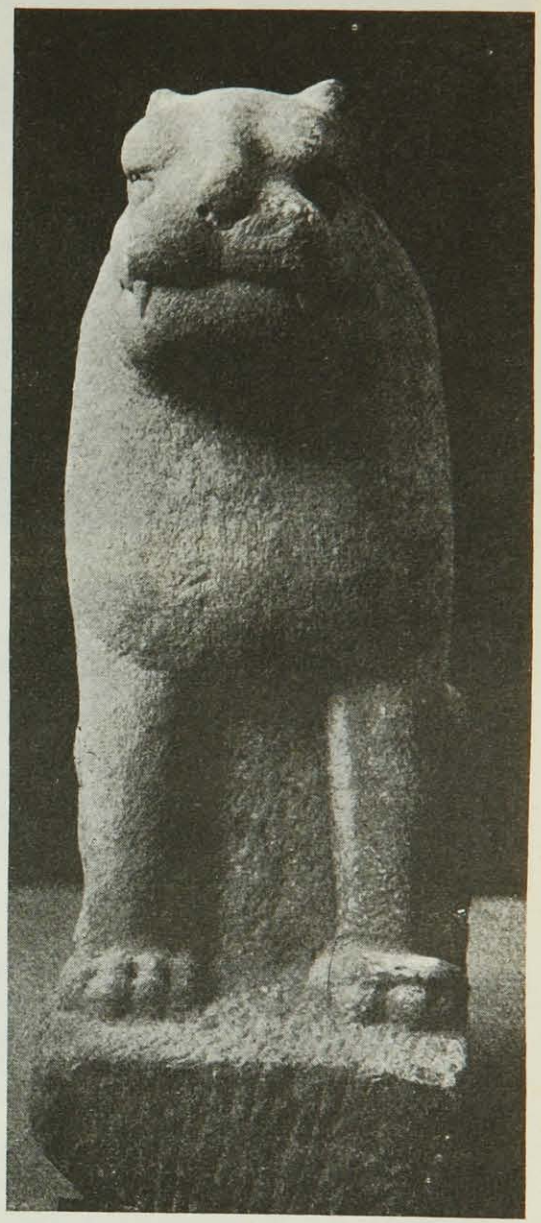
Renée Sintenis, Nurmi. Bronze 1926
Paris, Rodin-Museum



Wide World Photo

Löwenpaar im Londoner Zoo





Tiger aus gelbem Marmor. Chinesische Plastik der Sung-Zeit. Leihgabe der Slg. Yi Yuan (Haag) im Berliner Ostasiatischen Museum

Photos Dr. With

Photo Graudenz

Hubert Meyerinck und Vicky Werkmeister in Zangwills „Unsere Kinder"
(Deutsches Theater)

Photo Söhn, Düsseldorf

Haus des Bildhauers auf der Gesolei, Düsseldorf. Entwurf Peter Behrens,
Bildwerke de Fiori

Stelle des Wortes „Verhältnis“ war jetzt überhaupt das Wort „Beziehung“ getreten.

Der Aktivismus zog ein; Werfel, Robert Müller, Jacob Moreno-Levy.

Des Letztgenannten philosophische Einbildung, jeder sei sein eigener Gott-Vater, er aber vor allem, hatte einmal zur Folge, daß er, als ich arglos vor mich hinseufzte: „Ach, um Gottes willen . . .“, rasch herbeigesprengt kam und fragte: „Bitte? Wollen Sie etwas von mir?“

VI.

Ich wollte noch sagen, daß die Frauen im „Herrenhof“ viel schöner waren als im „Central“. Kein Wunder, sie wurden nicht vernachlässigt; sie kiebitzten nicht dem Spiel, sondern bildeten es. Es ging um sie, vom Augenblick an, wo sie sich hoffnungs- und übergangsfroh, auf Bestimmungen wartend oder von ihnen ausruhend, hier festgesetzt hatten, bis zu ihrer letzten Zermürbung, toll und heiß zu. Sie hatten sich oft ahnungslos in diesen Bärenzwinger der Eitelkeiten verlaufen und waren unrettbar.

Oder sie retteten sich, aber dann war es, wie bei der Schönsten, Edelsten, Außerordentlichsten von ihnen, die vor kurzem in Paris starb und auf dem Friedhof St. Pantin begraben liegt, ein Todesstoß fürs Café.

Denn die trübseligen Hinterbliebenen können dann weder vom Standpunkt des Geistes noch des Fleisches aus die Einsicht verwinden, daß — um bei diesem Vergleich der beiden Cafés zu bleiben — wie das „Central“ ein Asyl männlicher Resignationen, das „Herrenhof“ eine Remise für abwartende, seelisch unterstandslose Frauen ist; also ein Bürgercafé wie jenes.

Cocteau

PICASSOS NEUESTE WERKE

Von

CHRISTIAN ZERVOS

Picasso zeigt (bei Paul Rosenberg, Paris) seine jüngsten Werke. Sein Gedanke erscheint uns komplizierter und umfassender als in der Vergangenheit.

Und man wird wieder außer sich geraten, denn man wird hierin wieder unterschiedliche Begabungen zusammentreffen, eine Palette sehen, die Heterogenstes in persönlicher Form sich gefügig macht.

Er nimmt mehr Freiheit für sich in Anspruch, als einem einzelnen Menschen erlaubt ist.

Er treibt seine Analysen weit über das gewöhnliche Maß hinaus.

Er zeigt einen derartigen Mangel jeglicher Verlegenheit in der Konsequenz seiner Akte, daß sein Werk ein Skandal wird.

Temperament, das von jeder Art von Wissensdrang verzehrt wird, und das unseren klugen und überlegten Arbeiter hinreißt.

Und man greift ihn an.

Man greift ihn an, weil er sich von nichts binden läßt, und weil alle Bemühungen der zeitgenössischen Malerei in ihm zusammentreffen, sich aufheben und umgestalten.

Man greift ihn an, weil alles seinen Geist lockt, und weil sein Geist alles bestreitet und alles neu gestaltet.

Und man will diese Dualität nicht anerkennen, die seine Seele beherrscht.

Er sieht wie wir sehen und sieht anders.

Er kennt unsere Empfindungen und die seinen.

Er definiert uns mit einem Blick und definiert sich selbst ununterbrochen und fortschreitend.

Er zwingt uns zum Geständnis unserer eigenen Frivolität, und er entzieht sich selbst der Frivolität, — was man darüber auch sagen mag.

Er malträtiert uns, und wir lieben ihn ....

Abenteuerlicher Geist, das heißt: wirklicher Geist: Daß das Denken mit dem Zufall rechnen muß, daß der Wille das Unvorhergesehene, das aus dem Unbewußten kommt, nicht beschränken darf.

Die Offenbarungen der Seele sollen nicht durch die willkürlichen Operationen des Geistes geregelt werden.

Picasso kehrt allen denjenigen den Rücken, die die Inspiration lenken „wollen".

Sie sagen zu ihm, und zwar durch Paul Valéry, der für sie spricht:

„Unsere Offenbarungen sind nichts als Geschehnisse einer bestimm-

Picasso

ten Gesetzmäßigkeit, und es bedarf noch einer Interpretation dieser *bewußten Geschehnisse*. Es wird ihrer immer bedürfen. Selbst unsere glücklichsten Intuitionen sind irgendwie als Resultate ungenau, sei es durch *Uebermaß* im Vergleich zu unserem normalen Scharfblick, sei es durch *Fehlerhaftigkeit* infolge der unendlichen Kompliziertheit des unbedeutendsten Gegenstandes und des realen Falles, der uns vorgeführt werden soll. Unser persönliches Verdienst — nach dem wir streben — besteht nicht so sehr darin, diese Resultate zu dulden, als vielmehr darin, sie zu diskutieren. . . . Und es ist oft wichtiger, uns gegen unser ‚Genie' aufzulehnen, als uns von ihm überfallen zu lassen.

Wir wissen im übrigen zu gut, daß die Wahrscheinlichkeit diesem Dämon ungünstig ist: eine Million Dummheiten flüstert uns unser Geist schamlos ein, für eine schöne Idee, die er uns eingibt. Aber selbst diese Möglichkeit gewinnt letzten Endes nur Wert durch die Behandlung, die sie unserem Zwecke gefügig macht."

Und Picasso sagt sich:

Wenn die Offenbarungen ungenau sind durch *Uebermaß*, so haben wir kein Recht, dieses Uebermaß nach unseren Erkenntnissen von heute zurechtzurücken. Das Uebermaß enthält in der Wirkung alle die Möglichkeiten von morgen.

Er denkt weiter:

Wenn die seelischen Erlebnisse unexakt sind durch *Fehlerhaftigkeit* in bezug auf die platte Realität, so hat das sehr wenig zu sagen. Das Bewußtsein der äußeren Welt ist mir niemals sehr beweiskräftig erschienen. Sie ist abhängig von zahllosen und unbestimmten Kausalitäten. Daß man der Relativität des Bewußtseins die Vernunft unter-

ordnet, das geht noch an. Das soziale Leben ist ganz und gar auf sie basiert. Nicht aber der Gedanke.

Man kann sich nicht an die Gesetze des Bewußtseins halten, wenn man die Sprache der Seele vernimmt.

Es macht glücklicher, das Unvorhergesehene sich verwirklichen zu lassen, als es zu diskutieren.

Und mit dem Mute, den der direkte Kontakt des Menschen mit seiner Seele gibt, fügt Picasso hinzu:

Was kann es mir bedeuten, daß der Zufall uns häufig falsche Wege führt. Diese sind wenigstens mir nicht *bekannt.* Ich liebe es, um eine schöne Idee zu würfeln, und sei es auf die Gefahr, tausend Irrtümer dabei einzugehen. Als Seelenkenner glaube ich nicht, daß die Beteiligung des *ganzen* Menschen nötig wäre, um Elementen der Intuition zur vollen Wirkung zu verhelfen. In dem *ganzen* Menschen gibt es zu viele Elemente der Vernunft, die sich bei vollem Tageslicht der Offenbarung verschließen. Meine Bedürfnisse begegnen sich nicht immer mit dem, was meine Seele beisteuert, wie sie es nennen, und meine Intuitionen verzichten häufig auf meine Reflektionen . .

Picasso Litho

Ueberlegungen Picassos.

Ein Kampf, der ihn immer neue Substanz für sein Werk finden läßt, das Mittel, immer wieder seinen Geist aufzurichten, seinen Blick zu üben, sein Können zu kontrollieren.

Ein Kampf, der ihn zwingt, dauernd neue Gedankenverbindungen herzustellen und wieder zu lösen, Organismen zu schaffen und die geschaffenen wieder zu zerstören.

Ein so von Seele erfülltes Werk zeitigt oft seltsame Resultate, seltsam für diejenigen, die die Kunst auf einige elementare, den üblichsten Nervenschwingungen entsprechende Wirkungen zurückführen. Hier fühlt man die Unbeständigkeit des Gedankens in der beständigen Erscheinung der Formen, wie Figuren, die der Seiltänzer auf dem gespannten Seile ausführt. Unabhängigkeit und Stärke der Intelligenz, die unsere einfach menschlichen Instinkte zwingen und beunruhigen.

Einzug Karls VII. in Paris 1437. Nach einer gleichzeitigen Miniatur

FÜRSTEN-EINZÜGE IM ALTEN PARIS

Von

HANS KRISTELLER

Tiefste Armut neben ungeheurem Reichtum der Grandseigneurs, verrufene Stadtteile, von Hunderten organisierter Bettler bewohnt, die ihre Reviere in öffentlicher Versteigerung erwarben, la cour des miracles und rue Pierre Lescot, die Schlupfwinkel von Räubern und Mördern[1]), Klöster und Schenken, herrliche Schlösser und grauenhafte Gefängnisse — sie alle gehören zu dem mittelalterlichen Bilde der seltsamsten aller Städte ebenso wie die buttes, jene zu stinkenden Bergen im Laufe der Jahrhunderte aufgetürmten Abfall-Stätten[2]) inmitten der immer wachsenden Stadt.

Rückschauend und tief versunken im Märchen der Vergangenheit sehen wir das alte Paris mit Türmen und Mauern, verwinkelten Gassen, zahllosen cul de sacs, träge zur Seine gleitenden Kanälen. „égouts", die den Unrat der

---

1) Lurine Rues de Paris 1844 Bl. 69 ff über die Merkmale der Rue Pierre Lescot: „Assassinat, vol, misère, prostitution".

2) Fournier Enigmes de Paris 1860 Bl. 50 ff über die Butte St. Roch und die an der Stelle des jetzigen Jardin des Plantes befindlich gewesene: „Cette butte était un monticule d'immondices. Les Exhalaisons malsaines qui s'échappaient de cet amas de gadoues — „moffettes" ou „mouffettes" — avaient fait donner le nom à la rue Mouffetard".

riesigen Stadt dahinwälzten, durch dessen Geruch ganze Viertel verpestet, nicht wenige Paläste unbewohnbar gemacht wurden.

Von dem Schauer-Drama der Saint-Barthélemy bis zum Jahre des Schreckens folgen sich die Morde, die Hinrichtungen und Revolutionen in furchtbarem Wechsel, und die Geschichte der guten Stadt Paris ist, wie Lurine sagt, geschrieben „de boue et de sang" . . .

So grauenhaft aber diese Historie auch sein mag, soviel Blut auch den Boden der Stadt tränkte seit alters her, so glanzvoll, so märchenhaft waren ihre Feste. Und keine Stadt der Welt zeigte je solch ungeheuren Pomp, wenn es galt, Macht und Reichtum zu entfalten und fremde Fürsten und Würdenträger feierlich zu empfangen . . .

*

Könige, Gesandte und Bischöfe, sie alle hielten seit uralten Tagen ihren Einzug durch die Porte St. Denis, „que l'usage avait consacrée". Niemals aber durfte ein seltsames Memento mori fehlen: das Zeremoniell befahl, daß der feierliche Zug vor dem Hospital St. Lazare einige Augenblicke zu halten habe, mitten in der Freude dem finsteren Orte zu huldigen, an dem auch die sterblichen Hüllen der Herrscher gleicherweise verweilen mußten, wenn sie nach dem Friedhofe von St. Denis zur letzten Ruhe getragen wurden. Auf silberner Platte reichte man dem einziehenden Herrscher die ziselierten Schlüssel der Stadt und als erste Geschenke Süßigkeiten und Kerzen. Der König hoch zu Roß, die Königin in der Sänfte zogen nach Notre Damē, über dem Könige der Baldachin, bestickt mit goldenen Lilien.

Blumen in den Straßen, die Häuser geschmückt mit Teppichen und Seidenstoffen, Glockenklang und Te Deum —

Ohne Unterlaß ruft die Menge „Noël, Noël" und wirft Blumen in den königlichen Zug trotz der Rutenstreiche der Polizei . . .

In Abständen sind kleine Bühnen errichtet, mit Belustigungen aller Art. Pantomimen werden aufgeführt, Sänger, Jongleure und saltimbanques zeigen ihre Künste. Dazwischen Prozessionen der einzelnen Pfarreien, singend das uralte „Benedictus qui venit".

Ueberall das Wappen des Königs im Verein mit den Emblemen von Paris.

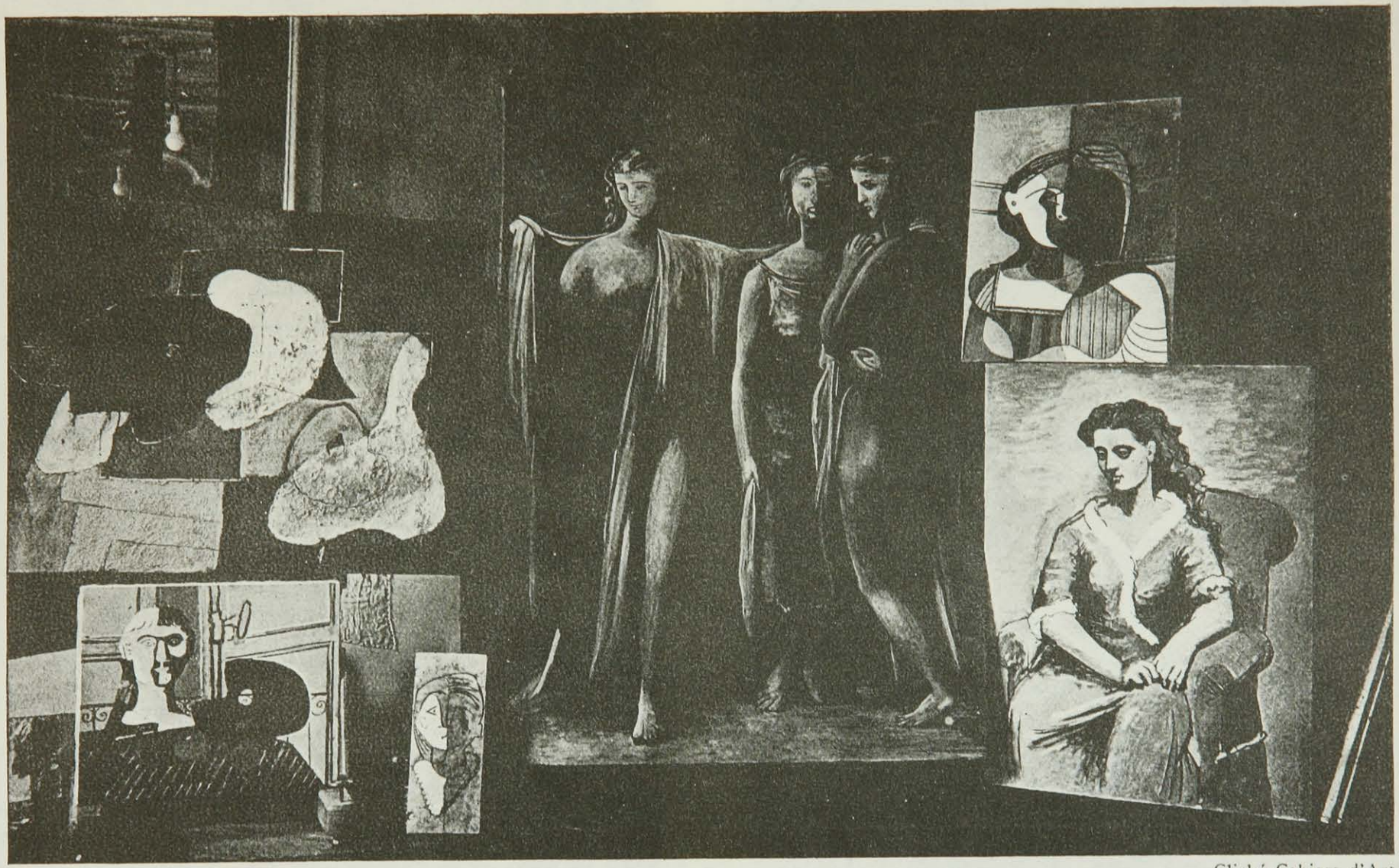
Und dann die Repräsentanten der Stadt in feierlichem Zuge:

„L'Evêque et son clergé, l'université, le parlement, la chambre des comptes, tous revêtus d'habits somptueux . . . le maître d'hôtel, l'imprimeur et trois cent archers de la ville avec la casaque bleue . . . Le prévôt des marchands en robe de palais mi-partie de velours rouge et tanné pardessus, une soutane de satin rouge cramoisi avec boutons, ceinture et cordons d'or, collerette en point d'Angleterre, *toque de velours avec diamants d'une valeur de cinq cent quarante mille livres tournois*[1])."

Die Fürsten aber wetteiferten an Prunk mit dem Aufwande der Stadtväter. Ludwig XI. trug beim Einzug ein Gewand aus violetter und weißer Seide, das ebenso wie die Kleidung seines Gefolges mit den kostbarsten Stickereien bedeckt war, „ayant coûté moult grand finance", wie der gute Jean de Troyes berichtet.

---

[1]) Fournel Rues du vieux Paris 1874.



Cliché Cahiers d'Art

Picasso, Ecke im Atelier des Künstlers

Continental Press Photo

Schönheitskonkurrenz

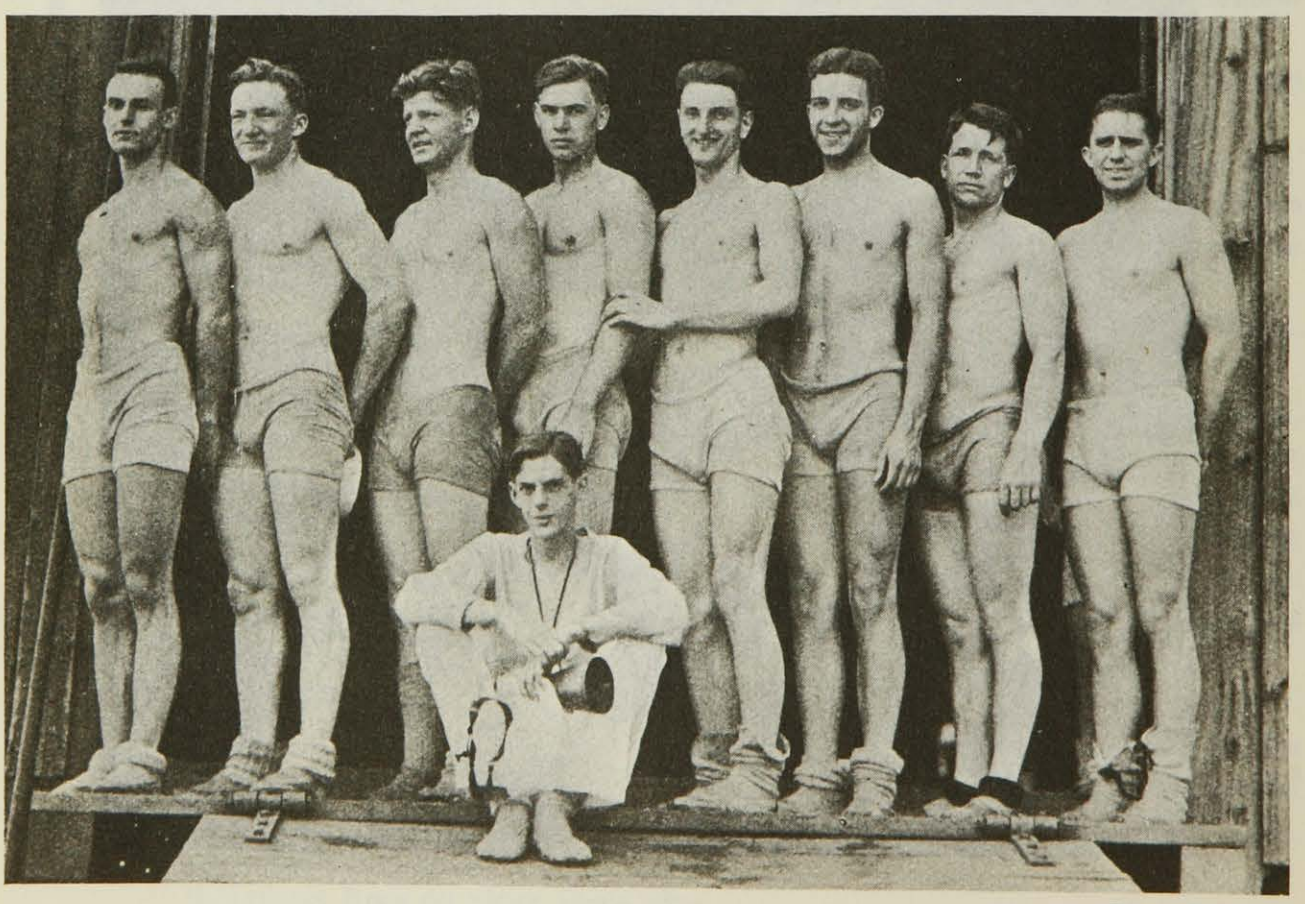


Photo Graudenz

Rudermannschaft (amerikanische Studenten) eines Rennachters

Ausgestellt in Baden-Baden

Mädchen mit Katze. Oelgemälde

Galerie Flechtheim

Junge mit Hut. Oelgemälde

Der Schauspieler Achaz (Carl Ludwig Duisberg)

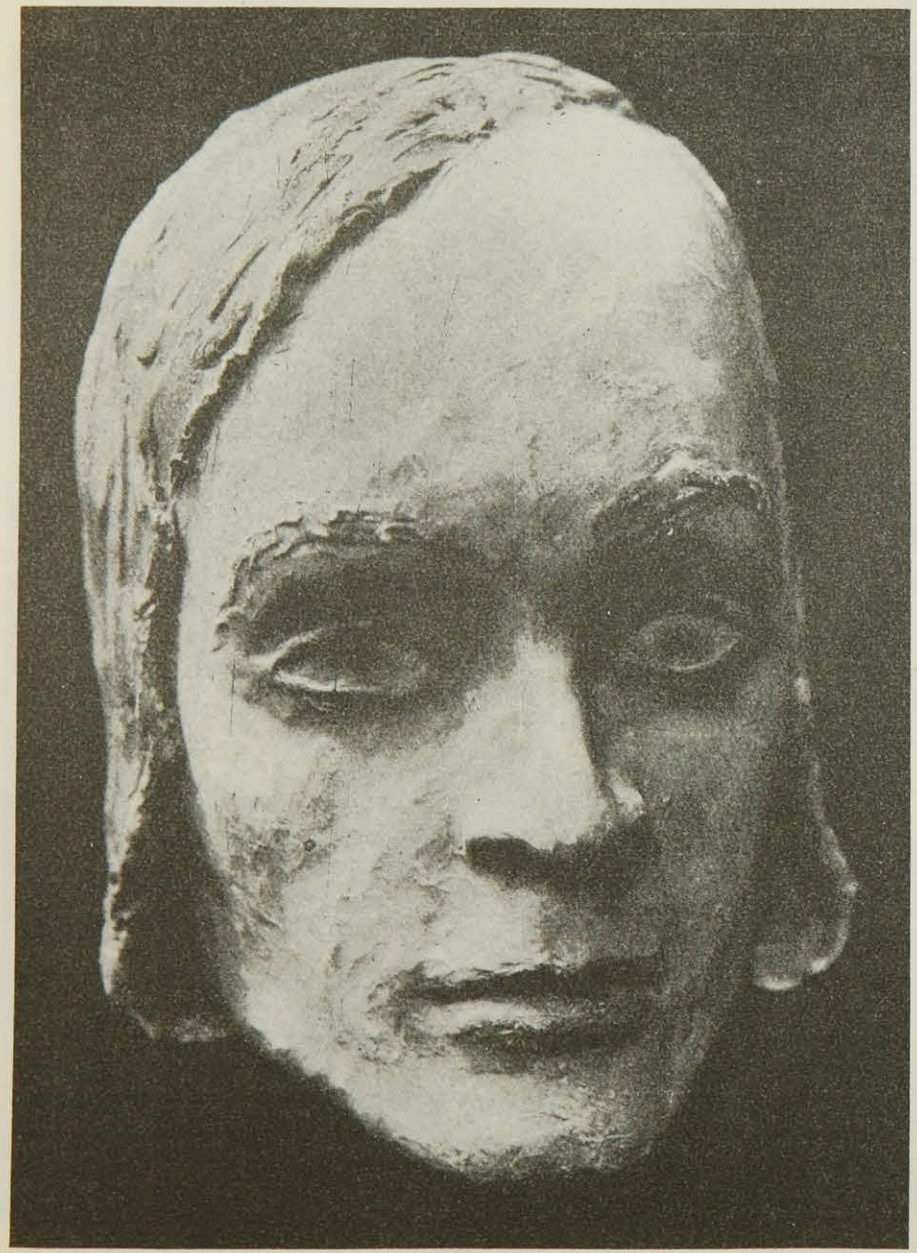


Photo Leonard

Die Maske des Künstlers von Diez Edzard

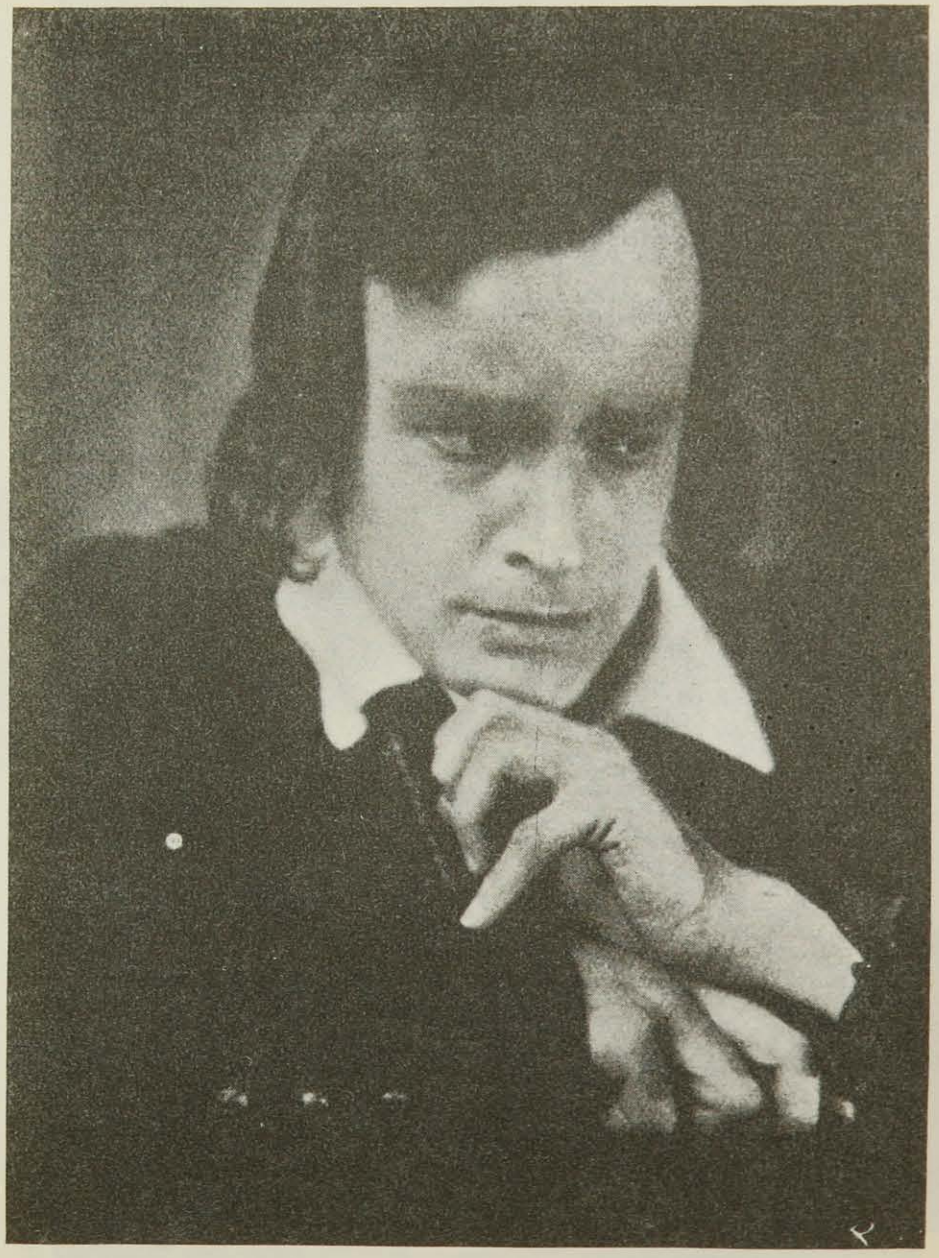


Photo aus dem Atelier Riess

In einem leuchtenden Edelstein-Gewande ritt Philipp der Schöne nach seinem Siege über die Flamen (18. 8. 1304) hoch zu Roß in Notre Dame ein, bis zur Kapelle der Mutter Gottes, wo man zur Erinnerung an diese Tat seine Reiterstatue errichtete.

Eines der pomphaftesten Ereignisse aller Zeiten war der Einzug Ludwigs XIV. und Maria Theresias am 26. 8. 1660, nach dem durch ihre Heirat besiegelten pyrenäischen Frieden. Auch diesmal waren die Gewänder der Fürstlichkeiten derart mit Gold, Perlen und Edelsteinen bedeckt, daß kein Stoff zu sehen war, und nicht geringere Pracht entfaltete der in ihrem Gefolge erschienene Kardinal Mazarin, der 72 Maulesel mit silbernem Geschirr, elf Karossen mit je sechs Pferden und einen unendlichen Hofstaat mit sich führte.

Zu Schiff nach Paris kam Charlotte von Savoyen: Am 1. September 1467 wurde diese zweite Gattin Ludwigs XI. feierlich eingeholt, in teppichgeschmückten, mit Seide ausgeschlagenen Booten. Als erstes Geschenk überreichte man ihr einen Hirsch aus Zuckerwerk mit ihrem Wappen, und ihr Boot war gefüllt mit den schönsten Bonbonnieren, frischen Früchten aller Art und duftenden Veilchen ...

Zu allen Zeiten setzte übrigens die Stadt eine Ehre darein, die einziehenden Majestäten durch die kostbarsten Geschenke zu erfreuen. Ein wenig erschreckt war freilich Isabella von Bayern, als ihr die Gaben durch Männer überreicht wurden, die als Bären und Einhörner vermummt waren. Ihr zu Ehren ließ sich damals ein Genueser Artist von einem der höchsten Türme von Notre Dame am Seile herab bis zu einem Hause am Pont au Change, wo er der Königin eine Krone aufs Haupt setzte.

Karl V. wurde bei seinem Einzuge Anno 1540 eine Herkules-Statue von 7 Fuß Höhe überreicht, die aus purem Golde gefertigt war, doch ist uns leider nicht überliefert, zu welchen Kriegszwecken diese Rarität in die Münze wanderte.

Stets gehörten zu den Volksbelustigungen mechanisch bewegte Figuren und Wandeldekorationen, Adler und Löwen; Engel wurden vom Himmel herabgelassen, um den König zu grüßen und zu krönen.

Bei der Hochzeit Maria Stuarts mit dem Dauphin (24. 4. 1558) ritten 12 junge Prinzen auf künstlichen Pferden zum Maskenball, und noch 1704 hatten die Bürger der Rue St. Jacques aus Anlaß der Geburt eines Dauphins einen mechanisch bewegten Riesen erbaut, der Flaschen mit Wein und Likör an die Passanten verteilte.

Die bereits erwähnten Bühnen wurden an allen Toren und Kirchen errichtet, ferner am Châtelet, dem Palais de Justice und der Samaritaine, deren Glockenspiele zu solch feierlichen Anlässen unablässig ertönten.

Wenn der königliche Zug zu einem der zahlreichen reliefgeschmückten Triumphbogen kam, spielten die auf jedem Bogen befindlichen Kapellen, die beim Einzuge Ludwigs XIV. die schönsten Melodien Lullis zu Gehör brachten, der gerade sehr in Mode gekommen war. Damals hatte man am Carrefour St. Gervais einen 40 Fuß hohen Parnaß errichtet, dessen Musen und Dichter dem Könige huldigten. Und oft ließ man bei seinem Nahen Hunderte von Tauben frei, die als herrliche, lebende Wolke über der Seine zum Himmel stiegen.

Turnier zu Ehren des Einzugs der Königin Elisabeth von Bayern in Paris 1385

Bevor der König die heilige Stätte von Notre Dame betrat, schwor er dem Erzbischof, seine Privilegien zu achten . . . Unter dem Klange der Orgeln, Glocken und Trompeten begab er sich dann zum Palaste, wo im Freien an Marmortischen getafelt wurde. Am folgenden Tage überraschte die Stadt den König mit immer kostbareren Geschenken, und Schauspiele, Turniere und Lanzenstechen wechselten miteinander ab, unterbrochen durch Empfänge von Abordnungen aller Stände. Eine große Rolle spielten hierbei von altersher Fischweiber und Lastträger, und die in allen Ländern stets geschwätzigen „Dames de la Halle" beglückwünschten kniend den König, in Falbel-Röcken und mit riesigen Blumengewinden . . .

In den aus solchen Anlässen veranstalteten Volks-Vorstellungen saßen die Kohlenträger in der Loge des Königs, die Fischweiber in der Loge der Königin. Clairval, der einst den Heinrich IV. spielte, wurde bei offener Bühne von allen Fischweibern abgeküßt, und durchaus wollten sie mit ihm tanzen . . .

Mochte die Begeisterung des Volkes aber noch so groß sein, manchmal hielt man es dennoch für geraten, sie durch geschickte Regie künstlich zu erhöhen. So hatte man beim Einzuge Franz I. an der Porte St. Denis, vor dem Hôtel-Dieu, der Guillauma, Notre Dame und anderen Orten mehrere hundert kleine Jungen aufgestellt, die beim Nahen des Königs „Vive le Roi" schreien mußten, bis der Monarch außer Sichtweite war, „chargés d'entretenir l'enthousiasme populaire, criant sans prendre haleine".

Oftmals fand übrigens der offizielle Einzug lange Zeit nach der wirklichen Ankunft statt. So zog Marie Antoinette, die seit 1770 als Gattin des Dauphin in Paris lebte, erst am 8. Juni 1773 ein. Ohne Vorahnung ihres schauerlichen

Endes schrieb sie damals an Maria Theresia von dem „pauvre peuple, qui malgré les impôts dont il est accablé, *était transporté de joie* de nous voir" . . . 50 000 Menschen drängten sich allein im Tuileriengarten, die Königin zu sehen, nicht weniger waren es später auf dem Hinrichtungsplatze. —

Artillerie-Salven und Glockenläuten, Illumination, Feuerwerk[1]), Musik und Tanz gehörten zu allen Einzügen, vor allen Dingen aber eine verschwenderische Verteilung von Wein und Lebensmitteln. Parfümierte Springbrunnen spendeten Wein und Limonade („hypocras"). Tag und Nacht rannen diese Fontänen beim Einzuge Isabeaus von Bayern und Karls VII., und ihm zu Ehren erhielt jedermann aus dem Volke vor dem Kloster der Filles-Dieu Wein aus silbernen Pokalen. - Damals warf man auch — außer den üblichen Silberlingen — einen Regen von Zervelatwürsten auf die Menge, und immer neue Belustigung schufen die 1424 erstmalig erwähnten „mâts de cocagne", mit Seife geglättete Kletterstangen, deren Spitze ein Korb mit lebendem Geflügel zierte, als Lohn des kühnen Kletterers. Jedermann wollte nach seinen Kräften zur Festesfreude beitragen, und so errichtete bei der Geburt Ludwigs XIV. ein Sieur de la Ralière, „simple particulier", öffentliche Tafeln mit einer Unmenge von Lebensmitteln, ließ 14 Stunden die feinsten Weine aus einer Fontäne mit vier Kanälen fließen und schließlich die ganze Nacht zwei Karossen mit Musik die Stadt durchfahren, gefolgt von einem Lastwagen mit Lebensmitteln und Getränken für alle Passanten . . . Seine patriotische Aufopferung erinnert an den „dicken Thomas", den berühmten Charlatan vom Pont Neuf,

---

[1]) Bei der Hochzeit Ludwigs XVI. 1770 wurden durch Explosionen und nachfolgende Panik beim Feuerwerk über 1200 Personen getötet.

Große Festtafel am französischen Hof im 14. Jahrhundert

der Anno 1729, zur Feier der Geburt eines Dauphins, mehrere Tage allem Volke *gratis die Zähne zog* und ebenfalls öffentliche Schmausereien veranstalten wollte, die jedoch polizeilich verboten wurden.

Bewirtung auf öffentliche Kosten erachtete das Pariser Volk bei allen Einzügen als verbrieftes Recht und drang oftmals ungestüm in die Festsäle ein, wo die würdigen Stadtväter tafelten. Noch unter der Revolution wiederholten sich diese Schmausereien unter freiem Himmel, und auf dem Boulevard wie der Place Vendôme stopften sich die Republikaner voll Kalbsbraten, „les pieds dans les ruisseaux, hurlant la Carmagnole" . . .

Schmauserei im Freien
Nach einem Stich des 16. Jahrhunderts

Daß es bei der öffentlichen Verteilung der Lebensmittel nicht immer sehr sanft zuging, liegt auf der Hand, es hagelte Faustschläge, und mehr Wein wurde verschüttet als getrunken. Wenn es Geld regnete, war die Erregung noch größer: „Des enragés, le visage sanglant, vous précipitent sur le pavé et vous rompent bras et jambes pour ramasser la pièce de monnaie."

So feierte das alte Paris seine Fürsten mit einem Pomp, vor dem die herrlichsten Präsidenten-Einzüge unserer Epoche recht ärmlich erscheinen müssen, denn wer weiß heute noch etwas von Weinfontänen und Silberregen, von massiv goldenen Geschenken ganz zu schweigen . . .

Niemals aber wird die Fürsorge für das leibliche Wohl des illustren Gastes und seines Gefolges wieder jenen Grad erreichen wie zum Einzuge der Anna von Bretagne in Paris im Jahre des Heils 1504. Damals hatte man von der Porte St. Denis bis zu Notre Dame an fünfzehn verschiedenen Stellen Ehrendamen aufgestellt, die der Königin und allen ihren Leuten nicht allein Wein und Brot darreichten, sondern auch, wie Sauval schamhaft andeutet, „quelque chose pour faire davantage, s'il leur prenoit quelque faiblesse".

Sainte-Foix aber nennt uns, als tapferer Mann der Presse, stolz und ohne Umschreibung „le vase intime, qu'elles devaient offrir au besoin" . . .

BÜCHER-QUERSCHNITT

WALTHER VON HOLLANDER, Das fiebernde Haus. Verlag Ullstein.
Daß die Städte aus Straßen bestehen, die Straßen aus Häusern, die Häuser aus Wohnungen, daß der einzelne Mensch in dieser Anhäufung von Menschen ganz allein und dabei tausendfach angerührt, angegriffen, mitgenommen zwischen den anderen lebt, eingeschlossen in ein Netz von Schicksalen — diese einfache Tatsache, Wesen der Großstadt, kommt uns seltener zum Bewußtsein, als man annehmen sollte. Man erlebt es mit Hollanders Roman, bezwingend, weil er mehr weiß, als er ausspricht, und weil seine Gestalten der Wirklichkeit so tief angehören, gerade dadurch, daß das Sichtbare ihrer Erscheinung sich oft phantastisch ausnimmt. Urk, ein junger Mann, steht im Knotenpunkt gekreuzter Fäden. Was ihn selbst angeht — eine zögernd wiederholte Liebschaft, künstlich erhitzte Vereinigung mit Renate — kann er bezwingen. Denn Renate, so irrisierend auch ihr Bild in elegantem Laster und verschütteter Seelennot — ist ihm verständlich. Aber was sich sonst an Halbtoten, Scheinlebendigen, geistig oder sinnlich Verstörten um ihn herumtreibt, das ist vielleicht zu begreifen, dem ist vielleicht sogar zu helfen, in Einzelfällen, in Augenblicken — aber es ist weder zu bannen noch zu lösen. Die Kunst dieses Buches erweist sich an den Erkenntnissen, aus denen sie schöpft, und aus der unmerklich raffinierten Geschicklichkeit, mit der die schwankenden Gebilde des Fiebertraums, die tastenden Bewegungen von Annäherung und Abstoßung aus einer unsichtbaren Mitte gehalten wird. *G. F.*

CLAUDE ANET, Russische Frauen, Novellen, Frauenliebe in Rußland, Nadja, Wera Alexandrowna, Sonja Grigorijewna. Deutsch von Georg Schwarz. C. Weller & Co., Verlag, Leipzig.
In dem einleitenden Essay wird über die Russin sehr Richtiges prägnant gesagt, das uns Aufschluß verspricht. Dies Versprechen wird nicht und kann nicht ganz erfüllt werden. Anet schildert in jeder der drei Novellen ausgezeichnet das Erlebnis des Mannes (eines Nichtrussen) mit einer russischen Frau, die selbst und deren Motive jedoch in Geheimnis gehüllt bleiben. Gewiß auch ein Reiz. Aber das Buch sollte dann heißen: Erlebnisse mit russischen Frauen. Besonders reizvoll wirkt gerade die Fremdheit des Darstellers, wo er umgebende Menschen und Milieu zeichnet. *B. Sch.*

CARL ZUCKMAYER, „Der Baum". Gedichte. Propyläen-Verlag.
Keine Liebesgedichte. Aber Erotik, in dem eigentümlich wurzelechten Empfinden für Baum und Tier, strotzenden Wuchs, jagenden Atem, Lauf und Kampf elastischer Leiber. In Pferden und Wölfen entdeckt er, ohne läppische Personifizierung, die wirkliche, schicksalhafte Verwandtschaft. Von der Landschaft aus findet er den Weg zu erdnahen Menschen, zu Musik, zu einer gläubigen Gottnähe im sinnlichen Leben (die ihm bekanntlich in München einen Gotteslästerungsprozeß eingetragen hat). Die Verse sind einfach. Wirkliche Lyrik. *G. F.*

v. CIRIACY-WANTRUP, Sportfechten. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.
Der bekannte Lehrer Casmirs, des deutschen Meisters im Degen- Säbel- und Florettfechten, will hier (unter Verzicht auf jedwede historische Darlegung) lediglich die „reine Theorie" der Fechtkunst von heute geben. Das Wichtigste aus der formenreichen Florett- und Degentechnik gelangt zu klarer und anschaulicher Darstellung. *D.*

G. W. AMBERGER, Handball. HERMANN HOSER, Das Faustballspiel. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.
Beide Anleitungen erörtern den Grundgedanken des zu besprechenden Spieles und geben dann eine genaue Darstellung der Spielregeln sowie die erforderlichen praktischen Hinweise. *D.*

OTTO BRANDT, Sportschwimmen. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.
„Eine kurze Einführung für Wettschwimmer, Schwimmwarte und Vorschwimmer", die berechtigterweise auf physikalische Durchdachtheit des Trainings besonderen Wert legt. *D.*

PAULA MODERSOHN-BECKER, Briefe und Tagebuchblätter. Kurt Wolff Verlag, München.
Zu diesen Briefen kann man nur sagen: Ist es möglich und wirklich wahr, daß es einen Menschen wie diese Paula Modersohn-Becker gegeben hat, jetzt zu unserer Zeit, so einfach, weit und hoch; ein Wesen von klaren Dimensionen und deshalb ein Genie der Empfindung. *A. B.*

FERDINAND OSSENDOWSKI, Im Sibirischen Zuchthaus. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.
Nach den Enthüllungen Sven Hedins über Ossendowskis Bücher muß man mit Urteilen wie „gut beobachtet" oder „genialer Einblick" besser zurückhalten. Aber selbst wenn die eigentlich doch billige Wahrheit der belegbaren Wirklichkeit zweifelhaft sein sollte, so bleibt schon als hinreichender Empfehlungsgrund die außerordentliche Fähigkeit Ossendowskis, spannend erzählen zu können. *A. B.*

AUGUST KÖSTER, Die Griechischen Terrakotten. Verlag Hans Schoetz & Co., Berlin.
Schon durch Gegenstand und Bildbeigaben ist dies Werk eine erfreuende Ueberraschung. Von den prähistorischen altkretischen und mykenischen Funden ausgehend wird die Entwicklung zum großen klassischen Stil verfolgt, Bedeutung und technisches Entstehen erläutert. Besonders wertvoll ist die hier der kunstgeschichtlichen Literatur sonst noch immer fehlende Verbindung mit den volkskundlichen Elementen. Wohl nirgends ist im griechischen Kunstwerk die chtonische, dionysische Komponente in dem Komplexbündel der künstlerischen Gestaltung so betont erhalten wie in den Grotesken und Frauengestalten der Terrakotten. Dies ist der Grund, weshalb unsere Zeit eine solche Neigung zu einer Kunst hat, die das expressionistisch-emotionale Wesen eines Kunstsubjekt gewordenen Volkes in seine klassische Versachlichung verfolgt, die zum Kanon für Jahrtausende wurde. *A. B.*

WALTER SCHULZE-SOELDE, Das Gesetz der Schönheit. Darmstadt, Otto Reichl, Verlag.
Warum diese reichlich pedantische Auseinandersetzung, wenn überhaupt schon, noch dazu in einer numerierten Auflage zum Preise von 12.— Mk. für 215 Seiten (broschiert) erscheinen mußte, vermag ein unweiser Verstand nicht einzusehen. *A. B.*

CARRY BRACHVOGEL, Robespierre. Mit 3 Faksimile und 30 Abbildungen. Verlag Karl König, Wien und Leipzig.
In der ausgezeichneten Sammlung Menschen, Völker, Zeiten ist die wohl am meisten rätselhafte Gestalt der großen französischen Revolution interessant und gut geschildert. Eine Analyse ist soweit gelungen, als sie an diesem Pedanten des Aufruhrs, dem „Unbestechlichen" vielleicht überhaupt gelingen kann. *A. B.*

MARCEL PROUST, Der Weg zu Swann. Verlag Die Schmiede, Berlin.
Ein eklatanter Fall von Verhunzung großer Dichtung durch den Uebersetzer. Mit der falschen Titelübersetzung beginnt es: Du côté de chez Swann — heißt bestenfalls „Auf der Swann-Seite" und bedeutet ganz anderes. Der schlecht beratene Verlag hätte besser dem Uebersetzer seiner Radiguet-Ausgabe den Proust anvertrauen sollen, und eine internationale Blamage wäre ihm erspart geblieben. Der an sich schon kümmerlichen neueren deutschen Literatur könnte wenig nützlicher sein, als das Verschwinden dieser Pfuscherei ohne Verantwortung aus dem Buchhandel. Proust muß neu übersetzt werden. *A. B.*

KARL VON HOLTEI, Christian Lammfell, Roman. Verlag L. Heege, Schweidnitz.
Um diese 567 antiquierten Seiten zu lesen, muß man schon fanatischer Schlesier sein; wenn aber der Referent nicht einmal das Zweite ist, bleibt er etwas ratlos trotz des Umschlags von übermorgiger Modernität. *A. B.*

ERNST KÂLLAI, Neue Malerei in Ungarn. Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig.
Die Stilentwicklung der ungarischen Malerei in den letzten 25 Jahren wird durch Bilder belegt, im Text weit ausholend erläutert. Diese ungarische Kunst ist durchaus europäisch und der Charakter der Kulturprovinz Ungarn mehr am Gegenstand als an einem Stilschema zu erkennen. *A. B.*

PAUL MORAND, Nachtbetrieb, Novellen. Verlag Ullstein.
Unter diesem Titel sind Paul Morands beide Bücher „Ouvert la Nuit" und „Fermé la Nuit" zu einem Bande vereinigt in einer sehr geschmeidigen Verdeutschung von Martin *Gruner* und Erich *Klossowski* erschienen. Gerade dem „Querschnitt"-Leser braucht Morand nicht erst vorgestellt zu werden: längst kennt er ihn als den glanzvollen Vertreter eines Franzosentums mit Welthorizont und stärkstem kosmopolitischen Einschlag. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen" — das Wort trifft auf keinen Autor mehr zu als auf ihn. Bunt wirbeln die Zivilisationen der Welt durcheinander, ein Kaleidoskop von unerhört wechselvoller und eindringlicher Farbigkeit, überall sind die Schauplätze dieser Nachtstücke, in New York, in Charlottenburg, in Rom, in Barcelona, in Konstantinopel, und von überallher, aus allen Ländern, Schichten und Berufen stammen seine Menschen, seine Männer und vor allem die Frauen, die die Heldinnen seiner Abenteuer sind. Die spanische Revolutionärin, die russische Emigrantin, die deutsche Baronin, das Pariser Mädel, die ungarische Jüdin — sie alle sind in ein eigenes Milieu, in eine eigene Luft hineingestellt und von Gestalten und Schicksalen umgeben, die nur in unserer Zeit möglich sind und nur ihr angehören. Denn dieses Buch ist ein ganz und gar modernes, ein ganz und gar heutiges Buch. Hier ist nicht die Rede von „Liebe" in einem veralteten, romantisch-sentimentalen Sinne; hier wird nicht geschmachtet, die Nachtigallen schweigen sich aus, und der gute Mond, der den alten Lyrikern teuer ist, wird nicht als Stimmungsbehelf bemüht. Alle Vorurteile sind überwunden — beispielsweise auch die der „Nation" und der „Rasse" — und so ist auch das Verhältnis der Geschlechter von allen überkommenen Wertungen frei. Das wird weltmännisch-kühl registriert und humoristisch überlegen dargestellt von einem leidenschaftlichen, unerschrockenen und unerbittlichen Beobachter, von einem Wirklichkeits- und Wahrheitsmenschen, der eben deshalb ein Sittenschilderer größten Stiles ist. *F. L.*

AUKTIONS-QUERSCHNITT

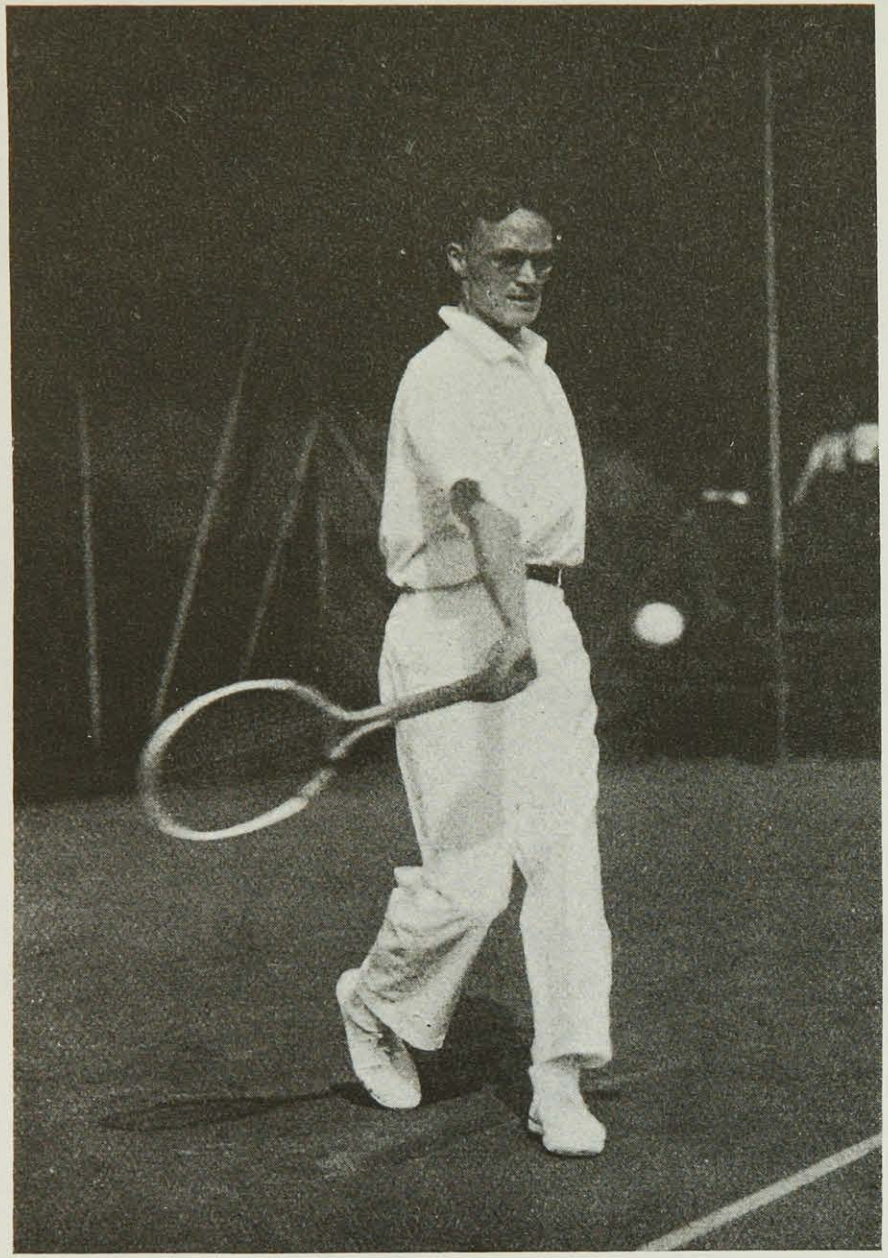
Dieser Nummer des „Querschnitt" liegt zum ersten Male eine gesonderte Liste bei, die die Preisergebnisse aller wichtigen europäischen und amerikanischen Auktionen, nach den einzelnen Sammelgebieten geordnet, enthält. Gemälde, Kunstgewerbe oder Möbel, Handschriften oder Gobelins, Radierungen oder Farbstiche, Teppiche oder Porzellan, die bei Lepke, Graupe, Henrici in Berlin oder im Hôtel Drouot in Paris, im Dorotheum in Wien, bei Christie in London oder in den American Art Galleries in New York zur Versteigerung gelangten, sind mit den erzielten Preisen von Alexander Beßmertny in übersichtlichen Tabellen für den Sammler zusammengestellt.

Die Beilage von weiteren Preislisten mit den wichtigsten Auktionsergebnissen ist vorgesehen.

SAMMEL-QUERSCHNITT

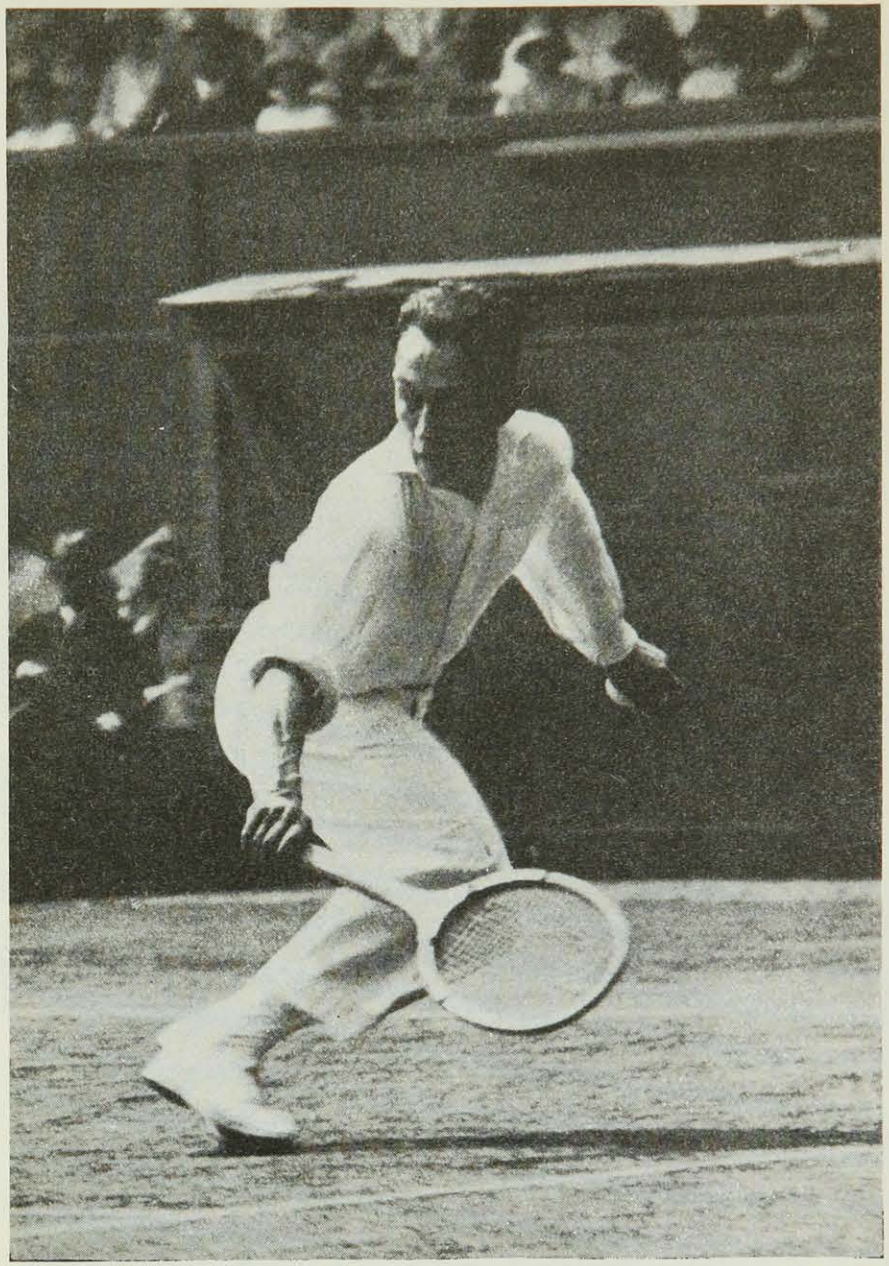
Von *Alexander Bessmertny*

Bei Autographen kommen heute betrügerische Fälschungen kaum vor, die letzten schwereren Fälle liegen Jahrzehnte zurück, es waren dies die Schillerbrief-Fälschungen des Architekten Gerstenberg, die Lutherfälschungen durch Kyrieeleis und der groteske Fall Vraint Lucas, der den großen Mathematiker Chasles zum Gespött Europas gemacht hat. Im Prozeß gegen Vraint Lucas im Jahre 1870 stellte es sich heraus, daß Vraint Lucas nicht nur gefälschte Pascal-Briefe und Tausende anderer Handschriften neuerer Gelehrten, sondern auch ein Dankschreiben des wiederauferweckten Lazarus an Jesus Christus, einen Brief der Cleopatra, ein Rendezvous-Billett von Judas Ichariot an Maria Magdalena, einen Brief Alcuins an Karl den Großen (mit der Adresse: „Monseigneur Charlemagne") dem gutgläubigen Chasles für im ganzen über 120 000 Frcs. verkauft hatte. — Bei Büchern sind heute Fälschungen ganzer Werke kaum nachzuweisen. Einem Witz zu verdanken sind die breitrandigen Exemplare der französischen „Originalausgabe" von Wildes — — Salome auf dem besseren Papier; sie sind von einem jüngeren, witzigen Berliner Verleger vor Jahren hergestellt und als erklärte Mystifikationen an Freunde verschenkt worden. Aber eines Tages werden sie schon nach Erbgängen und anderen Umwegen als echt in den Umlauf kommen. Wirklich bedenklich aber ist es, wenn heute von einem Antiquar defekte Bücher mit faksimilierten Titelblättern und Seiten wieder „komplett" gemacht werden, ohne daß der Käufer auf diese Verschlimmbesserung aufmerksam gemacht wird. Zu Berlin wurde vor kurzem auf einer Auktion das Exemplar einer sehr selten gewordenen deutschen Erstausgabe, aber mit einem faksimilierten Titelblatt, ohne Hinweis darauf im Katalog, angeboten und für mehrere tausend Mark zugeschlagen. Wenn schon das Zusammenstückeln zu einem vollständigen Band aus mehreren unvollständigen Exemplaren dem wirklichen Bibliophilen nie ein tadelloses Original ersetzen kann, so ist über die Qualifikation eines durch verschwiegene Faksimilierungen verfälschten Buches kein Wort zu verlieren. Für beide Arten solcher Behandlung hat der Berliner Bibliophilenwitz ein Verbum nach dem Namen des Antiquars geprägt. Hieße der Antiquar Müller, so würde man entsprechend von „gemüllerten" Büchern reden.



Phot. Riebicke

Dr. Heinz Landmann, der Sieger über den amerikanischen Champion Richards im „Rot-Weiß"-Turnier



Topical Photo

Der französische Tennismeister H. Cochet

Photo Riebicke

Reigen im Wasser (Mensendieckschule Hagemann)

Fox Photo

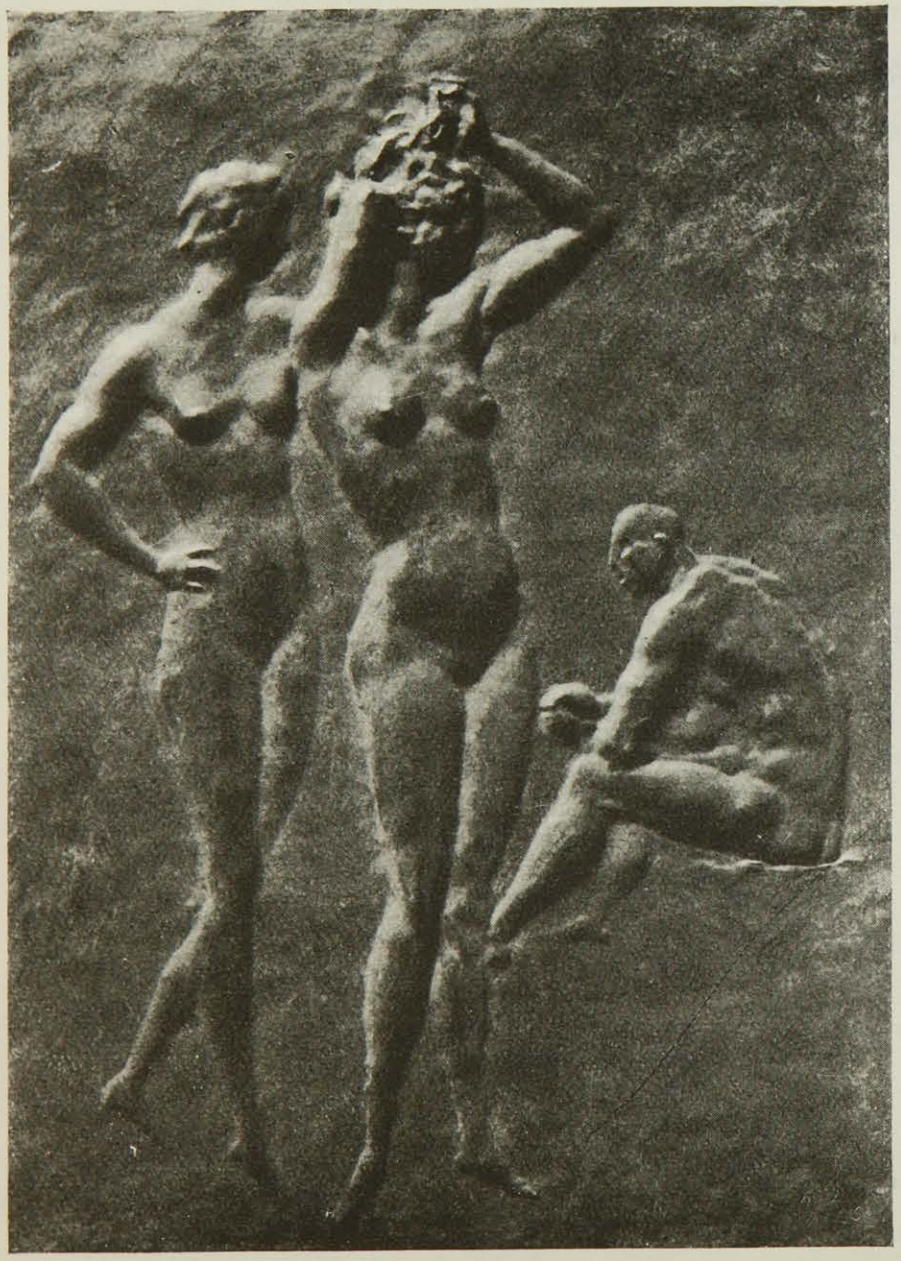
Hausfrauen in Olney (Grafschaft Buckingham) beim Pfannkuchen-Wettlauf

Onkel Sam im Freibad Wannsee

In der Kinderheilstätte Buch bei Berlin

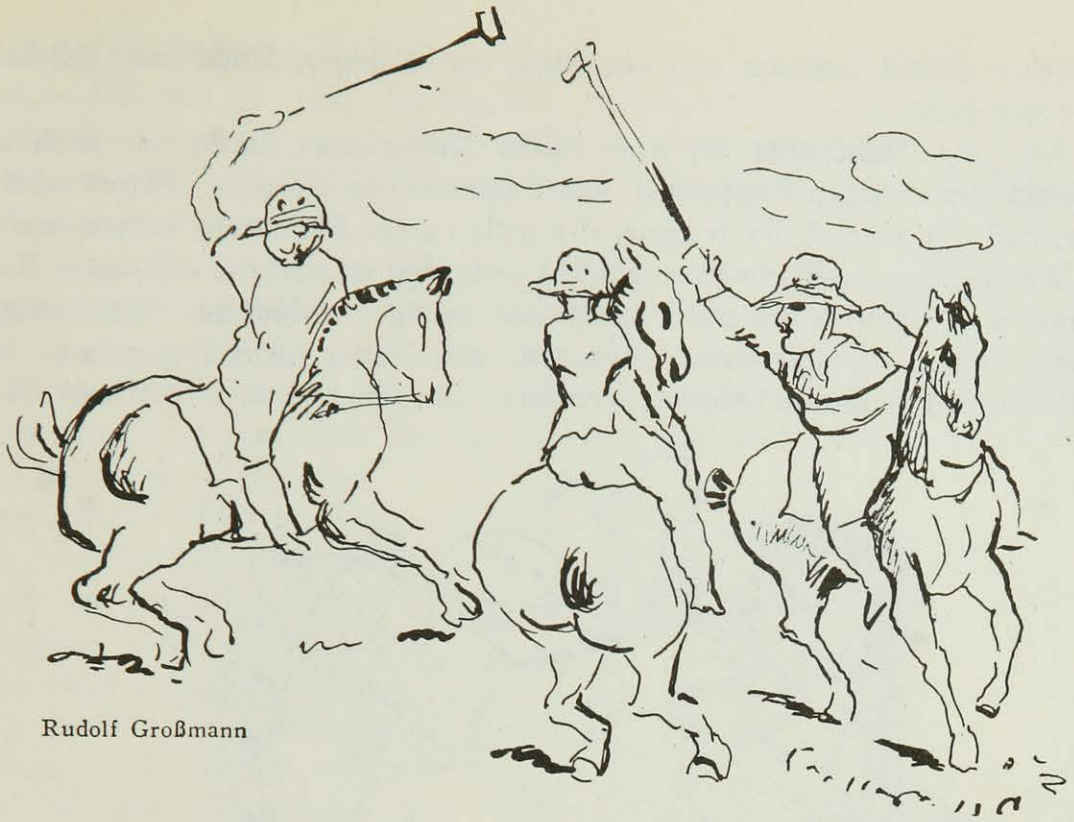
Atlantic Photos

Zeltlager von Berliner Kanufahrern am Glindower See



Edwin Scharff, Tänzerinnen und Boxer

Otto v. Wätjen, Grit Hegesa



Rudolf Großmann

MARGINALIEN

Das Pantheon von Stettin

Hoch über dem Hafen von Stettin bäumt sich „die Hakenterrasse". Sie trägt den schweren Prunk der Staatspaläste der kaiserlichen Aera, die auf den etwas provinziell dürftigen Hafen mit seinen netten, bescheidenen Haffdämpferchen herabsehen. Ganz eminent der bauliche Ausdruck der wilhelminischen Universalmonarchie ist das Museum, ein gewaltiger Rahmen, anscheinend imstande, sämtliche wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Planeten in sich aufzunehmen. Und in der Tat wird hier Vielseitigkeit, wenn nicht Allseitigkeit, angestrebt: Im Treppenhaus wird Kaiser Ottos III. Leiche, nur leicht bekleidet, von einigen Fußwanderern auf der Schulter von Rom nach Hause getragen. Ihr großer Stil erlaubte es unserer dermaligen „Historienmalerei", über die Schwierigkeiten eines so langen Leichentransports, zumal bei warmem Wetter, hinwegzusehen. Dann kommen ausgestopfte Vögel, altpommersche Brautkleider, prähistorische Töpfe und Steinbeile, gemalte Stammbäume pommerscher Ritter mit ausschließlich slawischen Namen — deutsche Einwanderung scheint ziemlich jung hier —, dann antike Gipse, z. T. echt bronziert, Erinnerungen an die Familie Thielebein, und endlich eine Gemäldegalerie, meist Erzeugnisse des Stettiner Kunstvereins: Bowlen am Rhein bei Mondschein, Alpenglühen mit Tirolern in Nationalkostüm, Unglücksfälle aus der Weltgeschichte und dergleichen. In all dies ist dann irgendeinmal ein modern-gerichteter Museumsdirektor gekommen, der nun ohne weiteres mit Heckel, Schmidt-Rottluff und Karl Hofer losgeht. Er soll Schwierigkeiten deswegen in der Stadt haben und hätte vielleicht besser getan, die Stettiner

zunächst einmal langsam und vorsichtig auf Klinger, Uhde und Kalckreuth vorzubereiten.

Aber den Höhepunkt der universalen Kulturschau haben wir noch nicht erreicht, den riesigen Kuppelsaal, das Pantheon des Nordens. Sofort wird uns klar, daß wir hier in der tribuna, der salle carrée Pommerns stehen, nur daß die Ausstattung des Raumes noch nicht endgültig ist und die adäquaten Kunstwerke noch fehlen. Indessen schon die jetzige vorläufige Einrichtung ist überraschend. In der Mitte sozusagen, also unter dem Impluvium, reitet Colleoni, originalgroßer Abguß, bronziert. Um ihn herum, in uferloser Weite,

Rudolf Großmann

reihen sich Kränze um Kränze flacher Vitrinen, gefüllt mit lauter kleinen, sehr sauber gearbeiteten und sehr gut in Anstrich gehaltenen Modellen von Kriegsschifftypen der alten Marine. Sonst nichts. Auf das Ganze herab blickt, am Hauptgesims der Kuppel befestigt, jener schicksalsreiche, vom Reichskunstwart seinerzeit so sehr empfohlene, von den Lübeckern so turbulent refüsierte Christus am Kreuz von Gies, überlebensgroße, expressionistische Skulptur, beide Knie parallel, in schwerem Krampf bis zum Kinn heraufgezogen, eine Autobrille vor dem Gesicht. Das Kunstwerk ist wert, daß es an seiner jetzigen prominenten Stelle verbleibt. Keines veranschaulicht so wirksam jenes tiefe Wort, das von Kandinsky berichtet wird: Der Kunst muß sein wie eine grusse Schreck. *M. v. W.*

Polo (Eröffnungsmatch in Frohnau). . . . die leidenschaftlichen englischen Flüche, die vom Kampfplatz herüberschallen, betonen den internationalen Charakter der Veranstaltung — ebenso die ausgezeichnete Jazz-Band, der five-o'clock-Whisky und das wunderbare schwarze Tailor-made der schönen Frau v. M. . . .

Grüner Rasen, Pferde und weiße Tropenhelme, die in der Sonne alle Profile beschatten und verwischen. Auf dem Platz erschien das smart set von Berlin, sehr willig, alles zu bewundern, was es zu bewundern gab: die drei reizenden Terriers des amerikanischen Botschaftssekretärs, die imposante Silhouette eines deutschen Diplomaten zu Pferde, einige Goals eines bekannten Bankiers, einige sehr gute Pariser Kleider und das passionierte Parade-Spiel des russischen Generalssohns, dem selbst ein bösartiger Sturz die Liebe zum Sport nicht nehmen konnte. — Sie zeigen sehr viel Schneid, diese neuen Ritter ohne Furcht und Adel.

Rudolf Großmann

Zum Glück konnte der Verletzte auf dem internationalen Turnier, das Anfang Juli stattfand — wenn auch nur als Zuschauer — sich den Linsen sämtlicher Photographen wieder zur Verfügung stellen. Bei diesem Turnier war sowohl England wie Amerika vertreten. Man sah ausgezeichnete Spiele. Besonders ein früherer Cowboy von den States erregte durch sein phänomenales Reiten berechtigte Bewunderung und wurde von einem anderen Amerikaner, der mit zwölf Ponys und einer ebenso reizenden Pariser Geliebten reiste, keineswegs in den Schatten gestellt.

Auf dem Adlon-Diner zu Ehren der Gäste wurde das Thema Polo beim Essen in Form von offiziellen Reden und beim Tanzen als Konversationsbrocken weiterhin ausgeschlachtet und nicht ohne Folgen: Frohnau ward plötzlich grand chique als Rendez-vous-Platz und allmählich wurden auch die Laien von einer eleganten Passion für das Zuschauen ergriffen. Am faszinierendsten war der vorletzte Kampftag. (Kampf um den Weininger-Pokal). Dieser Tag brachte auch den Clou der Festlichkeiten, nämlich das Diner, das der Bankier Herbert Guttman bei sich in Potsdam zu Ehren der Spieler gab. *U. v. Z.*

Traktat über die Bowlenkunde.

Von *Stanhope.*

Man soll den ersten, der aus Eßbarem und Flüssigkeiten überraschende Getränke zauberte, nicht verdammen, wenn die Verwandlungen ungeschickten Händen nicht geraten. Die Kenntnis der Handgriffe genügt nicht; wichtig für die Herstellung ist eine gewisse künstlerische Begabung und ein besonderes Feingefühl des Gaumens. Nie gibt es erregtere Disputationen als beim Trinken einer Bowle. Denn: Vielfältige schlechte Erfahrungen an eigenen oder fremden Produkten stimmen mißtrauisch und zwingen, vor dem ersten Glase genaue Erkundigungen über Art und Dauer des Ansatzes, Menge und Charakter des Zuckers und die chemische Zusammensetzung der Bowle einzuziehen.

Nach dem ersten Glase, das man schnalzend und mit der Zunge nach den aromaspendenden Beigaben suchend rasch hinunterstürzt, pflegt von drei Vierteln der Gesellschaft die Bitte ausgesprochen zu werden, bei der nächsten Brauung als sachverständige Gutachter hinzugezogen zu werden. Viele sprechen von dem Duft, den ein neuer Bowlenwein spende, den man „Federweißen" nennt, und empfehlen wohlfeile Bezugsquellen (franko Tisch). Den Hausherrn kränkt das alles, weil er stolz ist auf ein ererbtes Rezept, das er, wie seinen Erkennungspfiff, von dem nur die Familie weiß, nie preisgibt: ein Glas Maraschino als Aromatik, oder ein Stück glühende Holzkohle, das für Sekunden in eine Erdbeerbowle getaucht, den Fruchtgeschmack verstärken soll.

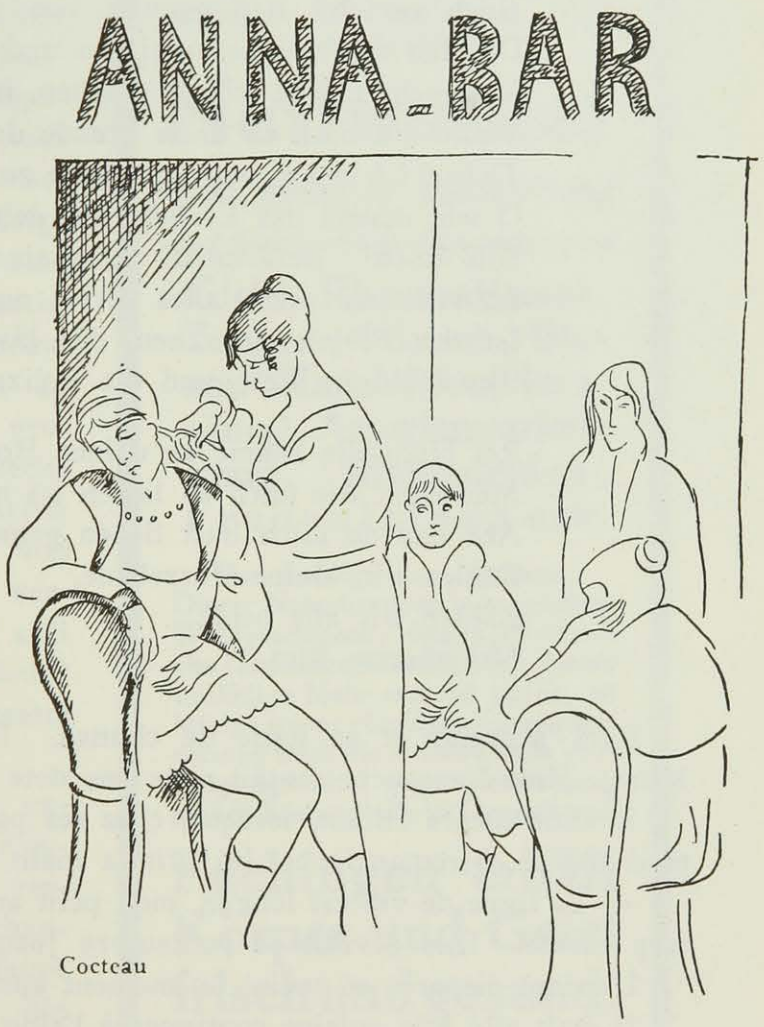
Dann aber gibt es rare Gastgeber (seltener Gastwirte), deren Meisterschaft jeden Einwand schon durch das Aussehen des Getränkes zerstreut. Die purpurnen Beeren leuchten und geben dem Wein Duft und Kraft, die den ältesten Freunden spirituöser Dinge aufrührerische Jugend verleiht. Der beste Messer für die Güte einer Bowle liegt in der Musik: Wenn das Lied vom rheinischen Mädchen schon mit dem ersten Glase tönt, dann ist die Bowle Bowle.

Polypoten oder Saufsäcke nennt man im Moseltal eine Klasse von Menschen, die unter Verachtung der Qualität ihre gemischten Weine einsiedlerisch nur um der Menge willen trinken; die den billigsten Wein nur deshalb mit Früchten durchsetzen, um seine Säure, die ihn ungenießbar macht, zu vertuschen. Trinker, wie der westfälische Adlige Graf von Romberg, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts starb, gehören zu den Ausnahmen. Man erzählt sich von ihm, daß er auf Grund einer Wette eine paradiesische Bowle aus Weinblüten, Champagner und Erdener Prälat (Trockentrauben) in einem Wäschebottich herstellte und ohne Anstrengung einen ausgewachsenen Esel aus seinem Stalle, der seit jeher eine Vorliebe für Sekt an den Tag legte, unter den Tisch trank.

Hat man Geduld und Glück, kann man in kleinen rheinischen Wingert-Orten von merkwürdigen Anweisungen zur Bereitung köstlicher Bowlen hören. Am unbekanntesten ist wohl die Klatschkies- oder Weiße-Käse-Bowle, die bald bezecht macht, wohlschmeckend ist und einen betäubenden Duft trägt. So richtet man sie her: gießt eine halbe Flasche Mosel über ein halbes Pfund

weißen Käse, läßt diese unschön aussehende Mischung für drei Stunden in einem irdenen Topf zurück und siebt sie dann; die unklare Flüssigkeit wird mit Erdbeerschnitten, Pfirsichstücken oder Ananasscheiben noch einmal angesetzt und im übrigen wie eine sonstige Bowle behandelt.

Gefährliche Bowlen — gegen Hitze und Frost — erdenkt man sich an der norddeutschen Küste. Es gibt einen Trank, der in ganz Europa nur den Gästen einer Wirtschaft in der Hamburger Straße Silbersack bekannt ist; er brennt wie das höllische Feuer und hat manchen Ahnungslosen schon nach dem ersten Glase niedergeworfen. Die Feuerzangenbowle ist Ziegenmilch, verglichen mit ihm. Der Wirt leitet sein Rezept auf Robin Hood zurück und bereitet die Bowle, die den harmlosen Namen „Blöwken" trägt, nur in Anwesenheit befreundeter Seeleute; dann aber mit ernster Feierlichkeit. Man sitzt still um einen großen runden Tisch; von der Decke senkt sich ganz sacht ein umfangreicher, nicht sehr sauberer Messingkessel und rastet auf einem Dreifuß. Dann beginnt ein schauerlicher Rundgesang, bei dessen Refrain „Jo-ho-ho noch ne Bottel Rum!" eine Flasche Jamaika nach der anderen im Kessel verschwindet. Nun schleppt der Wirt sechs oder sieben kleine Flaschen mit verschiedenfarbenen Flüssigkeiten herbei, deren Namen er mit ins Grab zu nehmen versichert, und schüttet sie über den Feuerzangen-Blockzucker. Die Beleuchtung wird abgedreht und der Zucker angezündet. Und während er langsam schmilzt und tropft, erzählen die Männer Geschichten aus Iquiqùe und Antofagasta. Kurz bevor sich der letzte Rest Zucker auflöst, entleert der Baas — wahrhaftig! — ein Kognakglas Spiritus über der Flamme. Das zischt und lodert und brennt wie Feuerwerk und Schiffsbrand. Und wenn es gelöscht ist und ehe man trinkt, folgt noch ein Glas Spiritus nach. — —



Cocteau

Uebrigens ist unter dem Titel *„Bowlen und Pünsche"* als Sonderheft eine reizende Rezeptsammlung im Verlag Ullstein erschienen. Man findet darin hundert Vorschläge für Bowlen, Pünsche, Sorbets, Limonaden und andere köstliche Getränke.

Der Wüstling

Rot blüht die Blume der Lust,
Rosig lächelt die Knospe auf deiner Brust,
Schaudert bebend unter meiner Zunge.
Einst war ich ein kleiner Junge,
Lernte Griechisch und ging zur Konfirmation,
Eines frommen Vaters vielversprechender Sohn.
Aber was ich damals versprochen,
Daraus ist nicht viel geworden,
Ich bin heraus aus eurem Garten gebrochen,
Schweife flackernd umher in der Wildnis,
Noch verfolgt und gequält von jenem Jugendbildnis,
Das ich mich mühe zu tilgen und langsam zu morden.
Vielleicht morde ich's, Mädchen, in deiner Seele,
Vielleicht, noch eh diese Stunde der Lust verglüht,
Drück ich die Hände um deine zuckende Kehle.
O wie dunkel das Lächeln auf deinen Lippen blüht!
Küß mich! Beiß mich! Und eine Stunde später
Ist vielleicht schon alles vorbei und vollendet,
Ist das Bildnis erloschen, das lästige Blatt gewendet,
Blut blüht im Bett, und die Polizei sucht den Täter.

Rot blüht die Blume an deiner Brust!
Menschen wie mich zu lieben ist nicht gut.
Ach daß du mich hast lieben gemußt,
Zahlen wir, kleine Herzeleide,
Zahlen wir alle beide
Mit unsrem Blut.

Hermann Hesse

Paul Morand et sa ligne de chance. Dernièrement, chez la princesse Murat, Mme Laurencin contait cette anecdote sur M. Paul Morand:

Il était encore enfant, lorsque, chez ses parents, une dame, qui se donnait pour habile chiromancienne, lui prit la main et lui dit:

— Ta ligne de vie est longue, mon petit ami. Mais ta ligne de chance est trop courte. Elle devrait se poursuivre jusqu'ici, pour être belle.

L'enfant disparut et revint un moment après avec la main en sang.

Il était allé à la cuisine continuer à l'aide d'un couteau pointu sa ligne de chance.

(Léon Treich: Histoires littéraires.)

Eingesandt Dr. Otto Grautoff.

Internationaler Schauspieler-Kongreß, Joseph Chapiro GMBH, Lodz—Berlin—Paris. Man verbrüdert und kongresselt weiter ... Im Empfangssaal des Zoos stehen auf den Tischen Kinderfähnchen in den Farben aller anwesenden Länder, verbergen noch Gesicht und Gesinnung der Teilnehmer — Musikklänge! — Bis alle sich ausgesprochen haben, bis Herr Chapiro alles übersetzt hat, war Gott sei Dank das meiste wieder vergessen! Mimen

und Gaukler aller Länder, ihre Gesichter scheiden sich von denen der Offiziellen, der Minister und Direktoren, fast kaum. Nur wenn patriotische Musik einsetzt, erkennt man die Schauspieler an sofortiger Anpassungsmimik. — Sie sehen dann aus wie ganz Große, wie Goethes und Hauptmanns. In Gestus und Vortrag schlägt der Franzose Baur alle, er donnert einem die Verbrüderung nur so in die Knochen. Dann besteigen deutsche Minister das Rednerpult, umrahmt von der strahlend goldenen Friedensharfe dahinter. Der „derzeitige" Republikaner Külz wußte damals noch nichts von Androhung von „Konsequenzen". Wo Rickelt die erste Geige spielt, ist die Bankettfrage immer eine Haupt- und Leibfrage. Als Durchschnittsdeutscher sucht er stammelnd seine paar Brocken Französisch an den Mann zu bringen: „union procheing année". In einer Saalecke steht Gémier mit dem alten, scharfen romanischen Vogelgesicht, wie von Daumier gezeichnet — in sich versunken. — Eine Prinzessin nähert sich ihm: „Vous êtes français, Monsieur? n'est-ce-pas? Je vois ça à la rosette de votre boutonière."

Italien, das Theaterland par excellence, fehlte ganz auf dem Kongreß. Auch Spanien war nicht vertreten. Wirkliche Künstler des Schauspiels und der Oper waren überhaupt nicht da, sondern meistens Leute, die man nach deutschen Begriffen Gewerkschaftsbeamte nennen müßte.

Das Resultat des Kongresses ist der Präsidentenposten für Rickelt, der Generalsekretärposten für Eisler, und welches die Lorbeeren für Chapiro sein dürften, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Marie Zabler.

Zu Haustrinkkuren

STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure) Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt! Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

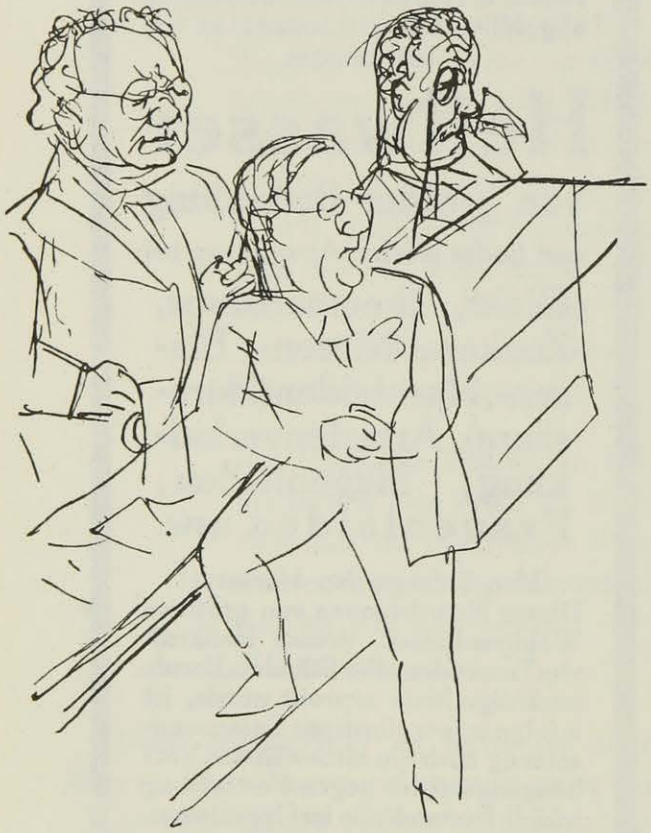
Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

Tee in der Sezession. Zu Ehren des internationalen Schauspielerkongresses. Mißerfolg auf der ganzen Linie; Prominente restlos ausgeblieben. Großer Tee im Garten (?!) unter eisigen Regenschauern; Assemblée von mißvergnügten Statisten. Damen, sämtlich blaugefroren (man sieht es trotz der Bemalung) verlangen stürmisch nach Tee, statt dessen wird von ausgemergelten Kellnerinnen „Kaffee" aus unförmigen, weißen Kannen verschenkt. Stil: Hier können Familien Kaffee kochen!

Unter dem wenigen Sehenswerten fällt Frau Natascha Schirokoff allgemein auf, im zweifarbigen, auf braun und grün abgestimmten Complet (ihre Spezialität die Erfindung bizarrer Farbensymphonien auf dem Gebiete des Complets), dazu grüne Schuhe an ihren sylphidenhaften Beinen, die sie in reizenden Verschlingungen zur Schau stellt; das Ganze überschattet von einem bastfarbenen Entoutcas, sehr kleidsam. Gesicht pikant, aber etwas „verbaut", was auch auf die Seele abzufärben scheint: sie liebt und ißt am liebsten „nackte" Tiere und Pflanzen, zum Beispiel Artischocken ohne „alles", ihr Lieblingshund, ein Irisch Terrier, wird von unschuldigen Kindern für einen Esel gehalten ...



Rudolf Großmann

Gräfin Bopp in einem Hut von Reboud verwechselt unausgesetzt Hut und Hund!! (Man schlage bei Freud nach!) Umgruppierung in den Tanzsaal, allgemeine Aufregung, nur kein Stuhl.

Schäferin in Blumenkleid mit wippendem, bebändertem Hute; neu betonte Körperformen, teilweise durch Papierpolsterungen ergänzt (sehr empfehlenswert für Journalistinnen!), schwellende Hüften verändern beim Tanzen bedenklich die Form, Tänzer weiß seinen Kopf nicht anders unterzubringen, als ihn unter den Schäferhut zu stecken!

Tänzerin Tatjana Barbakoff tritt auf, tanzt auf russisch und indisch, fortschreitende Entblößung, schließlich Bauchtanz, . . . alles dreht sich um den Bauchnabel!

Zunehmende Tanzleidenschaft der Massen, zwischen Hutfransen lockert sich sonderbares Haargelock. — *Marie Zabler*

Den Abschluß der Kongreßtage bildete der abendliche Empfang beim **Rechtsanwalt Artur Wolff.** Auf diesem Fest erholten sich die Kongreßteilnehmer so merklich, daß sie erst durch das Aufziehen der Vorhänge und hereinbrechende Tageslicht zu bewegen waren, das „bis auf den letzten Platz besetzte

Florenz, Pitti

Carl Larsson

Coll. Fayet, Beziers

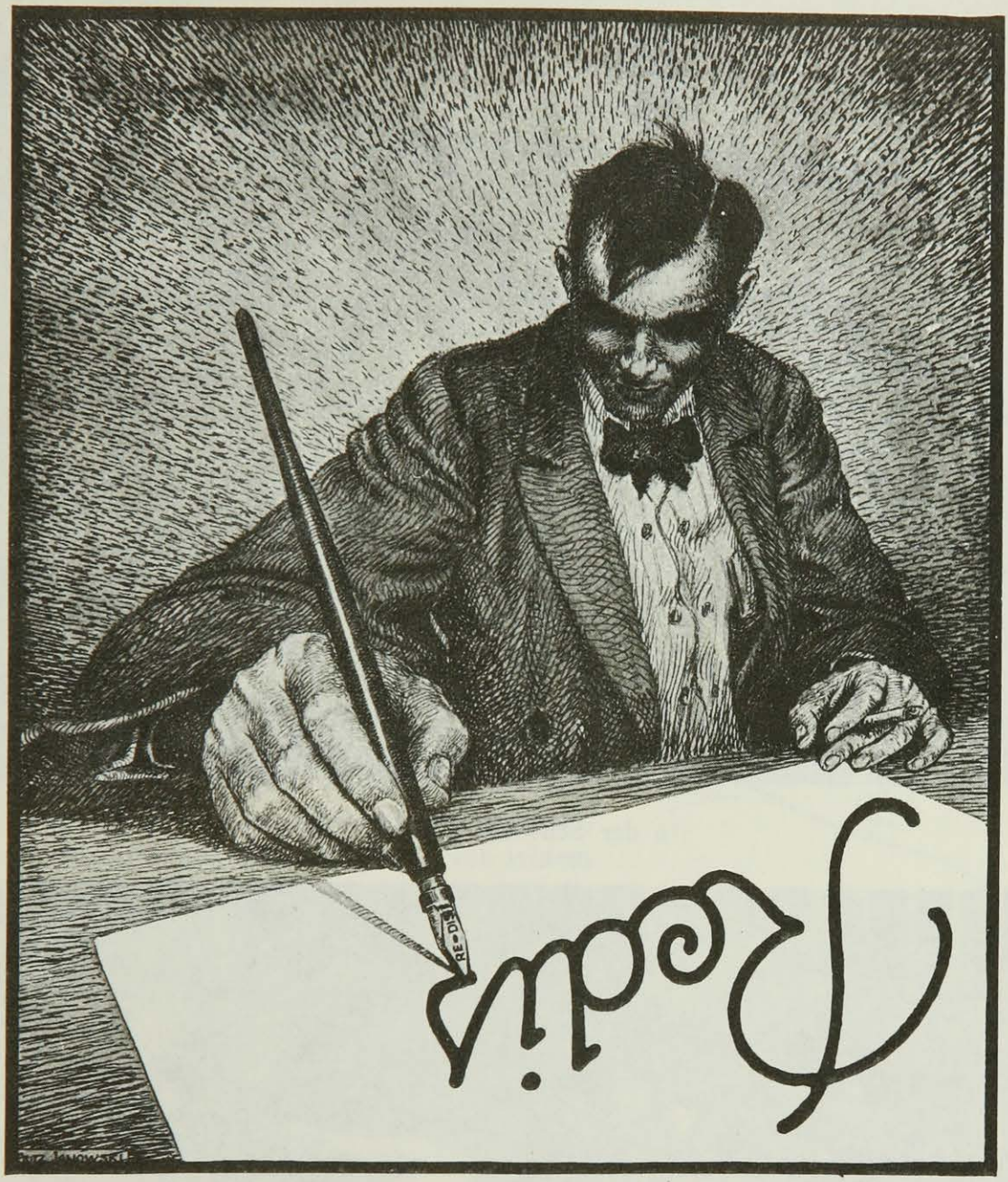
Paul Gauguin

Photo Meurisse

Der französische Rennfahrer Louet

Photo Kahnweiler

Fritz Pollak, Radfahrer



Der Redisschreiber. Lederprägung von Fritz Janowski, Berlin. 1924

Perspektive und Plastik hat Fritz Janowski in seiner Zeichnung „Der Redisschreiber" bis zum Scherzhaften gesteigert. Ganz ausgezeichnet kommt die Handstellung des Schreibers hier zum Ausdruck.

Das Schriftmuseum.

Photo Sport & Sonne

In der Schwemme

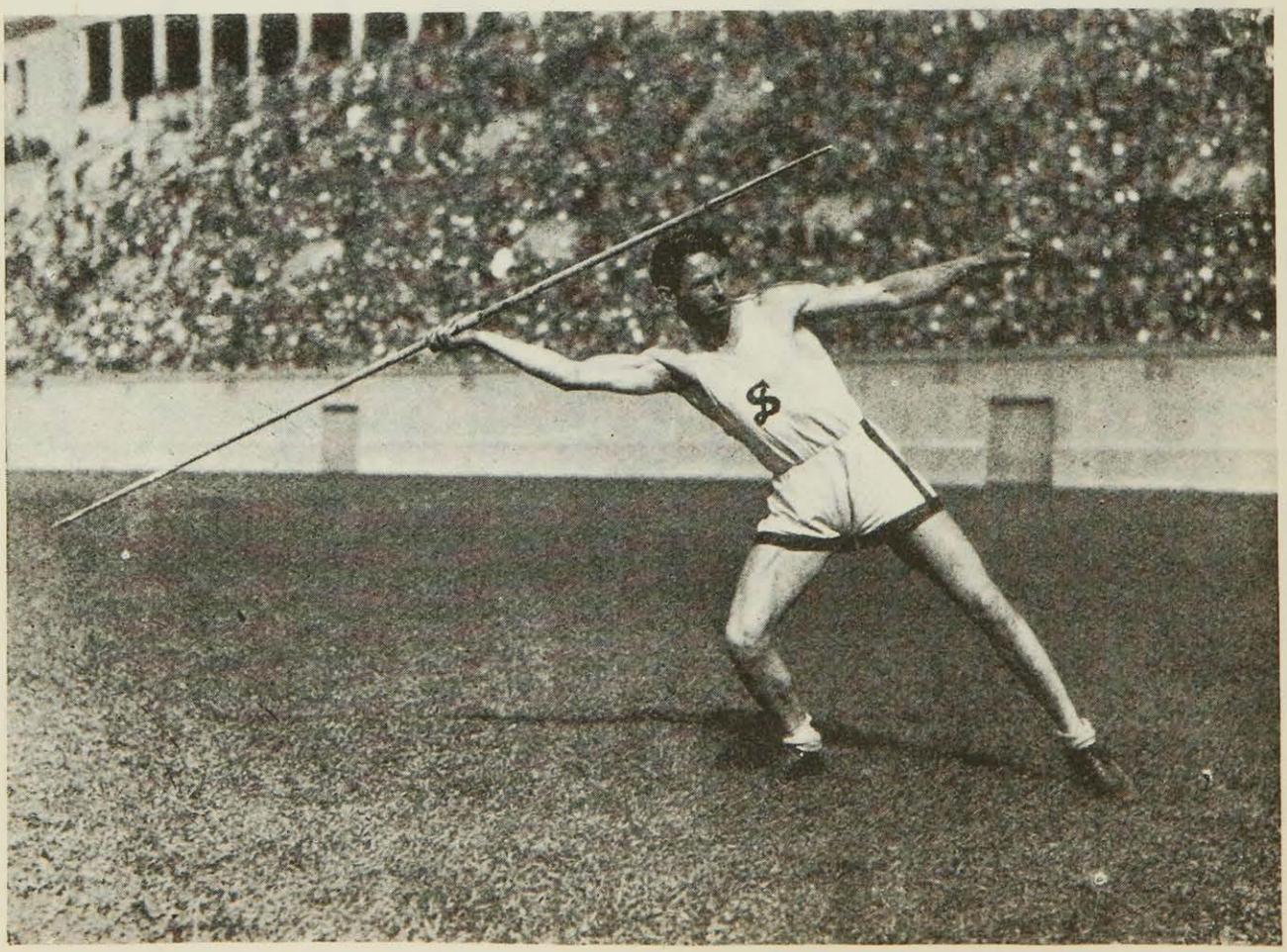


Photo Graudenz

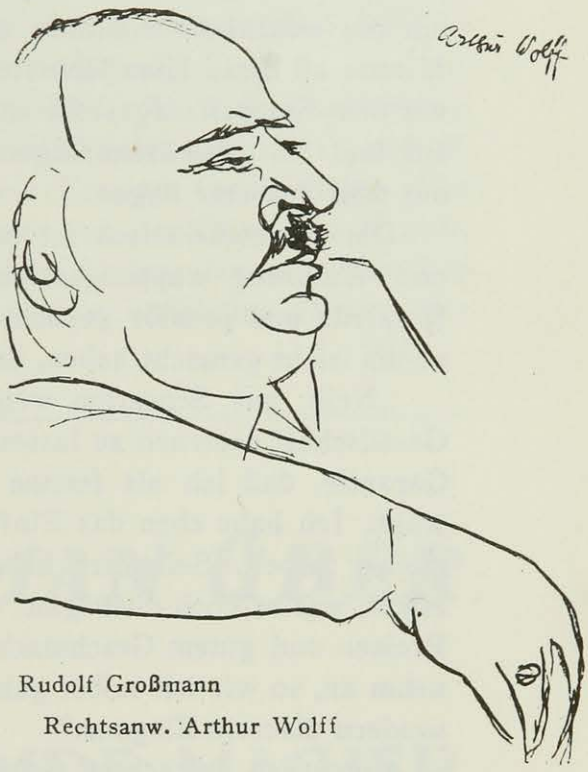
Speerwerfer

Haus", das trotz des Juni-Monats keineswegs Spuren von „Sommerdirektion" aufwies, zu verlassen. Obgleich nur die Spitzen der Diplomatie und die Prominenten der Kunst und Gesellschaft geladen waren, war die Fülle derartig, daß es einem Hochstapler gelang, sich von der Hausfrau die exquisite Porzellansammlung des Hauses zeigen zu lassen. Bis Kammersänger Clewing, der den Unbefrackten schon von anderen Festen kannte, auf ihn aufmerksam machte.

Die Stimmung auf diesem offiziellen Abend war so sympathisch gelöst, daß man selbst den „Bajazzo" des greisen Sängers Alart (Paris), der sich um zwei Uhr morgens hören ließ, nicht nur ertrug, sondern mit schallendem Beifall belohnte. *U. v. Z.*

„Kunst und Sport" auf der Gesolei. Im Rahmen der Gesolei hat Dr. Walter Cohen mit Unterstützung des Malers Fritz Burrmann und Alfred Flechtheims eine kleine Ausstellung eingerichtet, „Kunst und Sport", die sich vorteilhaft von der Düsseldorfer Kunstausstellung unterscheidet und im Gebäude derselben eine Oase bildet.

Alle berufsmäßigen Sportsmaler sind ausgeschlossen. Dagegen liehen das Rodin-Museum in Paris den „l'homme qui marche", Jean Renoir sein Bildnis als Jäger, von seinem Vater gemalt, die Nationalgalerie das „Trabrennen" von Slevogt und das Dempsey-Porträt von Ernesto de Fiori, die Kunsthalle in Hamburg die „Alsterregatta" von Liebermann, das Wallraf-Richartz-Museum das Schlittschuhläuferbild von Otto von Waetjen und die Boxerstatuette von Renée Sintenis.



Rudolf Großmann
Rechtsanw. Arthur Wolff

Aus Privatsammlungen stammen u. a.: „Ballspieler" von Henri Rousseau (Slg. Suermondt, Drove), „Polospieler" von Liebermann (Slg. Göritz, Berlin), „Der Torero" von Juan Gris (Slg. Reber, Lugano) und Bronzen von Edgar Degas, Breker und Sommer. Dann sind noch vertreten: Max Clarenbach („Golf in Nordwijk"), Robert Delaunay („Die Läufer"), Vlaminck („Freiballon"), Ringelnatz („Ballonjagd"), Manolo („Toreroterrakotten"), Nauen („Schwemmereiter"), Munch („Badeanstalt"), Cross („Regatta in Venedig"), Alfred S.-Rethel („Erich Brandl") und Grosz („Boxer").

Die Stute Baka. Im Maiheft plaudert Charly Mills über seine schönste Stute Baka. Sollte es seinem Trainer und Fahrer während der langen Bekanntschaft mit dem guten Tier wirklich entgangen sein, daß es ein Hengst war? *Friedrich Weiß, Wien VIII.*

Erweiterte Privatgarderobe. Die entzückende Gräfin Dolly Rödern hat die Liebenswürdigkeit, mich zum Frühstück zu empfangen, um mir über ihre Erfahrungen als Modekünstlerin einiges zu erzählen. Viel alter Adel wohnt in dem repräsentablen Mietshaus im alten Westen. Das junge Mädchen, das mir im Schmuck eines um den Hals baumelnden Zentimetermaßes öffnet, beweist mir, daß ich an einer Arbeitsstätte zu Besuch bin. Dann nimmt mich ein sehr adrettes Zimmermädchen mit gestärktem Häubchen in Empfang. Auch im Salon sehe ich, daß ich bei einer amüsant arbeitenden Dame bin. Auf dem Sofa liegt entzückende Pariser Wäsche, leicht hingeworfen, irgendwo ein Hütchen auf einer Vase, ein halbfertiges Abendkleid. Zwischen unzähligen Photographien von schönen Frauen, Herrenreitern, Prinzen eine ganze Batterie von Mustern neuer Parfums. Es sieht aus, als ob die Dame des Hauses fünf Minuten vor der Abreise nach Baden-Baden ihre Lieferanten empfangen hätte, um die restlichen Einkäufe zu machen, und als ob nun die Zofe in letzter Minute all diese Herrlichkeiten einpacken wird. Nur der große Paravent, der vor dem Spiegel aufgestellt ist, klärt über den prosaischen Zweck dieser Dinge auf und die geschäftsmäßigen Firmenstempel, die zwischen Geschäftspapieren auf dem Sekretär liegen.

Der Frühstückstisch ist mit Alt-Berliner Porzellanfiguren gedeckt, Silber und Weißzeug wappengezeichnet. Zwischen auserlesen zubereiteten kleinen Koteletts und preziös gekochten Karotten lobt Gräfin Dolly ihre Kunden, die es ihr leicht gemacht haben, ihr Geschäft aufzuziehen.

„Nein, aus Sensation wegen des Namens, um sich von einer Dame der Gesellschaft bedienen zu lassen, sind sie nicht gekommen. Es war vielmehr die Garantie, daß ich als femme du monde wissen muß, was die elegante Frau trägt. Ich habe eben das Einfühlungsvermögen: Das ist das Künstlerische bei meiner Arbeit. Seinerzeit habe ich mir überlegt, was ich unternehmen könnte, etwas, was es noch nicht gibt, und so wurde ich die Schneiderin, die mit kleinen Preisen und gutem Geschmack arbeitet. Ich ziehe die Damen einfach und vornehm an, so wie ich selbst gekleidet gehe. — Das Exzentrische liegt mir nicht, sondern diskrete Eleganz."

Eigentlich betrachtet Gräfin Dolly ihren Salon wie ihre stark erweiterte eigene Garderobe. „Natürlich kann ich auf diese Weise nicht, wie die großen Firmen, auf Lager arbeiten und weiß heute noch nicht, was ich im Herbst mir und meinen Kundinnen anziehen werde. Ich fahre erst im August nach Paris, um mich zu informieren. Dann bringe ich meine Modelle mit, trage sie selbst auf Gesellschaften — und dann wird es schon wieder werden. Man muß bei allem einfach die Augen zumachen und intuitiv der Sache nachgehen —: wenn man lange klügelt, geht es nicht."

„Natürlich, ganz so einfach, wie sich die Sache anhört, ist es nicht. Ich bin eine gute Hindernisreiterin, und das muß man bei diesem Metier sein, man muß dauernd Sprungkraft haben, um die Barrieren in fliegendem Satz zu nehmen. Wenn man erst Einblick in die Stärken und Schwächen seiner Kunden hat, geht es schon leichter; aber ich darf Ihnen über meine Geschäftsgeheimnisse, meine spezielle Methode, die ich natürlich auch habe, nichts ausplaudern. Nur zweimal bin ich in der Zeit, seit ich arbeite, enttäuscht worden. Au fond ist

jeder Kunde gut, und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ist das Gute ja leicht herauszuholen."

„Mir persönlich macht das Arbeiten sehr viel Spaß, und ich weiß nicht, was ich anfangen würde, wenn meine Verhältnisse sich durch ein Wunder auf einmal änderten. Arbeiten ist ein Verhütungsmittel, damit das Zünglein an der Wage nicht allzusehr nach der Vergnügungsseite kippt. Schließlich ist es ja auch nichts Außergewöhnliches."

„Wie ich meinen Salon gegründet habe? Ich bin mit einem plötzlichen Elan nach Paris gefahren, ohne jemanden um Rat zu fragen, habe dort eingekauft, was mir gefiel. Sehr viele Dinge haben mir die Leute dort, die entzückend zu mir waren, in Kommission mitgegeben, ohne mich weiter zu kennen. Dann bin ich nach Berlin zurück und habe einfach gesagt: Das habe ich! So, nun kauft Kleider bei mir! Die Kunden sind auch gekommen, ohne gêne, auch die Kaiserin Hermine, die ich kannte, als sie noch Carolath hieß. — Sie sehen, für eine Dame ist das alles gar nicht so schwer."

Gräfin Dolly Rödern hebt die Frühstückstafel auf. Auch die Stachelbeer-Torteletts und der Wein haben dem gräflichen Modesalon alle Ehre gemacht. Zigaretten werden aus einer Attrappe, einem zur Kassette verarbeiteten alten Bucheinband, gereicht, und ich verabschiede mich von der Dame des Hauses, die sich um ihr Geschäft kümmern muß, noch mit Lieferanten zu verhandeln hat, bevor sie ihren Modesalon verläßt, um bei dem offiziellen Diner einer Botschaft als Dame der Gesellschaft zu brillieren. *F. D.*

So urteilt man über

ROBERT R. SCHMIDT

DER FREMDE MAGIER

Alexander Bessmertny:
Gar nicht schüchterner, aber naiver Dilettantismus des Nichtschreibenkönnens, grob, überdeutlich und ohne Nuancen.
(Juniheft des „Querschnitt")

Max Brod:
— Doch noch mehr vom Geiste Kubins spürt man in der kleinen Erzählung, in der Kubin selbst in seinem „Cape von undefinierbarer Farbe" als Magier höchstpersönlich auftritt und die Welt eines Schweizer Hotels bei beginnender Nachsaison in die seltsamsten Melancholien des Verfalles, der Vertierung, der Versumpfung umzaubert . . . Mit behaglichem Gruseln, oft auch tief erschreckt, dann wieder zu merkwürdig besinnlichem Humor aufgestachelt, durchblättert man dieses Tagebuch eines modernen Höllen-Breughel, in dem Ulk und Entsetzen so dicht aneinander grenzen.
(Prager Tageblatt vom 19. 6. 1926.)

In Halbleinen
4 Mark

MERLIN-VERLAG G. M. B. H. / HEIDELBERG

Sport.

Von *George F. Salmony.*

Weltrekord!!! Sekundenmord!!!
Auf Aschenbahn! Im Aeroplan!
Im freien Stil! Im Vorhandspiel!
Mit Schuß ins Tor! Mit Schlag auf's Ohr!
Auf der Matte! Ueber die Latte!
Mit Nasenlänge! Und Hasenmenge!
Und Ueberwurf! Am Toto-Turf!
Am 5ten Grün! . . . Benzin!
Nein! Nein!!! Nicht Spleen!

Denn unterdessen in der höheren Lehramtskandidatur
Untersucht man weiter und unentwegt jene Spur,
Die da verheißet, man findet ein Schema,
Mittels dessen das altchaldäische Trema
Wird in kausalen Zusammenhang gebracht
Mit dem Datum der Bartholomäusnacht . . .

Wenn in Cannes
Die Wills und „Suzanne"
Netzbälle knattern,
Dann schnattern
Zur gleichen Zeit
Bis in Ewigkeit
400 000 Kaffeeschwestern
Wie gestern

Ueber Emma, die, trotzdem sie am Dienstag Ausgang hat,
Auch am Donnerstag muß in die Stadt,
Weil ihrem Bräutigam, seitdem er bei der Feuerwehr ist,
Der Theaterbesuch nicht zu teuer mehr ist,
Und um 2 Uhr kommt sie erst nach Haus,
Und um 7 Uhr kann sie natürlich nicht raus.
Und sie hat daher schon etwas Neues in Aussicht,
Denn so was duldet sie in ihrem Haus nicht!

Und wenn 16 schlanke, junge Athleten
Von Oxford und Cambridge die Boote betreten
Und Fervor das Handikap gewinnt
Und die Coppa in Mailand beginnt
Und Paolino Phil Scott besiegt
Und Udet von Rom nach Sidney fliegt
Und Stuhlfaut Harders Torschuß hält
Und auf der Welt
Ueberall eine Generation
Ueberall einer Mutter Sohn

Ohne zu plärren
Sehnen zerren
Ohne Bedenken
Glieder verrenken
Ohne zu zucken
Zähne spucken
Ohne zu klagen
Schmerzen tragen
Ueberall eine Generation
Ueberall einer Mutter Sohn
Ueber Mucker lacht und trainiert und siegt
Und Muskeln und braune Arme kriegt
Jeder Sohn
jeder Nation
jeder Generation!
Ist das nur Sensation?

Krampf. Grimmigkeiten, vom Arbeitslosen Nr. 22 473. Die Republik muß eine verdammt hohe Meinung von meiner Intelligenz besitzen. Wäre dies nämlich nicht der Fall, würde sie mir gewiß nicht folgendes Rechenexempel stellen.

Ich erhalte Arbeitslosen-Unterstützung pro Woche . .	9,60 M.
Ich muß davon Miete bezahlen pro Woche	8,00 „
Bleibt mir für Kalorien usw. pro Woche . . .	1,60 M.
Bleibt mir für Kalorien usw. pro Tag	0,23* M.

Wenn man berechnet, daß z. B. früher die preußischen Grenadiere 27 Pf. pro Tag erhielten, so wird es mir jeder Einsichtige nicht verübeln, daß ich auch als Republikaner herzlich täuschungslos über die momentane Staatsform denke.

Vorsichtig ausgedrückt!

Die mit Recht so breite Oeffentlichkeit wird es gewiß interessieren, zu erfahren, wie ich mit diesen 23 Pfennigen (siehe Fußnote!) die Befingerung der Realitäten realisiere.

Kunststück!!

Erwin Rosen Carlé legt in seinem „Der deutsche Lausbub in Amerika" allen, die im „Krampf" leben, bzw. noch leben werden, nahe, sich folgende Erfahrung einzuprägen:

> „. . . Und geht es einem noch so schlecht . . . das letzte Geld darf doch niemals in den Magen wandern, sondern muß auf den äußeren Menschen verwandt werden! Der saubere Rock ist stets die Brücke zu den Dingen des Lebens. Er gibt äußere Gleichberechtigung mit jedem Menschen. Wer sich den sauberen Rock nicht bewahrt, ist ein Narr!"

Wenn ich also heute noch unter den Lebenden weile, so ist das weniger das Verdienst der Republik, als das des Erwin Rosen. Gemäß seiner Weisung bewahrte ich mir den sauberen Rock. Ergo; auch die „Brücke zu den Dingen des Lebens".

Wenigstens ein Leben, was man mit „So la la" bezeichnet!

Dieses Leben, à la So la la, steht unter der klassischen Devise, wie sie verzeichnet steht in David, Psalm CXXVII, Vers 2:

„Vanum est vobis ante lucem surgere"
(Es ist umsonst, daß ihr früh aufsteht.)

So ist es!

Dank des Umstandes, daß der Anfangsbuchstabe meines Namens im Schatten von „M" und „Sch" ein mehr zurückgedrängtes Leben führt, stehe ich erst auf, wenn der erste M . . (Meier, Meyer, Mayer, Maier oder Schulze, Schultze oder Schmidt, Schmied, Schmitt, Schmit) bereits am Kontrollschalter seinen Stempel erhalten hat.

Wodurch ich gleichzeitig ein Frühstück spare. (Wenigstens theoretisch!) Meinen Morgenimbiß, bestehend aus Kaffee (aus Kathreiner) und Brot,

* Nach oben abgerundet!

nehme ich nach streng wissenschaftlicher Methode, so wie es Horace Fletcher lehrte, ein:

Wozu ich ja übergenug Zeit habe.

Selbst auf dem Arbeitsnachweis nütze ich die Zeit des Schlangestehens mit Fletchern aus. Es hindert keinen und ist mir überaus dienlich. Spare ich doch dadurch das Mittagessen. (Wenigstens theoretisch!!) Nachdem ich endlich durch den Kontrollstempel für den Tag als Schützling der Gesellschaft legitimiert bin, sehe ich mich um, was eben diese Gesellschaft mir sonst noch bieten kann.

Als Schaukasten-Abonnent sämtlicher Ortszeitungen erkämpfe ich mir zunächst mit Ellenbogen und Erfolg Morgen für Morgen einen Platz und studiere, auf den Zehen stehend, die Blätter vom Leitartikel bis zur „Warnung: Ich komme für die Schulden meiner Frau nicht mehr auf. Fr. Kaschubeck."

Nur den — „Stellenmarkt" lese ich nicht!

Warum auch? Gesucht werden ja doch nur Provisionsreisende. (Die Schäker!) Nach dem Studium der Morgenzeitungen schlendere ich an einigen Intellektualien-Handlungen vorbei, registriere die Neuerscheinungen und kombiniere aus den Titeln der Bücher den Inhalt.

Man will doch schließlich auf dem laufenden bleiben!

Im Wartesaal II. und III. Klasse täusche ich mittels des oben zitierten sauberen Rockes — reisendes Publikum vor. Da ich über Ankunft und Abfahrt der Züge gut orientiert bin, komme ich bald in Unterhaltung und in Besitz auswärtiger Zeitungen. Habe ich erst eine, so tausche ich sie als „irrtümlich erhaltene" gegen eine andere irgendwo bald wieder um.

So bin ich denn über die heutigen Absichten, Gedanken und Gefühle der Welt im Bilde.

Ganz recht: Von Taten stand heute wieder nichts drin!

Da in mir die alten Begriffe von Mein und Dein an ihrer traditionellen Wuchtigkeit leider (!?) noch nichts eingebüßt haben, ich auch weiterhin mich noch nicht zu der „Philosophie der Tat", die bekanntlich nur die Fensterscheibe als das von den Dingen trennende betrachtet, durchgerungen habe, blieb mir nichts weiter übrig, als das zu tun, was Cato in seiner „Hauswirtschaft" als kategorischer Imperativ jedem „Pater familias" ans Herz legt. Nämlich: „Er muß fortwährend verkaufen. Dann kann gar nichts anders sein, als daß er reich wird, wenn das Geschäft nicht stockt."

Verkaufen?

Ich muß etwas verkaufen — wenn ich nicht betteln will. Betteln? Pfui Deuwel!

Dann doch lieber Kompromiß. Zwischen Betteln und Verkaufen also. —

Jetzt erhalte ich mein Leben schon einige Wochen durch Kompromisseln. Und wenn der liebe Gott mich schützt vor Schutzleuten und Konkurrenz, so hoffe ich mich noch einige Zeit damit am Leben zu erhalten.

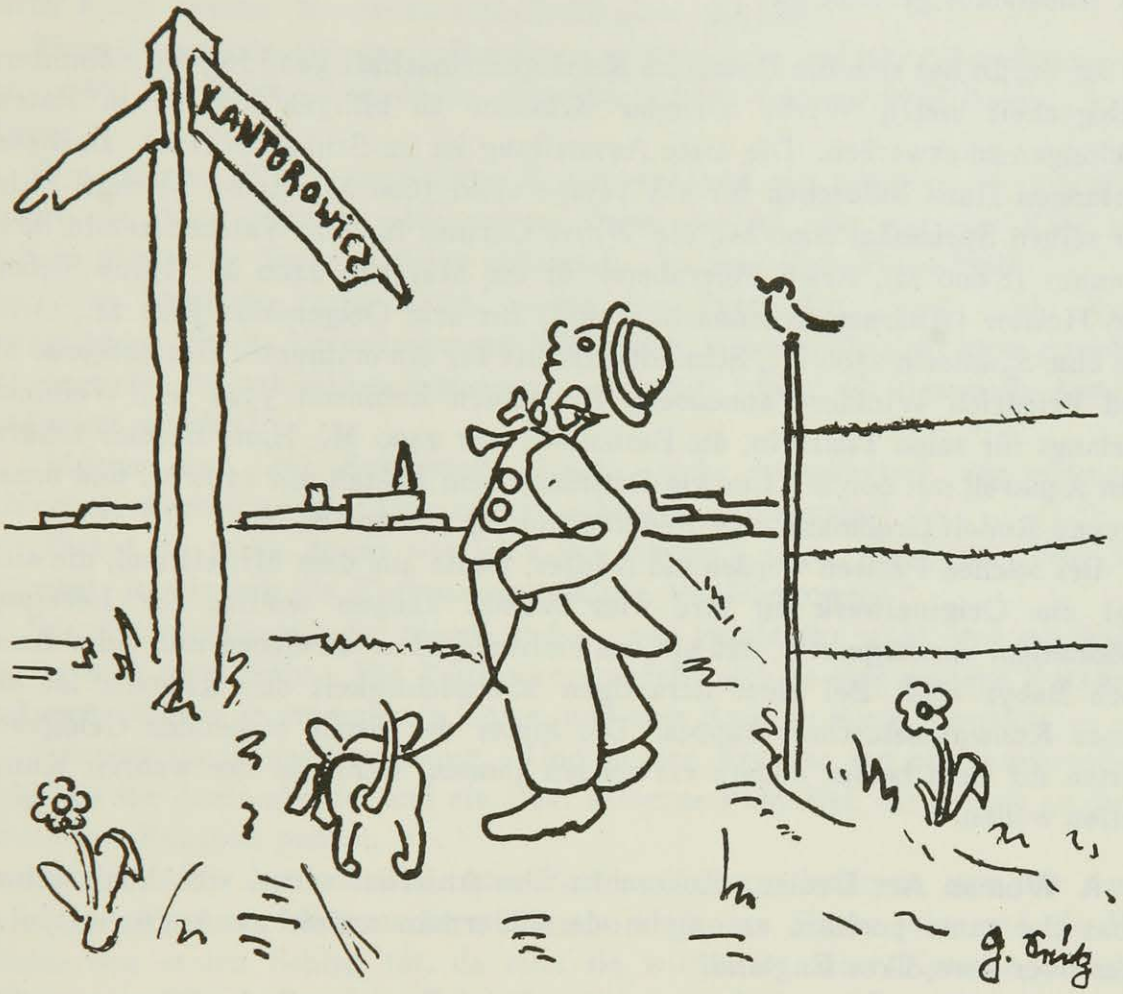
Ich male jetzt nämlich auf der Rückseite von alten Reklamekartons, die ich irgendwo aufgetrieben habe, die verheißungsvolle Eröffnung, daß hier

(das heißt, wo solch ein Karton ausgehängt ist) „Täglich frische Milch" oder „Täglich frische Landeier" oder „Täglich frische Landbutter" zu haben sei.

Dafür nehme ich dann zwanzig Pfennig.

Was ja eigentlich bessere Bettelei ist. Wiederum aber auch keine.

Kurz und gut, ich bin heute wieder in der Lage, mehr als eine Zigarette zu kaufen, ohne Schulden machen zu brauchen.



Zwar muß ich immer noch am Frühstück und Mittagessen sparen. Doch wenn ich in der Stadtbibliothek in geistigen Genüssen schwelge, so brauche ich doch nicht mehr zu befürchten, daß meine Seele derweile sich nach der Küche sehnt.

Nur das Arbeitslosen*herz* hungert nach wie vor. Und da die geizige Stadtbibliothek schöngeistige Literatur (als da sind: Dekamerone, Heptamerone, Balzac usw. usw.) nicht unentgeltlich abgibt, François Rabelais als belehrende aber doch, so habe ich mir „Gargantua und Pantagruel" mit nach Hause genommen.

Jetzt ist auch das Arbeitslosenherz satt, ganz satt . . . *est.*

Gustav Staege, Gerichtsvollzieher a. D. und langjähriger Kammerdiener S. M. Kaiser Wilhelms I., feierte am 7. Juni seinen 80. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Glaspalast. Die Dresdner Internationale Ausstellung hat München nicht schlafen lassen. — Im Glaspalast vertreten die **Internationale** der Elsässer Lucian Adrion, eine große Reihe Bilder van Goghs und Munchs, ein ganz früher und gleichgültiger Picasso, einige Vlamincks, Derains und Laurencins, die man schon oft in Berlin und Frankfurt sah, und dann Bruno Lilienforst und Seine Kgl. Hoheit Prinz Eugen von Schweden, wodurch der Ruf Münchens als Kunststadt gerettet ist. *P. S.*

In Berlin hat sich die **Deutsche Kunstgemeinschaft** gebildet, die Sammlern Gelegenheit bietet, Werke lebender Künstler zu billigen Preisen in Ratenzahlungen zu erwerben. Die erste Ausstellung ist im Schloß eröffnet. In dieser verlangen Hans Baluschek für ein Temperabild 3600 M., Ernst Bischoff-Culm für seinen Speisesaal 2000 M., die Witwe Corinth für ein Walchenseebild ihres Mannes 18 000 M., Erich Feierabend für ein Märchen 2400 M., Hans Siebert von Heister (Andreas Achenbachs Enkel) für sein Oelgemälde 3600 M., Orlik für eine Spanierin 2500 M., Schmidt-Rottluff für ein erstauntes Gesicht 3000 M. und Friedrich Winkler-Tannenberg für seinen Robinson 5520 M., Wollheim verlangt für seine Tänzerin, die Barbakoff, nur 2400 M., Hans Bremer schätzt sein Aquarell mit 600 M., Ludwig Dettmann sein Pastell mit 1200 M. und unser Freund Rudolf Großmann eine Federzeichnung mit 200 M. ein.

Bei solchen Preisen werden die Käufer, Leute aus dem Mittelstand, die sich mal ein Originalwerk an ihre vier Wände hängen wollen, ihr Lebelang abbezahlen, vorausgesetzt, daß sie das biblische Alter erreichen und beim Kauf noch Babys sind. Bei einer derartigen Kurzsichtigkeit der Künstler ist die ganze Kunstgemeinschaft kappes. Die hinter der Sache stehenden Geldgeber hätten ihr Geld besser anders verwenden können, wenn sie der wahren Kunst helfen wollen. *P. S.*

A Woman Art Dealer. Kokoschka, the Austrian artist, who holds somewhat the same position among modern German artists as Augustus John does over here, likes England.

He likes it so much that he has determined to remain for some months, he tells me, and has taken a flat in Park-lane.

As a rule, "Koko" does not care for parties, but the other night I and one or two other people were invited to meet Frau Ring, the most important woman in the art-dealing world in Europe.

Not Highbrow. The chief partner in Cassirer's, Berlin's biggest private picture gallery and art dealing firm, Frau Ring's knowledge and judgment of pictures, both ancient and modern, has given her a tremendous reputation throughout Europe.

Frau Ring surprised me by her youth, her good looks and her fashionable clothes. I had expected a woman much more of the highbrow, doesn't-matter-what-I-look-like type.

Over here, where she is at present on a short picture-buying expedition, she has many friends, including Sir Charles Holmes, director of the National Gallery. *(The Daily Cronicle, London)*

Aschenbrödel. Es war einmal ein armes, kleines Mädchen, das lebte mit seiner bösen Stiefmutter und seinen beiden Halbschwestern zusammen, und alle drei waren sehr grausam zu ihm. Und man nannte es Aschenbrödel, weil es die Asche auskehren und alle grobe Arbeit tun mußte. Den ganzen Tag mußte das arme Mädchen arbeiten, und nie durfte es in Gesellschaft gehen oder sonst irgendein Vergnügen haben, und infolgedessen wurde es natürlich durch einen akuten Minderwertigkeitskomplex gehemmt.

Eines Tages nun gab der Prinz einen großen Ball, und die Stiefmutter und die beiden Stiefschwestern waren eingeladen, aber Aschenbrödel ließen sie zu Hause.

Wie sie nun so vor dem kalten Kamin saß und ein bißchen vor sich hinweinte, da stand plötzlich eine schöne Dame vor ihr, die war von Kopf bis Fuß in glänzende Seidenschleier gekleidet. Es war ihre Paten-Fee!

„Dein Unglück, mein Kind," sagte die Paten-Fee, „sind deine Verdrängungen. Deine Verdrängungen haben dich, wenn mich nicht alles täuscht, zu einer psychopathischen Introvertin gemacht. Bist du eigentlich jemals analysiert worden?"

„Mutter und die Schwestern lassen sich fortwährend analysieren," schluchzte Aschenbrödel, „aber mir erlauben sie es niemals."

„Siehst du wohl, genau wie ich's mir dachte," sagte die Fee. „Was du brauchst, ist einfach die Freimachung deiner Verdrängungen."

Die Fee winkte mit der Hand, und — was glaubt ihr wohl, was geschah! Ja, ihr habt ganz recht. Ein Kürbis verwandelte sich in eine goldene Kutsche, und sechs Mäuse in stampfende Rosse, und eine Ratte in einen Kutscher — — als Beispiel für Wunscherfüllung. Und in der Kutsche lag ein prachtvolles Ballkleid für Aschenbrödel und ein Paar gläserne Pantoffel, die gerade an ihre niedlichen Füßchen paßten.

Und so fuhr Aschenbrödel zum Ball und tanzte immerzu nur mit dem Prinzen. Aber um Mitternacht mußte sie wieder zu Hause sein, und als die Glocke den ersten Schlag tat, da eilte sie wieder zu ihrer Kutsche zurück. Aber in der Eile verlor sie auf der Treppe einen gläsernen Pantoffel.

Nun war aber der Prinz selbst kein gewöhnlicher Freudianer, und so ging er mit dem Pantoffel zu dem Hof-Psychoanalytiker und erzählte ihm all seine Träume und alle Schrecken, die er in seiner Kindheit erlebt hatte und all seine Fehlleistungen und Phobien, um die Verbindung zwischen Aschenbrödel und seinem Unterbewußtsein herauszufinden.

Und der Hof-Psychoanalytiker saß die ganze Nacht auf und kabelte nach Wien und kam schließlich zu dem Resultat, daß der Pantoffel für seine Trägerin zu groß gewesen sein müßte, sonst hätte sie ihn nicht verloren.

Und der Prinz suchte überall im ganzen Lande bei Hoch und Niedrig nach dem Mädchen, dessen Fuß zu klein war für den gläsernen Pantoffel, und als er schließlich Aschenbrödel entdeckt hatte, da war er ganz außer sich vor Freude.

Und er sagte: „Liebes Aschenbrödel, willst du meine Prinzessin sein?"

Aber Aschenbrödel wollte nicht ja sagen, weil sie doch einen Minderwertigkeitskomplex hatte. Da sagte der Prinz: „Ich weiß schon, was los ist. Du magst mich nicht. Und das wundert mich auch gar nicht. Ich bin

nur ein ganz gewöhnlicher Prinz, und ich habe immer Angst, meine Untertanen werden eines Tages herausfinden, wie dumm ich eigentlich bin."

„Oh," rief Aschenbrödel, „du hast ja auch einen Minderwertigkeitskomplex!"

„Ja natürlich," sagte der Prinz. „Liebstes Aschenbrödel, werde doch meine Prinzessin, dann können wir unsere Komplexe zusammen sublimieren."

Ottomar Starke

Und so heirateten sie sich und sublimierten glücklich miteinander ihr ganzes Leben lang, aber die böse Stiefmutter und die bösen Stiefschwestern waren so eifersüchtig, daß sie ausgesprochene psychopathische Neurotikerinnen wurden mit jeder nur erdenklichen Art von Psychose und Neurose und Acidose und Metempsychose.

(Saturday Evening Post)

Seinen 50. Geburtstag feierte unser Freund und unfreiwilliger Mitarbeiter Major a. D. *Benno v. Stülpnagel,* und zwar auf der Fahrt von Sundsvaal, Nordschweden, nach Rotterdam, wohin er mit einem Kistenkargo unterwegs war. Stülpnagels Betätigungsgebiet zur See waren die Finnischen Schären. Seine Lieblingsidee ist das Reklameschiff. Der Major hat seine Jugend mit derartig viel Grazie und Risiko verlebt, daß wir uns auf erhebliche Windstärken seiner vieillesse verte freuen können. — *Peter Michael Groß,* George Großens Erstgeborener, blickte am 22. Juni auf den ersten Monat seiner Existenz zurück. Der Knabe, der Peter nach Peter dem Großen und Michael nach dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch genannt wurde, hat jenen Monat mit soviel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken der weiteren freuen.

Frau Dachdeckermeister Hecht zu ihrem 50. Geburtstage ein dreimaliges Hoch, daß es auf der Kreisstraße schallt und in Aschersleben widerhallt. Sie wird sich doch nicht lassen lumpen. Mehrere Bekannte.

(Ztg. f. d. Kreise Aschersleben, Quedlinburg-Calbe-Mansfeld.)

Wassily Kandinsky lebt seit 30 Jahren in Deutschland und feierte neulich seinen 60. Geburtstag. Die Feier seines Jubiläums war der Stadt Braunschweig (!) vorbehalten, die eine Ausstellung im herzoglichen Schloß veranstaltete. — **Max Jacob,** der Heilige, Dichter und Maler, feierte in Saint-Benoit an der Loire am 10. Juli seinen 50. Geburtstag.

Beide haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Das Bildnis Paul Cassirers (das um Weihnachten 1925 entstand) von *Mopp,* der dem Verblichenen menschlich nahestand, erscheint demnächst in kleiner Auflage als Original-Lithographie im Verlag der Galerie Flechtheim.

Das Bulletin de la vie artistique in Paris schreibt: *„Der Querschnitt, de Berlin* (numéro de mai). D'intéressantes illustrations, en surabondance, de Rudolf Grossman, et d'après Renoir, Henri Rousseau, Dunoyer de Segonzac, Herbin, Grosz. Sans parler de reproductions photographiques où le nu féminin est étalé sans que la pudeur allemande s'en alarme, ce qui pourrait servir de leçon aux hypocrites pudibonds de chez nous."

Le Peintre Mitropa. L'Exposition des œuvres récentes de Kokoschka le plus grand peintre *"mitropa"*, dont la fantaisie cherche des thèmes de Venise à Madrid et de Prague à Avignon, vient d'avoir un retentissant succès à la Galerie Caspari, de Munich. *L'art vivant.*

Kunstankäufe des französischen Staates. Der französische Staat hat vom 1. Januar bis 31. Dezember 1925 77 Bilder angekauft. „Comoedia" vom 26. Mai druckte die ganze Liste ab, für die hier der Raum fehlt. Sie ist wirklich reizend. Außer je einem Bilde von Friesz, Girieud, Lurçat und Peské findet sich auf ihr nicht ein Maler von Rang. Dafür eine ganze Reihe dilettierender Damen und Maler, von denen man weder in noch außerhalb Paris jemals gehört hat. *Dr. Otto Grantoff.*

Carl Sternheim 1917 gestorben. Dummes Gerücht und Geschwätz, mich betreffend und ausgehend von Feinden, dem Querschnitt nahstehend, solches veranlaßt, Ihnen für Ihre Leser bekanntzugeben, daß böswillige Erfindung ist, ich sei 1917 g e s t o r b e n und ein mir leiblich und geistig gleich sehender Bruder setze unter meinem Namen Arbeit, endgültig vor fast zwei Jahrzehnten begonnen von mir, fort. Beifall deutscher Zeitgenossen zu heischen, entrückt mich verständnisvollerer Anerkennung dauernd. Schicksal Großer zu teilen kommt Großem zu. Tröstend unsterblichen Kollegen Heine deutsches Los.
2. Juli 1926. *(Einges. Carl Sternheim)*

Das im **Juniheft** abgebildete Frauenbildnis von *Felixmüller* ist auf der Internationalen Ausstellung in Dresden ausgestellt.

DAS AUSLAND

I. FRANKREICH

Mais le geste! Dieses französischste aller Worte steht im Cyrano de Bergerac. Cyrano wirft irgendwem einen Beutel mit Dukaten zu, ein Freund macht ihn darauf aufmerksam, daß das sein letztes Geld war. Cyrano antwortete: „Oui, mais le geste!"

Ich stand unter dem Arc de Triomphe. Das Grab des unbekannten Soldaten ist darunter. Eine einfache Bronzeplatte: *„ICI REPOSE UN SOLDAT FRANÇAIS MORT PENDANT LA GUERRE 1914—1918."* Schlicht. Eine ewige Flamme brennt, die aus einem Benzinreservoir gespeist wird. Ein großer Blumenkranz mit der Trikolore liegt vor dem Grab. Sehr offiziell.

Der Triumphbogen ist mitten in der Stadt, ein Verkehrszentrum. Ständig gehen Passanten an dem Grab vorbei. Männer nehmen den Hut ab und grüßen es. Frauen bleiben manchmal einen Moment stehen, Fremde stehen länger da. Irgendein Garde d'honneur ist auch in der Nähe.

Eine alte Dame in tiefer Trauer kommt vorbei und bleibt einen Augenblick stehen. Der Garde d'honneur, ein junger Soldat, nähert sich dem Grab. Ein paar Leute sammeln sich an. Alles wartet. Was kommt jetzt? Der junge Soldat beherrscht die Situation. Sein Blick umfaßt alles. Neugierige, Dame in Trauer, Grab. Er beugt sich nieder, pflückt eine Blume aus dem Kranz, überreicht sie mit einer Verbeugung der Dame in Trauer und spricht: „À la plus grande, la Mère!"

Auch die alte Dame hat für die Sachlage Verständnis. Würdig nimmt sie die Blume entgegen. Man unterdrückt ein dringendes Verlangen, zu applaudieren und da capo zu rufen. — Ich hätte jede Wette eingehen können, daß die Trauernde nicht Soldatenmutter, sondern sagen wir Witwe war oder ihre Schwester verloren hatte.

Opernkreuzung. Ich sitze vor dem Café de la Paix. Das ist Paris, das ist die ganze Welt. Wenn Sie im Café de la Paix sitzen und warten, treffen Sie jeden Menschen, den Sie irgendwo irgendwann kennengelernt haben. Sie müssen nur lange genug warten. Autos aus allen Windrichtungen, Ströme von Menschen. Ein netter Polizist, der bescheiden am Rand des Gehsteigs steht. Elektrische Läutesignale. Der Polizist gibt das Haltezeichen. Die Autos stehen. Die Fußgänger gehen in demselben Bummeltempo, in dem sie über die Boulevards schlendern, über die Straße. Niemand beeilt sich. Sie sind mitten im Verkehrschaos doch gut aufgehoben. Eine alte Dame zögert einen Augenblick, bevor sie die Straße betritt. Der Polizist von der anderen Straßenseite stürzt auf sie zu, reicht ihr den Arm und geleitet sie über die Kreuzung. Es war vollkommen überflüssig: die alte Dame war rüstig und gut zu Fuß; es war vollkommen überflüssig: kein Pariser Chauffeur rührt sich, solange auch nur ein Passant die leiseste Absicht zeigt, die Straße zu überqueren. Mais le geste!

Pariser Polizisten und Pariser Chauffeure verdienen ein Denkmal. Ich will ihnen eines errichten. Können Sie es fassen? *DER PARISER CHAUFFEUR WEICHT DEM FUSSGÄNGER AUS.*

Der Pariser Polizist: Beim Étoile wird es kritisch. Hauptsächlich für die Chauffeure, denn der Fußgänger geht ohne Nervosität seiner Wege, voll schönen Gottvertrauens, denn jeder Chauffeur beherrscht seinen Wagen so, daß ihm, dem Fußgänger, nichts geschehen kann. Der Chauffeur hat es aber nicht leicht. Von zu viel Straßen kommen Autos, nach zu verschiedenen Richtungen rollen sie. Mit dem Strom von Autos, die aus dem Bois de Boulogne kommen, schwimmt ein Citroën, eine Dame am Volant. Sie möchte auch über den Place de l'Étoile. Vorderhand stoppt sie nur. Die Autos weichen aus und fahren vor. Verbessert hat sie die Situation nicht. Endlich reißt ihr die Geduld. Sie winkt liebenswürdig, aber energisch den Polizisten heran. Der kommt und salutiert. Ein paar Worte hin und her. Ein hilfloses Achselzucken der Dame. Und der Polizist gibt ein umfassendes Halt!-Signal. Eine Trillerpfeife verständigt den Kameraden auf der anderen Seite des Platzes. Auch er stoppt den ganzen Verkehr. Kein Auto mehr am großen Place de l'Étoile. Langsam und vorsichtig überquert ihn die Chauffeuse. Lächelt dankbar dem Polizisten zu.

Viele Autos mußten warten. Kein Chauffeur fluchte, keiner lachte. Mein Taxiführer wendet sich um und sagt lächelnd:

„Mon Dieu, elle ne s'y entend pas trop bien, mais elle se donne de la peine!"

Der Polizist sah darin keinen Grund, eine Amtshandlung zu begehen.

Trude Lorwick.

*

Sowjet-Rußland in Paris. Es wurde festgestellt, daß die Saison de Paris wirklich nicht glänzend gewesen, aber dennoch hat Jean-Cocteaus „Orpheus", der nicht mit dem der Ida Rubinstein zu verwechseln ist, einen großen Erfolg gehabt. Ob Meierhold, der berühmte russische Regisseur, der gerade in Paris sich aufhielt, „Orpheus" gesehen hat, ist ungewiß, denn er hielt sich hauptsächlich in der Comédie Française und im Odéon auf. Ihm imponierten die pompösesten, akademischen Aufführungen, und als man ihn fragte, welches Stück ihm von allen, die er gesehen, am besten gefallen habe, antwortete er: „L'Arlésienne!"

Vor kurzem bestellte die Sowjetregierung bei einem Pariser Photographen ein farbiges Klischee von Delacroix' „La Liberté sur les Barricades", jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Trikolore, die auf diesem Bild des Louvre figuriert, durch die rote Fahne ersetzt werde.

II. AMERIKA

Erwiderung: Unter der Ueberschrift „Das Ausland: Amerika" bringen Sie in Ihrem von mir sehr geschätzten Magazin ein Gespräch zwischen zwei Studienkollegen. Dieses Gespräch bedarf eines Kommentars. Woraus hervorgeht, daß es an sich wohl stattgefunden haben kann und — wie der Schreiber versichert — täglich Hunderte von Malen geführt wird. Was soll sich nun der Deutsche denken, der es liest? Zwei Möglichkeiten gibt es nur. Entweder

meint der Leser — und ebenso die Herren, die es veröffentlicht haben — der Durchschnittsamerikaner sei so dumm, daß er zu einem weniger stumpfsinnigen Gespräch nicht fähig wäre; oder er sei so sorglos und auch sorgenlos, daß alles für ihn „great fun" ist: die Heirat, seine Frau und seine Kinder. Sie selbst zeigen in dem dem Gespräch folgenden Absatz, wie außerordentlich anspruchsvoll die Amerikanerin ist. Sie ist es nicht nur als junges Mädchen, sondern stellt auch an ihren Ehegatten die allerhöchsten Anforderungen an Leistung in bezug auf ihre Garderobe und ihr Vergnügen. Um so sorglos zu sein, was die zweite mögliche Erklärung darstellt, ist der Durchschnittsamerikaner wohl ein zu guter Geschäftsmann. Sprechen Sie mit ihm über business, so werden Sie seine Ansichten anhörenswert finden: ebenso werden Sie stundenlange Diskussionen über Sport mit ihm führen können. Dieses Thema wird zwar in Deutschland als Hauptgesprächsstoff nicht für vollwertig erachtet, der Unterzeichnete möchte jedoch in Frage stellen, ob für den nationalen Wohlstand eines Landes das dramatische Theater, die Literatur und die Kammermusik zusammen nur halb so viel bedeuten wie der Sport. Jedoch dieses Thema steht nicht zur Diskussion.

So interessiert der Amerikaner über business im allgemeinen sprechen wird, so einsilbig wird er werden, wenn Sie ihn nach seiner persönlichen geschäftlichen Lage fragen. Es paßt ihm nicht, sich in die Karten sehen zu lassen, weder geschäftlich noch privatim. *Das ganze angeführte Gespräch ist nichts weiter als eine gedankenlose Höflichkeitsrederei und entspricht haarscharf unseren genau so geistvollen Gesprächen über das Wetter,* wenn wir mit dem Betreffenden nichts anderes zu reden haben oder reden wollen.

Ganz im Gegensatz zu Ihnen bin ich der Meinung, daß der Deutsche aus diesem Gespräch viel lernen kann. Es zeigt, daß der Amerikaner stets die freundliche, frohgestimmte Seite seines Charakters nach außen zeigt, ganz gleichgültig, wie ihm in Wirklichkeit zumute ist. Diese typische Eigenschaft entspricht dem ewigen Lächeln des Japaners, das der Europäer so sehr bewundert. *Dipl.-Ing. Heinr. Hirschfeld.*

Der fünftgrößte Industriezweig. Nach genauen Schätzungen kommt sofort nach der Filmindustrie als fünftgrößtes Umsatzgebiet das Bootleggen. In den größeren Zeitschriften, die auch nur ein bißchen fortschrittlich gesinnt sind, werden jetzt regelmäßig die Preise für die verschiedenen Alkoholika angezeigt. Im Juni wurden folgende (sehr gefallene) Kurse notiert (für eine Kiste mit zehn Flaschen):

Scotch (good)	$ 55	Benedictine	90
Scotch (hazard)	48	Benedictine (bad)	72
Rye (good)	115	Absinthe (Swiss)	90
Rye (no good)	80	Brandy (good)	84
Champagne (good)	90	Chartreuse	72
Gin (good)	42	Crème de Cocoa (imp.)	60
Cordials (mixed case)	75	Crème de Menthe	60
Beer and Ale	unchanged		

Die Zerstörung von beschlagnahmtem Alkohol hat sich zu einer erheblichen Arbeit ausgewachsen und verlangt eine ernsthafte Betrachtung der Kosten, also meldete Captain Frederik E. Kerby von der Zollinspektion und forderte von dem Prohibition Departement die Anschaffung einer Steinzermalmmaschine an, um Zeit und Arbeit zu sparen. Mit drei Unterbeamten und fünfzehn Arbeitern könne er nicht mehr als 8500 Flaschen Whisky oder 10 000 Flaschen Bier im Tag zertrümmern, während er mit einer Steinzermalmmaschine mindestens 10 000 Whisky mit einem Kostenaufwand von nur 4 Cents pro zehn Flaschen kaputt machen könne. Durch das Werfen der Flaschen an einen Felsen würden die Arme seiner Leute so steif, daß sie am andern Tage immer nichts leisten könnten. Champagnerflaschen mit einem Hammer zu zerklopfen sei so schwierig und gefährlich wie Werfen mit Handgranaten. Außerdem explodiere immer der Inhalt einiger Bierflaschen, die Folgen könne man sich leicht ausmalen. *(New York Times)*

Das Chorus Girl Hotel (wichtig für Revuelibrettisten). Die Häuser 12 und 14 rue Duperre, Paris, in denen früher der vor Jahren vom Reo. F. A. Cardew gegründete Klub für weibliche Theaterangehörige war, sind jetzt von einer englischen Gesellschaft unter Führung von Edmund Heisch gekauft worden. — Englische und amerikanische Fräuleins, die im Chor engagiert sind oder mit einzelnen Gesellschaften nach Paris kommen, können dort billig wohnen. Eine große Anzahl amerikanischer Mädchen haben sich bereits in Pension gegeben. Reo. F. A. Cardew hält jeden Sonntag Gottesdienst ab.

(Aus der Theater- und Filmzeitung „Variety")

Schöne Literatur. Die freie Carnegie-Bibliothek von Allegheny in Pennsylvania verzeichnet bei der Bekanntgabe ihrer Neuanschaffungen unter der Abteilung „Schöne Literatur" folgende Werke: Bloem, W. S. Die Seele des Kino. Hammet, C. E. Wie werde ich ein Athlet! Tilden, W. T. Der Sinn des Tennis. Wegener, A. B. Die Wiedergeburt der Kirche. *W. B.*

Diesem Heft liegt ein **Prospekt des Verlages Ferdinand Hirt** in Breslau bei, in dem auf geeignete Bücher für die Reisezeit, insbesondere nach den südlichen Ländern und das Mittelmeer, hingewiesen wird.

Die bildliche Ausstattung des Prospektes läßt ihn als besonders beachtenswert erscheinen.

KAFFEE HAG

Auch Kinder
dürfen ihn jederzeit trinken

EINGEGANGENE BÜCHER*)

Autobummel. Verlag Dr. J. Schröder, Tegernsee.

BARBUSSE, HENRY: *Kraft.* 3 Novellen. Verl. Die Schmiede, Berlin.

BAUDOUIN: *Psychologie der Suggestion und Autosuggestion.* Sibyllen-Verlag, Dresden.

BECHER, JOHANNES R.: *Maschinen - Rhythmen.* Verlag Die Schmiede, Berlin.

BENN, SIR ERNEST E. P.: *Bekenntnisse eines Kapitalisten.* Verlag F. Bruckmann, A.-G., München.

BÖHME, FRITZ: *Der Tanz der Zukunft.* München, Delphin-Verlag.

BUBER, MARTIN: *Reden über das Judentum.* Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

CASSIRER, ERNST: *Kants Leben und Lehre.* Paul Cassirer, Verlag, Berlin.

CROCE, BENEDETTO: *Dantes Dichtung.* Uebers. Julius Schlosser. Zürich, Amalthea-Verlag.

Der unbekannte Dostojewski. Herausgegeben v. RENÉ FÜLÖP-MILLER u. FRIEDRICH ECKSTEIN. R. Piper & Co., Verlag, München.

FLAKE, OTTO: *Die Unvollendbarkeit der Welt.* Verlag Otto Reichl, Darmstadt.

FRANCÉ-HARRAR, ANNIE: *Die Ehe von morgen.* R. Voigtländer, Verlag, Leipzig.

GALSWORTHY, JOHN: *Die dunkle Blume.* Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.

GOLDSCHMIDT, KURT WALTER: *Buddha und Dionysos.* Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Engel & Toeche, Berlin.

GRIMMELSHAUSEN, HANS JAKOB CHRISTOPH v.: *Ewigwährender Kalender.* Verlag Albert Langen, München.

Kaspar Hauser. Augenzeugenberichte u. Selbstzeugnisse. Herausgegeben von HERMANN PIES. Robert Lutz, Verlag, G. m. b. H., Stuttgart.

HEISE, CARL GEORG: *Lübecker Plastik.* Verlag Friedrich Cohen, Bonn.

KEYSERLING, GRAF HERMANN: *Unsterblichkeit.* Verlag Otto Reichl, Darmstadt.

KIRCHER, RUDOLF, London: *Engländer.* Frankfurter Sozietätsdruckerei.

Klassiker der Erotischen Literatur. Herausgeg. v. WALTER PETRY. Verlag Die Schmiede, Berlin. — 1. Band: DIDEROT, DENIS: *Die Nonne.* — 2. Band: PETRONIUS: *Begebenheiten des Enkolp.* — 3. Band: ARETINO, PIETRO: *Italiänischer Hurenspiegel.* PALLAVICINO, FERRANTE: *Der geplünderte Postreuter.* — 4. Band: *Altitaliänische Liebesnovellen.* — 5. Band: CREBILLON DER JÜNGERE: *Tanzai und Neadane* oder *Der Schaumlöffel.*

MARSCHALL, WILHELM: *Aus Shakespeares poetischem Briefwechsel.* Verlag Dr. Herbert Großberger, Heidelberg.

MICHEL, WILHELM: *Martin Buber, sein Gang in die Wirklichkeit.* Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Kochs Sprachenführer. Führer durch die deutsche Sprache. Dr. WASSERZIEHER, H. ROSNER. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin.

MEDICUS, FRITZ: *Die Freiheit des Willens.* J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

MOLO, WALTER VON: *Im ewigen Licht.* Verlag Albert Langen, München.

MUSCHLER, REINHOLD CONRAD: *Der Weg ohne Ziel.* Verlag Fr. Wilh. Grunow.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

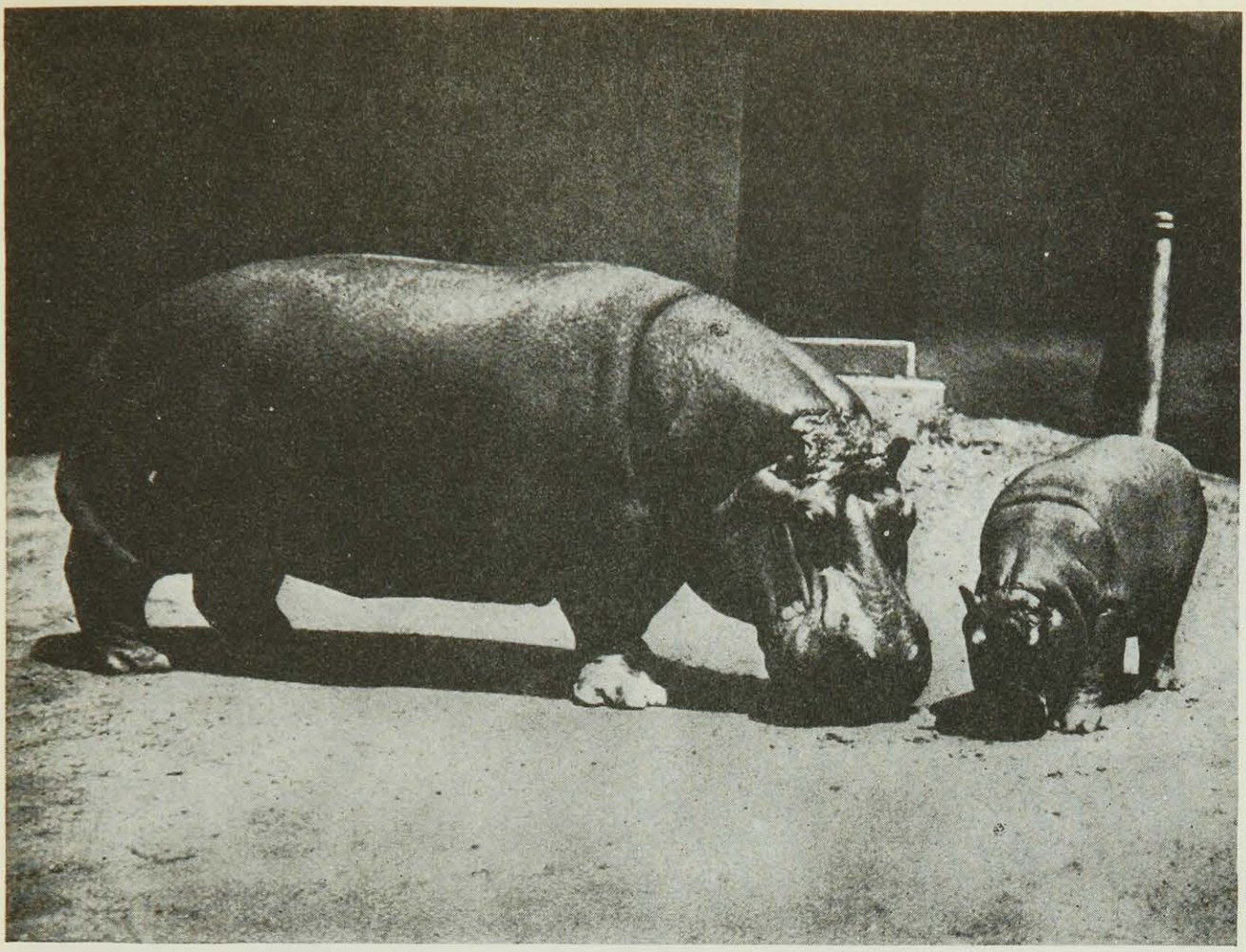


Photo Acme

Nilpferdbaby im Zoo Washington

Wide World Photo

Um die Murmel-Meisterschaft

Die Païva als Nacht. Deckengemälde von Baudry

Die Preise!

Für die Güte bürgt der Name!

Kunst-Haus

Dahlheim

Original-Gemälde
Handzeichnungen
erster Künstler

★

Original-Werke von:

Menzel . . . von Mark 150 an
Liebermann von Mark 100 an
Thoma . . . von Mark 75 an
Corinth. . . von Mark 60 an

Berlin W
Potsdamer Straße 118b

Gentila Gürtel

machen straff
und schlank
und leicht
den Gang

★

Katalog H 3
kostenfrei!

★

J. J. Gentil G. m. b. H. **Berlin W 9**
Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)
8 separate Anproberäume / Geöffnet von 9 bis 6 Uhr

OTTO WEHLE
DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 68

BELEUCHTUNG
ELEKTR. APPARATE

Trinkt Deutschen Wein!

Europas größte Pianofortefabriken

Pianos / Flügel

Qualitätsware in jeder Preislage, solide und äußerst preiswert

Teilzahlung!

Weit über 149000 Instrumente verkauft, ein alleindastehender Beweis für die Beliebtheit unserer Instrumente

GEBR. ZIMMERMANN

27 Potsdamer Straße 27

Ein neues Buch vom Dichter des „Fröhlichen Weinbergs"

Carl Zuckmayer: Der Baum

In diesen Gedichten ist der ganze Zuckmayer: ein trotz Spott und leiser Ironie der Heimat tief verbundener heimlicher Lyriker. Hier wächst seine beste Kreszenz – 1925er Beerenauslese, die Ernte eines goldenen Dichtersommers.

Geheftet M 1.50, in Halbleinen M 2.50

In allen Buchhandlungen! Der Propyläen-Verlag, Berlin

ACADÉMIE SCIENTIFIQUE · DE BEAUTÉ · PARIS

Marque Déposée

Academie Scientifique de Beauté

Neu eröffnet

376, rue St. Honoré, Paris

Filiale: Berlin W, Kurfürstendamm 47

Telephon: Amt Bismarck 2830

Ausbildungs-Kurse unter Leitung eines Facharztes; nach Beendigung Pariser Diplome / **Schönheitspflege** nach der letzten Methode / **Spezial-Masken** zur Bekämpfung von Hautfehlern / **Kosmetische Erzeugnisse** zu Originalpreisen

Birkenwerder bei Berlin **Sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd: des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes Gebirgssee-Freibad. Alpine Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illustrierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Privatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Benutzen Sie zum Aufbewahren Ihrer kostbaren Schallplatten unsere

Schallplatten-Alben

Marke

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte

Album-Fabrik

Leipziger Buchbinderei A.G.

vorm. Gustav Fritzsche

Leipzig-R. **Berlin S 42**

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungsbedingungen

NEUE GRAPHIKEN

von

Willi Habl
Paul Geissler
Bruno Zwiener
+
Wir senden Ihnen die Blätter gern unverbindlich zur Ansicht
+

TEMMING & HEILBORN

Bocholt in Westfalen / Nordstraße 27

BZ am Mittag

Eigener Luftdienst

Was wird aus unsern Kindern?

Ratschläge für Berufswahl u. Umschulung, Nachweis von Tausenden bewährter Institute durch den

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Preis M 1.80

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag / Berlin SW 68, Kochstraße 22/26.

AUKTIONS-PREISE

BEILAGE ZUM »QUERSCHNITT«

VERZEICHNIS 1 AUGUST 1926

GEMÄLDE

American Art Galleries, New York
(Sammlung Leverhulm, zweite Abteilung)

F. Brangwyn, Stilleben . . . . . 1750 $
Burne-Jones, Rosenhag . . . . . 1300 „
F. Cotes, Porträt Lady Melbourne . 2750 „
David Cox, Krieg und Frieden . . 2500 „
Gainsborough, Porträt: Junges Mädchen . . . . . 20000 „
Goya, Porträt: Pepe Illo . . . . . 25000 „
J. Israels, Strand . . . . . 2750 „
Millais: Heringe, Heringe . . . . . 31000 „
G. Morland, Schieferbruch . . . . . 3100 „
Raeburn, Porträt: Sir Brook Booth by Bart . . . . . 6000 „
Reynolds, Venus und Amor . . . . . 5250 „
D. G. Rossetti, Dame der Gnade . 1700 „
„ Sirene . . . . . 4250 „
Sir M. Archer Shee, The Annesley Kinder . . . . . 8500 „
James Stark, Landschaft . . . . . 3700 „
F. Wheatley, Schlüsselblumen . . . . 3250 „

8. Januar 1926. American Art Galleries, New York
Versteigerung G. K. G. Billings

Millet, Flucht vor dem Sturm . . . . 2200 $
Corot, Chateau Thierry . . . . . 10000 „
J. Dupré, Landschaft mit Fischer . 12500 „
Corot, Landschaft mit See u. Ruine 11500 „
Daubigny, La Saulaie . . . . . 12500 „
Corot, Der See, Morgenstimmung . 21500 „
„ Reiter in der Landschaft . . 30000 „
Rousseau, Bosquet d'Arbres . . . . . 25000 „
Corot, Nemisee . . . . . 15000 „
Millet, Heuschober . . . . . 26000 „
Corot, La Charette de Gris . . . . . 27000 „
John Crome, Der Weidenbaum . . . 47000 „
Israels, Gute Kameraden . . . . . 8500 „
Diaz, Le Parc au Beoufs . . . . . 8000 „
Troyon, La Charette de Foin . . . . 16500 „
L'Hermitte, Aehrenleser . . . . . 5000 „

9. März 1926. Rudolf Bangel, Frankfurt a. M.
(Sammlung Heinrich Noll, Heidelberg)

Andr. Achenbach, Kutter am Strand 1150 M.
Osw. Achenbach, Nordfranzös. Küste 600 „
John Constable, Engl. Landschaft . 3500 „
Courbet, Raben im Wald . . . . . 3000 „
Corot, Waldlandschaft . . . . . 3700 „
Anselm Feuerbach, D. Sängers Fluch 1400 M.
Ed. v. Gebhardt, Christus . . . . . 1050 „
Renoir, Mädchenbildnis . . . . . 7000 „
Ed. Schleich d. Aelt., Abendliche Landschaft . . . . . 2000 „
Slevogt, Göttertafel . . . . . 6300 „
Hans Thoma, Christus predigt am See . . . . . 24000 „

15. März im Hotel de Drouot, Paris

Heinsius, Kinderbildnis . . . . . 40000 Fr.
Van Os, Stilleben . . . . . 13500 „
Diaz, Amor eine Frau neckend . 32100 „
E. Isabey, Streit . . . . . 30000 „
„ Postkutsche (Abfahrt) 45000 „
Jongkind, Schlittschuhläufer (58×72 cm) . . . . . 74000 „
Jongkind, Notre Dame . . . . . 56000 „

20. März im Hotel Drouot, Paris

Jean René Carrière, Männl. Bildnis 6000 „
„ „ „ Mutter u. Kind 7500 „

22.—23. März bei Wawra & Glückselig, Wien

Canaletto, Venezianische Vedutte 9900 Sch.
Cuyp, Kuhstall (sign. A. Cuyp) . 24000 „
Jean v. Goyen, Stadtmauern am Wasser . . . . . 10000 „
Jac. Ruysdal, Felsenlandschaft . . 15000 „
G. D. Tiepolo, Apotheose d. Herkules . . . . . 10500 „

23.—24. März. Cassirer, Berlin

Wilh. van Creutz, Stilleben . . . . . 480 M.
Rosa di Tivoli, Ital. Landschaft . . . 1600 „
Ros. Carriera, Mädchenbildnis (Pastell) . . . . . 6300 „
Jos. Darbes, Goethe (Brustbild) . . 7100 „

24.—25. März. Dorotheum, Wien

Kreuzgruppe, böhmisch um 1400 . 2200 Sch.

27. März bei Helbing, München

Defregger, Tiroler Mädchen . . . . 4900 M.
Angelo Jank, Korso . . . . . 1300 „
Kaulbach, Dame . . . . . 5800 „
Alb. v. Keller, Mutterglück . . . . . 5000 „
Lenbach, Wilhelm I. . . . . 1750 „
„ Leo III. . . . . 2680 „
Gabriel v. Max, Die Verstoßene . . 5100 „
Ed. Schleich d. Aelt., Mondaufgang in den Watten . . . . . 4800 „

Spitzweg, Belauscht . . . . . 8200 M.
„ Die Schlucht . . . . . 8100 „
„ Der Angler . . . . . 1200 „
Trübner, Mariensäule . . . . . 2200 „
Zügel, Zwei Schäfer . . . . . 3100 „

28.—29. Januar 1926 bei D. N. Seligmann, New York

Reynolds, Lady Cholmondly . . . . . 8800 $
Romney, Miß Hollingworth . . . . . 4100 „
Sisley, Untergehende Sonne . . . . . 2400 „
Monet, Frühlingslandschaft . . . . . 2000 „
Fontin-Latour, Versuchung . . . . . 2300 „

7. Mai. Hotel Drouot, Paris.

Manet, La filette blonde . . . . . 31000 Fr.
„ Polichinelle (das Bild kaufte Claude Lafontaine auf der Vente Faure 1878 für 2000 Fr. und verkaufte es 1919 für 50000 Fr.) . . . . 420000 „
„ L'Odalisque couchée, Aquarell . . . . . 10000 „
„ L'homme au chapeau, haut de forme . . . . . 25000 „
Matisse, Groupe de jeunes filles . 59000 „
Renoir, Le ferme (Käufer Perls, Berlin) . . . . . 56000 „
Marie Laurencin, La balerine . . 10000 „

26. April bei Christie, London

Hogarth, Porträt Mr. Mildnay . . 100 Guin.
Tizian (angeblich), Porträt der Schwester Karls II. (Herzogin Maria von Palma), brachte 1855 ebenfalls bei Christie 1 £ 11 sh und wurde von Lord Rothschild gekauft . . . . . 1050 „
Reynolds, Amor und Psyche . . 180 „

6. Mai bei Sotheby & Co., London

Antonio Moro, Porträt Mary Tudor 5000 £
Tizian, Porträt Philipps II. von Spanien . . . . . 600 „
van Dyck, Porträt James I. . . . . 490 „
Romney, Porträt einer Marquise . . 3200 „
„ Porträt Master Teunant . . 1700 „
Reynolds, Im Wald schlafende Kinder 3100 „

10. Mai. Hotel Drouot, Paris

Puvis de Chavannes, Un Espagnol 12600 Fr.
Thanlow, Eglise . . . . . 9700 „
Memling-Schule, Männerporträt . . 12000 „
Claude Lorrain, Landschaft . . . . 10000 „
Perugino, Madonna . . . . . 8500 „

10. Mai. (Samml. Bischofsheim) London

François-Hubert Drouais, 2 Porträts (1766 und 1767), zus. . . 13050 Guin.
Nattier, Großes Porträt eines Herzogs . . . . . 12000 Guin.
Antonio Moro, Porträt: Elisabeth v. Valois (Königin von Spanien) . . . . . 11000 „
(Dieses Bild brachte 1846 bei der Auktion des Kardinals Fesch 574 Fr. und 1863 bei der Auktion des Reverend Walter Davenpert Bromley 3775 Fr.)
Boucher, Vertumnus u. Pomona 2100 „
Mme. le Brun, Porträt: Mme. Du Barry . . . . . 1000 „

11. Mai 26 bei Rudolf Bangel, Frankfurt a. M.

Anselm Feuerbach, Bei der Kupplerin . . . . . 18000 M.
Hans Thoma, Wiesenlandschaft mit Ziegenherde . . . . . 12700 „
Hans Thoma, Junimorgen . . . . . 11400 „
Auguste Renoir, Landhaus mit Obstgarten . . . . . 12000 „
Courbet, Der Wasserfall . . . . . 5400 „
Liebermann, Selbstbildnis . . . . . 5500 „
„ Garten am Wannsee . 2600 „
Carl Spitzweg, Rastender Pilger . 5000 „
„ „ Gähnender Klausner 3000 „
Cézanne, Landschaftsstudie . . . . 3500 „

19. Mai. Hotel Drouot, Paris

Derain, Paysage . . . . . 7700 Fr.
„ la Servante . . . . . 5100 „
Monticelli, Scène dans un parc . 4900 „
Picabia, Danseur espagnol (Aquarell) . . . . . 2500 „
Renoir, l'Allée d'arbres . . . . . 4500 „
Denoyer de Seganzac, Nu d'homme 17100 „
Ingres, Porträt de Mme. Cavé . . 136000 „
„ Porträt de M. Cavé . . . 126000 „
Délacroix, Aigre au repos . . . . 25000 „
„ „Arabes assis" et „Scène maroquaine", 2 Aquarelle . . . . . 20500 „
Boucher, Pastorale . . . . . 20000 „

21. Mai. Hotel Drouot, Paris

Drouais (zugeschrieben), Le petit dessinateur . . . . . 126000 Fr.
Pater, le bain . . . . . 435000 „
Romney, Porträt Mrs. Margaret Morton Pitt mit ihrer Tochter 450000 „

27. u. 28. Mai. Galerie Georges Petit, Paris (Sammlung Warneck. Gesamtertrag: 8 775 000 Fr.)

Dirck Bouts (ca. 1500), Männerporträt . . . . . 900000 Fr

Unbekannter Meister (15. Jahrh.), La Legende du Jongleur et du St. Vou de Lucques . . . . . 112000 Fr.
Unbekannter Meister, Hl. Jungfrau mit Kind (Schätzungspreis 30000 Fr.) . . . . . 300000 „
Brouwer, Landschaft am Abend 380000 „
Frans Hals, Th. Schrevelius . . . 300000 „
„ „ Das lachende Kind 312000 „
„ „ Kinderkopf . . . . . 210000 „
Kalf, Küchen-Interieur . . . . . 195000 „
Van Dyck, Jan van den Wouwer 185000 „
Rembrandt, Titus (der Sohn Rembrandts) . . . . . 620000 „
„ Greisenkopf . . . . . 300000 „
„ Lachender Artist . . 260000 „
„ Alter Rabbiner . . . 200000 „
J. Ruisdael, Der Hügel . . . . . 145000 „
Corot, Die blonde Gascognerin (brachte bei der Vente Corot 520 Fr.!) . . . . . 180000 „
Bonington, Auf dem Adriatischen Meer . . . . . 170000 „
Tiepolo, Entwurf zu einem Deckengemälde . . . . . 116000 „

7. Juni 1926 bei Bignon und M. Leger in Paris

Boilly, Männerporträt . . . . . 3000 Fr.
De Jonch, Winterlandschaft . . . . 7000 „

3. u. 4. Juni 1926. Galerie Georges Petit, Paris (Sammlung D u t e s t a)

Boucher, Kopf einer jungen Frau (Aquarell) . . . . . 50000 Fr.
Drouais, Porträt d'Hérault de Séchelle . . . . . 435000 „
„ Porträt du comte de Nogent . 601000 „
Maurice Quentin de Latour, Porträt der Mme. Rouillé de l'Estang . . . . . 1000000 „

16. Juni. Hotel Drouot, Paris (13 Bilder von Corot)

Corot, „Les quais marchands de Rouen" . . . . . 162000 „
„ „Entré du parce de Saint Cloud ves 1823" . . . . . 155000 „ (Käufer: Schoeller. Dies kostete 1875 bei der Vente Corot 240 Fr.)
„ „Voisinlieu, près Beauvais, maisons au bord de l'eau" 1875: 2080 Fr.) . . 141000 „

16. Juni. Paris (Sammlung P i e r r e D e c o u r c e l l e)

Renoir, Porträt: Monet . . . . . 225000 Fr.
Toulouse-Lautrec, Danseuse en scène . . . . . 221000 Fr.
„ scène . . . . . 221000 „
„ Portr.: Alfred lar Guigne . 88000 „
Daumier, Le liseur . . . . . 100000 „
Monticelli, Landschaft . . . . . 50000 „

29. Juni. Frankfurt a. M. bei Rudolf Bangel

Daumer, Drei Studienköpfe . . . . 7800 „
Grütener, Mönch . . . . . 2550 „
Max Liebermann, Spinnerinnen (1886) . . . . . 108000 „
Max Liebermann, Reiter am Meer
„ „ Der Esel
„ „ Wannsee (1925) 3400 „
Hans Thoma, Sonnenuntergang am Rhein . . . . . 6800 „
Waldmüller, Marokko-Landschaft . 4600 „

2. Juli bei Hugo Helbing, München

J. S. Ruisdael, Landschaft . . . . . 3000 M.

GRAPHIK

Januar 1926. American Art Galleries, New York American Art Galleries, New York (Aus der Sammlung L e v e r h u l m e)

Cruikshank, Sommernachtstraum . . 1150 $
J. Downman, Dame in Weiß mit Mütze 8000 „

23. März bei Sotheby & Co., London

J. L. Forain, Laloge de la danseuse (Lithog. 1. Zust.) . . . . . 28,10 £
Goya, Los desastros de la guerra (kompl. 1. Ausg.) . . . . . 42,— „
Dégas, femme nue (Lith. Nr. 1) . . 30,— „
„ C'est fini (Rad. 1. Zust.) . . . 96,— „
Gauguin, Tahietierin (Holzschnitt) 30,— „
Renoir, Le chapeau épinglé et la baigneuse (Lith. Probedr.) . . . . 40,— „
Toulouse-Lautrec, Le sommeil (Lithogr.) . . . . . 36,— „
J. L. Forain, Le prévenu et l'enfant (Rad.) . . . . . 68,— „
C. Meryon, Le petit pont (Rad. 2. Zust.) . . . . . 120,— „
C. Meryon, L'Abside de Notre Dame (Rad. 4. Zust.) . . . . . 250,— „
Millet, La grande Bergère (Rad. einz. Zust.) . . . . . 45,— „
Rodin, Victor Hugo (2. Zust. von 7) 100,— „
„ „ „ (2. Zust. von 8) 155,— „
Rops, Elles (kompl. Serie 10 Bl.) . . 37,— „

24. März bei Cassirer-Helbing, Berlin

Menzel, Kircheninneres (Gouache) . 3400 M.
„ „ (Aquarell) . 1700 „
„ Kopf eines alten Mannes (Bleistift) . . . . . 3200 „

Menzel, Dudelsackpfeifer (Aquarell) 3200 M.
„ Dame im Schleier (Bleistift) 320 „
Ludwig Richter, Fischer im Kahn (Aquarell) . . . . . 1020 „
Hans Thoma, Säckingen am Rhein (Federzeichnung) . . . . . 500 „
Max Klinger, Frauenkopf (Kreide) 370 „

29. April im Hotel Drouot, Paris

Rembrandt, Der Mann mit Kette und Kreuz (2. Zust.) . . . . . 3500 Fr.
Zorn, Madame Armand Dagot (Rad., Probedr. auf Japan) . . . . . 9200 „

26.—27. April 1926 bei Hollstein & Puppel, Berlin

Lucas Cranach d. Aelt., Johannes d. Ev. mit Kelch in der Linken . . . 205 „
Dürer, Madonna m. d. gewickelten Kind (Kupferstich) . . . . . 280 „
Dürer, Jungfrau m. d. Birne (auf Papier m. d. Anker im Kreis) . . 1700 „
Dürer, Hieronymus im Gehäus (Kupferstich) . . . . . 1420 „
Dürer, Melancholie (Kupferstich) . . 2200 „
„ Der kleine Courier (Kupferstich) . . . . . 450 „
Dürer, Apokalyptische Reiter (Holzschnitt v. 1511) . . . . . 220 „
Dürer, Heimsuchung (Holzschnitt, Probedr. auf Papier mit d. hohen Krone) . . . . . 455 „
Dürer, Mariä Verehrung (Holzschn., Probedr. auf Ochsenkopfpapier) . 335 „
Rembrandt, Selbstbildnis mit Feder (Rad.) . . . . . 300 „
Rembrandt, Verkündigung an die Hirten . . . . . 400 „
Rembrandt, Zinsgroschen . . . . . 110 „

26. u. 27. April bei Sotheby & Co., London
Englische Graphik

David Y. Cameron, Ben Ledi (Rad.) . 500 £
(Wohl der höchste Preis, der für ein Blatt eines lebenden englischen Radierers bezahlt worden ist.)
David Y. Cameron, Gamrie . . . . . 305 „
„ „ „ Der Teich . . . . 200 „
„ „ „ North Porch (2. Zustand) . . . . . 175 „
David Y. Cameron, St. Laumer, Blois (3. Zustand) . . . . . 195 „

6. Mai 1926 bei Sotheby & Co., London

Debucourt, Palais Royal (Probedruck von der Schrift) . . . . . 500 Guin.
Debucourt, La Promenade publique (2. Zustand) . . . . . 195 „
Debucourt, Le Menuet (3. Zust.) 195 „
Janinet, l'Indiscrétion (1. Zust.) . 120 Guin.
Smith, Rurral amusement
Rustical employment . . . 115 „
Saint-Aubin, Revue de troupes (Aquarell) . . . . . 370 „

8. Mai im Hotel Drouot, Paris
(Drucke des 18. Jahrhunderts)

Moreau, L. J., 12 Drucke (12. Lieferung vom Monument du Costume 21200 Fr.
Costumes parisiens, 550 Stück . . 2600 „
Fragonard, L'Escarpolette . . . . 1400 „
Janinet (nach Robert), Colonade du Palais Medici . . . . . 2700 „
Morland, Rustic Ease . . . . . 2200 „
„Fisherman" et „Smugglers" . . . 1900 „
Watteau, l'Embarquement pour Cythère . . . . . 1000 „

11. Mai. Hotel Drouot, Paris

Millet, le retour des Champs (Gravure-sign.) . . . . . 19600 Fr.

21. Mai. Hotel Drouot, Paris

J. Ward (nach Hoppner), Children bathing, farbig . . . . . 24000 Fr.
Janinet, Le baiser de l'amour (v. d. Schrift) . . . . . 6000 „

15. u. 16. Juni bei Fr. Muller, Amsterdam
(Handzeichnungen alter Meister)

Rembrandt, Houtewael b. Amsterdam . . . . . 22000 fl.
Rembrandt, Schlafender Löwe (Federzeichnung) . . . . . 22000 „
Bosch, Versuchung eines Sterbenden . . . . . 12200 „
Brenghel d. Aelt., Watermoren . . 5400 „
„ „ „ Bauer (Skizze) 5300 „
Quentin la Tour, Selbstporträt . . 4100 „
Veronese, Frauenskizze . . . . . 11200 „
Delacroix, Schlacht bei Dreux . . . 1500 „
Van Dyck, Hl. Sebastian . . . . . 3800 „
Michel Angelo, Skizzenblatt . . . . . 4900 „
Dürer, Hl. Ottilie . . . . . 3400 „
Memling, Studienblatt m. 4 Köpfen 3300 „
Rubens, Zwei Putten . . . . . 3300 „
Alb. Cuyp, Dorflandschaft m. Mühle 5100 „

KUNSTGEWERBE UND MÖBEL

20. Januar bei Christie, London

Tee- und Kaffeeservice, Silber mit eingravierten Turnier-Sujets . . . 57,7 £
2 Miniaturenkrüge von Matthes West 1698 (Silber) . . . . . 159,6 „
1 Kandelaber, Silber (Devereux) . . 118,— „

23.—24. Februar 1926 bei Lepke-Berlin

Schrank, Hamburger Barock . . . 1150 M.
Schrank, Thüringen . . . . . 1600 „
Türklopfer (Bronze, venezianisch, ca. 1560) . . . . . 900 „
Golddose, Emaille, Louis XVI. . . . 500 „
Golddose, Genf, Emaille, 19. Jahrh. 610 „

9. Februar 1926 bei Christie, London

4 achteckige Salzfäßchen, Silber a. d. Zeit Georg I. . . . . 162 £

11. Februar 1926 bei Christie, London

6 Sessel, Mahagoni, Chippendale . . 195 £
2 Kommoden, Mahagoni, Chippendale v. Connell . . . . . 360 „

9.—13. Februar 1926. Anderson-Galleries, New York

Kommode aus Ormolu, Stil Riesener, französ., ca. 1740 . . . . . 5750 $
Sechsfaltiger Coromandelschirm, chinesisch, ca. 1700 . . . . . 2700 „
Polsterbank („Settee") aus Mahagoniholz, engl., ca. 1725 . . . . . 3700 „
Mahagoni-Eßtisch, engl., ca. 1760 . 4500 „
8 Mahagoni-Stühle nebst zugehörigem Armstuhl, engl., ca. 1755 . . 15000 „
Seidenholz-Kommode in Angelica-Kaufmann-Stil ausgemalt, ca. 1780 5800 „
Großer Armstuhl aus Walnußholz, engl., 1720 . . . . . 4250 „
Eingelegte Kommode, wahrscheinlich von Th. Chippendale selbst gefertigt, ca. 1765 . . . . . 3250 „

21. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Paravent, 3 Fächer, italienische Arbeit (17. Jahrh.) . . . . . 60000 Fr.
Hochzeitstruhe, Holz, geschnitzt (17. Jahrh.) . . . . . 25000 „
Kommode, eingelegt . . . . . 125000 „
Konsole mit Kupferverzierung (von Dubois signiert) . . . . . 50000 „

MUSIKINSTRUMENTE

7. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Chello, datiert 1721, von Dominicus Montegnuas, Venedig. — Aus dem Besitz des Cellisten Helbing (Käufer M. Caressa) . . . 231000 Fr.
Chello, von François Tourte . . . 9900 „
„ „ Marc Laberte . . . . 6100 „
Zylinder-Bureau mit Bronzen (Zeit Louis XVI. von I. H. Riesener signiert) . . . . . 120100 „
Schrank mit zwei Türen (Louis XVI.) . . . . . 113000 „

SKULPTUREN UND PORZELLAN

21. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Statuette, Nackte Bacchantin, Marmor (18. Jahrh.) . . . . . 83000 Fr.
Clodion, Nymphe und Satyr (signiert), Porzellan . . . . . 84000 „
Marin, Porträtbüste Mme. Récambier, Porzellan . . . . . 56000 „

25. Juni. Paris, Hotel Drouot

(Sammlung von Porzellanen für intimen Gebrauch, darunter 15 „Pots de Chambre".)
Kleiner Nachttopf, alt-sächsisch, mit vielfarbigen China-Dekorationen, innen ganz vergoldet . 27100 Fr.

BILDTEPPICHE

20. Februar. American Art Galleries

Mythologische Szene (17. Jahrh., flämisch) . . . . . 4500 $
Maifest (18. Jahrh., Aubusson) . . . 5300 „
„ , Allegorische Szene (17. Jahrhundert, Paris) . . . . . 3400 „
Stimme der Liebe (18. Jahrh.) . . . 4500 „
Gomband et Macé (16. Jahrh., flämisch) . . . . . 10000 „
Gomband et Macé (aus der gleichen Serie) . . . . . 8500 „
Rebekka am Brunnen (16. Jahrh., flämisch) . . . . . 9000 „
Cäsars Triumphzug (16. Jahrh., italienisch). . . . . 9000 „
Autumnus (17. Jahrh., Brüssel, Manufaktur van den Hecken) . . . . 15000 „
Sancho Berne (18. Jahrh., Brüssel) 10000 „
Le Jeu de Colin-Maillard (Aubusson) 8100 „

2.—3. März bei Lepke, Berlin

Großer flämischer Gobelin . . . . . 6000 M.

18. März bei Helbing, München

Gobelin (Verdüre), baumreiche Landschaft, Brüssel, 17. Jahrhundert, 292×495 cm . . . . . 4800 „
Gobelin, Landschaft mit Vertumnus und Pomona, Brüssel, 17. Jahrh., 250×220 cm . . . . . 6700 „

5. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Flämischer Teppich, 17. Jahrh. Alexander d. Gr. zu Pferde mit Kriegern . . . . . 43000 Fr.
Flämischer Teppich, 16. Jahrh. (Josefslegende) . . . . . 20000 „

TEPPICHE

4.—5. Dezember 1925. Anderson-Galleries, New York

Spanisch - maurischer Teppich, 16. Jahrh. . . . . 7900 $
Quadratischer Teppich, Isphahan, 16. Jahrh. . . . . 13000 „
Chinesischer Palastteppich, 18. Jahrh., ... 18000 „
Spanischer Wappenteppich, 17. Jahrh. 5000 „
Isphanteppich, 16. Jahrh. . . . . 11000 „
Medaillonteppich, Damaskus, 16. Jahrh. . . . . 16000 „
Isphahanteppich, 16. Jahrh. . . . . 29500 „
Kleinasiatischer Moscheeteppich, 17. Jahrh. . . . . 5000 „

2.—3. März bei Lepke, Berlin

Chiwa . . . . . 1850 M.

21.—23. März 1926 bei Lepke, Berlin

Großer Uschak (17. Jahrh.) . . . . . 4700 „

JAPAN- UND CHINA-KERAMIK

25.—26. Januar 1926. Auktion Lee Van Ching, Shanghai

Jadeschale, Chien Lung . . . . . 3100 $
Jadestatuette des Kuan Yin mit heil. Flasche (die zweitgrößte, bekannte Jadestatuette) . . . . . 5000 „
Krug aus einem Stück Rosenquarz 2250 „

23. März bei Cassirer, Berlin

3 große Deckel und 2 Stangenvasen, um 1700 (Japan) . . . 3700 M.
3 kleine Deckelvasen, 2 Stangenvasen (Japan, 1700) . . . . 2000 „
2 große Schalen (Japan, ca. 1700) 710 „
2 gr. Deckelvasen (China, 1700) 12000 „
1 gr. Deckelvase (China, 1700) . 1600 „
2 Wandbrunnen (China, 1700) . 4960 „
Große Schale (Ming) . . . . . 5300 „
Kuanyn, Figuren (blanc de Chine) ca. 1700 . . . . . 200—400 „
2 Deckelurnen (Blaumalerei, 17. Jahrh.) . . . . . 200—400 „

11. Februar 1926 bei Robinson Fisher & Harding, London

2 sechskantige Vasen, gelb (Kang-Shi) , , ... 1522 £

2. Februar 1926 bei Christie, London

2 sechskantige Deckelvasen (grün, blau und rot) . . . . . 430 Guin.
2 Flaschen, achtkantig (emailliert, famille verte) . . . . . 310 Guin.

BÜCHER

4. Mai 1926 bei Sotheby & Co., London

Römisches Brevier, Msc. des 15. Jahr. auf Pergament mit dreifarbigen Miniaturen . . . . 4510 Guin.
Gorpel Lectionary, deutsches Msc. d. 10. Jahrh., 4 Miniaturen, verzierte Buchstaben und Bordüren . . . . . 2050 „

15. u. 15. Mai. Bücherstube Hans Götz, Hamburg

Bremer Presse, 1. Druck . . . . . 250 M.
„ „ Dante . . . . . 130 „
„ „ Homer, 2 Bde. . . . 1000 „
Codex Aureus der Bayerischen Staatsbibliothek . . . . . 430 „
Opale, Japanausgabe . . . . . 200 „
Propyläen-Goethe in Ganzmaroquin-Bänden . . . . . 1000 „
Hundertdrucke: Westöstl. Diwan, in Maroquin . . . 130 „
„ Novalis, in Maquin . . . . . 110 „
Hebbel, Die Nibelungen, i. Maroqu. 135 „
„ Thomas Mann: Tod in Venedig, in Maroquin . . . . . 130 „

15. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Joyce, „Ulysses", 1. Orig.-Ausg. 2490 Fr.
Wilde, La Ballade de la Geôle de Reading, Luxusausg., illustriert von Danaguès . . . . . 2650 „
Boccacio, Le Decameron, 1757, 5 Bde., in rot Maroquin . . . . . 10200 „
Fénélon, Télémaque, 1734, m. Originalzeichnungen v. Oubourg . . 6500 „

19. Mai. Hotel Drouot, Paris (Schloßbibliothek de la Brède)

Michault, Doctrinal du temps présent (Lyon 1480, mit 16 Holzschnitten) . . . . . 55100 Fr.
Curtius, De rebus gestis Alexandri magni, 1545, mit Besitzerautograph v. Montaigne . . . . . 21200 „
Montesquieu, De l'esprit des loix, 8 Bde. Orig.-Ausg. 7000 „
„ Lettres persanes, 1740, 2 Bde. . . . . 3200 „
„ Le Temple de Gnide, 1796, auf Velin mit 7 Farbst. v. Peyron 4200 „

20. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

„L'Anonciation", hervorragende Miniatur der Schule Burgund, 15. Jahrh. . . . . 49000 Fr.

28. Mai 1926 bei Paul Graupe, Berlin (I. Teil)

Bremer Presse, Tacitus (Pergamentdruck) . . . . . 1200 M.
Doves-Press, Goethe, Götz mit 27 Rad. v. Corinth . . . . 210 „
„ „ Faust, 2 Bde. 500 „
„ „ Iphigenie auf Tauris (Pergamentdr.) 1050 „
„ „ Die Leiden des jungen Werther . . 950 „
„ „ Torquato Tasso . . . . 220 „

27. Mai. Hotel Drouot, Paris (durch Giraud-Badin)

Fénélon, Les aventures de Télémaque (1785), auf Velin mit 72 Kupfern nach Monnet in 2 alten roten Maroquin-Bänden 53500 Fr.
La Fontaine, Fables (1755), von Oudry illustriert, 4 alte Maroquinbände mit königl. Supra-Exlibris . . . . . 47000 „
La Fontaine, Contes et nouvelles (1762), die von Eisen illustr. sogen. Fermiers - Generaux - Ausgabe . . . . . 25100 „
Moreau et Freudeberg, Monument du Costume (1789), Maroquinbände von David sign. . . . . 16700 „
Goya, Caprichos inventados (1799) . . . . . 10000 „
Boccacce, Le Décameron (1757), 5 alte Lederbände, mit den Stichen v. Gravelot, Cochin etc. 5000 „
Dorat, Les baisers (1770), auf großem Papier, blauer Maroquin-Einband von Bozerian . . 13800 „
La Borde, Chansons (1773), mit 100 Kupfern v. Moreau l. I., 2 Bde. von Cuzin . . . . . 14800 „

29. Mai bei Paul Graupe, Berlin

G Hauptmann, Erste Gesamtausgabe, 6 orig. Pergamentbände . . 105 M.
„Die Insel" (ohne die Mappe), 3 Jahrgänge vollständig . . . . . 125 „
Lessing, Fabeln . . . . . 220 „
Marsygas (vollständig) . . . . . 56 „
Offizina Bodoni: Goethe, Das Römische Carneval 1788. Montagnola 1924. Auf Pergament . . . . . 435 M.
„ „ Michelagniolo, Poesie. Auf Pergament . . . . . 450 „
Slevogt: Benvenuto Cellini (305 Lith. Vorzugsausgabe) . . . . . 700 „
„ Cooper, Lederstrumpf, gr. Fol. . . . . 450 „
„ Cortez, Mexiko . . . . . 205 „
„ Wak-Wak (54. Lith.) . . . 600 „
„ Mozart, Zauberflöte (47 Radierungen, jedes Blatt signiert . . . . . 1500 „

AUTOGRAPHEN

17. April 1926 bei J. A. Stargard, Berlin

Andersen, l. a. s. 1½ p. . . . . 125 M.
Goethe, Albumblatt s. 1 p. . . . . 370 „
August Goethe, Albumblatt, a. s. . . 70 „
Hauff, a. Msc. s. (10½ Zeilen) . . . 86 „
Hebbel, l. a. s. (1842) 1½ p. . . . . 81 „
„ (1857) an Klaus Groth, 4 p. 205 „
E. T. A. Hoffmann, l. a. s. (mit Zeichnung) l. p. . . . . 200 „
Jean Paul (Richter), Albumblatt s. 1 p. . . . . 97 „
Scott, l. a. s. 1½ p. . . . . 70 „

31. Mai 1926 bei K. H. Henrici, Berlin

Andersen, a. Albumbl. s. 1 p. . . . . 155 M.
„ l. a. s. 1½ p. . . . . 140 „
Eichendorff, l. a. s. 4 p. Gr. 4°. . . . . 61 „
„ l. a. s. 2 p. 4° . . . . . 95 „
Freiligrath, l. a. s. 8 p. 4° . . . . . 50 „
Stefan George, l. a. s. (französ.) 2 p. 4° 87 „
„ „ l. a. s. (Kursivschrift) 2 p. Gr. 8° . . . . . 185 „
Goethe, l. a. s. (G.) 1 p. 4° . . . . . 150 „
„ l. a. (s. v. Karl August) 1 p. 950 „
Hebbel, l. a. s. 2½ p. . . . . 135 „
Heine, l. a. s. 1 p. . . . . 200 „
„ a. Gedicht . . . . . 85 „
E. T. A. Hoffmann, l. a. s. 8 1 p. . . . 90 „
Immermann, l. a. s. 8 p. 4° . . . . . 120 „
I. Kant, l. a. s. 4 p. kl. fol. . . . . 600 „
„ msc. a. 2 p. . . . . 235 „
G. Keller, l. a. s. 3 p. . . . . 150 „
Joh. Kepler, Albumbl. a. s. . . . . 480 „
Heinrich v. Kleist, l. a. s. 1 p. . . . . 360 „
Lenau, Gedicht a. s. 1 p. . . . . 155 „
(„Autographensammler")
Linné, l. a. s. 3 p. fol. . . . . 62 „

C. F. Meyer, l. a. s. 4 p. . . . . 53 M.
Mörike, l. a. s. (mit Gedicht) 2 p. . . 92 „
Platen, l. a. s. (an Jean Paul) 3 p. 4° . 62 „
Restif de la Bretonne, Mscfragm. a. 4 p. 4° . . . . . 210 „
Fritz Reuter, l. a. s. 1 p. 4° . . . . . 51 „
Sam. Richardson, l. a. s. 1 p. 4° . . . . 175 „
Schiller, Albumbl. a. s. . . . . 510 „
„ l. a. s. (Sch.) 2 p. . . . . 460 „
Voltaire, Billet a. s. 1 p. . . . . 190 „

1. u. 2. Juni 1926 bei K. E. Henrici, Berlin

Musik, Theater, Kunst

Joh. Seb. Bach, 2 Quittungen a. s. 2 p. . . . . 850 M.
Beethoven, l. a. s. 1 p. 4° . . . . . 290 „
„ Zettel aus dem Küchenbuch. 2 p. fol. . . . . 460 „
Gluck, l. a. s. 1 p. . . . . 450 „
J. A. Hasse, l. a. s. 3 p. 4° . . . . . 500 „
Jos. Haydn, Mus. Msc. a. 2 p. . . . . 160 „
Leoncavallo, Mus. Msc. a. s. 6 p. . . 70 „
Mendelssohn Bartholdy, Felix, Mus. Msc. a. („Lied ohne Worte") 1 p. . 240 „
Franz Schubert, Mus. Msc. a. s. 4 p. fol. . . . . 1100 „
„ „ l. a. s. (m. Gedicht) 3 p. 4° . . . . . 1700 „
Rob. Schumann, Mus. Msc. 3½ p. fol. 330 „
Henriette Sontag, 35 a. l. s. (150 p.) 120 „
Rich. Wagner, l. a. s. 2 p. . . . . 74 „
„ „ l. a. s. 4 p. . . . . 155 „
Ludwig II. an Wagner, l. a. s. 4 p. . 165 „
K. M. v. Weber, l. a. s. 2½ p. . . . . 94 „
Hugo Wolf, l. a. s. 4 p. . . . . 66 „
Chodowiecki, Tagebuch a. 32 p. . . . 250 „
„ l. a. s. (mit eigenhänd. Federzeichng.) 1 p. . 260 „
Albr. Dürer, Farbenrezepte aut. 4 p. 1010 „

16. u. 17. Dezember 1925 bei Giraud-Badin, Paris (Bibliothek Lang, I. Teil)

Zola, msc. a. s. 231 p. . . . . 27000 Fr.
Richard Wagner, Thèmes musicaux, msc. a. 15 p. . . . . 2100 „
Verlaine, Divorce, msc. a. 10 p. . . 2100 „
Stendhal, Le rire, msc. a. 7 p. . . 6150 „
Marquis de Sade, Dorci, msc. a. 7 p. 4850 „
Alfred de Musset, Faustine, msc. a. 21 p. . . . . 16000 Fr.
Mérimée, Eglise de St. Filiberte, 18 Blatt . . . . . 2100 „
Maupassant, Une vie, msc. a. 417 p. 68500 „
„ Bel-ami, msc. a. 436 p. 48000 „
Huysmans, La-bas, msc. a. 266 p. 33100 „
André Gide, Cahier d'André Walter, msc. a. 1943 p. . . . . 19000 „
Baudelaire, 327 pièces autographes 62000 „
„ amoenitatis belgicae, épigrammes, 35 pièces de vers autographes inédites . . . . . 13000 „

26.—30. Januar 1926 bei Giraud-Badin, Paris (Bibliothek Lang, II. Teil)

Balzac, l. a. s. 3 p. . . . . 1500 Fr.
Maurice Barrés, 8 l. a. s. 25 p. . . . 400 „
Claudel, La jeune Fille Violaine, msc. a. 48 p. . . . . 2550 „
Pierre Loti, l. a. s. 8 p. . . . . 920 „
Mme. de Maintenont, l. a. s. 2 p. . 385 „
Napoleon II. (Herzog von Reichstadt), msc. a. 24 p. . . . . 3800 „
Rimbaud, l. a. s. 3 p. . . . . 1000 „

14. Mai 1926. Hotel Drouot, Paris

Oscar Wilde, Salomé (vollständ. Manuskr.) . . . . . 135000 Fr.
Oscar Wilde, eigenh. Brief an Pierre Louys . . . . . 7000 „
Swinburn, eigenhänd. Brief an Pierre Louys . . . . . 2200 „

2. Juni 1926 bei Simon Kra in Paris

Debussy, "Hymnes", comédie lyrique, aut. s. . . . . 2500 Fr.
Debussy, "L'Enfant prodique", msc. aut. s. . . . . 5800 „
Helvetius, Notes, msc. aut. s. 7 p. . 2250 „
Mallarmé, Sonnet aut. s. 1 p. . . . . 2280 „
Marquis de Sade, Notizen für den Roman "La nouvelle Justine", 111 p. ant. . . . . 4510 „
Paul Valéry, Fragment "La Jeune Parque", msc., aut. 8 p. . . . . 7430 „

18. Juni. Paris, Hotel Drouot

Mallarmé, Les Contes indiens, eigenhänd. Msc. unveröffentlicht . . . 26000 Fr.

Dieses erste Verzeichnis greift auch auf ältere Versteigerungen zurück, um einen Überblick über die wichtigsten Auktionen des ganzen Jahres zu ermöglichen.

BAUHAUS DESSAU

leitung: walter gropius

eröffnung des instituts-neubaus im herbst.

zweck: ausbildung bildnerisch begabter menschen zu schöpferischer gestaltung im berufsgebiet des handwerks, der industrie und des baufachs.

I. gestaltungslehre: grundlehre — handwerkslehre (ziel: gesellenbrief) — baulehre.

II. versuchsarbeit für die praxis: herstellung von modellen für handwerk und industrie, hausbau und -einrichtung.

werkstätten: tischlerei, wandmalerei, metallwerkstatt, weberei, buchdruckerei (typographie, reklame, kunstdruck).

beginn des wintersemesters 1. november 1926

aufnahme in die grundlehre (für jeden obligatorisch) vom 17. lebensjahr ab. — auch ausgebildete handwerker, techniker, mechaniker, architekten werden aufgenommen. — anmeldung sofort.

lehrgebühren: grundlehre (1 jahr) pro semester 30.— aufnahmegebühr 10.—, werklehre frei.

unter gleicher direktion:

kunstgewerbe- und handwerkerschule dessau

I. baugewerkschule: preußische lehrpläne. im winter: hochbauklasse V und III.

II. maschinenbauschule: vier aufsteigende halbjahresklassen; gutes reifezeugnis berechtigt zum eintritt in das letzte semester der ingenieurschule zwickau.
(herbstaufnahme für klasse III und I, osteraufnahme für klasse IV und II.)

III. handwerkerschule: lehrwerkstätten für handwerkliche berufe. abendkurse: zeichnen, mathematik usw. fabrikwerkmeistervorbereitungskurse mit abschlußprüfung.

gewerbliche tagesklasse (jahreskursus, beginn april).

beginn
des wintersemesters der kunstgewerbe- und handwerkerschule: 19. oktober 1926
anmeldung u. schulgeldzahlung: 20.-30. september 1926. bei späterer anmeldung 10% zuschlag.

GEMÄLDE VON MARC CHAGALL

INS HERZ DER KUNST

Das vielfarbige, reichbewegte Bild des modernen Kunſtſchaffens fordert den Betrachter ſtändig zu Urteil und Entſcheidung auf. Wie kann ein haltbares Kunsturteil erworben werden? Es ergibt sich nur aus umfaſſender Kenntnis des vorliegenden Materials. Nur wer fortlaufende und vielſeitige Information genießt, ſteigert in künſtleriſchen Dingen ſeine Einſicht und Genußfähigkeit. Die „Deutſche Kunſt und Dekoration" führt das Weſentliche der Kunſtausſtellungen des In- und Auslandes vor. Sie greift Einzelerſcheinungen heraus und belegt ihr Schaffen mit ſorgfältig gewählten Proben. Sie ist eine fortlaufende Chronik und ein umfaſſendes Archiv des künſtleriſchen Geſchehens. Sie ſtellt neben die bildende Kunſt die Architektur, den Innenausbau, das Kunſthandwerk der Gegenwart und bildet ſie zu einer geiſtesgeſchichtlichen Einheit. Sie gibt in den Textbeiträgen wertvolle Anhaltspunkte zur modernen Kunſtbetrachtung. Druck und Ausſtattung leiſten Vorbildliches, ihre Abbildungen ſind techniſche Meiſterwerke. Die ganze Kulturwelt kennt die Arbeit der monatlich erſcheinenden Zeitſchrift „Deutſche Kunſt und Dekoration" (viertelj. RM. 6.—) der Verlagsanſtalt Alexander Koch G. m. b. H., Darmſtadt. (Der neue Jahrgang beginnt im Oktober.) Sie iſt ſeit einem Menſchenalter durchgeführt worden und hat für einen großen Kreis führende Bedeutung erlangt.

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 9

INHALTS-VERZEICHNIS

v Gulat-Wellenburg . . *Okkultismus eine psychiatrische Angelegenheit?*
W. Sachs . . . . . *Magnetopathie*
Benno Bardi . . . . . *Auf Stimmfang in Ägypten*
„ „ . . *Aus der Ägyptischen Suite: Bauchtanz*
Heinrich Zimmer . . . . . *Elefantologie*
„ „ . . . . . *Der Heilige und die Elefanten*
Sergej Jessenin . . . . . *Zwei Gedichte*
Michel Leiris . . . . . *Paris – Minuit*
M. Schmahl und Dr. Augusta v. Oertzen . . . . *Erblicher Dandysmus*
Viola Tree . . . . . *Londoner Typen – Was ist „Nice"?*
Felix Buttersack . . . . . *Saison-Ende bei van Dongen*
Shane Leslie . . . . . *Eton Boys*

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 2)

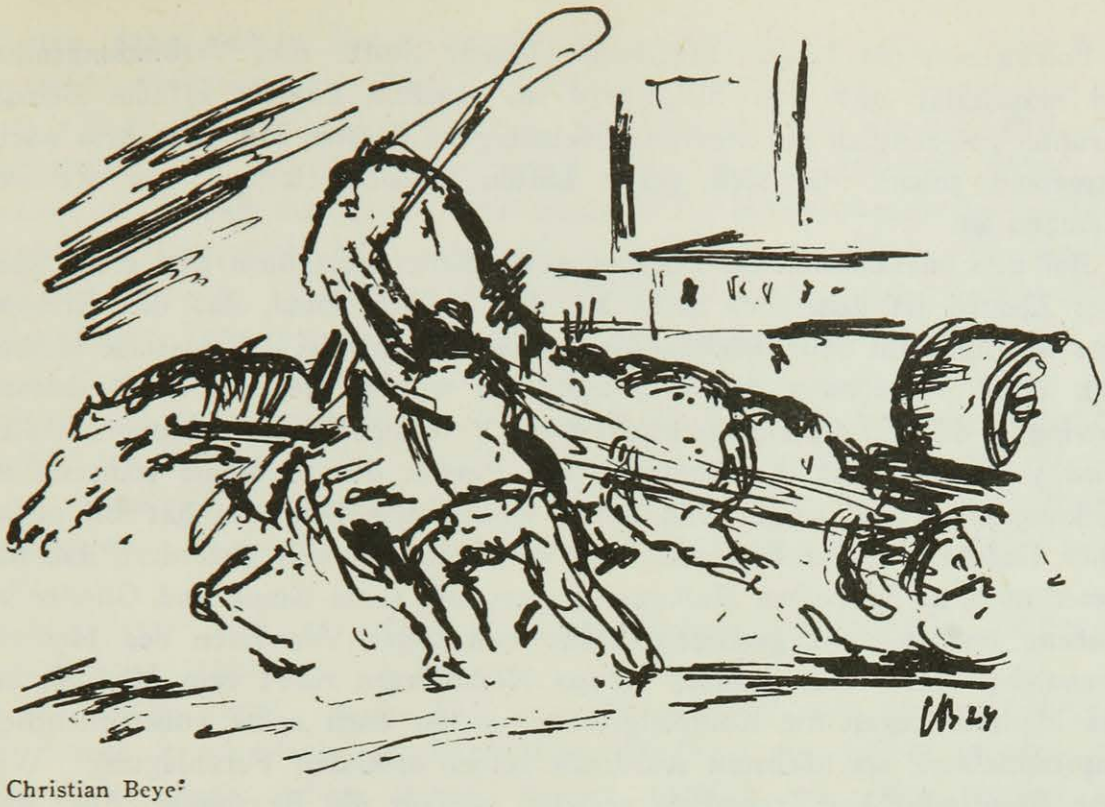
*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von André Derain

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926
MAI
OKT
SCHWARZKOPF
GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstausstellung



Christian Beye?

OKKULTISMUS, EINE PSYCHIATRISCHE ANGELEGENHEIT?

Von

v. GULAT-WELLENBURG

Der Tatsachenfrage galt bisher der Streit der Meinungen im Okkultismus — jenem Versuch, das Wissen von der Naturbeobachtung widersprechend erscheinenden Vorgängen zu einer Wissenschaft zu erheben.

Auch die Skeptiker bestreiten nicht, daß der Augenschein in Sitzungen mit gewissen Versuchspersonen, Medien genannt, teils Bildungen sehen läßt, die anscheinend aus dem Nichts stammen (Materialisationen), teils Bewegungen von Dingen erkennen läßt, die anscheinend ohne Berührung Lagerveränderung erleiden (Telekinese).

Die okkultistischen Forscher erklären solchen Augenschein als Beweis für das Vorhandensein von unserer Naturbeobachtung widersprechenden Erscheinungen. Die Gegner lehnen ihre Beweisführung ab.

Wenn und wo immer es gelang, solche „Materialisationen" im Blitzlicht zu photographieren — bei den Sitzungen herrscht Dunkelheit oder höchstens schwersichtiges Rotlicht — wiesen die Platten schwerste Anzeichen auf, daß die nüchtern registrierende Linse ein aus irgend welchen banalen Stoffen hergerichtetes Ding beäugt hatte. Hatte es bei „Telekinesen" geblitzt, so hatte die Linse Fäden oder gröbere Verbindungsmittel zwischen Medium und bewegtem Objekt entdeckt, die den Anblick bekannter Materie boten. Konnte des raschen und unvorhergesehen eintretenden Vorganges wegen nicht geblitzt werden, so war die Eigenart der Bewegung der Objekte doch dergestalt, wie wenn sie durch natürliche Verbindungsmittel bewegt würden.

Solche von der Linse aufgedeckte banale Stoffe und Verbindungsmittel und manchmal auch von Skeptikern im raschen Zugriff erfaßte Behelfe, worunter gelegentlich des Mediums höchsteigene Person, Fuß oder Arm waren, schreckten solche, die sich gerne hätten belehren lassen, von weiterem Bemühen ab.

Bei den im Okkultismus bekannt gewordenen Forschern und einer Reihe ihrer Zeugen ist dem aber nicht so. Sie bleiben dabei, daß das Ertappen eines Mediums auf Schwindelmanövern nicht ausschließe, daß dasselbe Medium auch echte Phänomene hervorbringe. Sie wollen diesen Beweis dadurch erzwingen, daß sie die Halbsichtigkeit der Vorgänge in den Sitzungen stufenweise verbessern und die Kontrolle der Person des Mediums während der Wirkungszeit verschärfen. Und dieses lobenswerte Bemühen hat mit unendlicher Geduld bis zum heutigen Tage die Sache so weit gefördert, daß man immer noch in demselben Halbdunkel sitzt und seine Sinne und Glieder zur Prüfung nur in ganz geringem Maße und unter Vorwissen des Mediums heranziehen darf. Das darüber hinaus Nichtdürfen rührt vom Medium her. Das Medium regelt die Kontrollgrenze; es hat doch seine außerordentliche Empfindlichkeit als höchsten Ausdruck seiner medialen Veranlagung! Wird diese Empfindlichkeit irgendwie verletzt, versagt die Begabung. Aber doch kam es durch den Streit im Okkultismus bis heute so weit, daß sich zwei Lehrsätze dieser Wissenschaft haben finden lassen, nämlich:

1. wissenschaftsgültige Ausschlußbedingungen von Betrugsmöglichkeiten durch Kontrolle verhindern das Eintreten okkulter Phänomene.

2. proportional der Lockerung der Kontrolle nimmt die Häufigkeit des Augenscheines okkulter Phänomene zu.

Dieses Ergebnis einer Forschung, die schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Amerika ihren Ausgang nahm, und das heute nun in Europa erreicht ist, befriedigt durchweg die Partei derer, die sich gerne belehren lassen wollten. Die okkultistischen Forscher aber befriedigt es nicht.

Es gibt Forscher im Okkultismus, die sich auf die Beobachtungserfahrungen eines Lebens berufen. Das verhindert nicht, daß auch diese in nachgewiesenen Fällen schlimm getäuscht worden sind. Also schließt selbst die berufene Erfahrung das Betrogenwerden nicht aus. Manche unter den Forschern sind gewichtige Gelehrte verschiedenartigster Disziplinen; manche, die es nicht sind, fanden für ihre Beobachtungen in den von ihnen veranstalteten Sitzungen Zeugen anerkannter Gelehrsamkeit, die jene Ungewöhnlichkeit und Unerklärlichkeit des Augenscheines bestätigen.

Dies erst hat dem Streite gerade in den letzten Jahren Bedeutung verliehen; denn auf diesen Zeugnissen wurden philosophische Spekulationen und neue Weltanschauungsversuche aufgebaut.

Nun ist man gewöhnt, daß durch variierende Anordnung wiederholbarer und modifizierbarer Experimente schließlich — und genügend Zeit dazu, sowie genügende Häufigkeit von Versuchen liegt hinter der okkultistischen Forschung — eine restlose Entscheidung einer Tatsachenfrage erreicht wird. Wenn es schon zur grundlegenden Bedingung für das Zustandekommen von okkulten Erscheinungen gehören sollte, daß die Experimentatoren im Dunkeln

arbeiten, dann gibt es Registriermethoden genug, die in jeder Phase eines Versuches nachweisen, was die Versuchsperson getan oder nicht getan hat. Auch völlige Finsternis fürs Auge im Versuchsraum ließe kinematographische Festhaltung der Vorgänge vermittelst ultravioletter Durchstrahlung des Raumes zu. Wirkte tatsächlich kurzwelliges Licht auf die Augen des Mediums entwicklungshemmend auf seine mediale Leistung, so könnte das Medium auch subjektiv im Dunkeln gehalten sein durch Tragen einer gelben Brille bei violetter Erleuchtung des Raumes. Bei solcher Anordnung sähen die Augen der Beobachter ungehindert. Endlich aber hat doch die häufige Aufdeckung der Betrugstechnik der Medien durch Blitzlichtaufnahme und durch gelegentlich überraschenden Zugriff genug Fingerzeige gegeben, daß man bei laxerer Kontrollbedingung die Wahrnehmung eines unerklärlich erscheinenden Vorganges nicht für den Nachweis des Bestehens einer okkulten Kraft halten darf.

Bei dieser Sachlage scheint es niemand mehr verständlich, warum die Entscheidung nicht gefallen ist.

Die „Forschung", d. h. das immerzu Sitzung um Sitzung Abhalten mit schon hundertfach durchgeprüften Medien, die immer wieder dieselben Vorgänge sehen lassen, dauert nämlich an. Sie werden von den Forschern immer wieder neuen Zeugen gezeigt. Dies kindliche Einerlei, daß erwachsene Menschen stundenlang im Dunkeln sitzen und nur des Lärmes wegen beliebiges Zeug plaudern oder singen müssen, einander an den Händen halten, um dann ganz plötzlich, unvorbereitet im Halbdunkel bewundern zu sollen, daß äußerst ein Meter vom Sitze des von einem Beisitzer gehaltenen Mediums entfernt ein Taschentuch oder ein Stab auf einem Tischchen in Bewegung gerät oder der Auslöshebel einer Spieluhr von Halt auf Gang gesetzt wird, wird wacker weiter gemacht. Und, o Mißgeschick! früher waren Telekinesen wenigstens dem Augenschein nach unsichtbare Ingangsetzungen von Objekten gewesen — nun aber haben, höchst interessant!, sehr raffinierte Beobachter doch erspähen können, daß solche Gegenstände von etwas undeutlich erkennbarem Körperlichen erfaßt und bewegt werden. Telekinese funktioniert also, wie man jetzt gewahr wird, auch durch „Materialisation" eines greifenden körperlichen Etwas. In der ganz finsteren Zone zwischen dem im Rotlicht liegenden, bewegten Objekt und zwischen dem ganz im Finstern sitzenden Medium erspäht man allerdings auch jetzt noch keine Verbindung. Solange solche Erfahrung neu ist, mag, wenn man unter vielen Menschen einer der wenigen ist, die über ein „Medium" verfügen, man sich erst auf ein Mittel besinnen, das diese Merkwürdigkeit näher ausdeutet. Der Stiel einer Klingel wird also heimlich rot gefärbt. Die mediale Kraft schwingt diese Klingel hörbar und sichtbar im roten Lichtkreis einer Lampe und man sieht an ihrem Griffe auch ein dunkles körperliches Etwas. Aber das Medium sitzt doch einen Meter abseits von einem Beisitzer festgehalten, ohne erspähbare Verbindung mit jener schwingenden Klingel im Finstern. Die Prüfung ergibt, am Klingelstiel fehlt Farbe, diese ist in deutlichen Abwischstreifen an der Hose des Mediums angelangt und letzte kleine Spuren der Farbe sitzen auch an seinen Nägeln. Die

theoretische Durchdringung dieser Beobachtung führt dann zur Erklärung seitens eines richtigen Gelehrten, und besagt: die zum Zwecke der Ingangsetzung der Klingel aus dem Körper herausgesandte und an ihrem Endpunkt zu einem Greiforgan materialisierte Kraft hat die Klingel am Stiel erfaßt und ist am Oberschenkel wieder in den Körper des Mediums zurückgegangen; deshalb mußte dort die Farbe an der Hose zurückbleiben Die Spuren unter den Nägeln des Mediums wurden, scheint es, bei dieser Erklärung übersehen.

Nun — warum soll nicht einmal ein Gelehrter bei einem uns anderen Menschen einfacher liegend erscheinenden Vorfall merkwürdig anmutende Gedankengänge gehen? In der okkultistischen Literatur und in den mündlichen Auslassungen ihrer Vertreter sind solche Gewundenheiten aber häufig. In Situationen, in denen jeder Laie aus spontan entstehendem innerem Bedürfnis die Sachlage durch plötzliches Hinleuchten und Zugriff endlich eindeutig zu entscheiden sich genötigt fühlte, werden gequälte Hypothesen erfunden und offenbar auch als zufriedenstellend empfunden. Die Literatur zeigt, daß diese Art des Denkens bei den inveterierten Forschern völlig zur Regel geworden ist, und selbst mehrfach zugelassene Zeugen bekunden Neigung, solche Gedankenvolten mitzumachen.

Hier liegt offenbar ein Merkmal, dessen ursächliche Aufschließung das Verständnis der bisherigen Unbegreiflichkeiten im Okkultismus klärt. Die Erfahrung ist ja nicht neu, daß der Beruf und der Umgang dem Menschen ein gut Teil seines Gepräges gibt.

Einmal kann die Art der Materie, mit der der Forschende sich beschäftigt, eine Veränderung seines Denkens zur Folge haben. Oft ist es aber auch so, daß bestimmten Gebieten des Denkens nur bestimmt vordisponierte Menschen sich zuwenden. Gewissen Gedankensystemen hat von jeher eine besonders anziehende und suggestiv wirkende Kraft innegewohnt. Es sind besonders jene, die das Gepräge des Geheimnisvollen an sich haben. Was als „geheimnisvoll" angesehen wird, ändert sich mit dem Stande der geistigen Entwicklungsstufe des Menschen.

Immer im jeweils geheimnisvoll Erscheinenden liegt die Suggestivkraft, auch zugleich Stimulanz der Phantasie. Diese veranlaßt, daß der Boden der Systematik verlassen wird. So kommt es zum Aberglauben. Bei den okkulten Experimenten hat es der Forscher mit einer äußerst vexatorischen Materie zu tun. Diesem Umstande und ihrer Tendenz das Geheimnisvolle, über unsere Sinnenwelt Hinausreichende erschließen zu wollen, ist es zuzuschreiben, daß die mit der Forschung sich intensiv Befassenden affektiv infiziert werden; die Objektivität der Betrachtung verlieren. Ordnet der Forscher aus eigenem vorbeugenden Willen die Versuche an, wartet er und seine begierigen Zeugen, denen er die Wunder vorweisen will, die halben Nächte vergebens. Das nennt man negative Sitzungen. Weist ihm aber das Medium durch letzte ausschlaggebende Aenderung der Versuchsanordnung den Weg, Phänomene zeigen zu können, dann liegt die Frage der Beweiskraft des Versuches wieder im argen.

Die mit der immer aufs neue wiederholten Mühe und Geduldsprobe sich steigernde Wunscheinstellung auf ein bestimmtes Endresultat der Forschung, woran auch Ehrgeiz sein Teil mitwirkt, spielt unbewußt jene verhängnisvolle

Franz Graf Schaffgotsch

Rolle, die dann auch solche unmöglichen Erklärungshypothesen gebiert. Wenn dem Suchenden das Ziel besonders wertvoll geworden und ans Herz gewachsen ist, wenn eine lange Jahre hindurch gehegte Hoffnung ihn sich hat hineinleben lassen in das Problem, so wird instinktiv auch schließlich alles abgelehnt, was die Hoffnung auf Erreichung des Zieles illusorisch machen konnte. Diese Denkverwandlung gerade hindert deshalb den okkultistischen Forscher auch an dem sofortigen Zugreifen da, wo jeder Unbefangene die Lösung der Frage als nur im augenblicklichen Handeln gelegen erkennt und als selbstverständliche natürliche Reaktion für notwendig empfindet.

Der okkulte Forscher rennt hinter seiner a priori gefühlsmäßig bedingten Theorie her; er versucht sie nur durch Experimente zu stützen. Sprechen aber

Ergebnisse dagegen, so lehnt er diese sich nicht einfügenden Beobachtungen ab oder denkt sie um.

Die eingehende Kenntnis der okkultistischen Literatur, auch der modernen, die sich mit hochwissenschaftlich klingenden Begriffsprägungen den Anschein gibt, ganz nüchtern Naturkräfte zu erforschen, zeigt nur zu deutlich, daß ihre Meister hinter den angeblichen Phänomenen das Wirken von Intelligenzen wittern. Dies wird zwar nicht offen zugegeben, aber in Kreisen der Intimen spricht man doch davon, daß heute die oder jene Intelligenz (meist betrifft es Verstorbene) sich in den Phänomenen des Mediums manifestiere. Da solches Denken aber als unwissenschaftlich gilt, gar zu spiritistisch ist, so jongliert man mit dem Begriff eines „abgespaltenen Ich" des Mediums, das als geistige Kraft selbständig all die kleinen Scherze ausführt.

Auch wenn dann Betrug des Mediums evident wird, hat es ihn unbewußt verübt. Seine zweite Personifikation ist dafür verantwortlich. Aber nun sind doch all diese Dinge bisher nur Voraussetzungen; daß sie existieren und sogar handeln können, ist doch bisher nur Ziel der Forschung. Die okkultistischen Forscher arbeiten mit ihnen aber wie mit gegebenen Größen. Man befindet sich also auch bei den modernen Forschern des Okkultismus der Tatsache gegenüber, daß man an ein Milieu des Glaubens streift, daß Befangenheiten vorauszusetzen sind, die bei naturwissenschaftlichen Forschern sonst nicht vorkommen oder in bezug auf das Untersuchungsgebiet keinen Einfluß ausüben können. Daß Okkultes im Sinne des Transzendenten existiert, ist solchen Naturen ein innewohnendes, gefühlsmäßig bedingtes Wissen; sie wollen es durch Experimente gewissermaßen nur demonstrieren. Das Experiment ist hier also nicht mehr vorbehaltloser Versuch. Die Prämisse, von der aus geforscht wird, ist schon ein integrierender Teil des Forschungs- und Beweiszieles.

Solche Geistesgeartetheit kann beim Menschen von Natur aus bedingt sein. Wir finden sie überall, wo eine sektierende Lehre geglaubt, kultiviert und mit Fanatismus propagiert wird. Aber diese Art Mentalität bildet sich oft auch an einem bisher davon freigewesenen Menschen heraus und ist in ihm dann ein unwillkürlich Gewordenes.

Unter dem Einfluß eines induzierten Gedankens — also z. B. durch die Einrede eines Vertrauten — entsteht bei Empfänglichen über anfängliches Erwachen des Interesses, durch fortgesetzte Beschäftigung in der Gedankenrichtung, unter Befestigung derselben durch Lektüre und Verkehr mit gleichgerichtet Interessierten, eine Ueberzeugung, als eine die ganze Persönlichkeit schließlich überlagernde Idee. So verfällt der Suchende der Suggestion. Er selbst ahnt nicht, wie die bisherige Freiheit seiner Deliberation gegenüber den Belangen dieser induzierten, nun ins Ueberwertige gesteigerten Idee bei ihm abnimmt. Infolgedessen scheinen sich ihm die Erlebnisse und Beobachtungen alle passend in seine Idee einzuordnen, er wandelt also eigentlich in einem Wahn. Es ist in einem Ausschnitt seines Geisteslebens eine Art von Traumwandel eingetreten. Solche Menschen haben durch ihre nicht zu erschütternde Ueberzeugung auch die Kraft, andere, selbst minder empfängliche, in dieselbe Einengung zu bringen. Man begegnet ihnen auch unter den Führern politischer

Neuerung. Steht der okkulte Forscher unter solcher Suggestivwirkung, so sehen wir seinen Einfluß auch auf Zeugen und Beisitzer wirken. Ganz vorsichtige und skeptische Besucher selbst lassen sich von ihm allzuleicht verführen, Zeugnisse auszustellen über Vorgänge, die ihnen bisher ganz undenkbar und gegen die Ueberzeugungen ihrer bisherigen Weltanschauung erschienen sind, über Vorgänge, von denen sie gleichzeitig zugeben, sie infolge Dunkelheit und Lärmstörung nur mit halben Sinnen wahrgenommen zu haben.

Ueber diese Zusammenhänge hat Christian Bruhn erst neuerlich eine Schrift geschrieben „Gelehrte in Hypnose" (Parus-Verlag, Hamburg). Der Ausdruck Hypnose ist dabei schief gewählt. Die Arbeit selbst aber beleuchtet scharf aus der Autoren eigenen Worten diesen eigentümlichen Zustand der Verwandlung ihres Denkens.

Auch an Psychosen Leidende haben sich als Forscher in Okkultismus betätigt. Im Krankheitsbilde der Paranoia ist es gelegen, die Beobachtungen in der Außenwelt in das System des Wahnes hineinzubeziehen, sie ausschließlich von dem wahnhaften Gesichtswinkel aus, unter dem der Kranke die Dinge sieht, zu beurteilen. Keine Evidenz vermag den Paranoiker von seiner Beziehungsdeutung abzubringen. Hans Rosenbusch hat die Untersuchungen des unglücklichen englischen Professors der Mechanik, W. J. Crawford, die dieser ein Jahrzehnt an Kathleen Goligher durchführte, uns übersichtlich zugänglich gemacht in dem Werke „Der physikalische Mediumismus" (Herausgeber Dessoir, Verlag Ullstein). An Crawfords Art, zu „forschen", wird im Tragikomischen deutlich, wie nahe aneinander die verschiedenen Arten der okkultistischen Forschung vorbeistreifen.

Die Untersuchungen im Okkultismus sollten also doch wohl über die Tatsachenfrage hinausgehen.

Goldberg

MAGNETOPATHIE

Von

W. SACHS

Wann und wie ich zur Erkenntnis meiner Kräfte kam, will ich hiermit kurz erläutern: In meiner Jugend merkte ich von den mir innewohnenden Kräften überhaupt nichts. Sie mögen vorhanden gewesen sein, kamen aber erst durch eine schwere Verwundung, verbunden mit einem Nervenschock, zum Ausbruch. Die Veränderung merkte ich nur daran, daß Verwundete z. B. durch Handauflegen beruhigt wurden und Schmerzen verloren. Erst in Gefangenschaft wurde ich auf seltsame Weise in das Ganze eingeführt. Ich wurde in England als Dolmetscher an einem Lazarett verwandt, dessen Chefarzt ein Yoghi war, der in Oxford studiert hatte. Ich mußte jeden Tag mit ihm zu den Verwundeten, um die Wünsche der Kranken und seine Anordnungen zu übermitteln. Bei diesen Gängen wunderte ich mich, daß der Inder mich immer von der Seite ansah und mich eingehend prüfte. Eines Tages trat er auf mich zu, ob ich wüßte, was für Kräfte in meinem Körper schlummerten. Ich verneinte dies, worauf er mir sagte, daß ich ganz außergewöhnliche, bei der blonden Rasse von ihm noch nicht entdeckte suggestiv hypnotische Kräfte und seltsame Ausstrahlungen besäße. Ich möchte doch mal zu ihm kommen. Froh, in dem schweren, geisttötenden Gefangenenleben eine Abwechslung zu finden, sagte ich zu und begab mich eines Nachmittags zu ihm. Nach genauer Untersuchung bestätigte er seine gemachten Aeußerungen und schlug mir vor, mich auszubilden, wenn ich daran Interesse hätte. Ich nahm das von der leichten Seite als Spielerei, bis mir allmählich durch das dauernde Trainieren und Ueben die seltsame Verwandlung in meinem Körper bewußt wurde. Leicht war die Ausbildung nicht. Sechs Stunden am Tag außer den freien Uebungen waren die größte Geduldsprobe. Von dem Stählen des Blickes angefangen bis zur Beherrschung der gesamten Nerven und damit des ganzen Körpers an Hand der Yogha-Atem- und Willensübung unter dem mächtigen Einfluß des Inders vergingen beinahe eineinhalb Jahre. Endlich kam die Prüfung und dabei das Erstaunen über die eigenen Willenskräfte. Das Brennen des Körpers, das Durchstechen des Fleisches usw. gingen ohne Schmerzempfinden und ohne Anstrengung vorüber, das Wirkenlassen der Kräfte auf andere ging spielend. Durch den Inder wurde ich mit der Behandlung der Kranken betraut. Zu schnell nun kam die Stunde der Befreiung, die mich zum weiteren wieder nach der Heimat brachte. Welcher Art diese Kräfte sind, und wie sie wirken, will ich nur noch kurz ausführen.

Yoghi, — — ein den meisten Menschen bekanntes Wort, verbunden mit dem Gefühl von etwas Drohendem, Unheimlichem, und doch so wesensfremd und unbekannt in seiner Wirklichkeit. So will ich denn, selbst durch die Yoghi-Schule gegangen, eine allgemeinverständliche Erklärung dieser Anschauung und ihrer Wirkung geben. Sie fußt in vielem auf uns längst Bekanntem, nur ihre Anwendung und Wirkung ist neu, da ein strenges Geheimhalten die Existenz dieser lediglich auf religiöser Basis beruhenden Weltanschauung sichert. Der Grundgedanke ist das Strahlenprinzip. In jedem Körper befindet

Aus Christoffel, Holbein

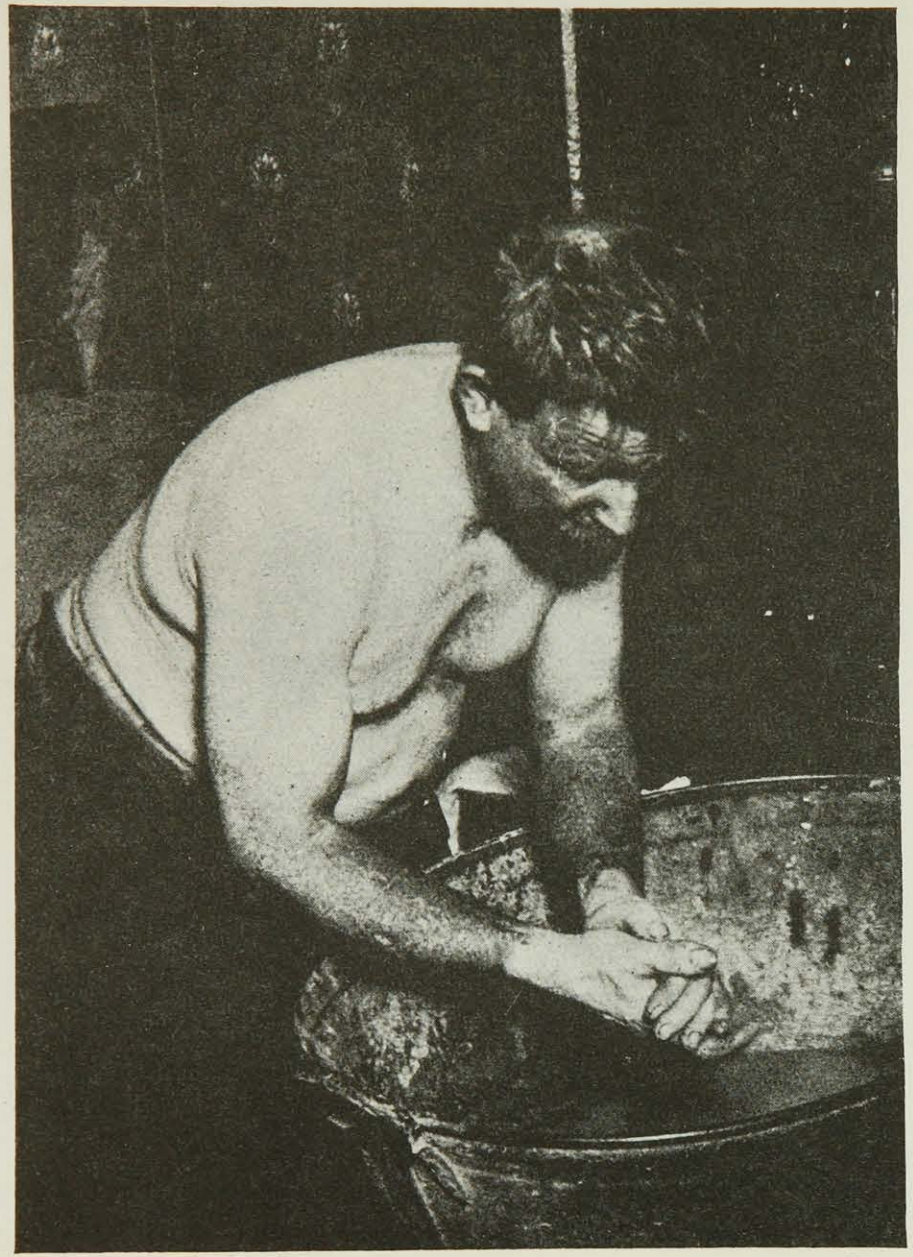
Hans Holbein d. J., Die Gattin eines Hofbeamten Heinrichs VIII.

Japaner im Theater

Metropolitan Photo

Der größte Trommler der britischen Armee
(6 Fuß 5 Zoll hoch)

Der Prinz von Wales



Topical Photo

Englischer Kohlenhauer nach Feierabend

Der Prinz von Wales

Atelier Schenker

W. Sachs

Turkmene

sich ein lebenerzeugender Strahlenkörper, dessen Strahlenkraft beim Tode erlischt, da er entweicht. Das eigentliche Yoghi-Prinzip ist die Nutzbarmachung dieser Strahlen, in geringem Maße zur Hilfe für den Nächsten, als Hauptzweck zur Selbstmeisterung und Selbstkasteiung des Körpers für ein besseres Jenseits. Es ist völlig irrig, anzunehmen, daß bei den orientalischen Völkern die Strahlenkräfte in erhöhtem Maße vorhanden sind. Diese wurden nur hervorgerufen durch die außergewöhnlichen Leistungen, die auf jahrhundertelanger Kultur beruhen. Die von jedem Körper ausgehenden Strahlenbündel setzen sich zusammen aus Strahlen sämtlicher vorhandenen Organe sowie deren Nebengebilde. Die Strahlenbündel selbst sind erfaßbar und können zergliedert werden, wodurch sich Einzelstrahlen ergeben und somit besondere Bilder. Jedes Organ im Körper hat sein eigenes Strahlenbild, das Strahlengefüge aber ist bei allen Menschen gleich: Da das Strahlengefüge bei allen Menschen gleich ist, so findet man bei allen Menschentypen beider Geschlechter dieselben Bilder, so zum Beispiel für den Kopf des Mannes wie der Frau ein Kugelbild. Erscheint bei einem Menschen dieses Bild nicht, so ist das betreffende Organ erkrankt. So wie jedes Organ hat auch jede Krankheit ihr eigenes Bild, so daß man auch daraus durch die Strahlenzerlegung die Krankheit erkennen kann. Die Strahlenwirkung variiert. So treten bei einem Kopfarbeiter aus dem Strahlenbündel die Kopfstrahlungen besonders hervor und diese wieder wirken auf den Mitmenschen beeinflussend! Die Strahlenweite ist unbegrenzt, daher spielt die Raumentfernung keine Rolle. Folgendes Beispiel möge zur Erläuterung dienen: Eine vor Jahrzehnten geschriebene Karte, in der die Strahlung des betreffenden Schreibenden enthalten ist, wurde auf ihre Strahlenwirkung untersucht. Bei dem Zerlegen des Bildes ergab sich, daß der Betreffende sich jenseits des Ozeans aufhalten müßte, ferner, daß der Betreffende verheiratet war und zwei Kinder hatte. Sein Gesundheitszustand zeigte ein schweres Krankheitsbild. Die auf diese Untersuchung erfolgten Nachforschungen ergaben die Bestätigung dieses Bildes. Besondere Eigenarten der Strahlen wurden dadurch erkenntlich. Sie bilden also eine ununterbrochene Linie, ohne Rücksicht auf Zeit und Raum von einem berührten Gegenstande bis zum Lebensende des Körpers. Da der Mensch nun dauernd Strahlen absendet, so wirken diese natürlicherweise auf seine Mitmenschen. Daher ist leicht zu erkennen, daß Menschen ähnlicher Strahlen sich abstoßen, Menschen entgegengesetzter sich anziehen. Somit entstehen von einem zum anderen Einwirkungen unbewußter Art. Diese Einwirkungen bewußt zu gestalten, darauf beruht das Yoghi-Prinzip. Voraussetzung der bewußten Strahlenleitung und -beherrschung ist die bewußte Organ- und Körperbeherrschung. Nur durch systematische Konzentrationsübungen gelingt die Beherrschung des Körpers und damit die Beherrschung der Strahlung, dadurch wiederum die bewußte Einwirkung auf andere. Wer seine Strahlen beherrscht, kann aus dem Strahlengefüge Einzelstrahlen besonders hervortreten lassen, je nachdem er zu beeinflussen wünscht. Er kann zum Beispiel bei einem erkrankten Organ eines anderen durch bewußte Strahleneinwirkung eine Gesundung herbeiführen. Andererseits kann er durch Auffangen fremder Strahlungen diese zergliedern und einen Einblick in die Gedanken- und Lebenswelt seiner Mitmenschen er-

langen! Auch ist er in der Lage, die Strahlenstärke zu messen und kann dadurch Schlüsse auf die Zukunft ziehen, so daß er zum Beispiel an der Entwicklung der Strahlen das ungefähre Lebensalter, das ein Mensch erreichen kann, berechnen kann, desgleichen eventuell später auftretende Verwicklungen und Ereignisse.

Zum Schluß nun noch den Unterschied zwischen einem Yoghi und mir. Was beim Yoghi-Prinzip die Anwendung der Kräfte für die Religion ist, ist bei mir die Anwendung der Kräfte bei Leidenden. Die Kraftentfaltung des Inders ist stärker, da er nur sich und seiner Religion lebt, während bei mir das Wirken im Leben eine volle Entfaltung versagt.

Wenn diese Zeilen einen kleinen Aufschluß über manches Rätsel geben und viele zur Beobachtung der Kräfte anleiten, so ist ihr Zweck erfüllt.

AUF STIMMFANG IN AEGYPTEN

Von

BENNO BARDI

Zum musikalischen Stimmfang in Aegypten braucht man nicht wie zum Tierfang in Abessinien Käfige mitzunehmen, sondern nur harmlose Wachsplatten, die die bekannte Eigenschaft haben, Stimmen zu fangen, ohne sie ihrem Besitzer wegzunehmen. Dieser wunderbare Vorgang hat während der Expedition zu einigen amüsanten Zwischenfällen geführt.

Wer mit einem Aufnahmeapparat in der Welt herumreist, muß Kaufmann, Psychologe, Techniker und Musiker in einer Person sein. Am schwierigsten ist für den Wissenschaftler die Lösung der jeweiligen finanziellen Frage. Meist lassen sich die Eingeborenen erst nach endlosen Verhandlungen, bei denen Backschisch eine große Rolle spielt, herbei, Melodien vorzusingen. Hat man sie dann so weit, so kann man sicher sein, daß in vielen Fällen die Angst, die Stimme würde von dem gefräßigen Apparat weggeschnappt, der Aufnahme neue Schwierigkeiten bereitet. Zureden hilft — nicht. Erst ganz energische Aufforderung und Spott über Feigheit verdrängt offene Furcht. Geheimer Schauer bleibt.

Von etwa zwanzig vorgesungenen Melodien ist eine einzige der Aufnahme wert. Hier setzt nun der Musiker ein, nachdem der Kaufmann und der Psychologe vorgearbeitet haben. Die Entscheidung, was besonders charakteristisch ist und festgehalten zu werden verdient, ist oft sehr schwierig. Denn manche singenden oder spielenden Schlauberger können im Gedenken an guten Backschisch eine Viertelstunde lang frei phantasieren. Man muß sich vor solchen musikalischen 1001-Nacht-Märchensängern in acht nehmen. Ihre Schöpfungen besitzen weder künstlerischen noch wissenschaftlichen Wert. Absoluten Schutz vor Täuschung gibt es natürlich nicht.

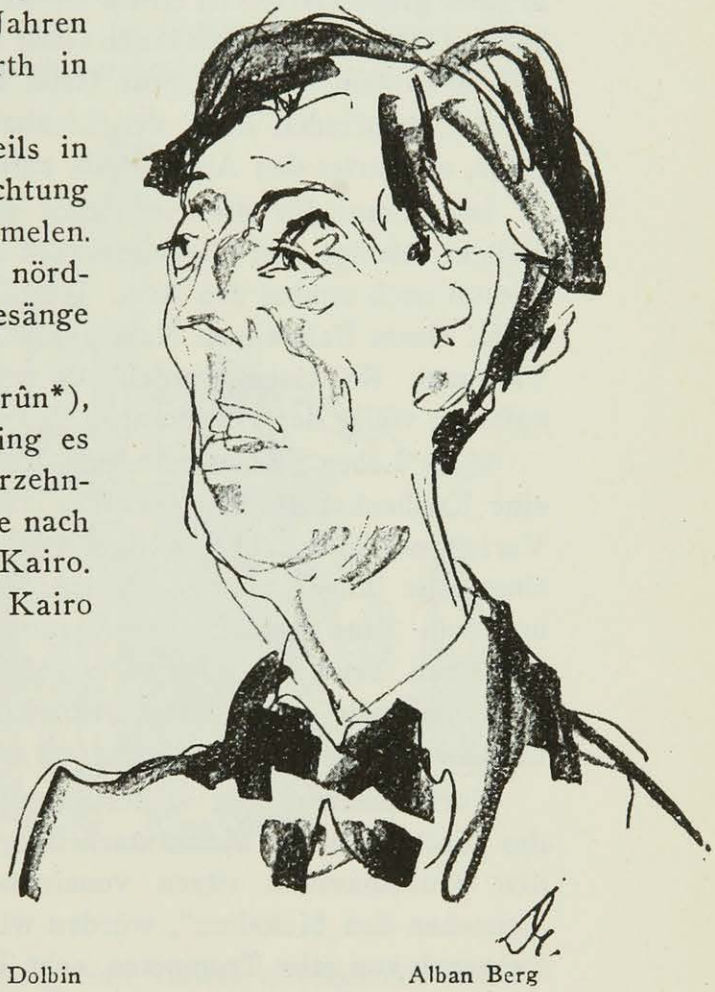
Oberstes Gesetz ist es, Land und Leute zu studieren, denn auch „echte" Aufnahmen haben, wenn sie ad hoc gestellt sind, nur untergeordnete Bedeutung. Man darf eben nicht wie beim Photographieren anfangs den Fehler machen, alles aufzunehmen, was zufällig in den Weg läuft oder gerade leicht erreichbar

ist, sondern man muß systematisch arbeiten. Für das phonetische Archiv ist nicht die Anzahl der Aufnahmen von Wichtigkeit, sondern ihr musikwissenschaftlicher Wert. Es kommt vor, daß man dieselbe wichtige Aufnahme mehrere Male von verschiedenen Sängern oder Spielern machen muß, weil sowohl Text wie Musik bei den einzelnen Abweichungen enthalten. Man hat dadurch in zweifelhaften Fällen die Möglichkeit, beide Melodien späterhin in Ruhe miteinander zu vergleichen und eine annähernd urgetreue Notierung zu fixieren.

Bereist wurde von Alexandrien und Meks aus zuerst die Mareotislandschaft, im ägyptischen Altertum durch hohe Kultur berühmt, heute meist von arabischen Beduinen bewohnt und wegen der Wegelagerer und Räuber sehr verrufen. Vor achtzig Jahren wurde der Afrikaforscher Heinrich Barth in dieser Gegend überfallen und beraubt.

Die Beduinen leben teils in Zelten, teils in Dörfern und beschäftigen sich mit der Züchtung von Schafen oder mit dem Handel mit Kamelen. Merkwürdigerweise überwiegen in diesem nördlichen Teil der Libyschen Wüste die Gesänge rein erotischen Charakters.

Ueber den Höhenzug zum Wâdi Natrûn*), das sich quer über die Wüste schiebt, ging es längs der Karawanenstraße in mehr als vierzehntägiger, oft sehr beschwerlicher Kamelreise nach Werdân und von dort mit der Bahn nach Kairo. Dieselbe Strecke von Alexandrien nach Kairo legt der Vergnügungsreisende im bequemen Luxuszug auf direktem Wege durch das Delta in 4½ Stunden zurück.



Dolbin — Alban Berg

Die Millionenstadt Kairo gibt dem musikalischen Forscher eine ganz andere Ausbeute als das abseits von der Touristenstraße liegende Land. Im arabischen Tingeltangel hört man die berühmte Sängerin Tauchida, eine unendlich dicke Dame, die in der Mitte der Bühne sitzt, von Musikanten und der Claque umgeben. Diese Claque vollführt (genau wie in Berlin im Parkett) nach jeder Nummer ihre rhythmischen Handbewegungen. Aber auch ohne ihre Trabanten erregt die Tauchida das Entzücken der Eingeborenen. Die Männer lachen bei besonders lustigen Stellen wiehernd wie die Pferde und schlagen sich voller Begeisterung auf die Schenkel. Sehr wertvoll ist es, sich schon während der Vorstellung rhythmische Aufzeichnungen zu machen. Man kann dann während der nach der Vorstellung erfolgenden Aufnahme der rhythmisch sehr lässig singenden Primadonna vordirigieren, was sie in höchstes Erstaunen versetzt.

Auf die Sängerin folgt eine Tänzerin, sehr schlank, einen Leuchter mit acht

*) Natrontal, aus einer Reihe von Salzseen bestehend.

brennenden Lichtern auf dem Kopfe. Sie zeigt unter unglaublichen Verrenkungen einen Bauchtanz. Leise, verschwommen spielen die Musikanten. Die Gesichter der Zuhörer sind auf das äußerste gespannt. Es gibt kein Gebrumm. — Silentium.

Neue Beute suche ich im arabischen Theater, wo eine hübsche Zauberoper aufgeführt wird. Der Tenor soll einen Europäer darstellen. Er trägt aus diesem Grunde kurze Hosen und Wadenstrümpfe. Die anderen Mitwirkenden sind orientalisch gekleidet. Der Bestrumpfte verliebt sich in eine Prinzessin. Sie übergibt ihm einen Ring, den sich der schwärmende Liebhaber gerade mitten in einer großen Arie von einem Höllensohn hinterrücks entreißen läßt. Vielleicht hat der Inspizient diesen bösen Geist zu früh auf die Bühne geschickt, vielleicht soll es so sein, daß der böse Geist kein Verständnis für menschliche Liebesgefühle empfindet, kurz, der Liebhaber singt seine Arie erst umständlich zu Ende, er wartet den Applaus ab, zuletzt stürzt er brevi manu dem Diebe nach.

Interessant für die Aufnahme ist das kleine Orchester. Dessen Kapellmeister schlägt den Viervierteltakt als Dreivierteltakt und hebt zum vierten Viertel noch einmal den Arm. Das Orchester besteht aus zwei Violinen, einem Cello, einem Baß, einem Harmonium, einer Metallklarinette, großer und kleiner Trommel. Rezitative werden nur von einem Instrument begleitet. Die Musik entbehrt völlig der Harmonie.

Mehr Leben gibt es bei einem Konzert im Zoologischen Garten. Dort spielt eine Knabenkapelle von sechzehn Dudelsackbläsern und einem Trommler. In Variationenform kehren einige interessante Rhythmen wieder, und dazwischen singen die Jungen auch das Thema, das der Solodudelsackbläser mit Arabesken umspielt. Eine schwierige Aufnahme! Sechzehn Dudelsäcke sind doch zu viel für einen Trichter! Das kann selbst der stärkste Trichter nicht vertragen! Man muß also unter den Künstlerknaben sichten, sortieren, wählen! Endlich hat man den richtigen Stärkegrad erreicht, und die Aufnahme kann beginnen.

Noch umständlicher ist der Stimmfang im Ezbekiehgarten bei einem Konzert des fünfundvierzig Mann starken ägyptischen Infanterieorchesters. Rings um den Musikpavillon sitzen voneinander getrennt Männer und Frauen und „lauschen den Melodien", würden wir sagen, was immerhin bei dem ständigen Gebrauch von zehn Trompeten, acht Tenorhörnern, sechs Posaunen, kleinen und großen Trommeln eine starke Bescheidenheit des Ausdrucks ist, denn die Melodien werden wie ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel herausgeschleudert. Ein lustiges Stück „Abki fatabki" wird am meisten beklatscht.

An Zwischenfällen reich waren die phonetischen Aufnahmen in Gizeh im Schatten der Cheopspyramide und an dem Sphinx*), der im vergangenen Winter gerade restauriert wurde. Das heißt, er saß ruhig da, ließ sich frisieren, ondulieren, manikürен und starrte, grimmig lächelnd, in die Wüste. Um ihn herum kribbelte es wie im Ameisenhaufen. Viele Hunderte von Araberkindern, Jungen und Mädel, rannten wie toll durcheinander, um den Sand rings um den Sphinx fortzutragen. Geschäftig trippelten sie, mit erhobenen Armen, die kleinen Sandkörbe auf den Köpfen, singend neben dem Sphinx hin und her. Ein

*) Im alten Aegypten ist der Sphinx männlichen Geschlechts.

reizendes kleines Negerlein fungierte in diesem Durcheinander als Vorsänger. Kunst bringt Gunst auch in Afrika! Es hatte eine besonders helle Stimme und brauchte nicht zu tragen. Unermüdlich sang es Vers auf Vers, und unermüdlich fielen die vielen hundert Kinder ein und sangen den Refrain mit. Wenn sie beim Zurückkommen die Hände frei hatten, klatschten sie den Takt dazu. Der kleine Vorsänger hatte großes Interesse für den Aufnahmeapparat. Es machte ihm Spaß, in den Trichter hineinzusingen, aber als er einige Minuten später aus dem Trichter seine eigene Stimme vernahm, erschrak er und riß aus. Es war schwer, ihn zurückzuholen und ihn zu beruhigen. Ob der alte Sphinx wirklich noch „grimmig" lächeln konnte?

Abends, bei der Rückkehr nach Kairo, als die untergehende Sonne das Wasser des Nil glutrot gefärbt hatte, konnte man wieder auf Stimmjagd gehen,

Kristian Tonny

wenn die Schiffer sich durch Lieder gegenseitig zum Rudern anfeuerten. Auch hier waltete einer als Vorsänger seines Amtes, und die anderen antworteten: hele hele — hele hele, koliminu — koliminu, hea feluka — hea feluka. In all diesen und ähnlichen Liedern ordnet sich der musikalische Rhythmus dem Wortrhythmus unter.

Andere musikalische Erlebnisse hat man in den Basarstraßen der Stadt. Es ist nicht leicht, dort Studien zu machen. Die Gerüche zu schildern, von denen man innerhalb dieser oben mit alten Teppichen und Lappen zugehängten Gäßchen umfangen wird, ist unmöglich. Im dichtesten Straßengewühl sah ich hier einen Mann, der, nach vorn geneigt, mit der Spitze seines Stockes langsam vorfühlte, einen von den vielen Blinden. Wie im Traume ging er in dem ungeheuren Lärm ruhig seines Weges. Ich folgte ihm bis zum Eingang einer halb verfallenen Moschee und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn die Stufen

zum Minarett frei und sicher hinaufsteigen sah und bald von oben seine Stimme hörte: „Allah hu akbar! La illah ha il allah!“ — Eine wohlgelungene Aufnahme war der Abschluß dieses Erlebnisses.

Eine merkwürdige Begegnung mit einem Hochzeitszuge hatte ich in Wâdi Halfa in Nubien. Dort wurde eine Braut unmittelbar vor ihrer Hochzeit in feierlicher Prozession ins Bad geführt. Voran schritten Musikanten mit Hoboen und Handtrommeln, dann kamen die Verwandten der Braut, zum Schluß wieder Musikanten. Am seltsamsten waren die Krählaute der begleitenden Frauen, die die Musik ständig unterbrachen. Mit Bedauern sah ich Braut mit Gefolge im Bade verschwinden.

Auf diese manchmal neckische Weise wurden Tonarten, Rhythmik und Melodik in den verschiedensten Formen eingefangen und reiche Erfahrungen für eine spätere Expedition gesammelt.

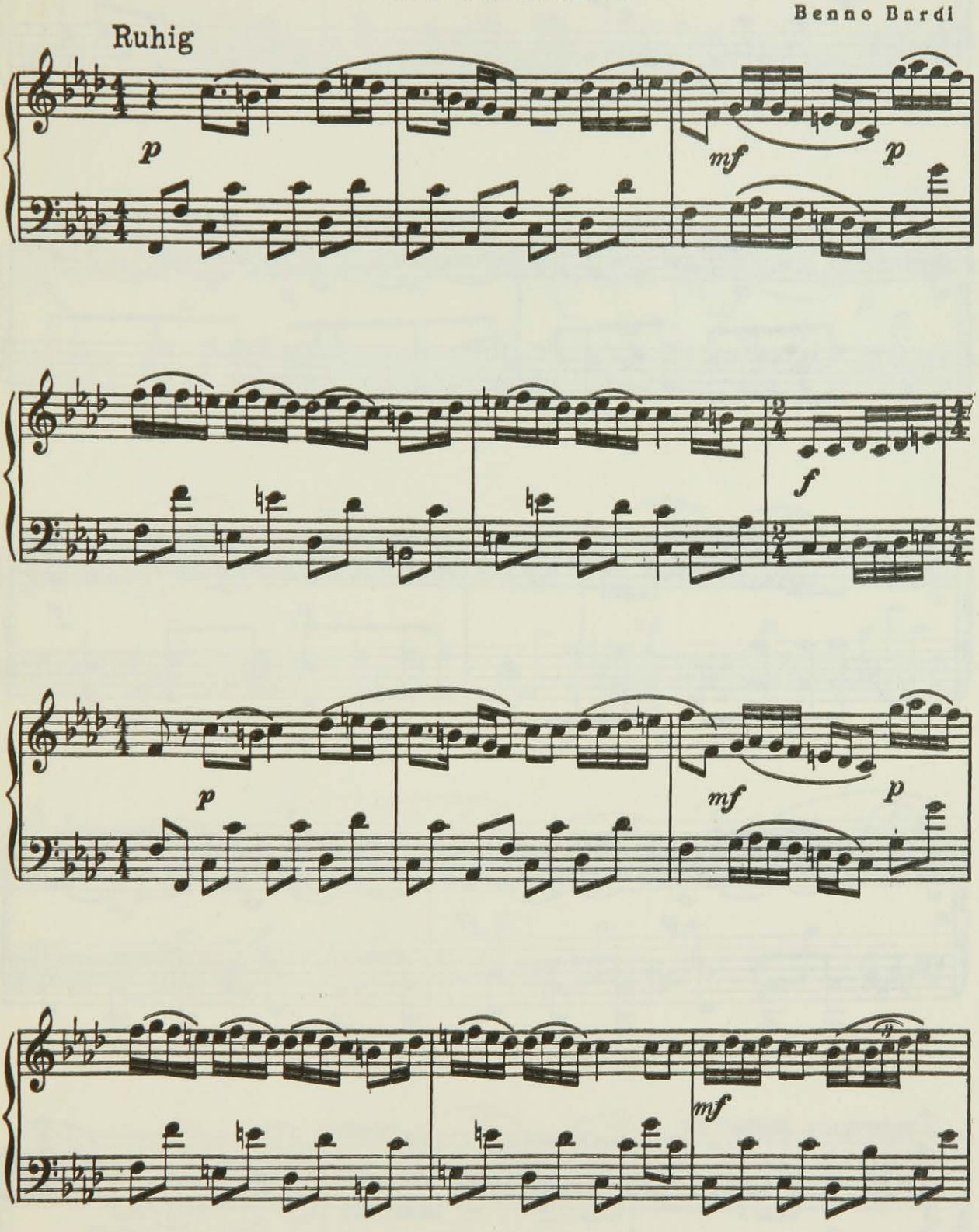
Charles Hug

AUS DER ÄGYPTISCHEN SUITE

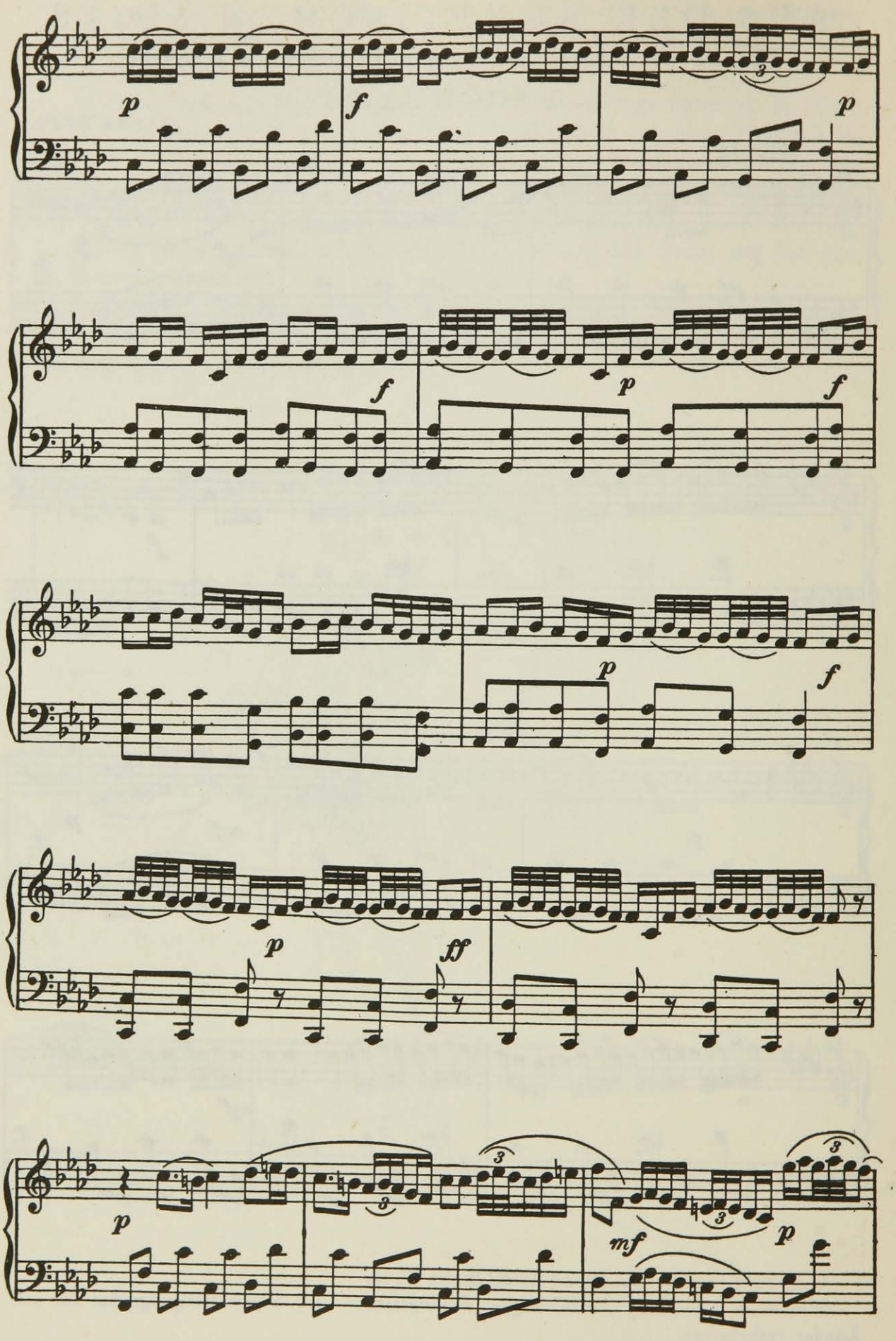
(nach afrikanischen Originalmotiven gearbeitet)

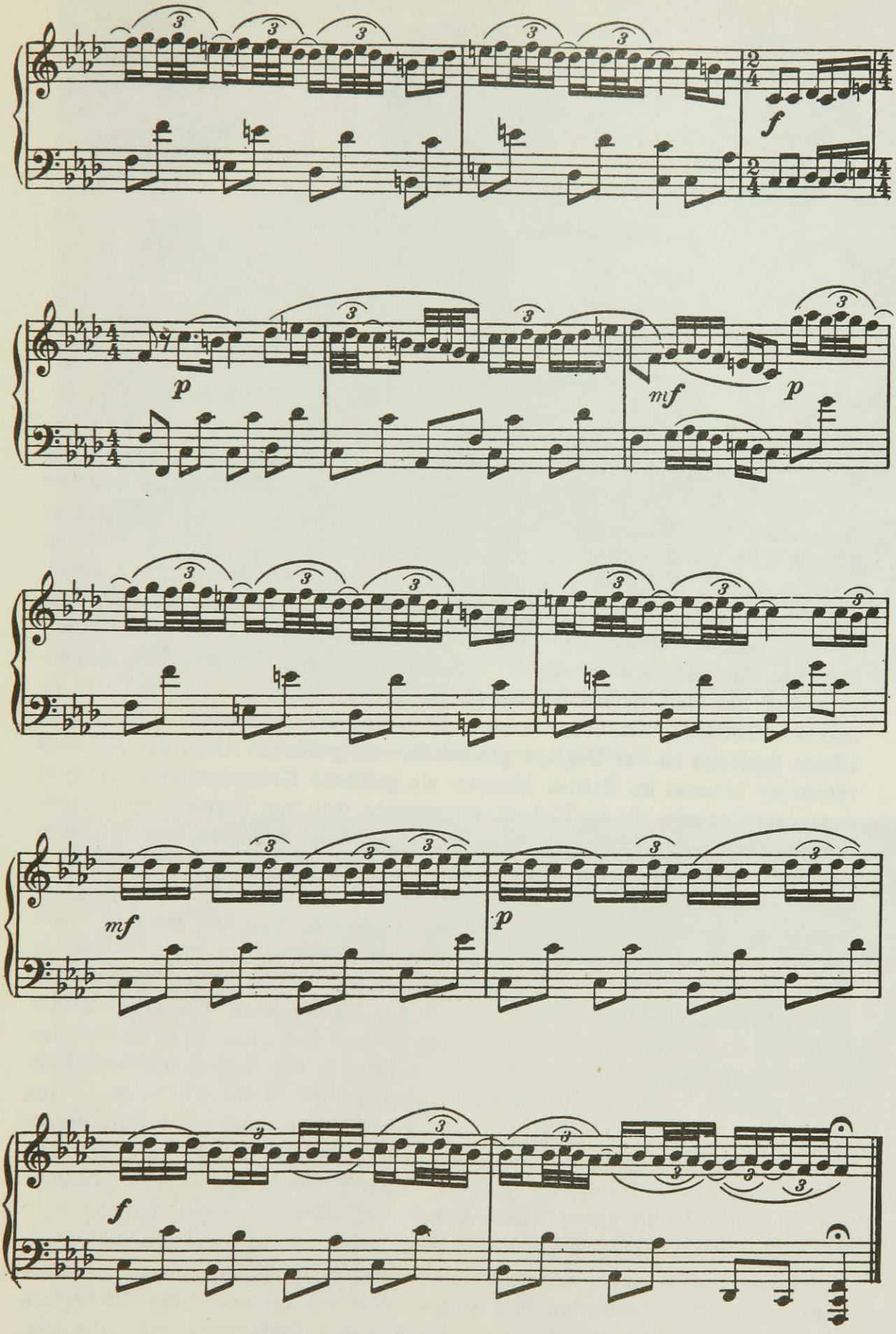
BAUCHTANZ

Benno Bardi



Copyright 1926 by Dr. Benno Bardi, Berlin W 15.
Nachdruck verboten. Aufführungs-, Arrangements- und Vervielfältigungrechte für alle Länder verbehalten.


p
f
p
f
p
f
p
f
p
ff
p
mf
p


f
p
mf
p
mf
p
f

Römische Elefantenmünzen. London, Britisches Museum

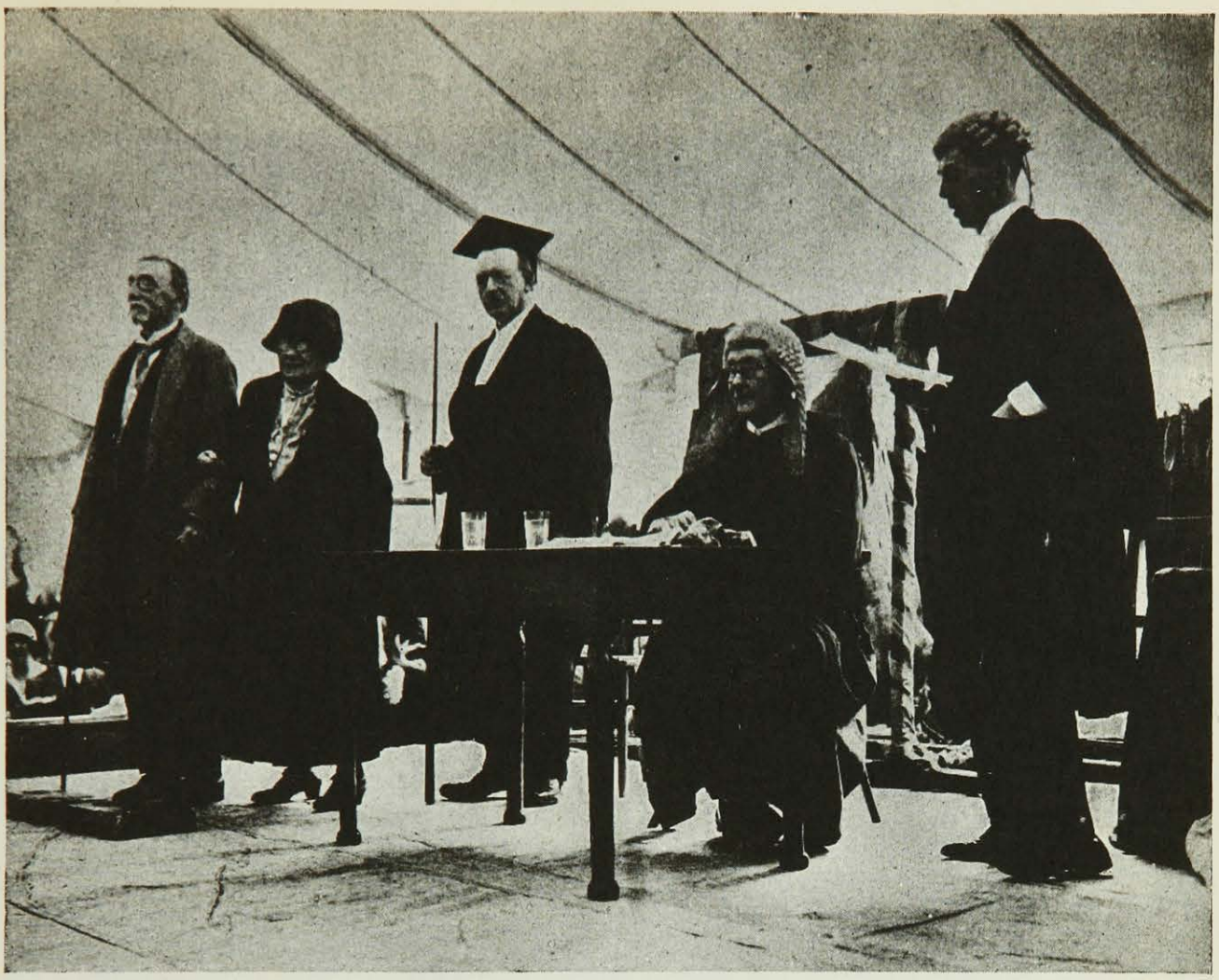
ELEFANTOLOGIE

Von

HEINRICH ZIMMER

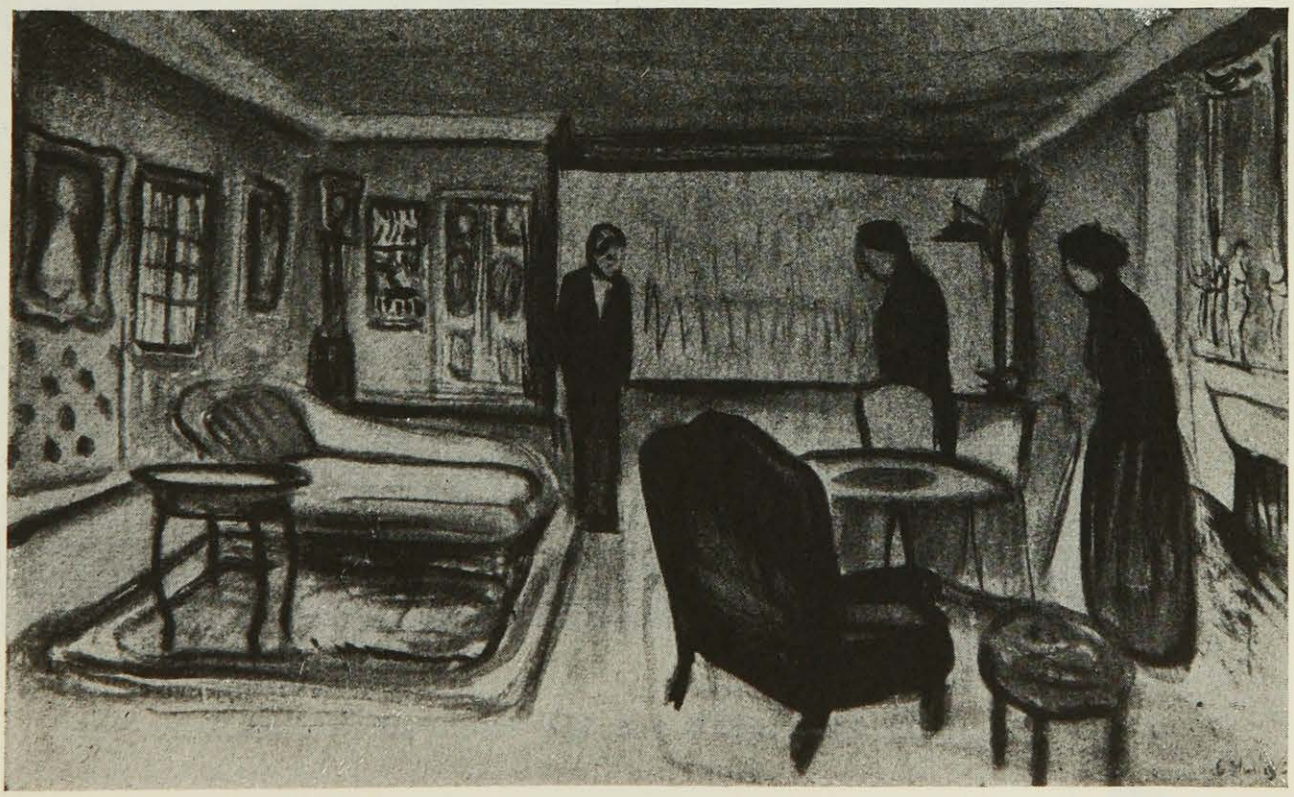
Julius Cäsar wie Karl Mampe erkoren den Elefanten zum Symbol ihrer Bedeutung: Cäsar bevor er mit dém Schimmelgespann seiner Quadriga als Triumphator über die antike Welt in Rom seinen Einzug hielt, Mampe nachdem er mit dem Schimmelgespann halb und halb zu deutscher Verbreitung gelangt war. Warum Cäsar sich den Elefanten zum Symbol ersah, läßt sich vielleicht schon heute aus der antiken Ueberlieferung erraten, wie Mampe dazu kam, sich dieses Wappentier beizulegen, mögen künftige Kenner der Elefantologie herausfinden, vor deren Auge sich die Symbolgewalt der letzten Jahrhundertwende so klar malt, wie vor uns der Untergang der römischen Republik. Augenscheinlich hat Karl tiefere Gründe als der große Julius: er verzichtet auf die muntere Schlange, die Cäsar seinem Elefanten als dräuenden Partner gab. Dieser Schlange ist das Unglück geschehen, vom gelehrten Autor des Katalogs römischer Münzen im British Museum als gallische Kriegstrompete (carnyx) ausgedeutet zu sein, die der Elefant zertrampelte, weil laut Vermerk eines römischen Gelehrten der Elefant auf mauretanisch „Cäsar" geheißen habe. Schlange und Elefant gehörten für die Alten als sprichwörtliche Feinde zusammen; Plinius erzählt, daß die Schlange dem Elefanten nachstellt, weil sie sein besonders kühles Blut liebt. Sie umschlingt seine Füße, um seine Flucht zu hemmen, und sticht ihn von unten an. Der Elefant weiß sich verloren, aber — um Leonardo da Vinci zu zitieren, der die Schilderung dieses fabelhaften Kampfes durch die mittelalterliche Tierallegorie fast wörtlich aus Plinius übernahm, aber aus der Schlange einen Drachen macht: — „der Elefant fällt dem Drachen auf den Rücken, und der Drache zerplatzt, — so rächt sich der Elefant mit dem Tode seines Feindes." — Cäsar ließ seine Elefantenmünze (deren Kehrseite die Insignien des Pontifex maximus zieren, der höchsten römischen Würde, die er anno 63 bekleidete) anno 50 schlagen, als er in offener Feindschaft mit Rom aus der Lombardei zum Kampf um die Welt ansetzte. Sie ist am Rubicon geprägt: ein bildliches Motto gegen Rom: ‚Gehen wir unter, — dann geschlossen!'.

Andere Elefantenmünzen verschwinden neben diesem weltgeschichtlichen Epigramm: die Münzen, die mancher Caecilius Metellus mit einem Elefantenkopf schmückte, um an den Sieg seines Ahns zu erinnern, der im ersten Punierkriege bei Palermo die ganze karthagische Elefantenreiterei erbeutete,



Topical Photo

Dem glücklichsten goldenen Brautpaar eine Speckseite.
Ein alter angelsächsischer Brauch in Ilford



Berlin, Privatbesitz

Edvard Munch, Szene aus Ibsens Gespenstern

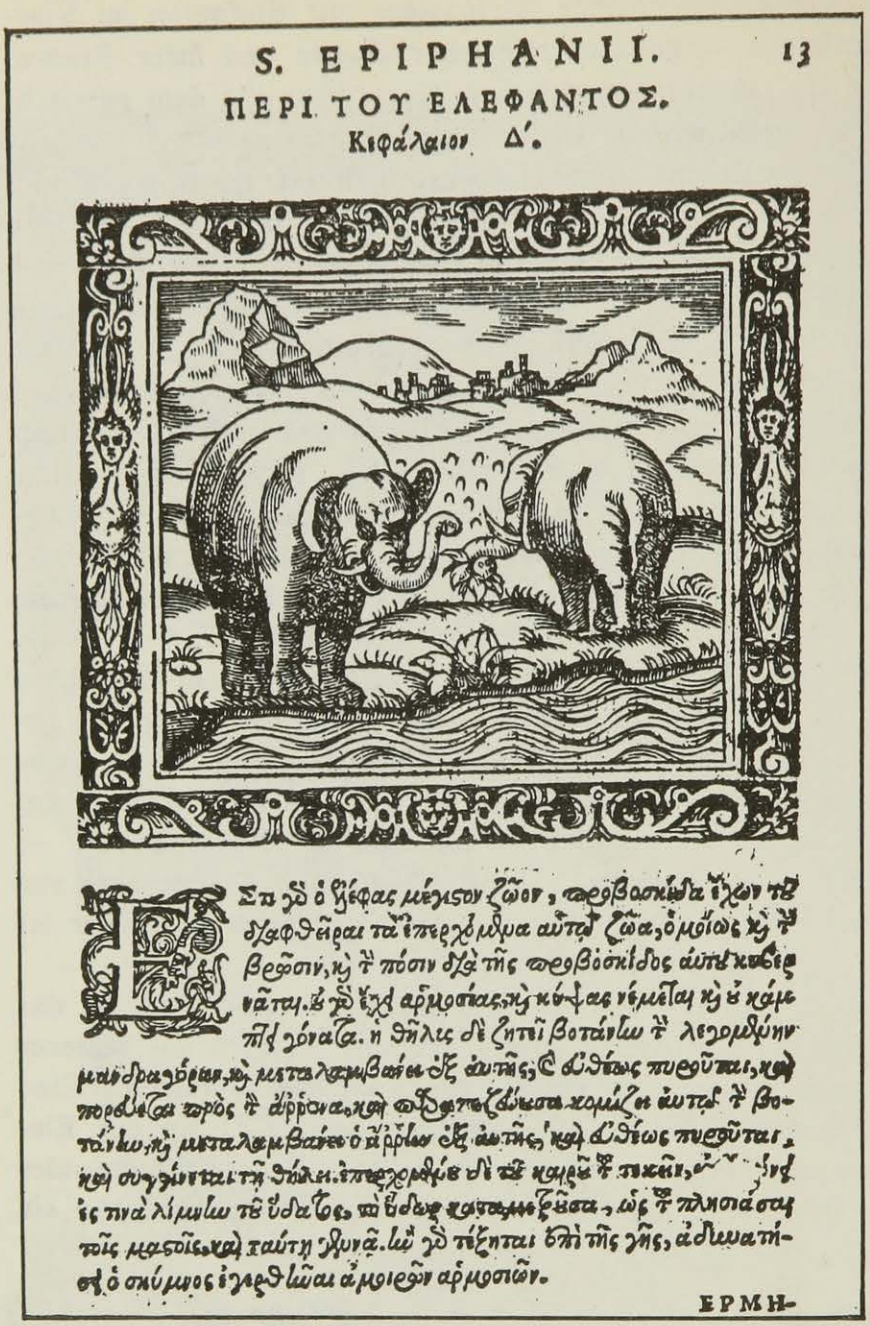
Topical Photo

Aufbruch zur Otternjagd in Bridport, Dorset

wie die Münzen der Seleukidenherrscher Kleinasiens mit Elefanten im Viergespann, und Gedenkmünzen vergotteter römischer Kaiser und ihrer Frauen, auf denen der Elefant als sakral-monarchisches Tiersymbol aus dem persisch-seleukidischen Osten, — eigentlich aus Indien eingewandert ist. — Auf mittelalterlichen Münzen erscheint er als Symbol der Keuschheit. Isotta da Rimini lebt, weil Matheus de Pastis ihr Bild auf der Rückseite mit einem Elefanten schmückte, für die Nachwelt in Keuschheit fort, während die ältere Francesca da Rimini dank Dantes infernalischer Indiskretion durch entgegengesetzten Ruf viel bekannter geworden ist. Den Ruf der Keuschheit verdankt der Elefant — wie die indische Elefantologie lehrt: zu Unrecht — der frühchristlichen Tierallegorie Alexandrias, deren „Physiologus" bis weit über das Mittelalter hinaus die abendländische Tierkunde bestimmt hat. Der Physiologus erzählt: „Es gibt ein Tier, genannt Elefant. Dieses Tier hat nicht die Begierde der Begattung. Wenn nun das weibliche Tier gebären will, begibt es sich nach Osten in die Nähe des Paradieses. Dort gibt es einen Baum, genannt Mandragora. Das männliche Tier kommt nun mit dem weiblichen dorthin. Und das weibliche genießt zuerst von dem Baume und gibt davon auch seinem Männchen und scherzt mit ihm, bis dieses auch davon nimmt. Und wenn dasselbe gegessen hat, vereint es sich sogleich mit dem Weibchen." — Diese romantische Hochzeitsreise in paradiesisch unbelauschbare Ferne, deren Liebesmahl auf den Sündenfall Adams durch Eva — „sie gab ihm und er aß auch davon" — gedeutet wurde, klingt noch in Buffons „Histoire Naturelle" an, wenn er von Elefant und Elefantin sagt: „... l'amour paraît les procéder et la pudeur les suivre, car le mystère accompagne leurs plaisirs."

Für die Inder, die an Geheimnissen reicher als der Westen sind, ist das Geheimnis dieser Hochzeitsreise freilich keines. Sie haben auch aus besserer Erfahrung keine so große Meinung von der Keuschheit der Elefanten. Eine Hauptquelle ihrer Elefantenkunde, das „Wissen vom langen Leben der Elefanten" berichtet Abweichendes und auch wieder seltsam Uebereinstimmendes vom Liebeswerben der Elefantin: „In der Nähe des Elefantenbullen duldet sie

Matteo de Pastis, Medaille für Isotta Atti da Rimini 1446


S. EPIPHANII. 13

ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΕΛΕΦΑΝΤΟΣ.

Κιφάλαιον Δ'.

Die Elefantin pflückt die Mandragorawurzel
Aus dem ersten Physiologus-Druck. Rom 1587

kein anderes Weibchen; ihre Gesichtsfarbe ist klar, Schweif und Ohren sind ein wenig aufgestellt, Nakken und Rüssel sind aufgerichtet, und sie steht geneigt und breitbeinig da Mit gesteifter Schwanzspitze schlägt sie wiederholt den Elefanten und erweist ihm immer von neuem Zärtlichkeiten, die ihn erregen. Steht er vor ihr in lieblicher Landschaft, so bleibt sie in freudiger Erregung stehen und hält seinen Stoßzahn mit dem Rüssel umfangen und beschnuppert ringsherum Rüssel, Gesicht und Lippen an ihm. (— das indische Wort für ‚schnuppern' kann auch ‚küssen' bedeuten.) Sie reißt einen Zweig von einem Baum und beschenkt den Elefanten mit blühenden Blumen und Fruchtkernen und Lotosblumen. In Teichen besprengt sie ihn mit Wasser und Schlamm und auf trockenem Boden mit kühlem Sande. Sie reibt ihre Seite an der seinen, und nicht bei Tage noch bei Nacht läßt die Elefantin den Elefanten, den sie begehrt, allein, ob er nun sitzt oder liegt, — alles tut sie, wodurch er in freudige Erregung gerät. Eine verlockend schimmernde Frucht, faserige Lotuswurzel oder den röhrigen Stengel einer Wasserpflanze nimmt die liebestrunkene Elefantin und steckt sie dem Elefanten in den Mund. Wenn der Elefant aber wieder in lieblicher Landschaft halt macht, bleibt auch sie stehen und hält in freudiger Erregung seinen Stoßzahn umschlungen." —

Der Elefant ist in jedem Betracht einzig in seiner Art. Die moderne Zoologie hat ihm zwar viel von seinem geistigen Nimbus genommen; noch Plinius berichtet, ein Elefant habe eine griechische Inschrift verfaßt, die in Puteoli zu sehen war, und daß Elefanten, der Bedeutung des Eides bewußt, sich vor einer Seereise vom Kapitän schwören ließen, er brächte sie wieder in die Heimat zurück. Sein Sinn für Religion und Dezenz hoben den Elefanten jahrhundertelang über alle Tiere hinaus in die Nähe des Menschen, und noch Buffon zitiert einen Gewährsmann des alten Geßner, der sich etwas unbestimmt, aber deutlich genug ausdrückt: „Ich habe manche Elefanten gesehen, die mir intelligenter vorkamen als die Menschen mancher Gegenden." Aber dieser Ruhm verblaßt, seit man Gehirngewicht durch Leibesfülle dividierte, um Intelligenz bis auf Bruchteile zu eruieren, seit in der Psychologie des Elefanten afrikanische Nimrode und Filmoperateure das große Wort führen. Aber die grandiose melancholische Einsamkeit des Elefanten in der Welt von heute, die alle Elefantologen seit dem Altertum instinktiv empfunden haben, hat ihm die moderne Zoologie — durch Blutuntersuchung — bestätigen müssen: sie erkannte in ihm eine Art Urgroßneffen des Mastodon und befreite damit den letzten Sproß ältesten Uradels unter den Säugetieren der Schöpfung aus der entwürdigenden Verwandtschaft von Tapir und Rhinozeros und anderen spät emporgekommenen Dickhäutern.

Eine würdige Darstellung hat sie ihm freilich nicht geschenkt. Zum letzten Male hat sich gelehrter Fleiß eines Edlen wohl an diesem großen Stoff entzündet, als der Mainzer Domherr Georg Christoph Peter von Hartenfels seine Gelehrtenlaufbahn 1714 mit einer „Elephantographia curiosa" krönte, die ihm den Erfurter Doktorhut eintrug und, um seinen in Erfurt gehaltenen Panegyrikus vermehrt, 1723 in zweiter verbesserter Auflage erschien. Wer liest sie heute? In älteren Bibliotheken kann man sie neben Thomas Bartholinos „Neuen Beobachtungen über das Einhorn" (1643, II. Auflage 1678) auf Regalen finden, zu deren anmutigen alten Bänden sich selten ein Blick verliert. Zeitgenössische, vielleicht allzu nahestehende Kritik feierte den Autor, sein Lebenswerk aufzählend, als Herkules der Wissenschaft in Epigrammen:

„. . . Ein jeder meinete Alcides stritte hier.
Doch hat der heiße Fleiß sich noch nicht gnung geübet:
Diss Werk beweiset es / daß er uns jetzo giebet:
Mein Petri ruhet nicht: sein Geist ist so entbrannt /
Daß Er sich auch gemacht an stärcksten Elephant.
Rümpff Monus Nass' und Maul: es zeugen doch die Wercke
Von seiner Sinnen-Krafft und seines Geistes Stärcke."

Es war für Dr. Hartenfels nämlich keine ganz leichte Sache, seine Elefantologie zum stattlichen Bande zu türmen, und er entschuldigt sich beim Leser, daß er sie nicht früher fertig bekam, aber das hatte seine Gründe, „unter denen der vornehmlichste dieser ist, daß dieses Tier in Deutschland äußerst selten ist", und er selbst „nur einen einzigen zu Gesicht bekommen hat". Aber was ihm an Anschauung versagt blieb, besaß er an Wissen: es gibt wohl keine Stelle

Lo Beyer

der antiken Literatur, die den Elefanten erwähnt oder nur sein Elfenbein, — sei's auch nur, daß Horaz erklärt, sein kleines Dichterheim habe kein Elfenbeingetäfel — die Dr. Hartenfels nicht mit einem kleinen stillen Leuchten verzeichnete.

Eine seriöse Elefantenwissenschaft kann nur wachsen, wo der Elefant gedeiht und Gefährte des Menschen ist. Das moderne Afrika schießt ihn in Massen ab, anstatt ihn literarisch zu verklären. Dem Menschen fremd, ist er zu Wildnis und Untergang verurteilt. Im Altertum, als er noch nördlich der Sahara in den Randländern des Mittelmeers zu finden war, schrieb König Juba von Mauretanien sein uns verlorenes Elefantenbuch, das er Augustus widmete zum Dank für seinen kleinen Thron, den er vom Kaiser zurückerhielt, nachdem ihn Cäsar eingezogen, weil Juba bei Cäsars Auseinandersetzung mit den

Pompejanern falsch getipt hatte. Ein phantasiereiches Buch, aus dem Plinius manches Wunderbare geschöpft hat. Eine eigentliche Elefantologie hat nur Indien entwickelt, wo der Elefant als magischer Regenspender seit alters heilig ist: wer einen tötete, wurde einem alten Gesetzbuch zufolge hingerichtet, dagegen hatten Hinterbliebene eines durch Elefanten Getöteten an den königlichen Schatz zu zahlen. Augenscheinlich, weil der glückliche Tote wie ein von Götterhand Gefallener stracks in den Himmel kam, da die Elefanten der Sonne, dem Reich der Seligen, entstammen. Am Schöpfungsanfang zauberte Brahmâ, die beiden glühenden Schalen des Sonneneis in Händen haltend, heilige Melodien singend, die Elefanten aus ihnen hervor. Frei trollten sie anfangs durch alle Welträume, bis der Fluch eines Yogin ihnen die Flügel raubte und sie zwang, auf Erden den Menschen zu dienen. Ein Heiliger, dessen Mutter eine zur Elefantin verwunschene Göttin war und der zwölftausend Jahre in glücklicher Wildnis mit den Elefanten als ihresgleichen lebte, erstand als Gründer und höchste Autorität der Elefantologie. Als Schutzpatron der auf die Erde verbannten Elefanten lehrte er die richtige Pflege der empfindlichen und kostbaren Tiere. Alle indische Elefantenkunde geht auf ihn zurück. Sie handelt von Ursprung und Wesen der Elefanten, von Fang, Zähmen und richtiger Behandlung. Insbesondere die Elefantenmedizin ist so hoch entwickelt wie die Heilkunst am Menschen, und die Vorschriften für Diät und Hygiene verraten ein Niveau, das menschliche Lebenshaltung im heutigen Europa fast nirgends erreicht. In der indischen Elefantologie hat die wunderbare Beobachtung der Tierseele, die in indischen Tiergeschichten literarische Meisterwerke schuf, und jene anderwärts unerreichte tiefe Liebe zum Tier, die so wenig eine Schranke zwischen Tier und Mensch wie zwischen Mensch und Gott erblickt, sich ein selbstverständliches Denkmal gesetzt, das in der Literatur der Erde an Grazie des Gefühls und unsentimentaler Naturverehrung ohne gleichen ist.

DER HEILIGE UND DIE ELEFANTEN

Von

HEINRICH ZIMMER

Die „Elefantenkunde" als besondere Wissenschaft gibt es wohl nur in Indien und im Lande des Elefantenordens, Siam, dessen Kultur von der vorderindischen unzertrennlich ist. Wie diese Wissenschaft vom Elefanten zu den Menschen gekommen ist, berichtet eines ihrer Lehrbücher, „Mâtangalîlâ" — „Spiel des Elefanten" —, ein Sanskritwerk in Versen, das neuerdings aus südindischen Bibliotheken ans Licht gekommen ist:

„Es war einmal ein König, ‚Haarfuß' genannt, im Lande Angra, der war berühmt und dem Könige der Götter gleich. Als er einmal, von seinem Hofstaat umgeben, in seiner Stadt Tschampâ am Ufer der Gangâ auf seinem Juwelenthron saß, ward ihm gemeldet, Elefanten aus dem Dschungel hätten alle Saaten und Pflanzungen verwüstet. Da bedachte sich der Erdbeherrscher: ‚Was soll ich tun?'

Zu jener Zeit kamen auf Geheiß von Gottheiten stiergleiche, heilige Seher nach Tschampâ: Gautama, Nârada und andere, und der König gewann ihre Gunst, indem er ihnen zum Willkommen Sitze, Blumen und Wasser und andere Gastgaben anbot. Da schenkten sie ihm auf sein dringendes Bitten Erfüllung seines Wunsches, die wilden Elefanten des Dschungels zu fangen.

Der König sandte seine Leute aus, die Elefanten zu fangen. Sie durchstreiften den Dschungel und erblickten auf ihrem Pfad den Heiligen Sâmagâyana, der in seiner Einsiedelei stand. Nicht weit davon sahen sie eine Herde Elefanten weilen und Pâlakâpya den strahlenden Heiligen, wie er inmitten der Elefantenherde einherschritt. Nur zur Zeit der Morgen- und Abendandacht verließ er sie.

All das meldeten die Leute dem Herrscher von Anga. Er zog aus und fing die Elefanten, während der Heilige in die Einsiedelei gegangen war, und kehrte flugs nach Tschampâ heim. Er übergab die Elefanten an Gautama, Nârada und die anderen hohen Weisen, und sie fesselten die Elefanten gar fest an die Pfosten. Da hatten die übrigen Menschen Ruhe.

Als da der Heilige Pâlakâpya aus der Einsiedelei seines Vaters, nachdem er ihm aufgewartet und seine Andacht verrichtet hatte, an den Fleck zurückkehrte, wo die Elefantenherde sich aufhielt, und sie nicht mehr fand, suchte der Heilige sie allerwärts und kam — das Herz von Liebe zu ihnen schwer und übervoll — nach Tschampâ und pflegte die leidenden Elefanten, stillte ihre Wunden und heilte sie. Gautama und die anderen Seher, die dort weilten, erblickten den Hohen, wie er, von Schweigen erfüllt, inmitten der Elefantenherde stand, und fragten ihn: ‚Warum reibst du ihre Wunden ein? Woher erwuchs dir diese Liebe zum Elefantenvolk?' — So fragten ihn die Seher, aber er gab ihnen nichts zur Antwort.

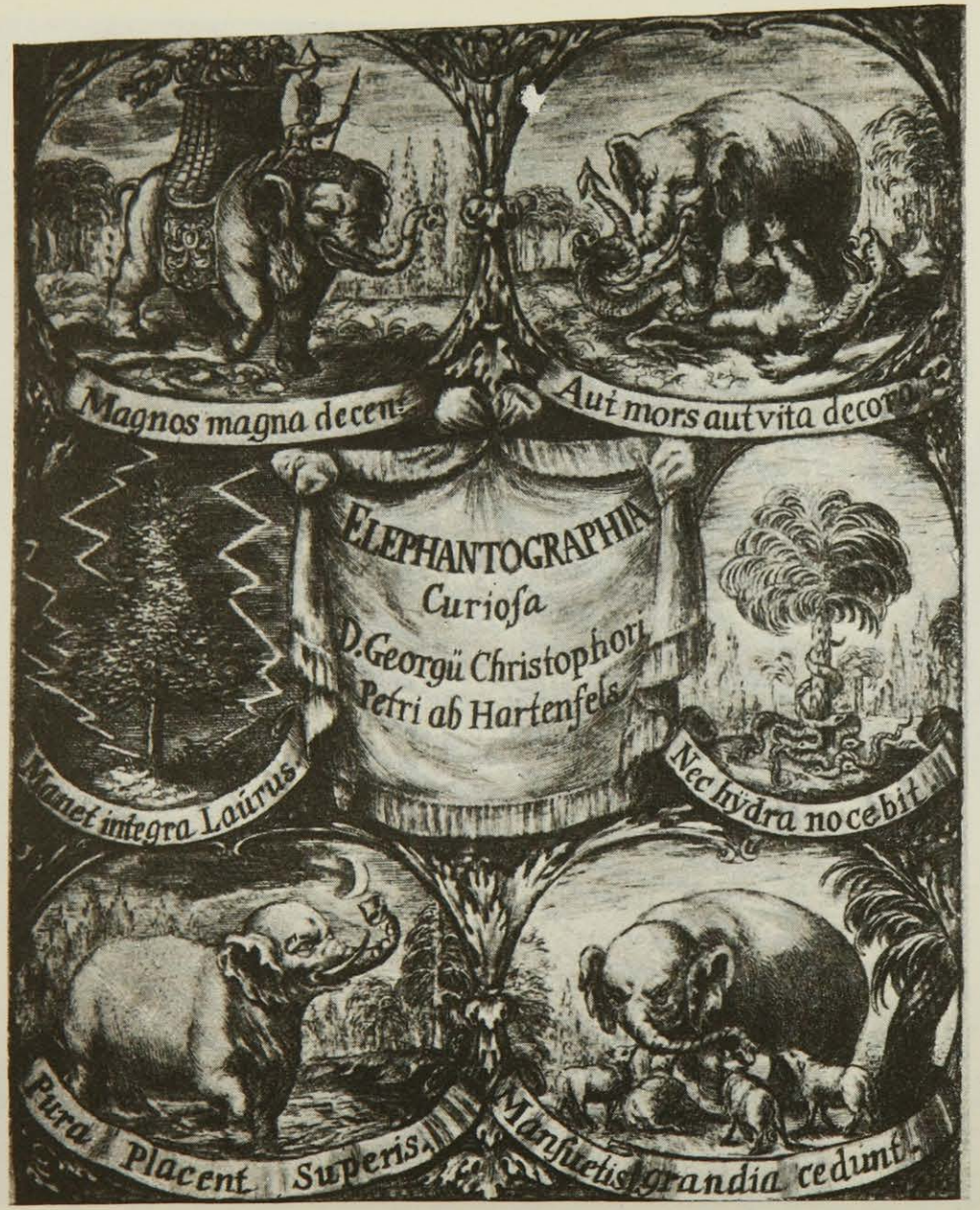
Als der König von Anga von den hohen Sehern vernahm, was sich begeben hatte, ging er hin und gewann die Gunst des Heiligen mit Fußwasser und anderen Gastgaben und fragte ihn, zu hören begierig nach seiner Abkunft, seinem Namen und andere übliche Fragen. Aber der Asket gab dem Erdbeherrscher nichts zur Antwort. Aber zum zweiten Male fragte der Menschenbeherrscher den makellosen Heiligen, in demütiger Hingabe sich neigend: da zeigte sich der Heilige Pâlakâpya zufrieden und sprach:

‚Nach Herzenslust wanderten einst die Elefanten umher, am Himmel und auf Erden, und nahmen Gestalten nach Herzenslust an. Sie schweiften, wohin es ihnen gefiel. Im Lande nördlich des Himalaya ist ein dichter Wald von Feigenbäumen, der ist zweihundert Yodschanas[1])

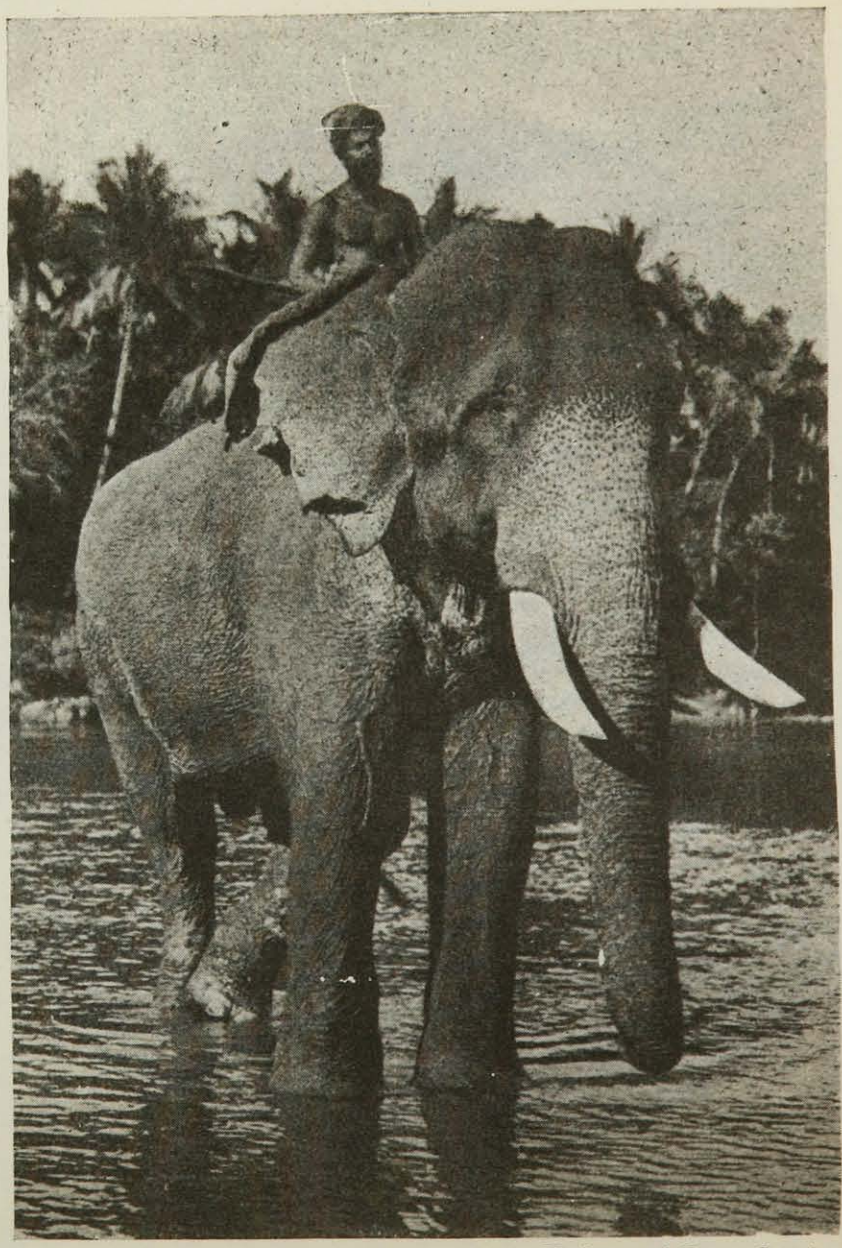
[1]) Ein Yodschana = ungefähr zehn Kilometer.

Buddha bändigt den wilden Elefanten mit einem Strahl seiner Wesensliebe.
Relief 2. Jahrh. n. Chr. Amaravati

Aus dem Felsen gehauener Elefant bei den Monolith-Tempeln von Mamallapuram,



Titelkupfer der Elephantographia curiosa des Georg Christoph Peter von Hartenfels. 1. Auflage, Erfurt 1723



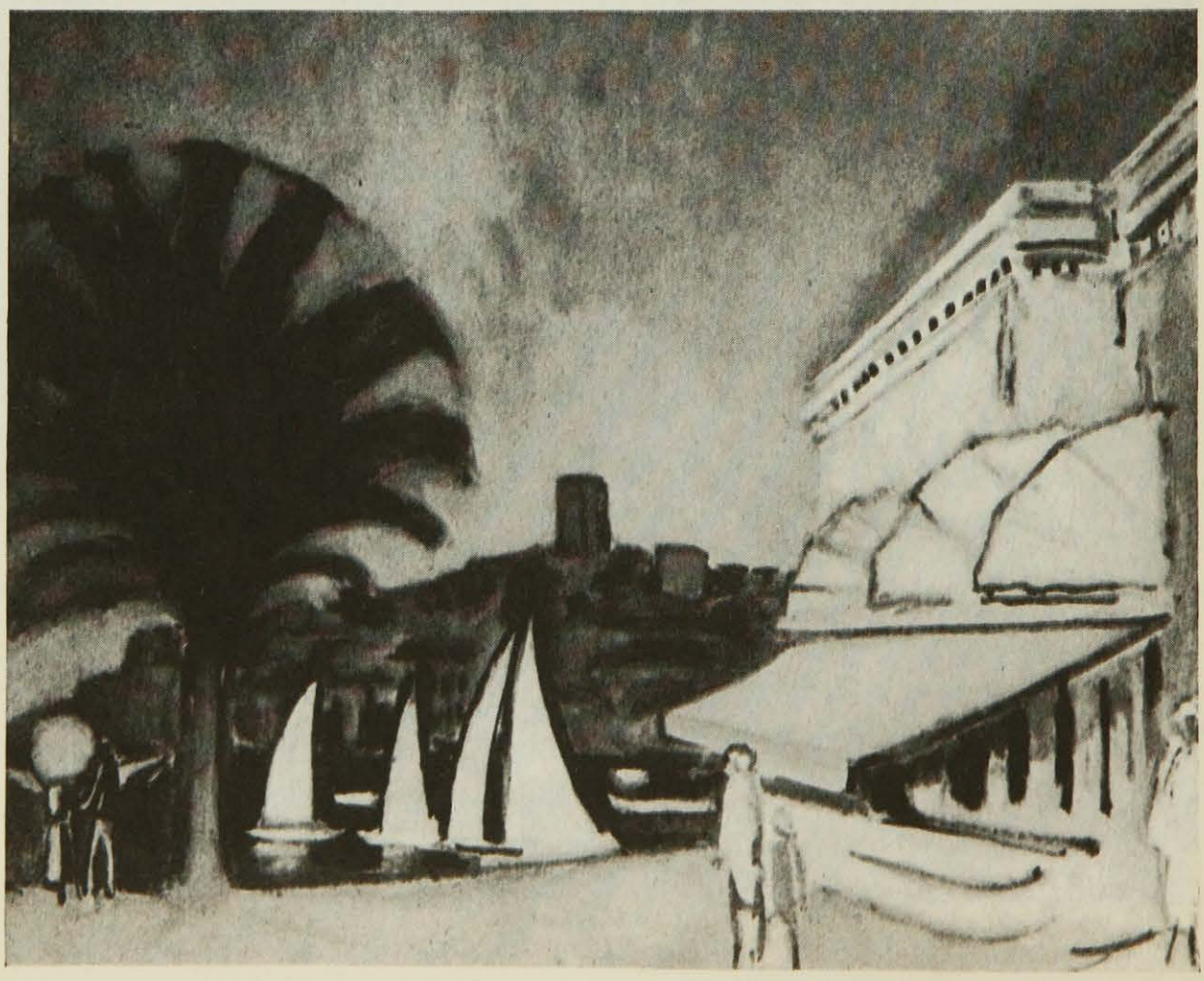
Underwood Press Service

Elefant in Ceylon

La chemise d'argent

Porträt Anatole France

Picknick in Louvard



Mont Chevalier in Cannes

groß in die Breite wie in die Länge. In ihn fielen die edlen Elefanten ein. Sie zersplitterten die Zweige, und ein Asket, mit Namen ‚Lange-Askese', der dort seine Einsiedelei hatte, geriet darob in Zorn und sprach alsbald einen Fluch über sie. Dieser Fluch nahm ihnen die Gabe, nach Herzenslust zu schweifen, wohin sie wollten, und verdammte sie, sterblichen Menschen als Reittiere zu dienen. Alle wurden sie verflucht, außer den Elefanten des Weltraums, die rings das Himmelsgewölbe tragen.

Da gingen die Elefanten des Weltraums mit allen Elefantengeschlechtern zu ihrem Schöpfer Brahmâ, dem lotusentsprossenen Gott, und sprachen: ‚Gott, die unserem Geschlechte entstammen, steigen durch Schicksalsfügung zur Erde hinab. Krankheiten erwarten sie dort, wenn sie Unbekömmliches oder zu viel essen, wenn sie Unzuträgliches und Unverdauliches essen, und Krankheiten anderer Herkunft.' — Ihnen, die über die Maßen bekümmert waren, gab der lotusentsprossene Gott zur Antwort: ‚Nicht lange, und es wird ein Heiliger kommen, den Elefanten liebevoll verwandt. An das andere Ufer des Heilwissens vom Langen Leben gelangt, wird er sie voller Weisheit von ihren Krankheiten befreien.'

Als der Schöpfer so zu ihnen gesprochen hatte, gingen die Weltelefanten von dannen und begaben sich ein jeder wieder in seine Weltgegend. Und die übrigen Elefanten, die Sprößlinge aus dem Geschlecht der Weltelefanten, stiegen infolge des Fluchs zur Erde hernieder.

Die Göttin der Rede, die der Schöpfer strahlend schuf aus dem Glanz der Kobolde und Menschen, der Widergötter und der unsterblichen Götter, den er in ihr vereinte, ward einst durch Schicksalsfügung vom Heiligen Durgarvant verflucht und wurde darob ein Mädchen unter den Schatzgeistern, ‚Gunavatî' genannt (d. i. ‚reich an Tugenden'). Sie kam einmal aus Vorwitz zur Einsiedelei des Matanga. Der dachte: ‚Gott Indra sendet sie mir: sie soll mich versuchen und mir die Kraft meiner Askese rauben,' — und verfluchte sie, eine Elefantenkuh zu werden. Aber im selben Augenblick erkannte er, daß sie unschuldig sei und sprach zu ihr: ‚Liebes Wesen, Elefantin, wenn du den Samen des Heiligen Sâmagâyana trinkst, wirst du einen Sohn bekommen und von dem Fluche erlöst sein.' —

Den Heiligen Sâmagâyana bedrückte eines Nachts eine Koboldin im Traume. Da ging der große Heilige vor seine Einsiedelei hinaus und schlug flugs sein Wasser ab, zugleich aber entströmte ihm seine Kraft. Die Elefantin trank sie eilig auf, als er wieder in seine Hütte gegangen war, und brachte aus ihrem Munde einen Sohn zur Welt. Beglückt übergab sie ihr Kind dem Heiligen, legte ihr Elefantendasein ab und kehrte, vom Fluch erlöst, selig alsbald in den Himmel zurück.

Erfreut vollzog der Heilige Sâmagâyana die Weihe der Geburt und die übrigen Sakramente an dem Kinde und gab ihm, einer himmlischen Stimme folgend, den Namen Pâlakâpya.

Der Knabe spielte mit Elefanten, Elefantenkühen und Elefantenkälbchen in Strömen und Wasserfällen, auf Berghalden und in Gewässern und ward, in lustvoller Waldeinsamkeit schweifend, ein Heiliger, der von Blättern und Wasser lebte. Da wußte er in zweimal sechstausend Jahren um die Elefanten: was ihnen als Nahrung frommt und was ihnen nicht frommt, was ihnen gut tut und nicht gut tut, was geheim ihr Herz bewegt, Liebes und Unliebes; — dieses und anderes: alles wußte er. —

Herrscher von Anga! Wisse, ich bin Pâlakâpya, der Sohn des Heiligen Sâmagâyana,' — so sprach der große Heilige zum Könige von Anga, der aufs höchste erstaunt war.

Als darauf der König den Heiligen wegen der Elefanten befragte, verkündete er dem Könige den Ursprung der Elefanten, was den Elefanten schön macht und was ihn entstellt, wie man seine Krankheiten heilt und alles, was zur Elefantenkunde gehört."

Margarete Hammerschlag

ZWEI GEDICHTE

von

SERGEJ JESSENIN

*

I. AUFSCHWUNG

O Rußland, rühr die Schwingen,
Bau neuen Festseins Schild!
Mit andern Namen, klingend,
Die neue Steppe schwillt.

Die harzig steilen Höhen
Verbergen Stege gut,
Dort geh ich — Locken wehen —
Voll Räuberübermut.

Ich bin voll jähen Spottes,
Der Weg ist schwer und weit,
Doch führ ich selbst mit Gottes
Geheimnis heimlich Streit.

Ich neige mich den Himmeln,
Mein Stein löscht aus den Mond,
Dann fliegt in banges Schimmeln
Mein Messer, das nicht schont.

Mir folgt der Schwarm der andern,
Unsichtbar, Glied an Glied,
Und weit durch Lande wandernd
Erklingt ihr keckes Lied.

Das Gras zu Büchern bindend,
Streun Worte wir ins All,
Um uns ist alles singend,
Und voller Widerhall!

Dem Moder kein Versöhnen!
Vergeh, du alter Stamm!
Wir tragen Sterngedröhne
Zum hohen Felsenkamm.

Genug, genug gepriesen
Im Jammer jede Laus!
Denn Rußland geht — ein Riese! —
Erwacht, der Zeit voraus.

Schon rührt die jungen Schwingen
Sein Festsein — nun; es gilt!
Mit andern Namen, klingend,
Die neue Steppe schwillt.

II. BLAUER RITT

Im durchsichtigen Frost erblaut der Täler Blöße,
Der Eisenhufe Schlag ist klar und voll.
Das welke Gras nimmt auf in breitgelegte Schöße
Von windumspielten Weiden Kupferzoll.
Wie dürres Krummholz kriecht aus hohlen Tiefen rüde,
Sich einkrausend zu Moos, der Nebel — feucht und grau.
Über dem Flüßchen hängend spült der Abend müde
Im Weiß des Wassers seiner Zehen Blau.

Der kühle Herbst macht alle Hoffnung farbenbunter,
Wie stilles Schicksal trottet hin mein Roß,
Und seine falbe nasse Lefze hascht mitunter
Jäh nach dem flatternden Gewandesschoß.
Mich locken unsichtbare Spuren nach den Winden
Wie zum Befrieden, wie zum Schlachtenstreit —
Des Tages Fersengold wird schimmernd schwinden,
Und Mühen werden ruhn im Futteral der Zeit.

Die kahlen Hügel und der feste Sand am Wege
Sind ausgestreut wie Rost aus einem roten Born,
Das Zwielicht tanzt wie Dohlen in Erregung
Und biegt den Sattelgriff zu einem Hirtenhorn.
Ein milchigweißer Rauch wiegt Dörfer wie im Winde,
Doch fehlt der Wind, es gibt nur Glockenklang,
Und Rußland schläft in froher Kummerrinde
Und klammert sich an einen gelben, steilen Hang.

Es lockt die Nachtrast, nah ist Dach und Futter,
Nach welkem Dill riecht das Gemüseland.
Und tropfenweise gießt das Horn des Mondes Butter
Auf krausen Kohles grauen Beetesand.
Ich atme frisches Brot und sehne mich nach Wärme
Und beiße Gurken knackend — im Gedankenschmaus.
Der Himmel — aufbebend hinter der flachen Ferne —
Führt eine Wolke aus dem Stall am Zaun heraus.

O Rast zur Nacht, wie kenn ich dein Getriebe,
Deine geleitende Berauschtheit in dem Blut!
Die Wirtin schläft. Verwitwet drückt die Liebe
Im Lendenpaar das Stroh, auf dem sie ruht.
Es tagt bereits. Im Winkel wanzenfarben
Umrandet leuchtet der Ikonenschrein,
Doch trommeln immer noch des Regens feine Garben
Ihr Frühgebet in trübe Scheiben ein.

Und wieder blaun vor mir die Felder und die Weiden,
Die Pfützen schaukeln das rote Sonnenrund,
Im Herzen sind mit andern Freuden andre Leiden,
Und neues Reden klebt sich an den Mund.
Wie Seegewell erstarrt der Blicke Blaue,
Vom Zaum befreit trottet mein Roß gelind,
Und eine braune Handvoll letzter Blätterknäuel
Aus seinem Rockschoß wirft mir nach der Wind —

(Deutsch von Gregor Jarcho.)

Adolf Dehn

PARIS — MINUIT

Von

MICHEL LEIRIS

Durch die Straßen zu schlendern gehört immer noch zum Besten, das einem in einer so dumm-logischen Zeit wie der unsern zu tun übrigbleibt, und ich glaube, es heißt nie seine Zeit vertun, wenn man tagsüber vor Schaufensterauslagen herum, nachts durch Bars oder Nachtlokale streift. Wenn ich mich um Mitternacht in eine obskure Bar setze und die abwechslungsreichen Bewegungen der Poker-Würfelbecher auf dem Mahagoni des Schanktisches verfolge, gegen drei Uhr morgens einen Cocktail trinke, einen Blues höre, so ist das jedesmal eine Freude, die ich metaphysisch nennen möchte.

Der Alkohol, in mittleren Dosen zu sich genommen, aber mehrfach (und zwar kontinuierlich) ist ein ausgezeichnetes Stimulans, das in Verbindung mit der Müdigkeit, die diesem nachtwandlerischen Leben eignet, wo man bei wenig Schlaf viel auf den Beinen ist, schnell zu einer Art von dauerndem Traumzustand führt und wie in einer Halluzination festgehalten ist. Diese langsam-metaphysische (um es zu wiederholen) Vergiftung hat nichts gemein mit den groben Saufereien, deren Ende meist Geschrei, Obszönitäten und Keilerei ist. Ich will aber durchaus nicht Herold des Lasters sein, ich will vielmehr an dieser Stelle deutlich feststellen, daß man sich täuschte, wenn man mich Alkoholiker glaubte.

Auch darf man nicht, weil ich von Nachtlokalen spreche, annehmen, ich sei ein Bummler, dies am allerwenigsten in dem üblichen Sinn dieser Redensart. Wenn es eine Zeitlang fast kein Vergnügen gab, auf das ich verzichtet hätte, so lag das daran, daß ich in einem solchen Maße von der Sinnlosigkeit alles Geschehenden überzeugt war, daß ich nicht einsah, warum irgendeine Betätigung der Verachtung mehr preisgegeben sein sollte als irgendeine andere, und daß alles in allem genommen die Hingabe an die erkannte Inhaltslosigkeit der Illusion irgendeines Wertes vorzuziehen sei. Das Café „Le Boeuf sur le Toit" zum Beispiel lockte mich damals wegen der absoluten Belanglosigkeit der meisten seiner Besucher. Ich muß allerdings zugeben, daß da ausgezeichnete Musik gemacht wurde: nur amerikanische Ragtimes, von dem Pianisten Doucet gespielt, der in diesem Lokal Jean Wiéner abgelöst hatte.

Ich kann nicht sagen, wie die Musik der amerikanischen Neger mich erschüttert. Es scheint heute fast ein Gemeinplatz, vom Jazz zu sprechen, und doch glaube ich ganz und gar nicht, daß über diesen Gegenstand das letzte Wort gesprochen ist, ich gehe so weit, zu behaupten, daß von allen, die bis jetzt darüber geschrieben haben, keiner auch nur im entferntesten geahnt hat, um was es sich hier in Wirklichkeit handelt. Denn es geht auch hier noch einmal um Metaphysik und nichts anderes.

Lieder wie „All alone", „Sweet Creola" oder „Lady be good" haben auf mein Leben außerordentlichen Einfluß gewonnen, so großen vielleicht, wie irgendeine Lektüre oder ein Ereignis von entscheidendem Einfluß. Keine Musik scheint mir so sehr die Beschaffenheit lebendigen Fleisches zu haben.

Die Stellen in Paris, an denen man die beste authentische Negermusik hört, sind (mehr als im „Boeuf sur le Toit", wo seit dem Scheiden von Vance Lowry und Marion Williams nur noch Weiße spielen): der „Grand Duc", „Florence" und „Mitchell's" Nachtrestaurant-Bars, alle Rue Pigalle.

In der erstgenannten Bar, deren ständiger Gast ich lange Zeit war, sang eine Mulattin namens Bricktop. Eine Frau zwischen Dreißig und Vierzig, ziemlich stark, aber von erstaunlicher Anmut. Ihre leichtgebräunte Haut, von Sommersprossen übertupft, die ihr Gesicht und ihre Arme wie mit Goldkörnern überhellen. Prachtvolle Toiletten. Sehr lebhafte Augen unter schwarzen lackierten Haaren. Ein Mund, den man als „geistreich" bezeichnen muß. Sie besaß insbesondere jene außerordentliche Intelligenz der Bewegungen, die bei einer Josephine Baker zum Paroxysmus gesteigert sind und die sich von der Pantomine unterscheiden, wie zum Beispiel die Akrobatik von der Gymnastik, eine köstliche Anmut in den Bewegungen der Arme und der Finger, dem Augenaufschlag, dem Lippenspiel, dem Zucken des Fußes, alles dies vereinigt mit einer Stimme, wie ich sie nie gehört habe, einer Stimme, die einem schweren, bestickten Stoffe, der wie durch Beilhiebe zerfetzt ist, oder einem Sperlingsschwarm, in den Adler eingebrochen sind, oder den Ruinen der Paläste von Palm-Beach oder Los Angeles nach einem Erdbeben gleicht.

Und diese Frau wußte nichts von Komödiantentum. Sie war gelangweilt. Ihre Lieder schrieb sie sich in ein kleines Schulheft. Sie lernte sie,

Fox Photo

Apporte!

Fox Photo

Kaninchenbeute

Photo Käte Ruppel

Gertrud Sauermann

Nina Hammelt

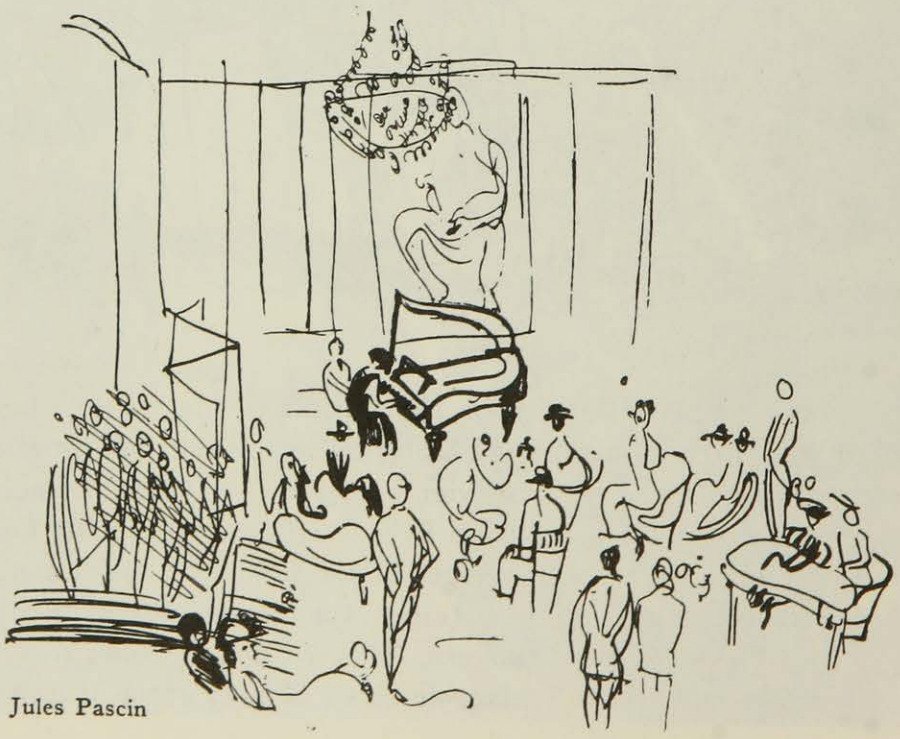
Touchagues

indem sie sie mit halber Stimme vor sich hinsang. Sie trank, ohne jemals betrunken zu werden. Sie hatte lange Unterhaltungen mit dem intellektuellen Neger Jackson, der sie auf dem Klavier begleitete. Sie machte sich ab und zu einen Spaß daraus, das Duett „I am in love again" mit Buddie Gilmore zu singen, einem kleinen, kugelrunden Neger voller Phantasie und Laune, der als Drummer des syncopated Orchestra (einer von Harry Wellmon dirigierten Truppe von etwa 40 Negern — Sängern, Tänzern und Musikern) nach Paris kam und sich sofort durch sein Schlagsolo einen Namen gemacht hatte.

Sie empfing die Gäste, sagte jedem eine Liebenswürdigkeit, vollendete Dame des Hauses. Leutselig und lächelnd war der Herr des Hauses, wenig um Reklame besorgt, empfing jeden mit der entgegenkommenden Herzlichkeit eines alten Verwalters, der auf dem Schlosse seiner Herrschaft die intimsten Freunde des Hauses empfängt.

In den „Grand Duc" kamen regelmäßig fast alle amerikanischen Neger von Paris, alle, die auch das „high-brown" bedeuten: Mitchell, Inhaber der Bar in der Rue Pigalle, Marion Williams, der ehemalige Trommler des „Boeuf sur le Toit", Vance Lowry, Seth Jones, Fernando Jones, der zurzeit in der Revue des „Palace" tanzt. Die Crackner Jacks (damals Jazz im „Shanley's, dem heutigen „Palermo"), der Tänzer Hommy Wood, Virginia West, das „coloured girl" von Moulin-Rouge usw. usw. Und reihum trug jeder von ihnen zu seinem Amüsement etwas vor, und oft mußte auch jeder der Gäste (weiße und schwarze) etwas bieten, gleichviel ob Tanz, Gesang oder Musik. Man hatte nie das Gefühl, sich in einem Nachtlokal zu befinden, eher schon in einer Art kleinem geselligen Klub, wo man sich auf eine kindlich harmlose Weise amüsierte.

In dieser Bar, bei dieser Mulattin, die ganz gewiß der von Apollinaire erwähnten, die „die Poesie erfand", ähnlich ist, habe ich die tiefsten Stunden meines Lebens verbracht. Beim Anhören dieser Lieder, die kaum von anderem als dem Paradies, naiver Liebe und etwa dem Exil handeln, während ich dieser Stimme lauschte, die sich wie ein rauher, aber reiner Pfeil erhob, sich durch das Gebüsch der Luft einen Weg bahnte und wie eine närrische, aber in sicherer Flugbahn gehaltene Feder bis zu den höchsten astralen Schichten stieg, in einer Nacht, deren ich mich Wort für Wort (Auge für Auge möchte ich sagen) erinnere, mit einem Freund trank, der mir von Liebe und vom Unabänderlichen sprach, habe ich begriffen, erfaßt, greifbar mit den Händen erfaßt, was es ist um diese Ewigkeit, deren Name meist „Verzweiflung", manchmal auch „Leere" ist.



Jules Pascin

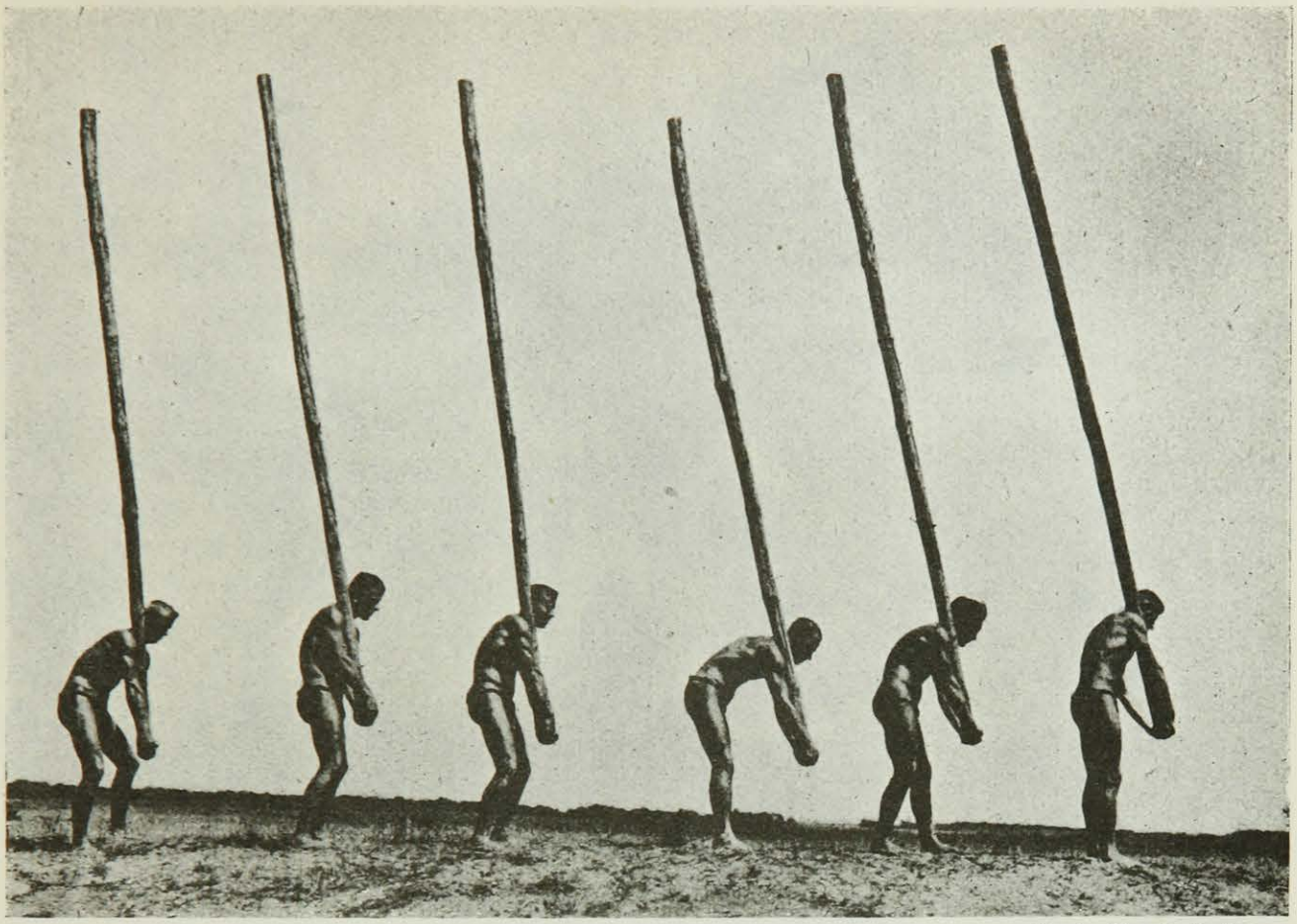


Photo Sport & Sonne

Schupo beim Balkenwerfen

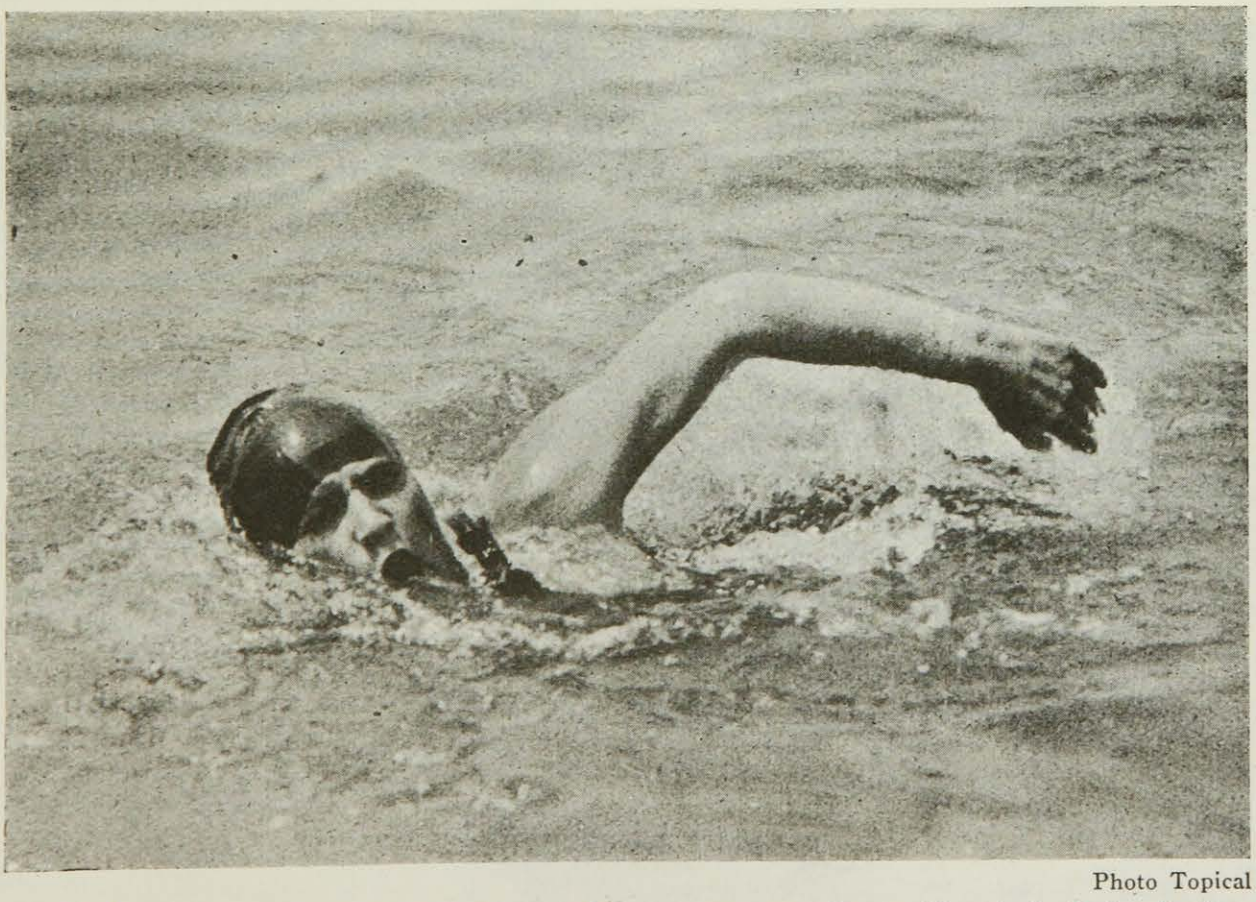
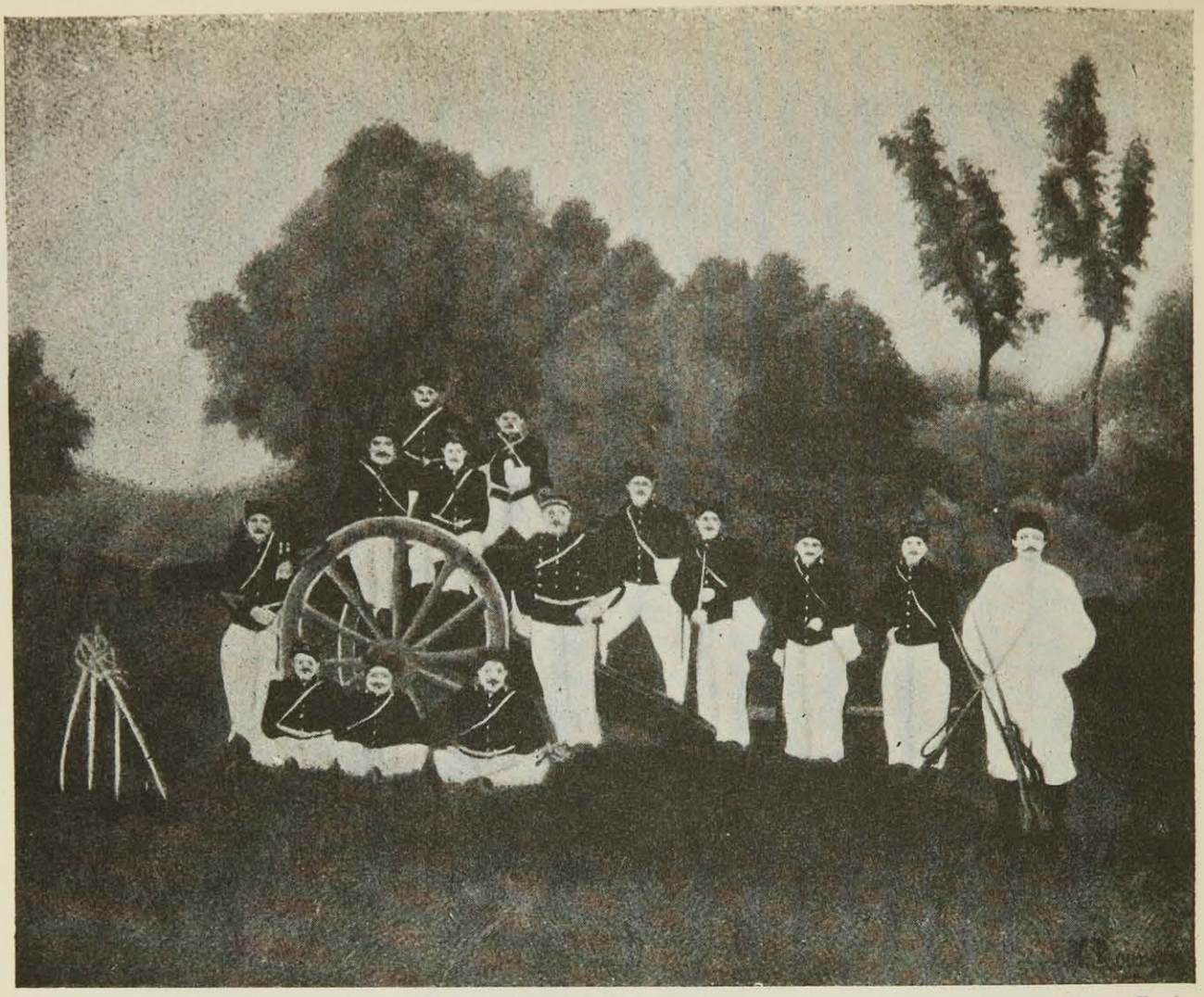


Photo Topical

Die Deutschamerikanerin Gertrud Ederle, die Bezwingerin des Kanals in Rekordzeit



Galerie van Leer, Paris

Henri Rousseau, Die Artilleristen

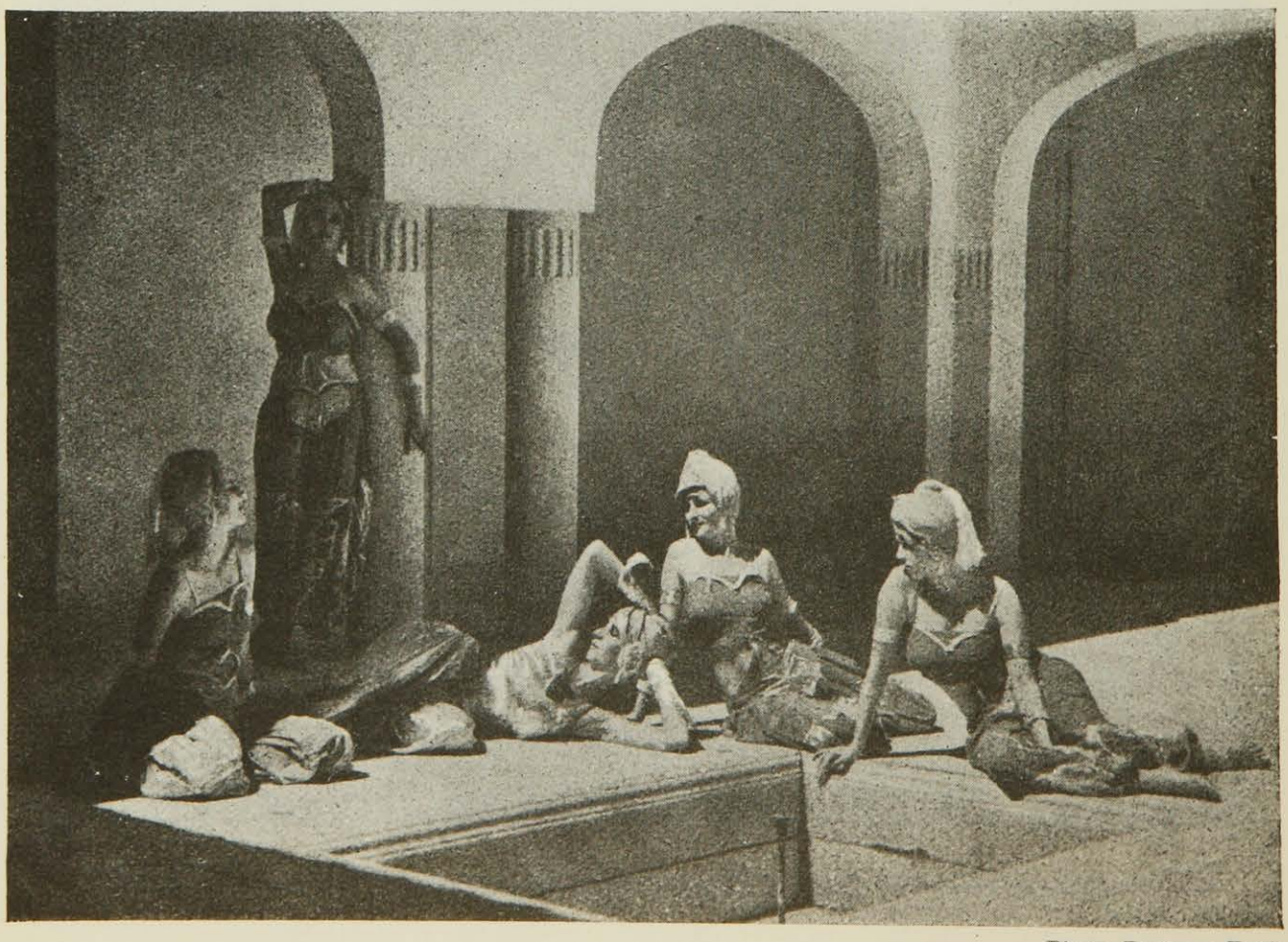


Photo Bertram Park

Die Morris-Tänzerinnen, Cap d'Antibes

ERBLICHER DANDYSMUS

Von

M. SCHMAHL UND DR. AUGUSTA VON OERTZEN

Die englische Nobility des späten achtzehnten Jahrhunderts, diese eigenartige Mischung von Spleen und Herrentum, war die Wiege des „dandy"! Wie ein Wesen höherer Art erhob er sich über das übrige Menschengesindel, das am Erdboden festklebte.

„Diese englischen Gentlemen", schreibt Heinrich Heine, „betrachteten ihr kleines England als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigentum. Ihr Gold war ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zauberte." Die Briten haben den Mann in Reinkultur gezüchtet, der das ganze Leben nur von dem einen Gesichtspunkt aus betrachtete, eine gute Figur zu machen.

Doch nun gilt es zunächst einmal festzustellen, was denn eigentlich ein „dandy" ist.

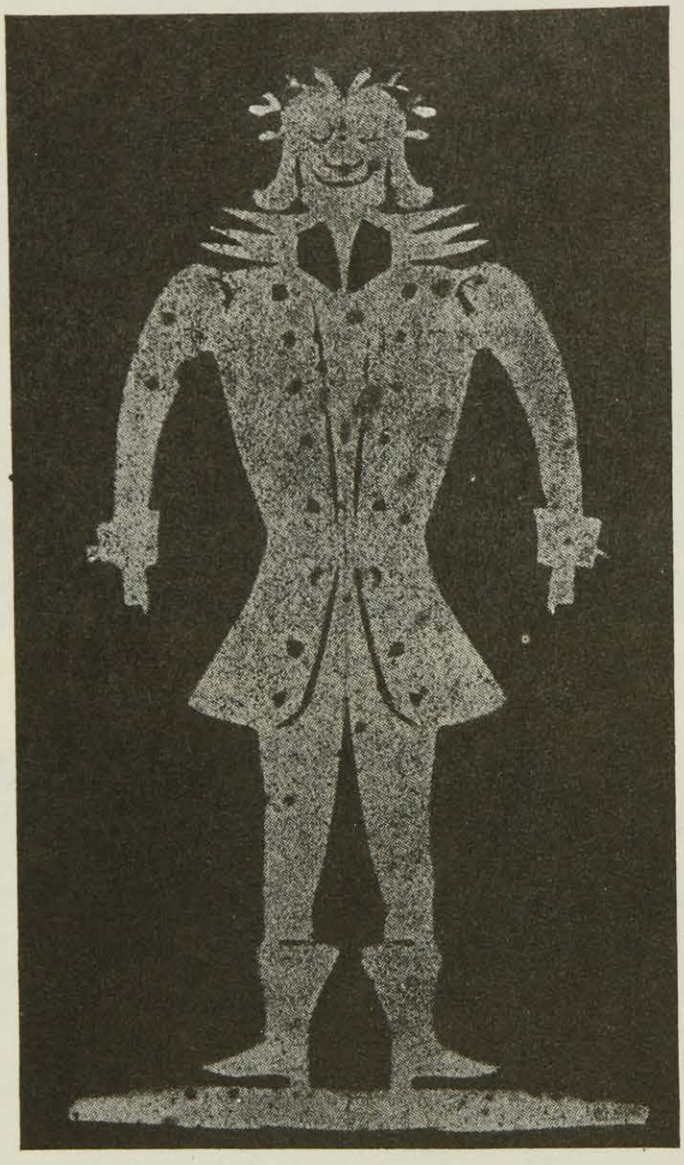
Es ist ein Mensch, dessen Tun, Beruf und Dasein im Kleidertragen besteht. Jede Kraft seiner Seele, seines Geistes, seiner Börse, kurzum des ganzen Menschen ist mit heldenhafter Hingabe dem einen Ziel zugewendet: seine Kleider richtig zur Geltung zu bringen. Während der Mensch im allgemeinen sich kleidet, um zu leben, lebt der „dandy", um sich zu kleiden. Er wandelt dahin als ein lebendiger Märtyrer des ewigen Wertes der Kleider und ihrer Herrschaft über den Menschen. „Der ‚dandy'", sagt Carlyle, „affektiert Ausschließlichkeit und Kastengeist, er befleißigt sich einer besonderen Ausdrucksweise, eines Etwas, das man mit englisch-französisch bezeichnen könnte, und bemüht sich, ein nazarenisches Gebaren zur Schau zu tragen, um sich von der Welt unbefleckt zu halten."

Die Haushaltung dieses Mannes, der mehrere Stunden gebrauchte, um sein drei bis sechs Ellen langes weißes Batisthalstuch um seinen Nacken zu drapieren, fand ihren Mittelpunkt in dem Ankleidezimmer. Es war mit Sesseln, Ottomanen und riesigen Spiegeln verschwenderisch ausgestattet, auf einem perlmutternen Tisch verschiedene Flaschen mit Wohlgerüchen und alle Luxusgegenstände der Toilette aufgestellt. In einem reich und kostbar ausgelegten Garderobenschrank befanden sich Dutzende von Gewändern, auf den unteren Brettern Schuhe in allen Farben und Formen. Ein Diener in weißseidener Jacke und batistener Schürze leistete in den sakralen Stunden der Toilette eifrige Dienste. Für den Anzug des „dandy" gab es besondere Gesetze, die, als Glaubensartikel formuliert, absolut anerkannt wurden, sie lauteten:

1. Röcke dürfen keinerlei dreieckige Formen zeigen, gleichzeitig sind Falten auf der Rückseite sorgfältig zu vermeiden.
2. Der Kragen ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Er muß hinten niedrig und ein wenig gebogen sein.
3. Keinerlei Modefreiheit darf einem Manne von feinem Geschmack gestatten, die hintere Körperfülle eines Hottentotten zu adoptieren.
4. Im Schwalbenschwanz liegt Heil.

5. Der Geschmack eines gebildeten Mannes zeigt sich nirgends deutlicher als in seinen Ringen.
6. Unter gewissen Vorbehalten ist es der Menschheit erlaubt, weiße Westen zu tragen.
7. Beinkleider müssen um die Hüften herum sehr eng sein.

Die Dandys besaßen in London ihr bestimmtes Klubhaus, Almack genannt (es war 1765 von einem Schotten, MacCall, erbaut worden, die Buchstaben seines Namens versetzt, ergeben den Namen), wo sie allabendlich · Zusammenkünfte und Feste abhielten. Bei solchen Gelegenheiten führten die Modefexe ihre neuesten Kreationen vor und machten damit Furore. So der sogenannte sublime dandy, George Brummel, mit seinem Halstuch aus Mull, welches Anlaß zu einem Buch über die Kunst des Bindens gab; es erschien 1818 unter dem Titel „Necklothitania".



Christian Andersen Scherenschnitt

Dieser Tempel des beau monde durfte nur in Eskarpins, weißer Krawatte und „Chapeau bras" betreten werden, die Zulassung bedeutete für Leute, die gesellschaftliche Ambitionen hatten, den siebenten Himmel. Aber es war nicht leicht, sich unter die „beaux" und ihre erwählten Damen mischen zu dürfen, Namen und Geld genügten keineswegs, sondern der springende Punkt war, „comme il faut" zu sein. Geistige Nahrung wurde den Klubmitgliedern dadurch geboten, daß alle „Moderomane", in denen irgendwie von Kleidern die Rede war, zur Verfügung standen, ebenso lagen sämtliche „Journale", wie „le bon genre", „le suprême bon ton", „le gout du jour" usw., zur Einsicht und Anregung bereit.

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erlebte der Dandysmus seinen Kulminationspunkt. Es war die Zeit, als der blendend schöne Prinz von Wales, der 1830 als Georg IV. den englischen Thron bestieg, sich den Einlaß zu Almack durch die Erfindung einer — Bandschleife am Schuh erwarb! Dazu kam noch das glänzende Debüt dieses „first gentleman of Europe" (Byron)

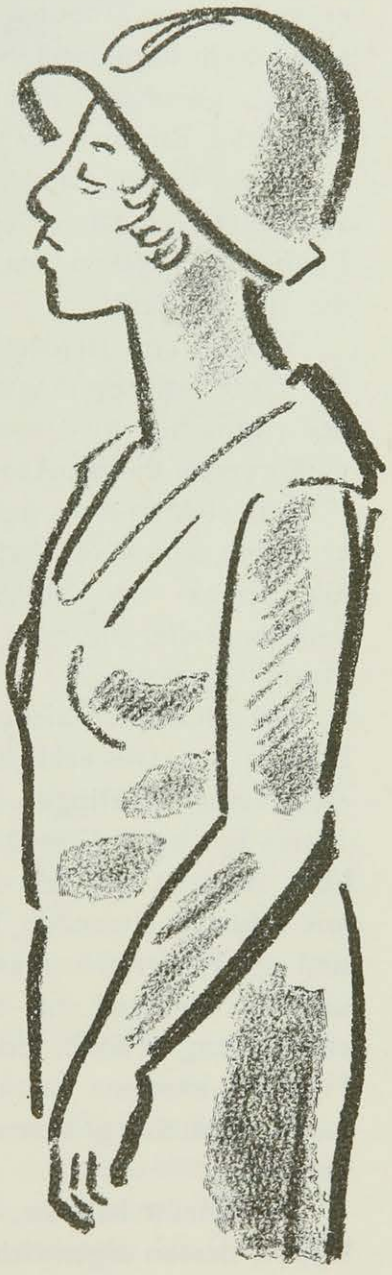
finanziellen Zusammenbruch. Als das letzte Geld verbraucht war, welches er seinem alten Vater abgejagt hatte, indem er drohte, die Briefe des Königs öffentlich zu versteigern, sah sich „Prinz Florizel" gezwungen, zu heiraten. Die Million Pfund Sterling, die ihm die verhaßte Prinzessin von Braunschweig mitbrachte, erlaubte ihm, sein verschwenderisches Leben weiterzuführen. Skrupellos überließ er seine Frau und kleine Tochter ihrem Schicksal und fuhr fort, ein Dandy zu sein, eine Beschäftigung, die mit den Funktionen eines guten Ehemannes nicht das geringste zu tun hatte.

Aber die Dandys wurden alt, und damit verblaßte allmählich der Glanz ihres Ansehens. Nicht alle besaßen soviel Stilgefühl wie der uralte Lord Queensberry, der bis zum letzten Seufzer der schönen Form nachjagte. Schon halbtot, in der zitternden Hand mühsam eine Lorgnette haltend, saß er in seinen letzten Stunden am Fenster, um die vorübergehenden Schönen zu betrachten.

Als die Dandyseele sich zum zweiten Male auf Erden reinkarnierte, da wachte sie in Frankreich auf. Aber sie hatte noch soviel von ihrem früheren Leben mitgebracht, daß die Grundfarbe ihres Wesens britisch blieb. Old England war in der fashionablen Welt des Kontinents Trumpf!

In den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde Europa anglomanisiert: die Klubs, der Sport, der Anzug, alles war englisch! Der zarte, ganz romanisch eingestellte Alfred de Musset, um 1840 als Dandy tonangebend, kleidete sich à l'anglaise, obgleich diese Note gar nicht zu seinem erlöschenden, nervösen Gesicht paßte!

Und es erschien ein neuer Typ des Dandy, der „Aesthet"! Während Brummel und seine Gefolgschaft bedingungslose Sklaven ihrer Kleider gewesen waren, jede Bewegung daraufhin prüften, ob sie nicht die wundervollen Toiletten in Unordnung brächte, den Sport verachteten, trainierten die Dandys der Biedermeierzeit den Körper. Sie schauten nicht nur zu bei den Rennen, um auf dem grünen Rasen neue Modeerfindungen zu präsentieren, nein, sie ritten selber mit!



G. H. Wolff

Sie begannen Kunstwerke zu sammeln, nicht, um recht viel davon zu besitzen, sondern um zu genießen. In mystischem Dämmer, bei den Klängen seltsamer Musik wurden edle Steine betrachtet, Blumen von absurden Formen und diabolischen Gerüchen gezüchtet, grüne Nelken, blaue Rosen im Knopfloch getragen. Ein Typ entwickelte sich, der in dem Dandytum eines Oskar Wilde seinen Gipfel und sein Ende zugleich fand.

Aber ehe es soweit gekommen war, hatte das ewig junge Albion schon wieder einen neuen Dandy hervorgebracht, Eduard VIII., Prinzen von Wales, geboren 1841. Es scheint, als wenn der Name: Prinz of Wales ewig mit dem Rufe des „Lebemanns" verknüpft bleiben, als wenn das populärste Wappen Englands, die drei nickenden Straußenfedern, den Skandal provozieren sollte!

Eduard machte den Traditionen seines Namens alle Ehre! Er spielte, verschwendete, amüsierte sich und wurde von niemandem ernst genommen. Auch er verbrachte Stunden über Stunden mit Ueberlegungen, wie er sich kleiden solle. Sein berühmter Schneider Davidson übernahm die gleiche Rolle wie sein Meister gleichen Namens bei Georg IV. Er wurde das Vorbild für sämtliche Schneider Europas.

Wenn dieser Grandseigneur im wahrsten Sinne des Wortes erschien, bis zum letzten „à quatre épingle", umweht von dem zarten Hauch eines erlesenen Parfüms, zwischen den Lippen eine mächtige Havanna, dann beherrschte er die Gesellschaft.

Vor kurzem ist der Letzte seiner Epoche, Lord Robblesdale, gestorben, der bei Hofe den Spitznamen der „Ahnherr" trug, weil er in allen Tugenden des englischen gentleman gegenüber der jüngeren Generation eine Tradition verkörperte, die im Aussterben war.

Für Reklamezwecke war der genießerische Eduard besonders willkommen; er mußte seine dandyhafte Vorliebe für Havanna und gute Seifen büßen, indem alle Tabak- und Seifenfabrikanten ihn als Reklameschild benutzten. Eine beliebte Rolle, die man ihn spielen ließ, war die des Modeschneiders oder des Hosenträgerkönigs!

Aehnliche Geschichten, wie sie über Georg IV. kursierten, gingen auch von Eduard um. Die erbliche Belastung! So ärgerte sich Georg grenzenlos, wenn einer seiner Höflinge nicht korrekt genug angezogen war, „der gut angezogene Mann hat beim Eintritt in das Zimmer den Hut unter dem Arm zu tragen, beim Austritt auf dem Kopf" war oberstes Gesetz im Carlton House. „Leute mit schlecht sitzenden Krawatten kann ich nicht ausstehen", murrte Eduard und riß Näherstehenden eigenhändig die Binden herunter. Ueber den Geruch und die Feinheit der Schuhwichse hatten die Dandys des 18. Jahrhunderts stundenlang orakelt, Eduard verkündete stolz: „Ich habe mir aus Rambouillet Hammel kommen lassen, aus deren Knochenmark die Crême zum Putzen meiner Schuhe gewonnen wird. Ich lasse sie von unbestechlichen Wächtern bewachen."

Es scheint beinahe, als sei der Prinz of Wales kein Mensch, sondern ein Typus, dessen eigentliche Charaktereigenschaften erst zum Vorschein kommen, wenn er den Thron bestiegen hat. Solange er Thronprätendent ist, spielt er Theater, indem er den „gentleman" mit allen Raffinements darstellt, er ist der äußerste Exponent der Mode, die Zierde der vornehmen Klubs, der Abgott der Frauen, der Mittelpunkt des Zeitungsklatsches!

Alles wiederholt sich.

Wenn man heute eine englische Zeitung aufmacht, so findet man als größte Sensation die Artikel über „our Prince". Jeden Tag bringen die großen Zeitungen eine eigene Rubrik mit diesem Titel überschrieben!

R. Schlichter

Der jetzige „Prince of Wales", geboren 1893, hat das Erbe seiner Väter würdig angetreten. Er ist tonangebend in der Mode, ein glänzender Sportsmann, Tänzer, er liebt Paris. Er erfindet neue Moden, er kreiert Tänze. Er ist der meistphotographierte Mann in England; genau wie sein Ur-Großonkel Georg der meistporträtierte war.

Schon hat sich die Karikatur seiner bemächtigt . . .

Tausende von Postkarten durchschwirren die Welt, Vorboten des überall mit offenen Armen empfangenen, bezaubernden „Prinzen von Wales", dessen Schönheit seinem vielversprechenden Namen alle Ehre macht.

Liebevolle Unterschriften spiegeln den ganzen Stolz Old-Englands, „Seine königliche Hoheit in guter Laune," „unseres Prinzen glückliches Lächeln," „der freundschaftliche Händedruck unseres Prinzen" und was sonst an Vor-

zügen zu registrieren ist, hier kommt es in die Oeffentlichkeit. Er, schön wie ein junger Gott, blond, schlank und hochgewachsen, lächelt kühl und liebenswürdig, wie nur der vollendetste Hochmut lächeln kann: im Gesellschaftsanzug, im Sportdreß, auf der Straße, in seinem Heim, in Uniform, im Zylinder, im runden Hut, im Helm, in der Sportmütze.

Neuerdings gefällt es Seiner königlichen Hoheit, Mädchenkleider anzuziehen. Eine Laune, die keinerlei Sympathie im meerumrauschten Albion findet, denn sie verrät Passionen, die ein monarchisch eingestelltes Land bei seinem Thronfolger nicht gerne sieht. — Ernste englische Blätter ergehen sich in Klageliedern über diese neue Rolle ihres Helden. Und das Schlimmste ist, daß die Kamera sich seiner blonden, mädchenhaften Schönheit bemächtigt, und daß dieses Bild allen anderen, den Tausenden und aber Tausenden, den Rang abgelaufen hat.

In der Geschichte des Dandysmus ist die weibliche Rolle neu. Auf den Bällen bei Almack erschienen rosenrote und himmelblaue Kavaliere, die aussahen wie Watteausche Schäfer; als süße, kleine Puppen tänzelten sie über das Parkett. Aber sie wollten Männer bleiben! „I'll damned, if I'm ever so effeminate" brummte Georg IV., als man ihm zu kokette Moden vorlegte.

Aber einen Punkt gibt es, in dem der jetzige Prinz von Wales den Dandys des 18. Jahrhunderts sehr nahe verwandt ist: in seinen Beziehungen zu den Frauen! Er liebt sie nicht und wird doch so sehr von ihnen geliebt! Einmal verließ ihn sein huldvolles Lächeln, als bei einem Ball in Johannesburg eine würdige Dame ihn fragte, ob er den heutigen Typ der jungen Mädchen nicht entzückend fände?

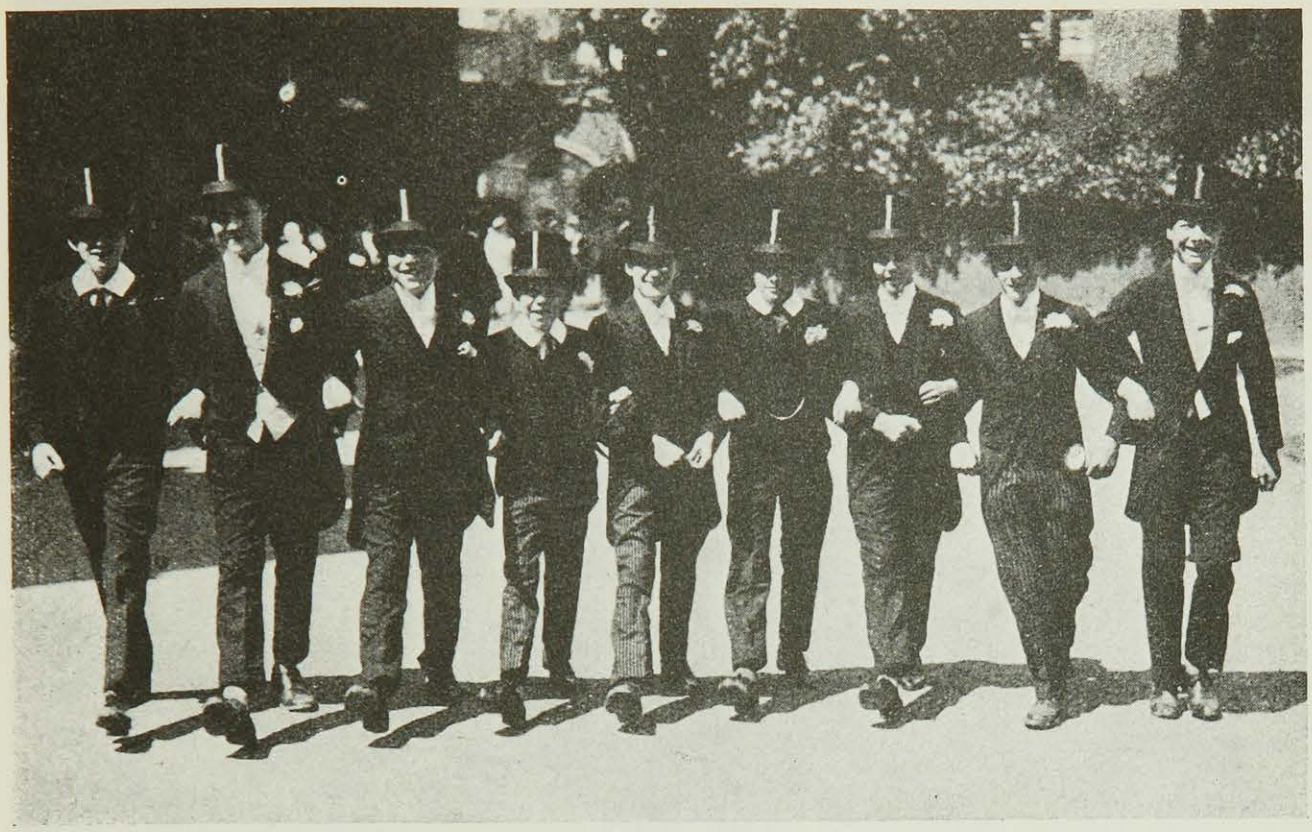
Da wehrte er sehr entschieden ab. „Nein, ich liebe sie nicht, diese jungen Mädchen mit den Bubenköpfen und den Zigaretten im Mundwinkel! Ich finde sie sogar entsetzlich!" (Ob er die mit langen Haaren vorzieht?)

Die splendid isolation, in die sich der erlauchte Herr hierdurch in Johannesburg gebracht hat, sie ist echt „dandyhaft". Hochmütig, exzentrisch, verrückt, das waren die Eigenschaften, die der wirkliche Dandy dem weiblichen Geschlecht gegenüber zum Ausdruck brachte. Er reizte und quälte die Frauen, weil er sie verliebt machte und trotzdem Distanz hielt, denn seine Devise war „nil admirari"!

Selbstvergötterung, Unabhängigkeit, Courtoisie, kurz Egoismus, sublimiert und manieriert, das war das eigentliche Wesen des Dandysmus. Seine Art sich zu geben, zusammengesetzt aus „Nuancen", hat es nur in Zeiten höchster Kultur und beginnender Ermüdung einer Gesellschaftsschicht gegeben.

Sein äußerster Exponent ist und bleibt George Brummel. Als er von Wahnsinn umnachtet, verarmt und verlassen, die schäbigen Reste seiner einstigen Eleganz anlegte, Blumen und Kerzen in seinem traurigen Hotelzimmer in Gaen aufstellte, um das tote England, die verstorbenen Freunde seiner Epoche bei sich zu empfangen, da leuchtete in den sonderbaren Gebärden eines Irrsinnigen letzter Glanz einer „Ichkultur" auf, wie sie in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft nicht wieder vorgekommen ist.

Das stolze Albion behält den Ruhm, Wiege und Grab des Dandysmus zu bleiben, eine Nation, die das Wort „ich" groß schreibt!

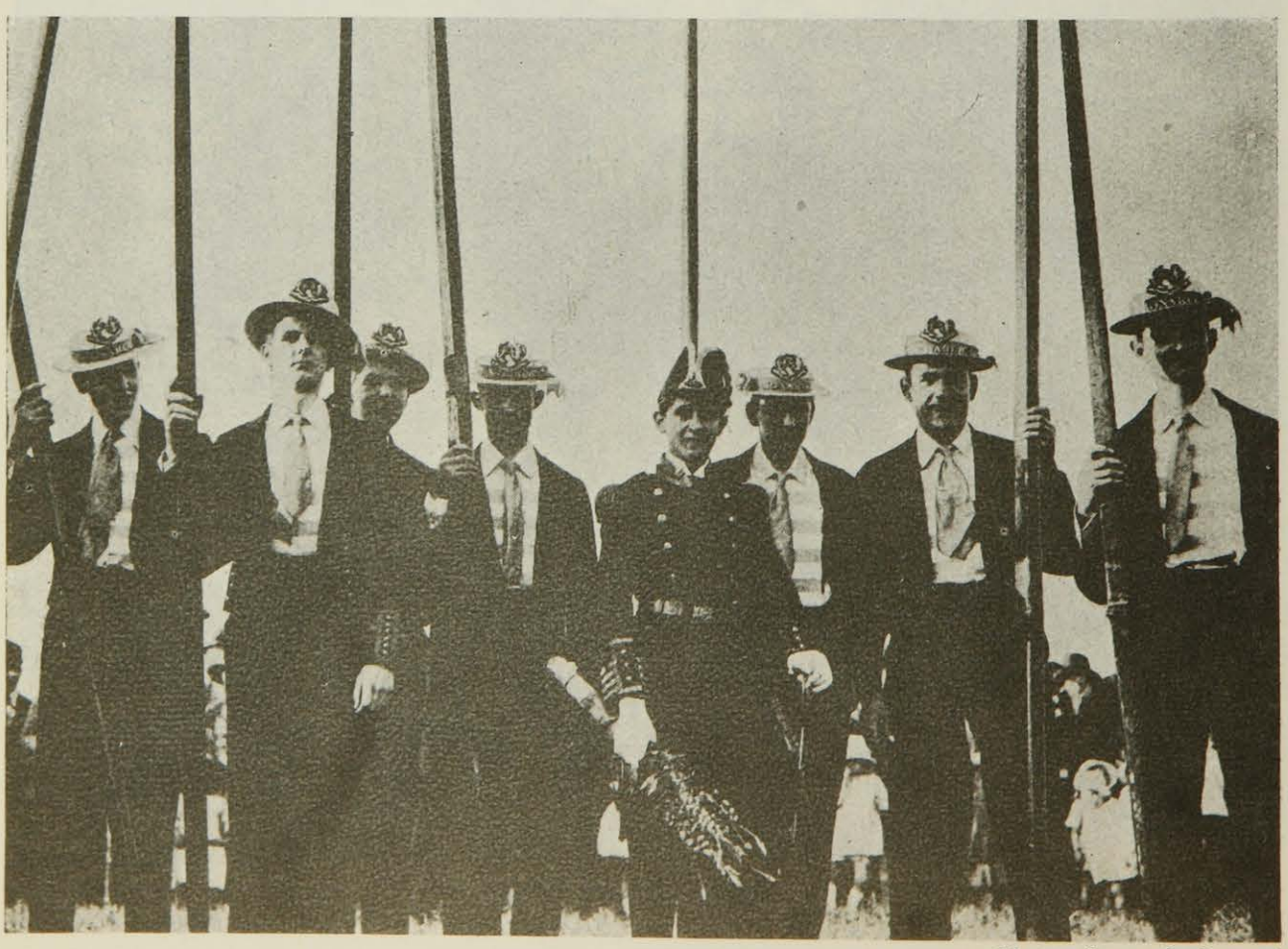


Eton College Boys auf dem Weg zur Schulfeier

Photos Sport & General

Harrow College Boys

Auf dem Weg zum Kampfplatz



Photos Sport & General

Die „Monarch"-Mannschaft der Eton Boys

Beim „Field Game“

Photos Sport & General

Beim „Wall Game“

Anrudern zum Start

Photos Sport & General

Bummel vor dem Wettkampf

LONDONER TYPEN

WAS IST „NICE"?

Von

VIOLA TREE *)*

Wichtig und grundlegend für die Engländer ist, daß sie so „nice" sind. „Nice" wird durch das Wort „gemütlich" nicht ganz sinngetreu wiedergegeben. „Nice" ist viel trocknere, härtere Substanz, etwa wie Holz. — Es ist freundlich und doch hart wie sein Klang, glatt gehobeltes Holz oder Biskuits oder Stühle; eine mittlere Güte, bescheiden, nicht aggressiv.

Als Kind reichte mir Königin Viktoria die Hand, weil mein Vater ein berühmter Schauspieler war und ich gewissermaßen einen Teil des nach Balmoral expedierten Gepäcks bildete, Balmoral, das ziemlich scheußliche Schloß oder Haus der Königin. Die Königin reichte mir die Hand und meinte mit einer typisch englischen Stimme: „Very nice". Das war in der Tat das Netteste, was sie einem kleinen Mädchen sagen konnte. — Dasselbe würde sie Bismarck gesagt haben, denn ein größeres Kompliment gab es nicht. Die Königin besaß, wie wir aus Mr. Stracheys Büchern erfahren, einen starken Willen und ein heftiges Temperament, neigte zu phantastischer Uebertreibung, aber dieses Wort saß.

„Nice" ist, glaube ich, das gebräuchlichste Wort in England, „nice" und „like".

Die Leute in England finden Sie viele Jahre „nice", bevor sie Sie lieben (nett, bevor man Sie fabelhaft nennt). „Amusing" wurde von den „Bloomsburies" als Bezeichnung für beinahe alles erfunden. Ballett, Tod, Geburt, Scheidung: amusing. Ein „Bloomsbury" ist einer aus einem bestimmten Kreis, ein Typ; wie er selbst zugibt, keine gute Klasse, das Gegenteil von „nice". Er ist ein Parasit, ein Bündel Misteln, wie es auf der Eiche gedeiht. Ja man kann, um bei dem Vergleich zu bleiben, sagen, daß die „Bloomsburies" in Londons literarischer und künstlerischer Welt von den Vögeln Roger Try und Walter Lickert gepflanzt wurden oder, wenn nicht gerade gepflanzt, so doch bewässert und ermuntert von ihnen.

Alle „Bloomsburies" sind arm; alle lieben sie Bücher, leben von Büchern und Sardinen; nur wenn sie bewirtet werden, nehmen sie substantielle Nahrung zu sich und trinken wahre Getränke. Sie waschen sich lieber, als daß sie baden — sie haben keine Zeit zu baden, die Gepflegtheit ihres Geistes ist es vielleicht, die keine Körperkultur zuläßt. Ihre Augen sind derart auf brennende Fragen und auf ihre besten Freunde fixiert (die sie hassen oder lieben), auf deren Unternehmungen und Werke, daß sie an elektrisches Licht und an Schuhe nur in Kunstformen denken. Nie arbeiten sie, nur um Geld zu verdienen, wie wir dies alle, um es ehrlich zu gestehen, tun. Sie arbeiten nur, um etwas „nett" zu finden und darüber zu sprechen („to like a little and to speak a little").

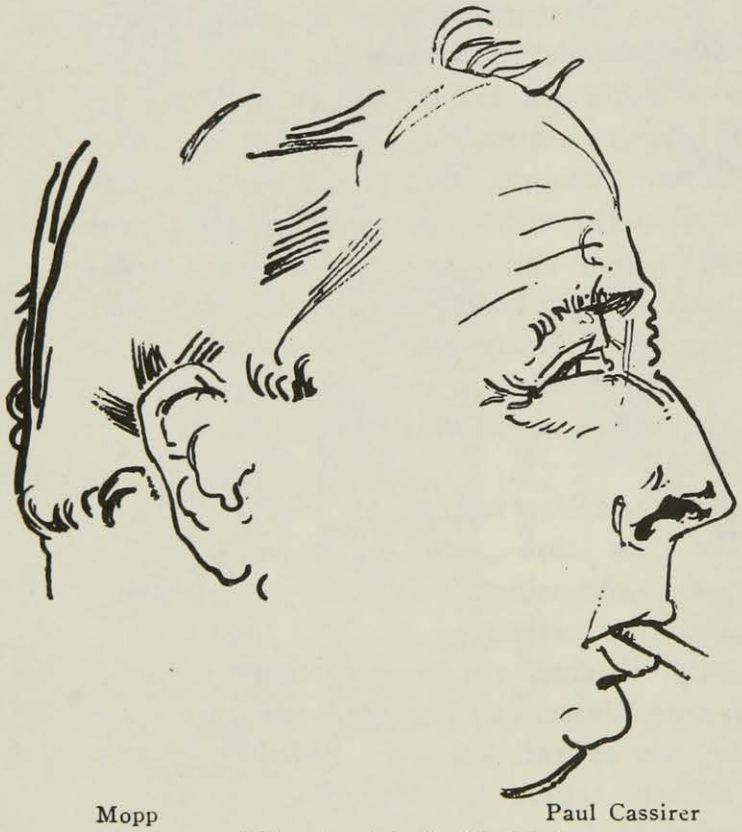
Ihr Milieu zu beschreiben, ist leicht. London hat zwei Viertel oder, besser

---

*) Viola Tree ist die Tochter des Schauspielers Beerbohm-Tree.

gesagt, drei, die den Künstlern Obdach bieten — Hampstead im Norden, Chelsea im Süden, Bloomsbury im halben Osten: nicht das „East End"; dies beherbergt die Juden und die Armen — die wirklichen Juden und die wirklichen Armen, meine ich.

In Bloomsbury befinden sich nur die Theater und die Einkaufszentralen des „East End". Seine Häuser haben den reinsten Londoner Stil und besitzen wie die Häuser in Dublin ein Kellergeschoß und einen Vorhofsraum — wo Kohlen und rote Rüben gelagert werden. Kaum einer von den Bloomsburies jedoch benutzt den Keller, es sei denn als Stapelplatz für alte Bücher, Bilder oder Gerümpel.



Mopp — Paul Cassirer
Litho der Galerie Flechtheim

In Bloomsbury gibt es ein schmächtiges Speisezimmer für Sonntagsmahlzeiten und ein trauriges Hinterzimmer, wo Dentisten ihre Taten tun oder Kinder schreien. Dann eine einfache gußeiserne Wendeltreppe, manchmal von wunderschöner Form, je nach dem architektonischen Entwurf eine Spirale oder ein Z bildend. Der erste Stock, eine fabelhafte Angelegenheit, weist ein immer nach einem Square gelegenes Vorderzimmer mit drei Fenstern auf. Dort gibt es immer Squares, wenigstens ist immer einer in der Nähe in diesen Straßen, die wie Glieder einer Kette sind, manche rund, manche rechteckig. Da stehen hohe Platanen, die ein Alter von ungefähr hundertundfünfzig und mehr Jahren haben; das Alter der Häuser schwankt zwischen hundert und hundertfünfzig Jahren.

Der Raum darüber, der „Schlafzimmerstock" (es gibt nur zwei Zimmer und die Andeutung eines dritten auf jedem Stock) wird gewöhnlich von zwei Herren bewohnt, zwei jungen Literaten; über dieser Etage liegt noch ein „Schlafzimmerstock" (gewöhnlich von einem Ehepaar oder Verwandten bewohnt.) Alle haben gute Bücherborde, schlechte Dienstboten und krachende Betten. Aber die „Bloomsburies" machen sich nichts aus guten Betten und vielen Kindern, sie haben keine Zeit, noch Geld für solche Sachen, aber sie haben große sentimentale Leidenschaften, oder leidenschaftliche Beziehungen, oder Beziehungen ohne jede Leidenschaft, aber auf jeden Fall Beziehungen.

Liebend kann man sie sich nicht vorstellen. Und doch halten sie viel von der Liebe, ich weiß es bestimmt. Ich glaube, sie fassen sie auf wie das Leben, Dostojewski, und das Tanzen. Mehr als Betrachter denn als Hörer.

Wer sind sie eigentlich? Sie kommen und gehen, wie die Fische im Aquarium, manchmal als ein helles Aufleuchten, ein flüchtiges Verschwinden, aber man fühlt, sie sind immer da.

An der Spitze von allen steht Lytton Strachey mit seinem rotgoldenen Bart, schlank und beinahe unbeweglich und doch unendlich biegsam. Er sieht Bernard Shaw gar nicht ähnlich. Jedes Bild Stracheys würde uns einen falschen Begriff geben. Max Beerbohms Karikatur ist sein einziges Porträt, es ist keine Karikatur. Er spricht mit hoher Stimme und macht so die Dinge, die leise gesagt werden könnten, interessant, und wenn man glaubt, er ist interessiert, ist er gelangweilt und geht fort.

Die „Bloomsburies" haben feine Manieren. Sie machen sich nichts daraus, jemand zu kränken, doch mögen sie nicht, daß man ihnen die Absicht anmerkt.

Außer Lytton Strachey, genannt Lytton, gibt es Oliver Strachey, St. Loo Strachey oder Marjorie und viele andere Stracheys. Sie sind weniger prominent, doch auch bekannt. Dann ist da Clive Bell, der laute und temperamentvolle Kritiker; er hat das Wort „Surrealist" kreiert und entdeckt jeden Tag einen neuen Maler; aber der Maler malt wirklich — und so weiß man, daß er lebt und daß er gut lebt.

Dann Raymond Mortimer, auch ein Kritiker, jung und grausam, schön wie ein Fuchs, aber er kritisiert Bücher oder das Ballett und kritisiert das Leben.

Ferner die zwei schönen Schwestern Virginia Woolf und Vanessa Bell, Malerin und Schriftstellerin, mit Gesichtern wie Statuen und Manieren wie Königinnen. Sie gehören, wie jemand sagte, zur Burne-Jones-Periode. Außer diesen, Virginia (der Dichterin) und Vanessa (der Malerin), figuriert Duncan Grant, vielleicht unser größter Maler, schön anzusehen und scheu wie ein Satyr — ebenfalls mit guten Manieren. Hinzu treten noch „Dady" Ricauds und Philip Ritchie, gut aussehende Jünglinge, die schreiben und von denen man sprechen wird. Dann die Garnets und Birrels, beide Söhne berühmter Dichterväter. Sie besitzen einen Bücherladen in Chelsea, und Garnet arbeitet an Lieblingsbüchern, wie „Lady into Fox" oder „The sailors return".

Dann Arthur Waley, der chinesische Scholar, der nie über die eigenen Witze lachte. Natürlich gibt es noch viele andere. Man trifft sie zusammen in den entsprechenden Gesellschaften, Balletts und Musikabenden. Sie lassen sich von der Lebewelt und der Aristokratie mit ihren Schauspielerinnen und Champagner amüsieren, nehmen das alles aber nur als Scherz — sie lieben Scherz.

Die Aristokratie, unter der ich diejenigen verstehe, die als Erste zur Guillotine gehen, und die sich am besten benehmen, und die ich heute nur oberflächlich behandeln kann, erfreuen sich eines großen Vorteils gegenüber den „Bloomsburies" und den meisten Klassen; sie sind ungehemmt. Sie bestimmen die Mode und haben das jahrhundertelang getan. Sie wissen nicht, warum und wie, denken nie nach, bevor sie sprechen, übrigens fragte man nie danach, was sie sprechen.

Der englische Aristokrat reist erster Klasse, selbst wenn er arm ist; er tut es unbewußt, er kann nicht anders. Alle anderen, die erster reisen, sind Aufschneider und Schieber.

SAISON-ENDE BEI VAN DONGEN

Von

FELIX BUTTERSACK

Von Jahr zu Jahr mehr Ingrediens des gesellschaftlichen Lebens wurden van Dongens Novemberausstellung, Winterbälle, Frühjahrssoireen, sommerliche Picknicks . . . wir haben Juli; der Turnus, in welchem dieser erstaunliche Gastgeber-Künstler seinen Namen durch den Kreislauf des Pariser Jahres schlängelt, ist zu drei Vierteln ausgeführt, und es rufen, auch jetzt nicht zum Frieden, Land und Meer.

Das Haus an der Straße Juliette-Lamber zählt tausend Gäste in den neun Monaten, oder zehntausend nach van Dongens Schätzung. Ein Phänomen! Die Gesellschaft hat wieder einmal ihren Meister entdeckt: von ihr selbst emporgetragen, verwaltet er, was ihm zukommt, stetig, vortrefflich. Ein Genie! Wie wenige so Antonius, daß sie, ehrlich, erfolghungrig Strebende, der Versuchung widerstünden, wollte sie nur herankommen! Und er, ungezogener Liebling der Göttinnen . . . er findet den glänzenden Strudel um sich gemischt wie Cocktail.

„Wissen Sie," sagt van Dongen, „es ging wie dem Schneeball: einmal in Schwung, rollte das Kügelchen auf zum kolossalischen Rhombus."

Kleine und große Flocken sitzen nun an, wie es so rollt.

„Natürlich," sagt van Dongen, „bleibt es gemischt."

Niemand darf sich holderer Mischungen rühmen: Citroen neben Claude Anet, Georges Ménier mit Henri Duvernois, Fujita und die rassigste Westlerin, seine Frau (den Ruhm der Mischung genießt er allein), Gémier, Tristan Bernard, die Colette und Rostand, der Hauspoet, Prinz Masséna, die Herzoginnen von Vendome und Sforza, Marquis und Marquise Polignac, Boris Romanow, Rappoport und Frau Poliakoff, die letzte Pariser Gesandtin des Zaren, mit Madame Rakowsky.

Wie man hier Feste feiert! Ueberkommenes ist wohltätig spürbar, wieviel neue Gesichter sich eingefunden haben, und die Gegenwart von einer natürlich eingefleischten Form, die für alle, über allen wirkt: man redet, lacht von innen heraus und doch auf bestimmte Weise. Sehr viel Geist, Grazie und Freiheit und über dem Ganzen das Uebereinkommen: Wort, Geste, Kuß zwischen Zweien spielen in der Melodie des Festes, sind eingeflochtene Stimmen in dem Orchester der Heiterkeit.

Das rauscht so durchs Haus! Treppen auf und ab von neun Uhr bis Mitternacht. Während man im Atelier auf kleinem Raum zwischen Polstern tanzt, ist ein Flüstern überall und ernsthaftes Reden ... die Wände wollen vorübergewandert sein, welche das Werk des Hausherrn zeigen.

Was er malt, ist Paris, der Westen, eine gesellschaftliche Angelegenheit. Das mondäne Element in einer spezifischen, verästelten Mischung, aus überkommenem Instinkte gespeist und aus exotistischen Sinnen ... alles dies: Blut und Farbe einer gesellschaftlichen Umwelt hat den Künstler van Dongen ergeben.

Charleston summt, während wir Wände hinwandern: das Werk des Mannes

mit den klaren und scharfen Augen, der einem Bruder Bernard Shaws aus dem Gesicht geschnitten scheint ... wir erblicken die frühen Bekenntnisse eines tumben Menschen ... und plötzlich ist es wie Nachdenken, Zusammenraffen und Sprung: da rauscht große Welt auf, Biarritz, Nizza, am Nerv getroffen ... Seide blüht auf, seidiges Fleisch, die Welt wird das kokett verschleierte Weib: la dame: blonde Nacktheit mit rotem Schuh ... und Eros selbst, der braune, flaumige Knabe.

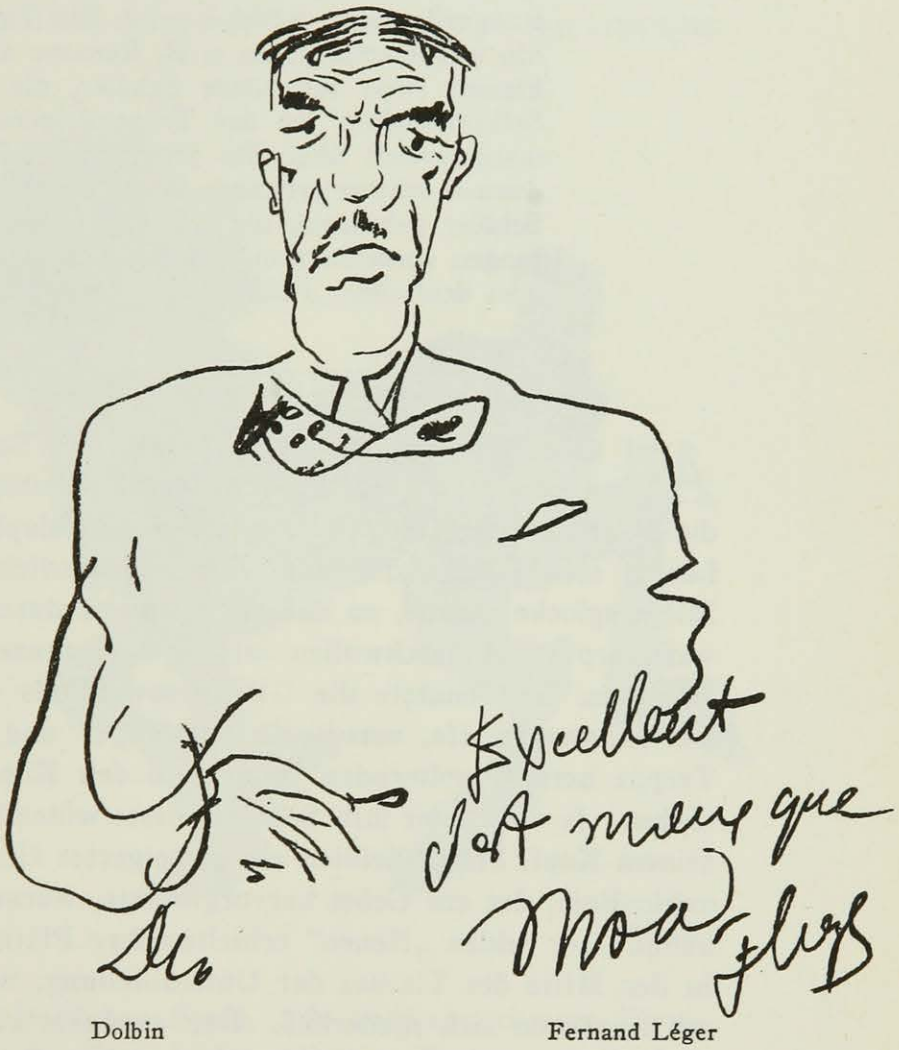
Virtuosität auf der Grenze; Einfall, in glückhaftem Spiel gewonnen und wieder ausgespielt ... Charleston summt, wenn van Dongen malt ... der heftige, harte, ichsüchtig-tragische Taumel zeitlichen Wesens, im strahlenden Augenblick erfüllt, zu Ende.

„Ich habe nur dem Leben gedient!" sagt van Dongen. „Ich habe das Leben gemalt!"

Das . . . Leben . . .

Der Augenblick strahlt. Im Hause rauscht es: ein bezaubernder Schwall! Man blickt von der Galerie, welche das Atelier umzieht: eine schillernde Welle, die Köpfe, Gesichter emporspült, Blondheit, Nacktheit, Gold, Schwarz. Das Element van Dongens . . . von seinem Geiste bewegt.

Dies ist van Dongen: ein Griff, ein Fieber, ein Spiel, von welchem die Gäste gepackt sind . . . jetzt: wie sein greiser Kopf unter den Tanzenden umgeht, wie er witzig vom Tisch herab Sekt ausschenkt, wie er die im Salon Abseitigen mit zwei Worten bindet, wie sein Schatten, dunkel im Dunkeln, zwischen flüsternden kleinen Balkonen schweift . . . jetzt: wie er aufruft, selbst am Scheinwerfer steht . . . van Dongens Programme! Van Dongens Freunde: unter vielen bleibt im Gedächtnis der Tanz Algos und der Cyrul und das Bänkel der Jolante Lafon.



Dolbin — Fernand Léger

Frau van Dongen, rot-golden-assyrisch, empfängt, entläßt uns ... wir sind an der Reihe, ihre Hände zu küssen.

Eine Julinacht.

Dies ist das Ende.

ETON BOYS

Von

SHANE LESLIE)*

Eton war bis vor kurzem eine Art englisches Schulpforta. Aber gesellschaftlicher und sportlicher betont. Der Eton-Roman von Shane Leslie schildert zum Entzücken aller Engländer jenes Eton, das die große Tradition hatte, eigentlich aber nur bis 1900 etwa bestand. Wie in jeder Schulgemeinschaft hat sich auch dort eine eigene Schülersprache herausgebildet, mit besonderen Bezeichnungen für Lehrer, Rangordnungen, Schüler usw. Ein Teil dieser Ausdrücke ist schlechthin unübersetzbar, so z. B. Remove als Bezeichnung für eine Mittelklasse; Pops für ältere Schüler, die ein Anrecht auf eine gewisse Selbständigkeit (so das Tragen eigener Farben) und eine Art Kommandogewalt über die jüngeren Schüler besitzen. „Fag" heißt auf deutsch schwer arbeiten; dieses Wort wird als Nomen für die jüngeren Schüler gebraucht, die für die älteren, die fag-masters, Dienstverrichtungen vornehmen müssen. Die Bedeutung entspricht noch am meisten dem deutschen „Fuchs" und „Fuchsmajor". (Die Uebersetzerin.)

KIRCHLICHES ZWISCHENSPIEL

Auf dem Heimweg erneuerten Peter und Socston ihr Schutz- und Trutzbündnis sowie das Gelöbnis ewiger Freundschaft — alles im Hinblick auf die Möglichkeiten, die von den übrigen Morleyiten drohen konnten. Im Flur fanden sie Willum, der unter den fürchterlichsten Körperverrenkungen die Mittagsglocke läutete, so daß es dröhnend durchs Haus hallte. Sein Gesicht war purpurn aufgeschwollen und drohte ganze Ströme unreinen Blutes zu entlassen. Er benutzte die Glocke sowohl als Mahnruf zum Essen wie als Verteidigungswaffe, um die Beleidigungen und Flüche, die ihm von den die Treppe herunterpolternden Jungen an den Kopf geworfen wurden, zu übertäuben. Je unheiliger ihre Sprache, desto wütender schwang er die Glocke über seinem Kopf, bis schließlich ein gesteigertes Getöse den Eintritt Mr. Morleys ankündigte, der ein Gebet hervorgluckste, worauf die Mahlzeit ihren Anfang nahm. Die beiden „Neuen" erhielten ihre Plätze zugewiesen — Socston etwa in der Mitte des Tisches der Unterabteilung, während Peter sehr schüchtern am Kopfende sich niederließ. Der zunächst einsetzenden eifrigen Kommentierung dieser Platzverteilung folgte eisiges Schweigen.

„Großer Gott," murmelte einer aus der „Fünften", indem er sich herbeiließ, die Neuen mit einem müden Blick zu inspizieren, „einer von ihnen ist wahrhaftig nach ‚Remove' gekommen".

Peter erkannte rasch, wie außerordentlich unpopulär sein Erfolg bei der Aufnahmeprüfung ihn hier gemacht hatte. Während Socston mit seinen Nachbarn bereits Kameradschaft geschlossen hatte, sah Peter sich von den Jungen am oberen Tischende, die alle um etwa zwei Jahre älter waren als er, vollkommen ignoriert. Auch in bezug auf Kleidung und Manieren fühlte er sich

*) Aus dem Buche: The Oppidan von Shane Leslie, Verlag Chatto & Windus, London.

ihnen gegenüber ungeschickt und hoffnungslos unterlegen. Ihre Haare waren pomadisiert, ihre Kragen untadelhaft, und sie trugen gestrickte, seidene Matrosenschlipse an Stelle solcher aus einfachem Stoff. Ihre Jacketts waren vom Schneider gebügelt, und ihre Hosen zeigten elegante Streifen. Ihre Stiefel waren sorgfältig geknöpft, denn, wie ein tiefer Philosoph einmal bemerkt hat, Etonianer scheiden sich in solche, die Knöpfstiefel tragen, und in solche, die keine Knöpfstiefel tragen. In einer Schule, in der die Kleidung mit der Präzision militärischer Regeln vorgeschrieben war, blieb dem individuellen Geschmack nur ein geringer Spielraum, mit dem Resultat, daß zwischen den in bezug auf die Füße Geknöpfelten und Nicht-Geknöpfelten jener Abgrund gähnte, der in allen Gesellschaften die elegante Schicht von der übrigen trennt. Dies also war jedenfalls die Summe von Peters ersten Eindrücken, und da die Schüler der Unterabteilung untereinander ebenso strenge Scheidungen einhielten wie die der Oberabteilung, so war Peter dazu verurteilt, während des ganzen übrigen Semesters bei den Mahlzeiten in lähmendem Schweigen zu verharren.

Goldberg

Den Nachmittag verbrachten Peter und Socston damit, ihre Zimmer auszustaffieren. Sie kauften sich Kerzen und Leuchter, denn die Beleuchtungsverhältnisse in Mr. Morleys Haus standen noch auf durchaus mittelalterlicher Stufe. Sie kauften schwere Zündholzbehälter mit dem Wappen von Eton in heraldischen Farben. Außerdem erstanden sie ein paar Drucke von Thornton und in einem Anfall von Originalität ein Bild, einen Kavallerie-Offizier darstellend, der mit dem Ruf „Floreat Etona" vorstürmt.

Nach ihrer Rückkehr stellte Socston Peter ein paar während des Mittagessens erworbene Freunde aus der Vierten vor: Philips, Ormton und Camdown minor, einen dicken, plumpen Burschen. Sie beschlossen, am Abend alle zusammen zur Chorübung zu gehen, und Philips deutete an, daß es möglicherweise vergnüglich werden würde, indem man „den Floh veräppeln" könnte. Peter verstand nicht, bis Philips, der ein Humorist war, ihn dahin aufklärte, der Floh oder Austen Leigh sei der Vorsteher der Unterabteilung, und seinen

Spitznamen habe er daher, daß es meistens Blut setzte, wenn er seine Jungen prügelte. Augenscheinlich war er eine sehr furchterregende Persönlichkeit und besaß auch die notwendige Autorität oder musikalische Begabung, um bei den Gesangsübungen der „Unteren Kapelle" zu präsidieren. Allerdings blieb es Peters Einbildungskraft überlassen, zu entscheiden, ob er bei dieser Gelegenheit den Taktstock oder die Birkenrute schwang.

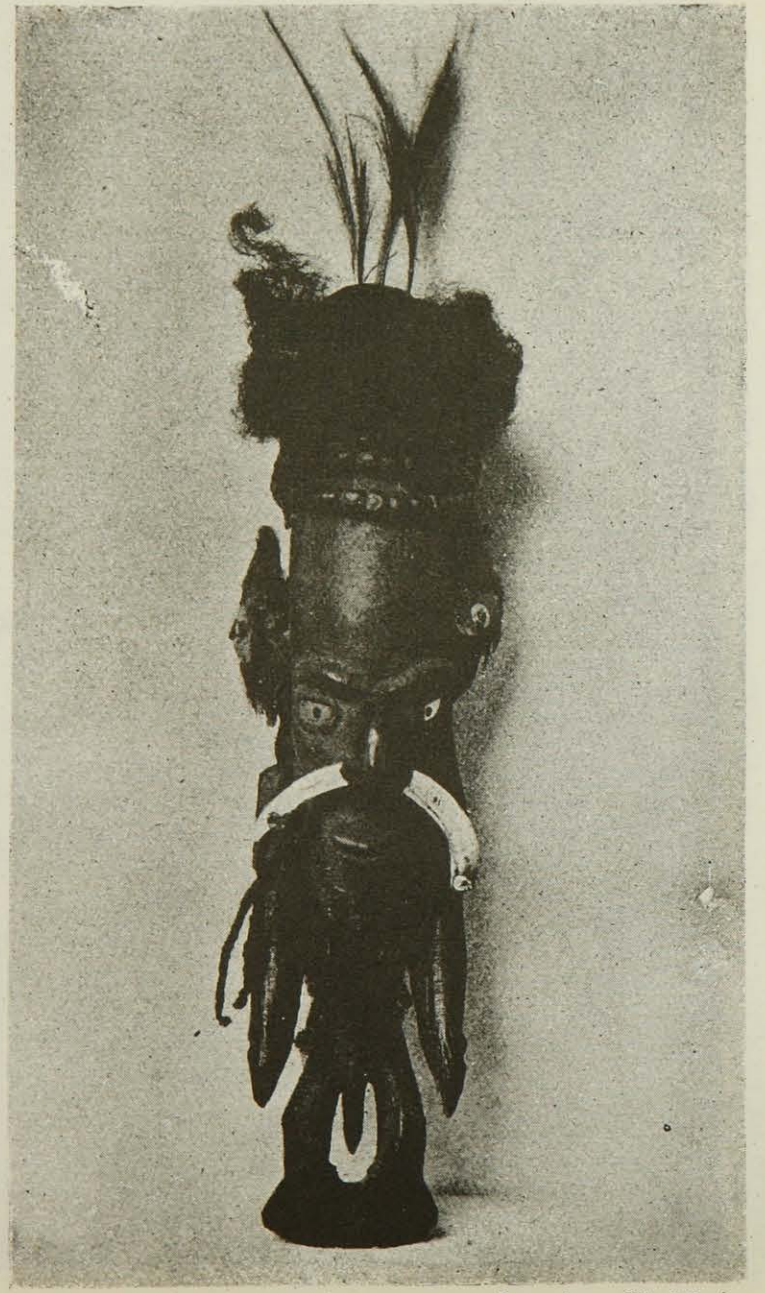
Die Teestunde in Mr. Morleys Haus war eine sehr geräuschvolle Angelegenheit. Fuchsmajore brüllten herrischen Tones Befehle aus ihren großen Zimmern, die auf die Straße, den Kirchhof und die „Obere Kapelle" hinausgingen, und daraufhin begann ein allgemeines Auf- und Abrennen von Füchsen in den dunklen Gängen an der Hinterseite des Hauses. Eigentlich war es Brauch, jeden Fuchs bei Namen zu rufen, aber die „Käpt'ns" frönten der Angewohnheit, einfach „Boy" zu rufen, woraufhin jeder in Hörweite befindliche Fuchs loszurennen hatte; nach einem besonders verfeinerten politischen System wurde die Arbeit dem Langsamsten zugeteilt. Bereitung und Anrichten des Tees erforderte einen ungeheuren Arbeitsaufwand, mit Resultaten, die ein französischer Kellner wahrscheinlich in der Hälfte der Zeit erreicht haben würde. Jungens aus der Unterabteilung polterten die Treppen herauf und herunter, wobei sie Teekannen schwangen und einander um ein Haar auf Toastgabeln aufspießten. Toastgabeln bildeten übrigens ein geeignetes Mittel, um Uebeltäter, die den Toast hatten verbrennen lassen, zu züchtigen. Diese Strafe war unter dem Namen „Kirschen-Puff" bekannt, da das runde Ende des Griffes bei richtiger Anwendung eine hellrote Beule von Kirschform hinterließ. Infolgedessen stand die Toastzubereitung auf sehr hoher Stufe. Peter beobachtete die Szene mit einem Gefühl nervöser Erbauung. Er hoffte nur, sich eines Tages, wenn die Reihe an ihn kam, ebenso gewandt und zufriedenstellend zu erweisen. Nach dem Tee verteilte die „Dame" Karten an diejenigen Schüler, die Erlaubnis hatten, nach Torschluß zur Kapelle zu gehen. Peter bekam noch ein paar schmalzige Glückwünsche verzapft, gefolgt von einer Auseinandersetzung über die Pflichten des vollkommenen „Unterschülers" gegenüber seinem Gott und seiner Dame. Zu den letzteren gehörte es, jeden Tag den Kragen zu wechseln und seine Dame auf der Straße zu grüßen. Im übrigen empfahl sie allen Jungen, sich eines ehrfurchtsvollen Benehmens zu befleißigen und ordentlich mitzusingen. Inzwischen hatte Willum die gewichtigen Ketten und Riegel des Tores gelöst, welche die Ursache waren, daß die Jungen als Ausgangspunkt für nächtliche Exkursionen das offene Fenster vorzogen, und im gleichen Augenblick hatte ein Schwarm von etwa zwanzig Unterschülern sich selbst durch dieses Tor und Willum dahinter gedrängt. Sie stoben durch den Tunnel, die Straße entlang, wandten sich rechts, Keats Lane hinunter, an anderen Häusern vorbei, die ebenfalls Musikjünger in die Nacht spien. Alle Jungen schienen gleich eifrig, rechtzeitig zur Uebungsstunde zu kommen, denn sie rannten sämtlich, so schnell sie nur konnten. „Das ist Miß Evans Haus!" rief Philips, als sie an einem niedrigen, altmodischen Gebäude vorbeikamen, aus dessen Erkerfenster ein milder Lichtschimmer auf die Straße fiel. Ein paar Evansiten kamen aus der Tür gelaufen. Einer von ihnen stolperte zufälligerweise über den Fuß eines Morleyiten, was kolossale Heiterkeit bei den letz-

Aus Christoffel, Holbein

Hans Holbein d. J., Adam und Eva. Basel, Museum

Photo Graphic

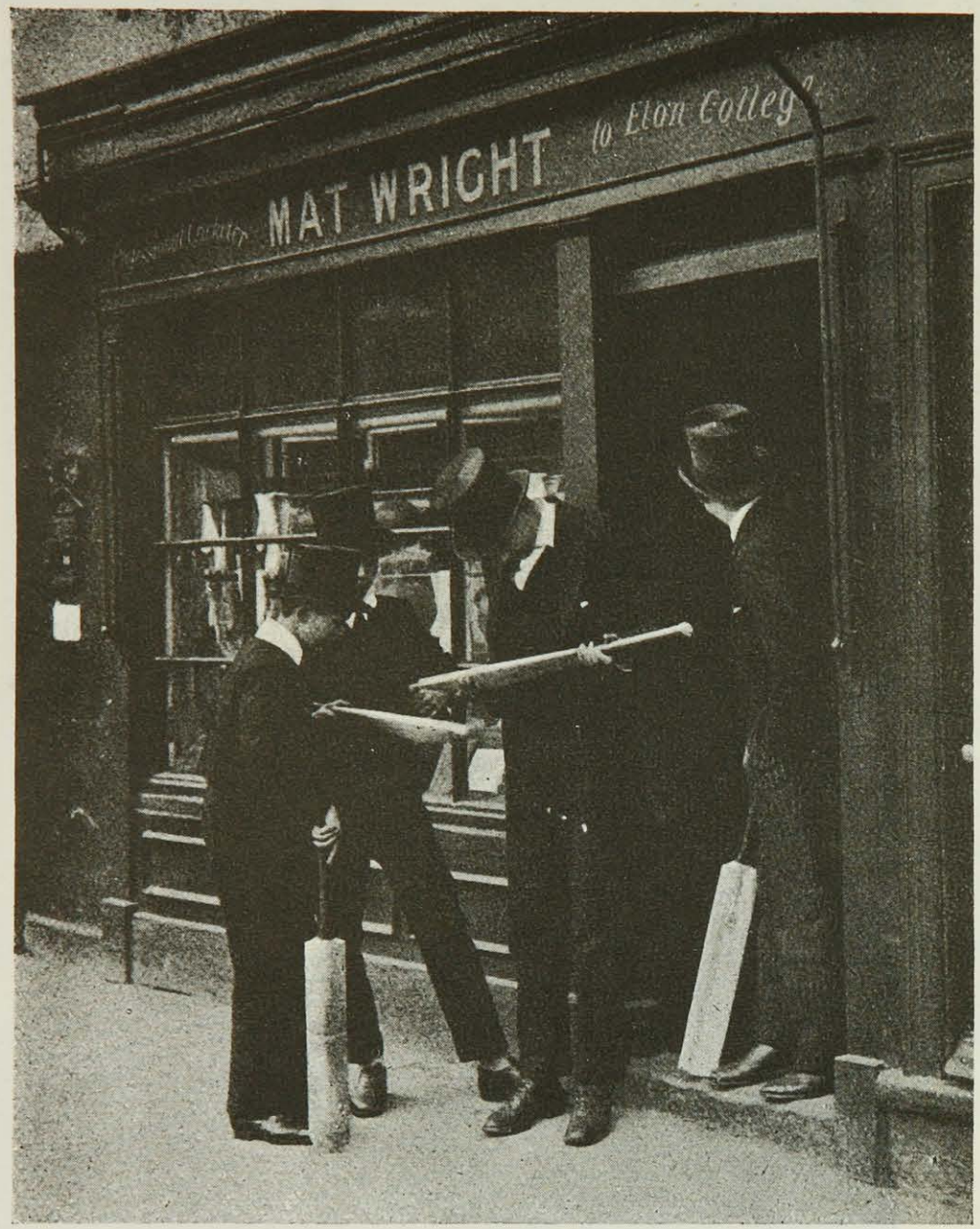
Englisches Brautpaar beim Verlassen der Westminster-Kirche



Sammlung Flechtheim

Ahnenfigur aus Neu-Guinea

Silent Johnny Hudgins in Florence Mills Revue
„The Black Birds“



Fox Photo

Eton Collegers beim Einkauf von Kricketschlägern

Photo Spezial Press

Englische Kricketmeister

Schiffsjungen an Bord des englischen Schulschiffes „Cutty Sark“

Fox Photos

Lustiges Picknick am Ufer

teren und von seiten der ersteren einige unerfreuliche Feststellungen in bezug auf die Stellung der Morley-Buben beim Fußballspiel zur Folge hatte. Dann kamen sie zur Kapelle. Schlanke Strebebogen mit gotischen Zinnen ragten in die Nacht. Lichter begannen Meere farbigen Glases zu illuminieren. Der Vorraum der Kapelle war voll von Schülern, die auf einer gedruckten Karte ihre Plätze festzustellen suchten. Peter fand, daß er seinen Sitz unter der Orgel hatte. Philips und Socston saßen in der nächsten Abteilung. Socston fing sofort an, ihm Zeichen zu machen, und trotz des inneren Konfliktes zwischen Freundschaft und dem Gefühl für die Verehrungswürdigkeit des Ortes konnte Peter es sich doch nicht versagen, zurückzuwinken. Ein stetiges Summen jugendlicher Stimmen durchschwirrte den Raum, während Dr. Lloyd, der eifrige Organist, den Seitengang auf- und abtrottete, bemüht, die ganze Versammlung in freundschaftliche Unterhaltung zu verstricken und dabei gleichzeitig herauszufinden, ob irgendeiner der neuen Schüler singen könne. Da ihm beides mißlang, zog er sich auf die Orgelempore zurück und ertränkte das Summen in einer Flut von Tönen, die wie Meeresbrandung über die Kapelle hereinbrach. Dann rannte er wieder von der Empore herunter, um seine Umfrage von neuem aufzunehmen. „Wer von den Neuen singen kann, soll aufstehen!" Sofort stand die gesamte „Remove" auf und fuchtelte eifrig mit den Armen. „Nur die Neuen hab' ich doch gesagt." Alle setzten sich wieder, außer Peter, der von seinen Nachbarn auf den Sitz heruntergezogen werder mußte. „O Gott, o Gott, sind denn die Ferien noch nicht vorbei?" Und er trippelte wieder auf die Empore zurück. Wieder brach das Gesumme los, um aber diesmal durch eine höhere Macht, als Lloyd und Orpheus zusammen unterdrückt zu werden. Tödliches Schweigen bezeichnete den Eintritt des Vorstehers der Unterabteilung durch die Sakristei auf der Ostseite der Kapelle. Dick und untersetzt, sah er mit seinem rötlichen Gesicht aus wie ein altmodischer, jagdfreudiger Edelmann, der schon in früher Jugend die glückhafte Beziehung zwischen scharfem Reiten und gutem Wein gefunden hat. Er trug ein Chorhemd und Bäffchen. Er hatte einen runden, von kurzen, grauen Haaren bedeckten Schädel, die scharfen Augen des Crickettspielers, ein stark herausgearbeitetes Kinn, dabei hielt er sich ein wenig krumm, und sein sonderbar schwankender Gang erweckte im Verein mit seinem glühenden Gesicht und dem Gegensatz seiner pflaumenfarbenen Züge zu dem rot und weißen Teint der ihn umgebenden Jugend den unverdienten Eindruck milden Suffs. Die fast religiöse Stille des Raumes wurde nur durch den Laut seines Atems unterbrochen, den er ausstieß, wie ein starker Schwimmer im Wasser atmet. Wenn er seine Stimme erhob, deren tönender, nasaler Klang ihn zur amerikanischen Staatsbürgerschaft innerhalb des Klangbereichs von Sandy Hook berechtigt haben würde, so war der Effekt ein ausgesprochen komischer, und zwar war dies bereits die Meinung mehrerer Schülergenerationen gewesen. „Der Floh! Der Floh!" flüsterten die älteren Schüler den neuen zu. Wie eine geflüsterte Losung lief das Wort die Reihen entlang. — „Der Floh!"

„Wir wollen nunmehr den Psalm des morgigen Gottesdienstes üben," näselte er mit einem Kopfnicken zu Lloyd hinauf, während er seinen Platz in dem geschnitzten Kirchenstuhl unterhalb der Orgel einnahm. Lloyd begann auf-

geregt hin- und herzuflattern, wie eine Henne über ihrem Nest. „Der zweiundzwanzigste Morgen, Jungens," piepste er mit einer Stimme, die in erheiterndem Gegensatz stand zu des Flohs sonorem Krächzen. Nach einiger weiterer Unruhe auf dem Orgelchor ertönten die ersten Akkorde der erhabenen Liturgie. Lloyd war kein Stümper auf seinem Instrument und es gelang ihm, die Stimmen der Knaben zu einer Einheit zusammenzufassen. Die Melodie war ein Gemisch aus gregorianischem und Bier-Chor, und die Jungen ließen einen fröhlichen Lärm gen Himmel steigen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Gnade währet ewiglich!"

René Sintenis — Radierung

Sie sangen die Verse des Psalms antiphonisch von einer Seite zur anderen, und Peter war wie hingerissen von dieser Bewegtheit. Die Orgeltöne schienen die Knabenstimmen aufzufangen und himmelwärts zu schleudern. Der Psalm rollte weiter ab: „— Saget Dank, die ihr erlöset seid durch den Herrn, die er erlöset hat aus der Not."

„Die er aus den Ländern zusammengebracht hat; vom Anfang, vom Niedergang, von Mitternacht und vom Morgen."

Peter glaubte nie etwas so Köstliches gehört zu haben. Die Orgel brach ab, und Lloyd kam heruntergestürzt, um irgendwelche Instruktionen zu erteilen. In dieser philathletisch eingestellten Schule war er immer bedacht, auf die neuen Schüler Eindruck zu machen. Die Jungen, die ihn besondern gern mochten, horchten auf das, was er ihnen zu sagen hatte, und wollten gerade ihren Gesang wieder aufnehmen, als der Floh, dem es plötzlich einfiel, daß ein Musiklehrer in der Hierarchie von Eton um ein weniges tiefer steht als ein französischer Lehrer, notwendigerweise auch noch eine Bemerkung machen mußte, die allerdings weniger eine musikalische als eine Autorität-Angelegenheit war. Das Gackern des Flohs, bestimmt, den Schülern die Notwendigkeit deutlicher Aussprache zu Gemüte zu führen, rief ein allgemeines Kichern hervor. Die Backen des Flohs schwollen sichtbar auf, um nach einem heftigen Auspuff zusammenzufallen, während er aus seinen kleinen Augen die Jungen anstarrte, als warte er nur darauf, wütend werden und Strafen verhängen zu

können. Die Jungen starrten zurück. Die Herausforderung war angenommen, und von diesem Augenblick an war an richtiges Ueben nicht mehr zu denken, trotzdem sie den nächsten Vers noch ganz gutwillig zu Ende sangen, „Die irre gingen in der Wüste in ungebahntem Wege und fanden keine Statt, da sie wohnen konnten."

Aber die Orgeltöne des folgenden Verses ertönten in leere Luft hinein, denn die größeren Jungen aus Remove hatten gestreikt, und die Stimmen der übrigen erstarben allmählich. Lloyd brach plötzlich ab. „Besser singen, Jungens, lauter singen," bat er von oben herunter, während er mit einer Notenrolle auf die Innenfläche der linken Hand klopfte. „Jawohl, Knaben," intonierte der Floh, „singt dies lauter."

Hans Gerson

Wieder ertönte die Orgel, aber jetzt fingen ein paar Jungen an, anstatt die beschwingten Worte zu singen, die Melodie schrillen Tones in das Schweigen ringsum hineinzupfeifen. Die Gesichtsfarbe des Flohs wandelte sich in herbstliches Purpur, und er verließ seinen Kirchenstuhl. Doch war dies ein taktischer Fehler, denn von jetzt ab beherrschte er nicht mehr beide Seiten der Kapelle. Während er wütend die eine Seite mit den Augen absuchte, nahm die andere ohne ein Zittern oder Verziehen der Lippen das Pfeifkonzert auf. Lloyd lockte einen Abschnitt der Liturgie nach dem anderen aus seiner Orgel hervor, aber aus den Schülern konnte er keine Harmonien mehr hervorlocken, so sehr er sie zu bestricken sich mühte. Die Kapelle war zur Arena geworden zwischen dem wütenden Floh und der ruhigen Verschmitztheit der Jungen, die grinsend in ihren Bänken saßen, als schauten sie zu, wie ein Stier gequält wird. Ein- oder zweimal machte der Floh einen Vorstoß und versuchte, einen offensichtlich Schuldigen zu erwischen, da aber der Betreffende jedesmal unweigerlich lachte, so bewies er ja damit, daß er nicht gepfiffen haben konnte. Der Floh hatte lange genug mit Schuljungen zu tun gehabt, um zu wissen, wenn er geschlagen war, und indem er Lloyd zurief, mit der Musik Schluß zu machen, befahl er den Jungen, nach Haus zu gehen. Worauf er in passiver Wut den Mittelgang entlangstelzte, vor Atemnot noch stärker keuchend und schnaufend als gewöhnlich, was bei den Jungen natürlich einen erneuten Heiterkeitsausbruch hervorrief. So also wurde der Floh in denkwürdiger Weise getriezt, verkohlt, veräppelt, und was blieb ihm schließlich übrig, als sich vorzunehmen, in den kommenden Monaten noch ärger zu prügeln als bisher?

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

I.

Mehrere Umstände sind bezeichnend für die Qualifikation des deutschen Kunsthandels, besonders soweit er sich in den Kunstauktionen manifestiert: die keineswegs natürliche Kunstpause während des Sommers, die Abhängigkeit der Ergebnisse von der Laune, der Anwesenheit und der wechselnden Geldflüssigkeit einiger sehr weniger Sammler und die Seltenheit einer wirklich international gültigen, gleichmäßigen Qualität der angebotenen Werke. Verglichen an dem Umsatz der französischen und englischen Auktionshäuser, steht der deutsche Auktionsmarkt weit zurück, mit einigen Ausnahmen fast außerhalb des internationalen Handels. In Paris und London jagen sich die Auktionen ununterbrochen durch das ganze Jahr. Die bescheidenen, sachlich anständigen Kataloge von Christie und Sotheby geben einen Begriff von dem Reichtum Englands, anschaulicher als die Schilderung einer berühmten Galerie oder Silbersammlung. Schon die immer wiederkehrenden Abschnitte: property of a lady oder of a gentleman repräsentieren auf einigen Seiten meist Werte, deren Summenergebnisse bei uns schon ganze Katalogumfänge erfordern. Das Werk von *Marillier „Christies"* (Verlag Constable & Son, London) gibt mit seiner ausführlichen Geschichte des größten Auktionshauses der Welt einen anschaulichen Begriff von der seit 160 Jahren dominierenden Stellung des englischen Kunsthandels und dem unerschöpflichen Reichtum Großbritanniens.

Der Gründer der Firma Christie, James Christie, 1730 geboren, war zuerst Seemann, bevor er Kunsthändler wurde. Richtiger muß man ihn als allgemeinen Auktionsunternehmer bezeichnen, der alles und jedes, Nachlässe, Pfandgüter, freiwillig zur Versteigerung gebrachte Mobilien vom Ernteertrag bis zur Münzensammlung unter den Hammer brachte und mit der Verauktionierung der Hinterlassenschaften Raeburns und des großen Garrick seinen Namen als großer Kunstauktionator begründete. Erst allmählich, vor allem unter der Geschäftsleitung seines Sohnes James, fand eine Konzentration auf Werke der Kunst im weitesten Umfange statt. Die Nachlässe von Gainsborough, Reynolds, Romney, um nur einige berühmte Namen zu nennen, wurden bei Christie versteigert. — Sehr wertvoll sind die Zahlenangaben der Christie-Monographie. Man sieht, wie die Preise für den gleichen pathetischen Hochkitsch von Alma Tadema von 1500 Pfund Sterling im Jahre 1909 auf 150 bis 200 Pfund Sterling in den Jahren seit 1916 sinken. Modernere Kunst, die bei uns und vor allem im Hotel Drouot zu Paris dauernd ihre Besitzer wechselt, kennt Christie nicht.

Bei Alma Tadema ist die neue Kunst am Ende ihrer Marktfähigkeit angelangt. Sehr interessant sind viele Einzelheiten, so z. B. die Mitteilung, daß schon drei Jahre nach Reynolds die Kleidermode sich derart verändert hatte, daß die Figuren auf den Bildern Reynolds' durch ihre Kleidung, die noch nicht historisch und nicht mehr modern war, so komisch wirkten, daß niemand solche Bilder kaufen wollte und Werke von heute kaum erschwinglichem Preis verschleudert werden mußten. Sehr wichtig ist die Beobachtung, daß Familienbildnisse nicht vor der vierten Generation der dargestellten Familienmitglieder verkauft werden. Erst die Urenkel entschließen sich, die Porträts der Urgroßeltern, aber nicht die der Großeltern oder gar der Eltern und ihres Anhangs zu Christie zu geben. So entsteht eine gewisse Porträt-Homogenität auf dem Markt der versteigerten Generationen. Während heute *Reaburn* als der Maler der Urgroßeltern den Markt beherrscht, auf dem die Amerikaner ihrem supponierten Ahnenkult huldigen, wird es morgen nach Marillier

der bei uns so gut wie unbekannte *Philipps* sein, der die nächste Generation am vollkommensten porträtiert hat.

II.

Um die als Anlage beigelegten Auktionslisten des Querschnitt zu erläutern, sei ein Ueberblick über die wichtigsten Geschehnisse auf dem Londoner und Pariser Kunstmarkt gegeben.

Zunächst zwei Geschichts-Reliquien: *Napoleons Generalshut,* den der Fürst von Monaco für 4300 Franken erwarb, um ihn als Geschenk dem Napoleon-Museum in Malmaison zu überweisen, dann ein rotes Lederkästchen der Marie Antoinette, ein Werk des berühmten Buchbinders Antoine Lemonnier, das für 40 000 Franken verkauft wurde. — Ein spezifisch pariserisches Auktionsobjekt sind *Gobelins,* die hier für den amerikanischen Bedarf eingekauft werden. Ein Beauvais-Teppich aus der Sammlung Dutasta nach einem Boucher-Motiv „Die Liebe der Götter" brachte fast 450 000 Franken, ein Dutzend holzgeschnitzter Sessel mit Gobelinüberzügen aus der Zeit Ludwigs XV. kostete einundeineviertel Million Franken; ein Damenschreibtisch von Dubois derselben Zeit, aus der Sammlung Dutasta, 585 000 Franken.

Außerordentlich ist das Interesse für gute *Graphik.* Allerdings werden in Paris gute Stücke deutscher Graphik schlechter bezahlt als in London, und in London immer noch schlechter als bei uns. Den Markt für frühe Graphik hat Deutschland wirklich monopolisiert. Aber Farbstiche des 18. Jahrhunderts werden in Paris und London sehr hoch bezahlt. Das Porträt der Marie Antoinette von Janinet brachte in Paris 65 000 Franken, Debucourts „Les deux baisers" (Probedrucke des zweiten Zustandes) 510 000 Franken und zwei berühmte Pendantpaare je über 100 000 Franken. — Von 81 Handzeichnungen Gavarnis kosteten einzelne Blätter bis zu 34 000 Franken; 24 Aquarelle zur Cameliendame über 87 000 Franken. — In London wurden Graphiken von Cameron, Muirhead Bone und James McBey besonders hoch bewertet. Dieselbe Radierung McBeys „Kamelkarawane" wurde am 15. März mit 410 Pfund Sterling, am 15. Juli mit 375 Pfund Sterling bezahlt.

Zwei sensationelle Ergebnisse auf Londoner Auktionen kurz vor Schluß der Saison müssen vermerkt werden. Bei Sotheby erzielte ein tadellos erhaltenes, ganz vollständiges Exemplar der Erstausgabe von Bunyans „Pilgrims Progress" 6800 Pfund Sterling. Das Werk ist im Februar 1678 erschienen und wurde schnell so populär, daß noch im Erscheinungsjahr eine zweite und im Jahr darauf eine dritte Auflage nötig wurde. Exemplare der Erstausgabe sind sehr selten. Es scheint, daß die meisten schon im 17. Jahrhundert in den Händen der Leser wirklich entzwei gelesen und so dem idealen Bücherschicksal der restlosen Konsumtion zugeführt wurden. Vor siebzig Jahren schrieb Macauley, daß ihm kein Exemplar der Erstausgabe bekannt sei; seitdem hat man allerdings elf Exemplare entdeckt, von denen neben dem eben versteigerten, freilich nur vier ganz vollständig sind.

Zwei Tage darauf — am 28. Juli — wurde bei Christie ein anderer Rekord aufgestellt. Das umstrittene Objekt war hier das Porträt der „Mrs. Davies Davenport" von *Romney,* eine englische Schöne in blaßrotem Kleide und weißem Samthut. Keine üble Nachrede, wie die des Kitschmalers, die man über Romney und andere englische Porträtfabrikanten des 18. Jahrhunderts verbreitet hat, konnte verhindern, daß das Bild nach einem ersten Ausruf von 5000 Pfund Sterling in drei Minuten die phantastische Höhe von 60 900 Pfund Sterling erreichte. Käufer ist Sir Joseph Duveen, der, wenn man den Auktionszuschlag berechnet, also eineinviertel Millionen Mark für das Bild eines Meisters bezahlt hat, der seinerzeit für diesen Porträtauftrag 20 Guinees, also 440 Mark, erhalten hat und heute in der englischen Gesellschaft der Kunstkritik zum Trotz höher geschätzt wird als Rembrandt.

Noch nicht zwei Wochen nach der Auktion aber gab es eine Ueberraschung. Der Käufer gab das Buch als defekt zurück. Der Defekt besteht darin, daß das Buch auf der letzten Textseite ein Druckfehlerverzeichnis von fünf Zeilen besitzt. Mit andern Worten: von der 253seitigen Erstausgabe des Jahres 1678 gibt es zwei Ausgaben, eine frühere ohne und eine spätere mit Druckfehlerverzeichnis, was die Bibliographen nicht wußten. Das Buch, dessen Druck und Ausstattung sehr reizlos ist, hat bereits wieder einen andern Liebhaber gefunden, aber, sagt man, zu dem reduzierten Preise von 4000 Lstr.

BUCHER-QUERSCHNITT

„The Plough and the Stars" by Sean O'Casey McMillan & Co., Ltd., London.

Jeder Mensch kennt Shaw, einige wenige Synge, und vermutlich niemand den genialsten von allen drei Iren: Sean O'Casey, dessen Stück (The Plough and the Stars) jetzt seit Monaten im New Theatre in London läuft, zwischen „Lady be good", „Rosemary" und „No no Nanette" als das ernsteste und das witzigste aller ernsten und witzigen Stücke. Komik und Schrecken wurden nie vorher so gemischt, schreibt ein Londoner Kritiker. O'Casey war Dockarbeiter. Das Stück spielt in den slums von Dublin, mit dem Hintergrund von Krieg und Revolution. Dieser Hintergrund bleibt Hintergrund, wie sich das gehört. Statt daß er, wie wir das ewig bei Dilettanten erleben, auf die Bühne gezerrt, Hauptsache wird und dadurch in der Wirkung verpufft, wirkt er hier durch eine großartige Mystik, in der sonst so reale Figuren wie englische Tommis restlos aufgehen: Das ist die geniale Hand dieses neuen Dramatikers. Mit absoluter Beherrschung und der Sicherheit des Erlebens sind die residents eines Dubliner tenements, einer Dubliner Mietskaserne, mit all ihrem Temperament, ihrer pompösen Gemeinheit, ihrer Zügellosigkeit und besonders ihrem göttlichen Redefluß durcheinandergewirbelt. Sie addieren mit Ehrgeiz trotz aller sozialen Gesinnung und mit dem geheimen oder offenen, jedenfalls nachhaltigen Haß, den nur ein enges Beieinanderwohnen erzeugen kann. Was diesen Revolutionär von anderen unterscheidet, ist, daß er Menschen erlebt hat, daß er keine ideologische Politik auf der Bühne zu machen braucht, weil die Menschen schon für sich alles mögliche verkörpern und statt rot angestrichene Papiermaché zu sein, irisches Blut in den Adern haben. Dieses Stück wurde von einer rein irischen Truppe gegeben. Das sind die herrlichsten Schauspieler, die außer den russischen noch auf einer europäischen Bühne spielen. Aber die wundervolle, von allem Englischen weit entfernte Sprache ist so schöpferisch, vor allem in ihrer phonetischen Wirkung so neu, so lokal gefärbt, ohne darin mehr als nötig aufzugehen, daß man auch schon durch die Buchlektüre einen großen Eindruck hat.

JEAN COCTEAU, Die große Kluft (Le grand écart). Stein-Verlag, Lübeck, Wien, Leipzig.

Jean Cocteau ist das quickste Gehirn, das Frankreich besitzt, das bestreagierendste, das sensibelste. Seine Unterhaltungen geben den leisesten assoziativen Regungen nach. Die kleinsten Phänomene erzeugen sofort Serien von Bildern. Diese Ueberfülle der Gedanken und der Gesichte birgt die Gefahr in sich, daß sich die Handlung auflöst, aber die Handlung hat bei Cocteau niemals eine große Rolle gespielt, sie löst sich auf in tausend Einzelheiten, bezaubernd erfaßt von seinen auf keinem Gebiet versagenden Sinnesorganen, die die malerische wie optische Kultur gleich gut erfassen. „Die große Kluft" ist ein kleines

Pariser Durcheinander, kunstvoll vereinigt und in tausend scharf geschliffenen Facetten gebrochen. Der Held ist ein höchst sensibles Geschöpf, ganz up-to-date, aber eine Pariser Erscheinung von heute, was besagt, daß sie nur in der Pariser Atmosphäre gültig ist, der gesteigerte Typus eines jungen Parisers, der trotz seiner intellektuellen Belastung sich ohne Vorbehalt dem Leben hingibt. Wer eine neue Sprache kennenlernen will, die durch Einschiebung immer neuer Bilder eine erhöhte und bisher nicht gekannte Lebendigkeit erreicht, lese diesen soi-disant-Roman, an dem alles pariserisch ist bis auf den deutschen Titel, der zu ihm paßt wie Grünkohl mit Blutwurst in ein Pariser Menu, was umso bedauerlicher wirkt, als im übrigen die Uebersetzung ausgezeichnet ist.

MICHAEL ARLEN, Der grüne Hut. Verlag Ullstein.

Die englische Vorliebe für Großherzigkeit gab diesem Roman den sehr dramatischen Schluß voll heftiger Auseinandersetzungen, rascher Aufdeckung aller Geheimnisse, dem gewaltsamen Tode der Heldin. Aber alles übrige ist zart, spielerisch, von einer Leichtigkeit des Gesprächs, durchklingenden Erotik, zärtlich erkennenden Wissenschaft von der Frau, die in der englischen Literatur in dieser Form neu ist. Eine Leidenschaft wird betrachtet vom Standpunkt des Dritten, in dessen Hand allmählich die Fäden der Handlung zusammenlaufen. Er folgt ihr in unaufdringlicher Teilnahme, und in den Begegnungen in dunklen Londoner Gassen, in Gesellschaft, in einem Pariser Krankenhaus, einer nächtlichen Autotour und Badeszene an der Themse festigt sich nach und nach die Kontur ihres Schicksals und ihres Wesens. Es gibt ein gutes Spiel und Gegenspiel in fließender Bewegung, in durchsichtigen Dialogen. Uebrigens ist der Roman dramatisiert worden und wird in diesem Winter mit Elisabeth *Bergner* in der Hauptrolle in Berlin erstmalig in Szene gehen. *gf.*

ALICE BLOCH, Kindergymnastik im Spiel. Dieck & Co., Sportverlag, Stuttgart.

Das mit über 50 Tafeln ausgestattete Buch, das den kindlichen Körper im geschlossenen Raum, im Freien, selbst im Wasser in allen erdenklichen, zum Teil recht erfinderischen Spiel- und Sportübungen zeigt, strömt — eine reich fließende Quelle — Gesundheit, Freude und Schönheit aus. Alle Erzieher sollten die Hälfte der Arbeitsstunden ihrer Zöglinge mit dieser Betätigungsart füllen; die übrigen, der geistigen Arbeit gewidmeten Stunden, würden dabei unendlich gewinnen.

B. Sch.

VICKI BAUM, Feme, Roman. Verlag Ullstein.

Nicht so politisch aktuell, wie der Titel klingt, sondern der Versuch, ein Zeitereignis ins Menschliche hinüberzuspielen. Als Hintergrund eines politischen Mordes eine Reihe von Bildern aus dem Deutschland der letzten Jahre, ausgelaugter Mittelstand, entwurzelte Kaste, verwirrte Jungen, notleidende Proletarier, Bergwerksleute, Fischer — glaubwürdig geschilderte Etappen auf der Flucht des Knaben, der gemordet hat. Der Sinn ist die langsame Reife von der Tat bis zur Erkenntnis. Das Streben nach Gerechtigkeit und eine mütterliche Nachsicht wirken auf die Psychologie, der Antrieb überträgt sich stärker vom Gefühl als von der kompositorischen Steigerung, aber der Eindruck der ethischen Absicht und der erzählerischen Suggestivität bleibt. *gf.*

DORA MENZLER, Körperschulung der Frau in Bildern und Merkworten. Dieck & Co., Sportverlag, Stuttgart.

Die Autorin beherrscht die Materie in überlegenster Weise. Die Systeme der Mensendieck, Laban, Loheland usw. sind vorweggenommen und in geistreichster,

instruktivster Darstellung in den Anleitungen zur Durcharbeitung des weiblichen Körpers nach den Sonderfunktionen des Knochenbaus und der Muskulatur in Sonderübungen aufgeteilt. Besonderer Vorzug des Werkes ist Knappheit bei größter Exaktheit des Ausdrucks und entsprechender Anschaulichkeit des Bildermaterials. Man lernt unter dieser klugen und überzeugenden Anleitung seinen Körper genau kennen, bewußt leiten und durchbilden. Die Lehrtafeln A—J umfassen die wichtigsten Uebungen, wie: Uebungen zur Kräftigung der Rückenmuskulatur, der Bauchmuskulatur, Korrektur der Brustwirbelsäule, Ausbildung der seitlichen Rumpfmuskulatur, Entspannungsübungen usw. Jeden Morgen auch nur eine der Uebungsgruppen gewissenhaft nach den knappen Worten und Bildern ausführen, heißt einen beträchtlichen Fonds an Widerstandskraft und Freude in seinen Tag einführen.

DORA MENZLER, Neue Folge.
Die Uebungen werden in der gleichen anschaulichen Weise spezialisierter und, wenn möglich, noch bewußter. *B. Sch.*

AISCHYLOS, Tragödien, übersetzt von Dr. Hans Bogner, und *MARTIAL, Epigramme,* übersetzt von Dr. Hermann Sternbach; Klassiker des Altertums. Propyläen-Verlag.
Die „Klassiker des Altertums" sind ja den Lesern des Querschnitts längst bekannt. Wir erinnern nur an die ausgezeichnete Platoausgabe, die die berühmte Schleiermachersche Uebersetzung der Gegenwart wieder geschenkt hat. Soeben erschienen zwei neue Bände dieser Sammlung: Aischylos und Martial. Ueber Aischylos wäre nur zu sagen, daß die Uebersetzung Hans Bogner sehr gut besorgt hat, und daß jede Härte durch unnötige Gräcisierung der deutschen Sprache vermieden ist. Mehr sagen, heißt schon sich über diese wundervollen, unsterblichen Tragödien banal äußern. Die Epigramme Martials sind frech und köstlich. Sie könnten in, ach, so vieler Beziehung heute erst geschrieben sein. Dieser Provinzler, der mit 20 Jahren in Rom einzieht, um später in seinen Epigrammen nicht tout Berlin, aber das ganze Rom von den dunkelsten Ecken bis zu den glänzendsten Palästen frech zu bespötteln, zu kritisieren, widerzuspiegeln, ist reizvoll zu lesen. Aber, bitte, nicht für Jugendliche! Die Uebersetzung Hermann Sternbachs gibt in charakteristischer Form den Geist dieses von amüsanten Einfällen sprudelnden Römers (aus der Provinz) wieder. *W. I.*

Dr. med. KURT DELIUS, Bettgymnastik, eine Hilfe für Kranke, Gesunde und Bequeme. Der Buchverlag, Nürnberg.
Herr Dr. Delius muß ein gemütvoller alter Herr sein, Kranke und ganz Bequeme macht er sehr vorsichtig, sehr schonend in ebenso gut gemeinten wie weitschweifigen Vorreden auf ein paar harmlose, aber gewiß sehr zweckmäßige, im Bett ausführbare Turnübungen aufmerksam. Man kann schon sehr gebrechlich oder auch schon sehr wohlbeleibt sein, hier kommt man noch mit und, wer weiß, vielleicht zum Schluß noch recht weit. *B. Sch.*

BENEDETTO CROCE, Dante. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.
Nur ein bedeutender Lateiner wie Benedetto Croce konnte ein Dante-Buch schreiben, das mit dem Wust unsinniger und zufälliger Symbolismen-Deutungen aufräumt, auf das Einfache und großartig Monumentale des philologisch verschütteten Textes zurückgeht und eine Methode zum Lesen der pseudowissenschaftlich überwucherten Gesänge gibt, einfach, gradlinig und großzügig wie die Divina Comedia selbst. *A. B.*

Intern. Ausstellung, München

Mopp, Der Arzt Dr. F.

Photo Walther, Dresden

E. Hoffmann, Stehende
Dresdener Intern. Kunstausstellung

Der javanische Tänzer Toshi Komori

Photo Walther, Dresden

Fr. Maskos, Eva
Dresdener Intern. Kunstausstellung

Photo Graudenz, Berlin

Denkmalsentwurf für Baku zur Erinnerung an die Erschießung von 26 Kommunisten durch die Engländer

Englisches Kriegerdenkmal von Eric H. Kennington (rechts der Bildhauer)

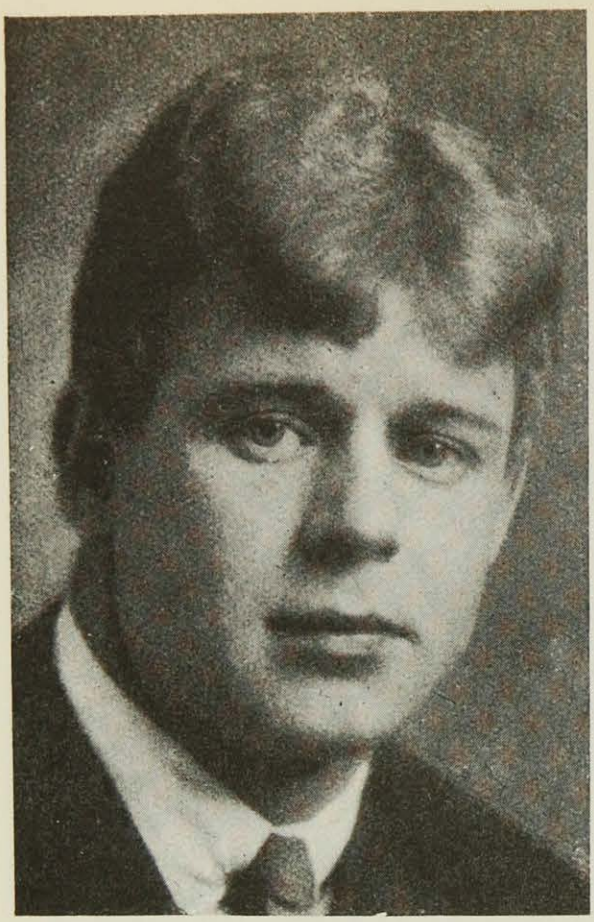


Photo Binder

Sergei Jessenin

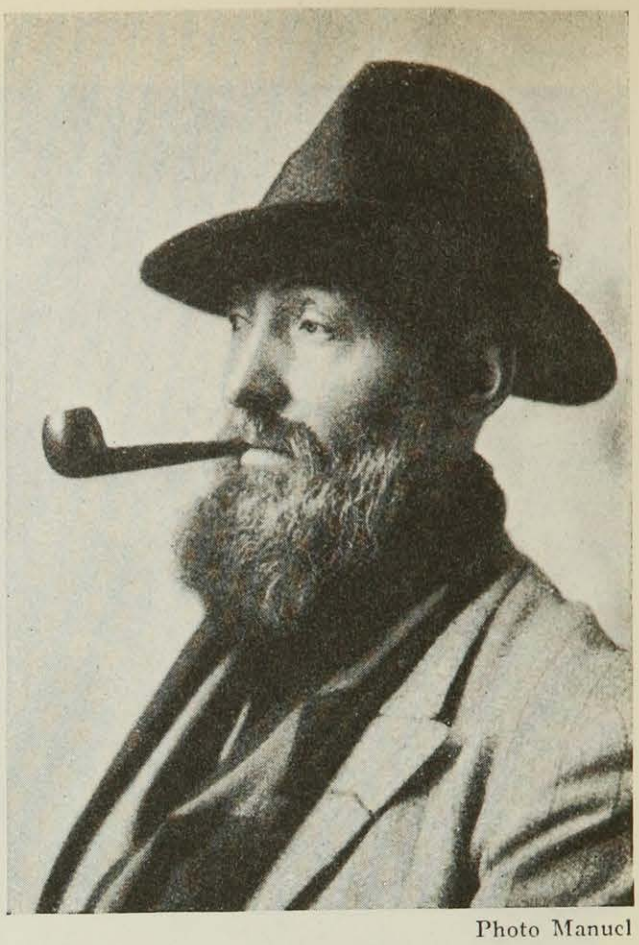


Photo Manuel

van Dongen

Das „Fest der modernen Frau“ in dem Film „Le petit Parigot“
Entwurf von Robert und Sonja Delaunay

PAUL F. SCHMIDT, Die Lukasbrüder. Der Overbecksche Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei. Mit 24 Abbildungen. Im Furche-Verlag, Berlin.

Die Erkenntnis, daß nach Philipp Otto Runges vorzeitigem Ansturm und Tod die Lukasbrüder oder Nazarener es waren, die gegen den Akademismus der Füger, Tischbein und Mengs revoltierten, wenn sie auch selbst aus mangelndem Atem allzu schnell Akademiker werden, ist hier vorzüglich belegt und begründet. Schlegels Bedeutung als Wegweiser in seiner Zeitschrift „Europa" wird nachgewiesen, und die Hinwendung der Lukasbrüder zum Katholizismus, als einer höheren christlichen Gemeinschaft, aus dem Willen zur Ueberwindung des Individualismus gedeutet. Vielleicht wäre ein Hinweis auf die Minderwertigkeits-Komplexe dieser schon stark lebensfremden Menschen angebracht gewesen. — Die kurze kunsthistorische Würdigung ist nicht weniger prägnant, und der Bilderteil ergänzt anschaulich das kleine vortreffliche Werk. *A. B.*

MARTIN LUDWIG SCHLESINGER, Das bolschewistische Rußland. Jedermanns Bücherei, Verlag Ferd. Hirt, Breslau, 1926. Geb. 3,50 M.

Die deutsche Republik war die erste Großmacht, die den Sowjetstaat anerkannte. Von Rapallo bis zu den jüngsten Abmachungen zwischen dem neuen Rußland und Deutschland zeigt sich der Versuch gegenseitiger Annäherung. In Anbetracht dieser Tatsache und bei Berücksichtigung der wirtschaftlichen Bedeutung, die das neue russische Recht für uns hat, ist es zu begrüßen, daß Schlesinger in übersichtlicher Form das Verfassungsleben der Sowjet-Union entsprechend dem Stand von Mai 1926 dem deutschen Leser aufzeigt. Allerdings wird man auch hier bedenken müssen, daß trotz aller Konsolidierung noch alles in Fluß ist. Wie dem aber auch sei, vom kulturhistorischen Standpunkt ist das Buch ein interessantes Dokument. *W. I.*

HEINRICH G. LAMPERTZ, Wesen der Gotik. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Eine sachverständig fundierte, selbständige Arbeit, die von den kulturellen Grundlagen ausgeht, dazu die politischen und religiösen Ereignisse jener Zeit umreißt, die körperliche Gestalt aller Dinge als ersten Grundgedanken der Gotik begreift, die Stufenleiter der inneren Kräfte als zweites Grundproblem der Gotik erkennt und die Dinge der Welt als Einzelwesen betrachtet. Dann werden die Kunstgattungen behandelt und die im Verlauf der gotischen Stilentwicklung zunehmende Realisierung der Naturformen als Uebergang zur Renaissance erkannt. *A. B.*

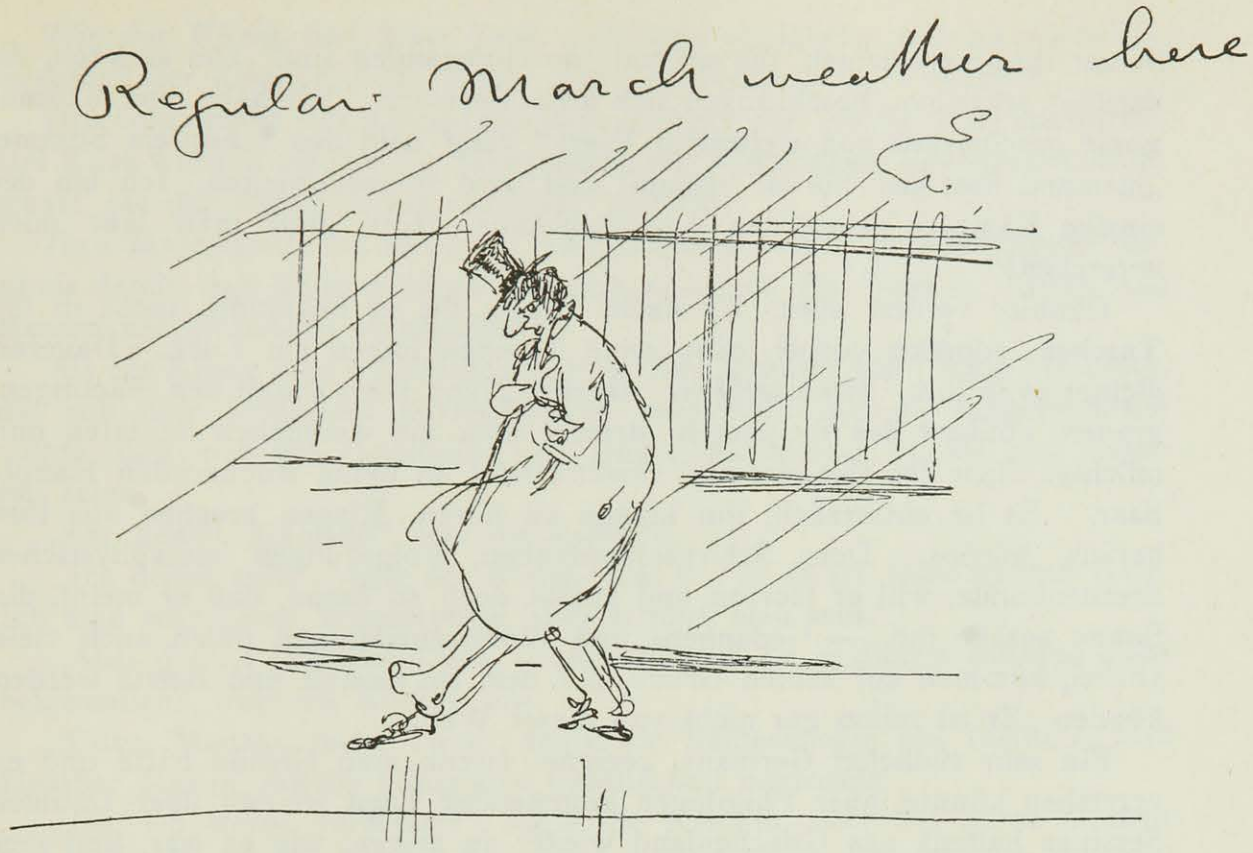
Iß gut und bleib schlank. Ein Ullstein-Sonderheft, das ein nicht nur mondänes und modernes, sondern bleibendes ernstes Gesundheits-Problem von allgemeinster Bedeutung auf eine fabelhaft schicke und nette Weise behandelt, von allen Seiten und auf jede Weise, ernsthaft und humoristisch, durch Bild, Wort und Tabelle, mit wissenschaftlicher Begründung und Winken für die Durchführung in der Praxis des täglichen Lebens und Essens, in einer illustrativen und typographischen Aufmachung, die mit eindringlichster Anschaulichkeit dem Leser den Satz predigt: „Nähre dich redlich, aber nicht schädlich!" Die Kalorienlehre, in andern Ländern längst bestimmend für die Nahrungsaufnahme der Leute, die etwas auf sich halten, ist nach diesem Heft auch für die Deutschen kein Geheimnis mehr. Ein Ehrenplatz in jeder Küche gebührt der beigelegten Speisekarte, auf der die Wärmeeinheiten jedes Gerichtes verzeichnet sind. *F. L.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Von der Propyläen-Kunstgeschichte ist soeben ein weiterer Band, der neunte der Reihe, erschienen. Er behandelt die *Kunst der Hochrenaissance in Italien* und hat zum Verfasser Professor Dr. *Paul Schubring*. Neben Wilhelm von Bodes „Kunst der Frührenaissance" tritt hiermit als Fortsetzung und Ergänzung die Geschichte der Kunst des Cinquecento, die Zeit der Erfüllung und der Reife. Der Text gibt bei aller Knappheit ein anschauliches und abgerundetes Bild der Entwicklung einer der größten Epochen der Kunstgeschichte mit ihren Hauptmeistern und Schulen. Der Bilderteil mit etwa 600 Abbildungen vereinigt alles Wichtige und Markante und bietet neben den berühmten Hauptwerken vieles Neue, Vergessene oder Uebersehene. Etwa die Hälfte des Bandes nimmt die Malerei in Anspruch. Außer dem unvergleichlichen Triumvirat Leonardo, Raffael, Michelangelo sind natürlich auch die übrigen großen Meister vertreten: Bartolomeo, Sarto, Sodoma, Correggio, Giorgione, Tizian und Tintoretto, sowie ihre Nachfolger und Schüler: Boltraffio, Luini, Franciabigio, Pontormo, Bronzino, Palma, Piombo, Moretto, Veronese usw. bis Bassano, dem Uebergang zum Barock.

Mit 75 Abbildungen von Kirchen- und Profanbauten, Innenräumen, Gärten usw. sind die Architekten Bramante, Raffael, Michelangelo, Giulio Romano, Peruzzi, Vignola, Vasari, Ammanati, Sanmichele, Jacopo Sansovino bis Scamozzi und Paladio behandelt. Der Plastik sind 110 Abbildungen zugeteilt, die neben den überragenden Werken Michelangelos Arbeiten von Andrea Sansovino, Giuliano da San Gallo, Danti, Cellini, Begarelli, Alfonso Lombardi, Busti-Bambaja, Jacopo Sansovino, Cattaneo, Campagna, Vittoria, Bandinelli bis zu Giovanni da Bologna und Rocca Cagliata wiedergeben. Ueber die herrliche Blüte der Medaillenkunst geben 36 Beispiele einen Ueberblick. Den Abschluß macht eine Auswahl von 50 Erzeugnissen des Kunstgewerbes mit Proben aus der unendlichen Fülle des weltlichen und kirchlichen Mobiliars, von Gerät und Schmuck in Holz, Edelmetall, Keramik und Glas.

Auch die Reihe der „Führenden Meister" wurde mit einem weiteren Band fortgeführt, und zwar hat der Münchener Kunsthistoriker Ulrich Christoffel eine Monographie über Hans Holbein d. J. geschrieben. Dem sachlich kühlen und doch von innerer Wärme und Spannung erfüllten künstlerischen Temperament Holbeins tritt hier ein wahlverwandter Geist gegenüber, dem es leicht fällt, seinem Meister gerecht zu werden und die Wurzeln seines Schaffens und Könnens bloßzulegen. Die Einfachheit und Ursprünglichkeit, die Sachlichkeit und der Wirklichkeitsernst des deutschen Renaissancekünstlers, der das Große ohne Pathos und ohne Sentiment im Bild niederzuschreiben weiß, findet in dem neuen Biographen ihren geeigneten Interpreten. In ihrer ganzen Breite, ihrer inneren Einheit und Vollkommenheit tritt uns die an Erfindung und Formung, an Handlung und Gestalt reiche Kunst Holbeins entgegen, die das weite Gebiet von der Zierornamentik, der Glasmalerei, der Holzschnittillustration bis zur Bildnis-, Altar- und Wandmalerei umschließt. Mehr als 100 vorzüglich gedruckte Abbildungen unterstützen den Text.



Beardsley, Zeichnung in einem Brief — Slg. Bessmertny

MARGINALIEN

Däubler: Mammut mit Libellenflügeln. Es dichtet unaufhörlich in ihm ätherische Wortklänge und Gedankenverbindungen, es dichtet grenzenlos in ihm, ohne Stocken, in riesigem Fluß. Er kann sich darin nicht bescheiden, und stellt man ihm vor, zusammenzudrängen, prägnant zu sein, so entgegnet er, er sei ein Hymniker.

Er ist nicht von dieser Welt und beachtet kaum, was um ihn vorgeht. Das führt in jedem Sinne zu Katastrophen. Für den heutigen Leser, der ihn liebt und nicht lesen kann, und für ihn selbst, dessen äußeres Geschick armseliger verläuft als das eines Tagelöhners, reicher an Entbehrungen als das eines Skribenten letzter Ordnung. Zumal er einen Leib von gigantischem Ausmaß zu ernähren hat, der, Strapazen gewohnt und beheimatet in allen erbärmlichen Quartieren Europas, mehr als bei anderen danach schreit, gefüllt zu werden. „Mammut mit Libellenflügeln", sagt einer von ihm.

Es dichtet massig in ihm. Zur Deutung eines Gedankens, zur Erklärung einer Idee dient nichts weniger als die gesamte Weltgeschichte, und nicht, wie sie sich im Staub unseres Planeten, sondern etwa einen Meter darüber abgespielt hat, wichtige Funktionen der Menschen, wie etwa Stehen und Gehen, außer acht lassend. Es dichtete in ihm 30 000 Verse jeglicher Art, „das Nordlicht", von Stanzen bis zum Knüttelvers, um zu sagen, daß die Erde sich zur Sonne sehnt, daß die Menschen sind: Sonne und Erde. Ich habe eine Dame gesprochen, die all diese Verse gelesen hat. Sie und der

Setzer sind die einzigen, die sie ganz durchgegangen sind. Die anderen, die darüber schreiben, beschränken sich aufs Vorwort. „Ich habe eine Kosmogonie geschrieben von weitestem Wert," klagt wild des Schöpfers Stimme, „niemand liest sie. Sie ist bekannt und wird totgeschwiegen. Ich bin der einzige Kämpfer gegen den Amerikanismus, Herr, und man läßt mich verrecken!"

Däubler verliert alles. Er steckt Dinge, die er bekommt, nicht in die Taschen, sondern vorbei, oder seine Taschen haben ein Loch. Dauernd dichtet es in ihm. Seine schwere, nervöse Hand fährt durch den mächtigen, grauen Vollbart des Propheten, streicht über die weißlichen Schläfen und milchige Stirn des Denkers und verschwindet im üppig wuchernden Haupthaar. Es ist entsetzlich, ihn klagen zu hören, Klagen brechen aus ihm heraus, uferlos. Dem Schicksalsgedanken, Folgerungen metaphysischer Sternenkunde, will er trotzen und glaubt doch so daran, daß er meint, die Sonne besäße ihn. — Gedanken- und Wortassoziationen fallen auch viele vorbei, kommen auf keinen Grund, auf dem sie Gestalt und Besitz werden können. Er ist schon gar nicht von dieser Welt.

Ein sehr südlicher Germane, geeignet (wenn man Geduld hätte und es verstehen könnte, aber Philologen kommender Tage werden über Däubler Seminar halten) uns Griechenland wieder zu zeigen, wie es war, und den Hochmut dünkelhafter, Winckelmann schmähender exakter Wissenschaftler auszutreiben; nicht durch Angriff, sondern durch Ausbreitung eines schier stupenden Wissens, das sein riesiges Gehirn wie ein Schwamm aufsaugt, vermengt mit nachtwandlerisch sicherer Deutung der fernreichenden mystischen Beziehungen, die griechische Luft und griechische Landschaft allein hervorbringen. Das, was er über Griechenland schrieb, wird geordnet werden und in Taschen gesteckt, daß es nicht länger vorbeigeht.

Von seinen griechischen Gedichten verstehe ich kaum eine Strophe, aber sie machen Freude, wie das inkommensurabele Farbengemeng und das verwirrend geistige Geleuchte des griechischen Lichts, dem sein Geist, als einziger unserer Tage, wiederum gänzlich vermischt ist. Theodor Däubler hatte am 17. August seinen fünfzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Wilhelm Bernhard.

In der neuen Bedürfnisanstalt an der Danckelmannstraße in Berlin-Niederschönhausen (Spielwiese am Volkspark Schönholzer Heide) ist ein Verkaufsraum für Obst, Süßigkeiten, alkoholfreie Getränke, Rauchwaren und Druckschriften auf die Zeit vom 1. Juni 1926 bis zum 31. März 1929 zu vermieten.

Die Bedingungen und Angebotsvordrucke können vom Bezirks-Tiefbauamt Pankow (Rathaus Niederschönhausen, Zimmer 51) gegen Zahlung von 50 Pf. bezogen werden.

Bezirks-Tiefbauamt.

Berlin-Pankow, den 7. Mai 1926. *(Berl. Gemeindeblatt.)*

Das Porträt von Paul Poiret in Heft 7 stammt aus dem Atelier von Joel Heinzelmann, Berlin.

Wie der König den Käse liebt. (Einige königliche Bemerkungen gelegentlich der Reading-Ausstellung. Die Lieblingsrose der Königin.)

Der Geschmack des Königspaares in Dingen wie Rosen, Farrenkräutern und Käse wurden auf der 85. Jahresschau der königlichen Agrikultur-Gesellschaft, die der König selbst eröffnete, offenbar.

Ihre Majestäten, die ihren 33. Hochzeitstag hatten, feierten dieses Ereignis damit, daß sie dreieinhalb Stunden zwischen den Blumen, Tieren und Meierei-Einrichtungen verbrachten.

Als der König eine schöne Aufstellung von „gutdurchem" Käse bemerkte, die von dem britischen Farmerinstitut ausgestellt und so aufgeschnitten waren, daß man die Innenseite sah, fragte der König, ob sie zum essen reif seien.

„Oh, gewiß, Majestät", war die Antwort.

„Ich denke auch", sagte der König. „So wie er da ist, liebe ich den Käse. Ich mag sehr gerne Wensleydale, aber er muß blau sein."

„Aber der ist ja voller Tiere, George, und ist dir in diesem Zustand nicht bekömmlich", warf die Königin ein.

„Pilze, Madam, nicht Tiere", sagte die Bakteriologin des Instituts, Miß Heather Mason, die die königliche Gesellschaft begleitete.

„Oh, ich werde verbessert", sagte die Königin, über das ganze Gesicht lächelnd. „Auf jeden Fall", fügte sie hinzu, „ziehe ich Cheddar vor."

Bei der Blumenschau teilte die Königin mit, daß ihre Lieblingsrose die Lady Inchiquin, ein mittelgroße Blüte von zarter Cerise-Farbe, sei.

Aber der König sagte, „ich liebe eine Rose, die es in sich hat" und nannte die „Dame Edith Helen", eine sehr große Rose mit einem starken Duft.

In der Meierei-Versuchsbaracke der Universität von Reading waren zwei schöne Kühe zu Melkzwecken herausgesucht und den königlichen Gästen gezeigt worden, zugleich mit den Melkeimern, die an der Seite eine Oeffnung zur Garantie der Sauberkeit haben.

„Wir haben dieselben auch auf unseren Farmen eingeführt", sagte der König, und die Königin fügte hinzu: „Ja, aber sie werden feststellen, daß man bei einer kleineren Kuh einen Kübel mit einer tiefer angebrachten Oeffnung braucht."

„Wenige der Farmer, die diese Eimer besichtigten, hatten den Umstand bemerkt," erzählte mir später Mr. Hoy, dem die Leitung der Ausstellung übertragen ist. *(The Daily Chronicle, London.)*

Die Zeichnung von Picasso aus dem August-Heft stammt aus dem Jahre 1907, die Lito (Verlag der Galerien Flechtheim und Simon) aus dem Jahre 1926. — Das Picasso-Porträt der Marie Laurencin ist aus dem Jahre 1909.

Dementi des Auswärtigen Amtes. Als einem Ministerialdirektor mitgeteilt wurde, daß eine Sekretärin ein Kind bekommen habe, sagte er, das sei unmöglich, noch niemals sei ein Akt im Auswärtigen Amt mit Liebe behandelt und in 9 Monaten fertig geworden. *(Klaus.)*

Die Zeichnungen aus dem Festzug zu dem Aufsatz: *„Lübeck oder der hansische Geist"* in Heft 6 sind von Herrn Alfred Mahlau, Lübeck.

Ostseelust. Bei strömendem Regen kommt man an. Bei unaufhörlichen Wolkenbrüchen versichern Direktor und Portier: noch nie hätten Barometer und Wetterwarte so günstig gestanden, noch nie wäre der Westwind so vielversprechend gewesen . . .

In der Hotelliste lauter adlige Namen. Man ist direkt befangen unter so illustrer Gesellschaft. Hinterher entpuppen sich gut bürgerliche Bekannte, mit „von" und „auf's" versehen.

Restaurants und Tanzsäle sind wie für Filmaufnahmen zurechtgemacht. Der Speisesaal präsentiert himmelbettartige Tüllverkleidung, sehr poetisch und sehr schmutzig. Größter Anreiz für kauflustige Berliner immer wieder der überfüllte Seesteg, voll von Läden mit unbeschreiblichen Scheußlichkeiten.

Eine Sensation jagt die andere. Etté spielt — in Berlin umsonst, hier für 5 Mark Eintritt in stinkendem, kleinem, aber überfülltem Saal.

Und Abends Réunion im Splendid! Bordellämpchen glühen sinnig auf den Rasenflächen als Anlockung verstreut. Tisch an Tisch bekannte Gesichter, um derentwillen man Erholung suchend die Reichshauptstadt floh.

Filmstars blühen, dick, unübersehbar — aber jugendlich zurechtgemacht, blaßrosa geschminkt; bei sogenannten jungen Mädchen bewundernde „Ah's" auslösend.

Alles ist doppelt so teuer und schlecht wie zu Hause, dafür aber weniger. Am komischsten: die Tanzturniere. Tage vorher trainiert Alt und Jung, in kotzartiger Bewegung über Stühle gelehnt, die Beine ungraziös rechts und links werfend — von wegen: Charleston! Am Vormittag des großen Tages hat der Turnierleiter die Ehrenpreise genau verteilt, dann die Jury zusammengesetzt. Es entsteht größte Unordnung, wenn plötzlich unvermutet einige bekannt gute Tanzpaare nachmelden. Die Jury versucht nach erfolgtem Beginn, völlig unorientiert, voneinander Urteile abzufangen. Man hört verzweifelte Antworten und Fragen im Vorbeitanzen: „Wen haben Sie denn aufgeschrieben?" „Niemanden, ich male Kreuzworträtsel." „Ich hoffe, daß meine aufgeschriebenen Zahlen mit den vorhandenen Nummern der tanzenden Paare übereinstimmen . . ." „Ich urteile absolut wider bestes Wissen und Gewissen!" „Ich höre auch mal gern ein unparteiisches Urteil —"

Wunderschön ist die Sitte der Bademäntel „à la Lido", mit Brille und Bauch, bei Regen und Wind, von Morgens bis Mitternacht. — Jedes Jahr dieselben Photographen am Strand, die schon mit unseren Großmüttern ihre Scherze getrieben haben. Dieselben Badespäße wie einst — jetzt meist mit Quietschen und Gummi.

Mutter Thiele am Kiosk auf der Promenade, in der roten Flanellbluse mit der Baßstimme — der weibliche Bernard Shaw von Heringsdorf —, eine Philosophin, erhaben über Ort und Zeit. Seit zwanzig Jahren ist ihr nichts mehr fremd, für 50 Pf. übernimmt sie jede Botschaft, graut sich vor gar nichts, hat ein Herz für alle. Bände könnte sie schreiben — es lohnt ihr bloß nicht — — —

DR. RICHARD STRAUSS

Wien IV

Jacquingasse 10
9. 1. 26

Lieber Herr Ibach!

Ich habe Ihr Piano sehr gestern eingehend & ein
gehend ausprobiert. Gefällt mir ausgezeichnet in meiner Bibliothek,
im Klang sehr schön, im Ton ein Traum!

Für Konzertsaal fehlt ihm noch die. welche Klangfülle
die gewaltigen Flügel der ersten Fabrik, wie sie
glücklich sein über seine schöne Form & seinen
:vollen Klang!

Wenn Sie noch geschickte Leute besitzen & Lust
hineinzustecken

von Ihnen mit besten Empfehlungen
& aufrichtigen Grüssen
Ihr sehr ergebener

Richard Strauss.

HERRN
RUD. IBACH SOHN
BARMEN
NEUER WEG 40

Neue Schlager werden kreiert. Es summt auf den Waldwegen, in den Bars und Spielzimmern, beim Tennisturnier und Boxkampf, im Segelboot und im Strandkorb — alt und jung: „Du, dein Mann ist doch nicht da?" oder „Warum hast du denn so schlaffe Züge?" Alles rhetorische, wenn auch nicht indiskrete Fragen. — Modenrevue der Erotik! Nur Extravaganzen kommen in Frage — Zurück zur Un-Natur! Die hinzugereisten Lebegents lehnen vereinsamt an bargeldlosen Ecartétischen oder lustwandeln in fleischlicher Abstinenz unter Regenschirmen im Gummimantel — geographische Irrtümer berichtigend, daß diese Bäder nicht auf der Insel Usedom, sondern auf Lesbos ruhen . . . *(Mopa.)*

Paraffintherapie. Man muß sich einmal Zahlen vor Augen halten: ein angenehmes Bad hat 30 Grad. 35 Grad im Schatten sind keine reine Freude. Bei 37,5 Grad Temperatur telephoniert man nach dem Arzt. Brave Infanteristen, als routinierte Hitzeaushalter bekannt, bringen es auf 40 Grad. Heiße Tücher von 45 Grad, nach dem Rasieren den Wangen appliziert, erzeugen Zähneknirschen oder Wutgeheul, eine etwas wärmere Temperatur beschert hochgebirgige Wasserblasen. Um zu sterben, braucht man es normalerweise sogar nur auf 42 Grad zu bringen. Todesfälle bei etwas höherer Temperatur haben bereits Kuriositätswert und ziehen, registriert, in die medizinische Unsterblichkeit ein.

Der französische Arzt Dr. Sandfort kannte diese Zahlen auch, als er im Jahre 1909 seine mit Paraffin gefüllte Badewanne bestieg, nachdem er das Paraffin auf 54 Grad erhitzt hatte. Er planschte fröhlich 10 Minuten lang darin herum und begründete damit die Paraffintherapie, die Verwendung von Paraffin zu Packungen und Bädern bei ganz unwahrscheinlich hohen Temperaturen von 50 bis 100 Graden.

Das hitzige Bad des Dr. Sandfort, das seine Nachfolger vervollkommneten, basiert auf der Kenntnis der Wirkungen der Schlamm- und Moorbäder, ist aber appetitlicher und hygienischer als diese und auch für Herzkranke unschädlich. In Frankreich hat sich die Idee zuerst durchgesetzt, von den schönsten Frauen propagiert. Erinnerungen an den plastischen Panzer des Dr. Chassaïgnac werden wach, der eine Art eiserne Jungfrau aus Oel, Kleie und Moor in den Dienst der Schlankheit gestellt hatte.

In Berlin hat sich nun eine entzückende Frau als Paraffinapostel etabliert, zusammen mit einem Arzt, im Westen. Von früh bis abend gießen milde Wärter und sanfte Wärterinnen den von Ischias, Neuralgie oder allzu provoquanten Rundungen geplagten Berlinern wie Konditoren die auf 54 Grad erhitzte Flüssigkeit über den Leib. Das erstemal hat man ja ein bißchen Angst, aber unnötigerweise: es zischt nicht, es brennt nicht, es ist nur mollig warm. Nach einer Minute bildet sich eine 2 bis 3 Millimeter starke weiße Schicht — man raucht seine Zigarette, und selbst der dicke Konsul sieht aus wie eine nette, zarte Seifenpuppe. Etwas drollig vielleicht — aber im Dampfbad, mit den schwitzenden Nachbargestalten zusammen, sieht ja auch nicht jeder gerade schön aus. Vor allem spürt man kein Herzklopfen, und wenn man wohlig in seiner Schale döst, wie die Perle

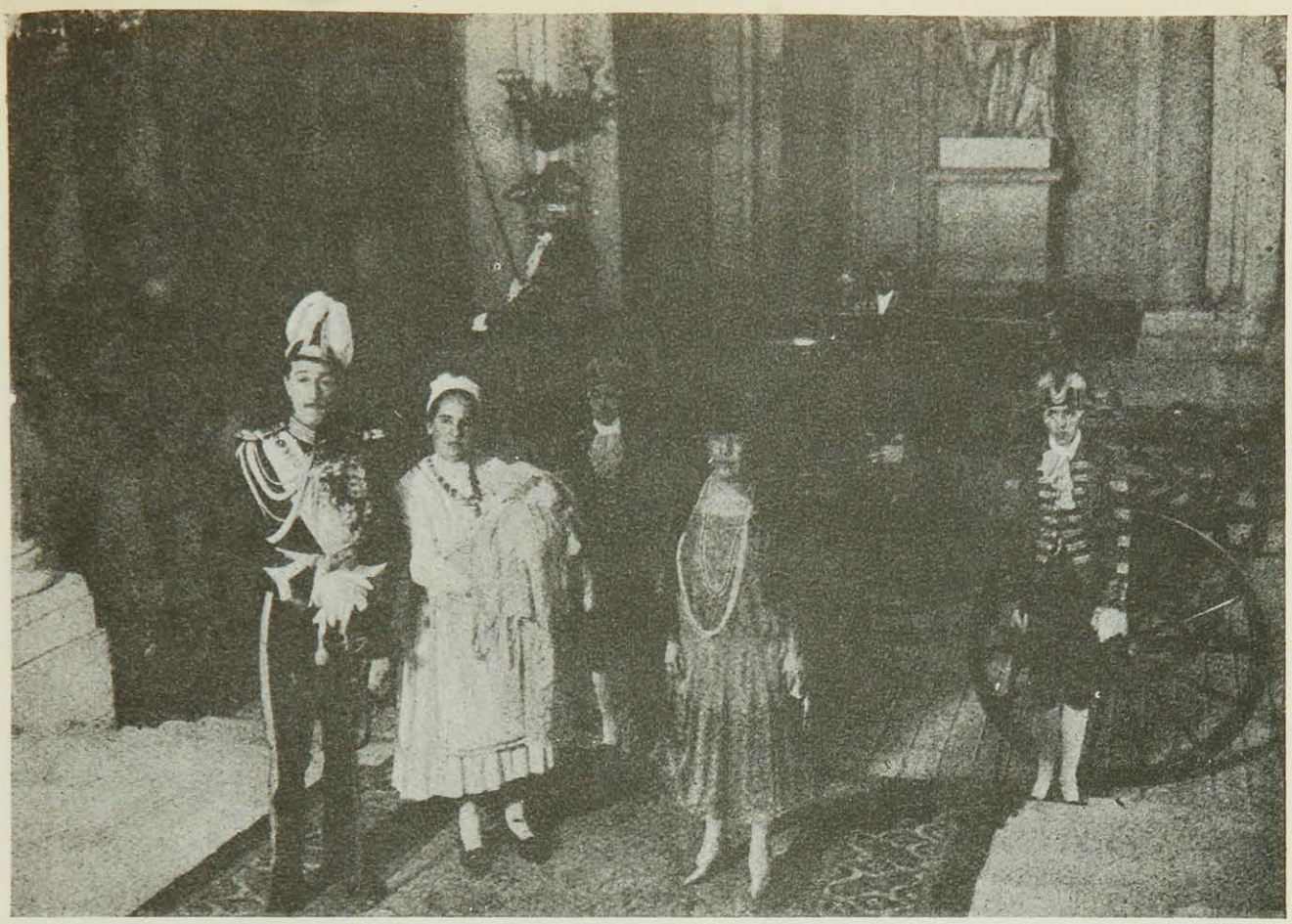


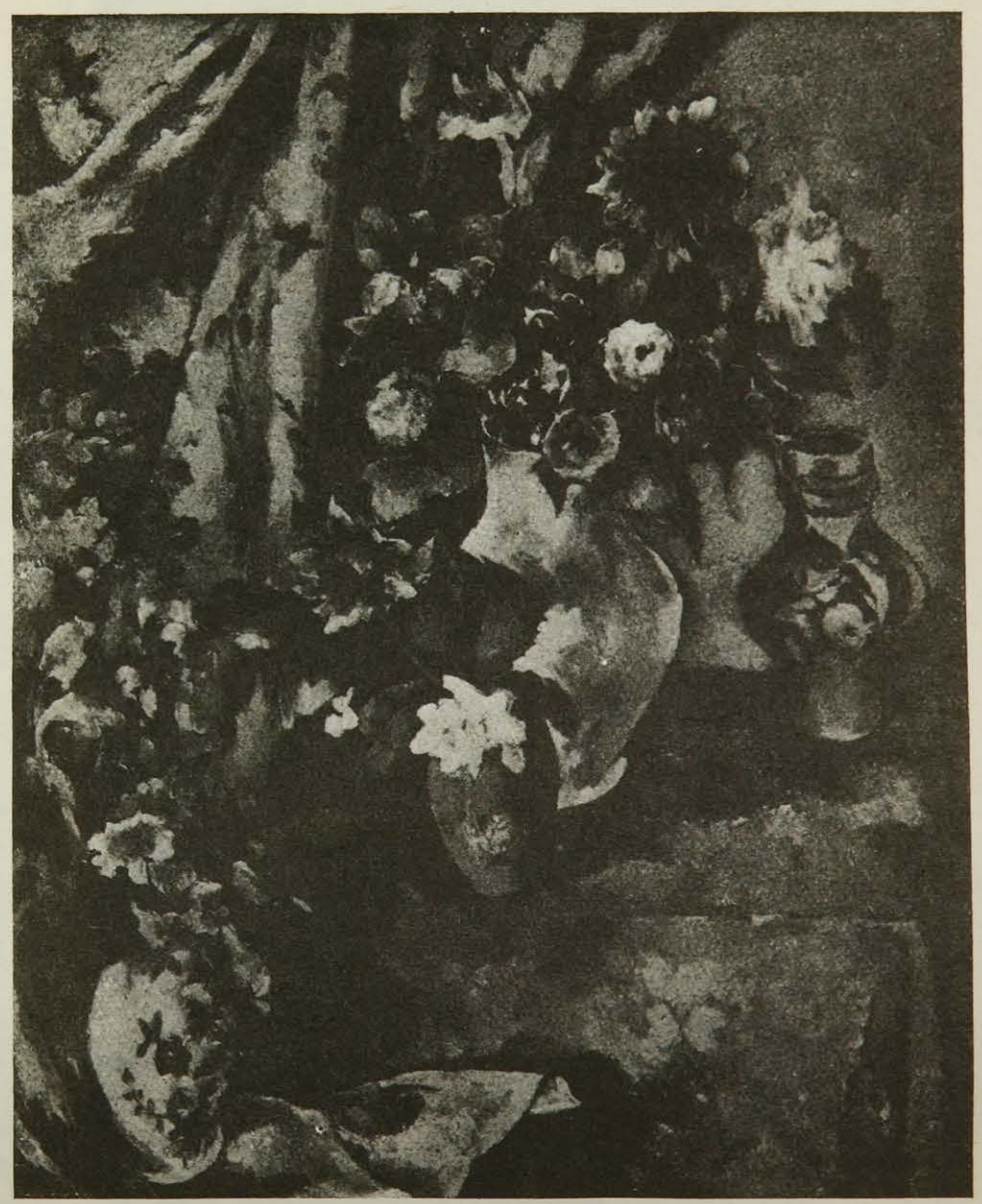
Photo Crrios Fortea

Der Herzog von Alba läßt sein Töchterchen taufen

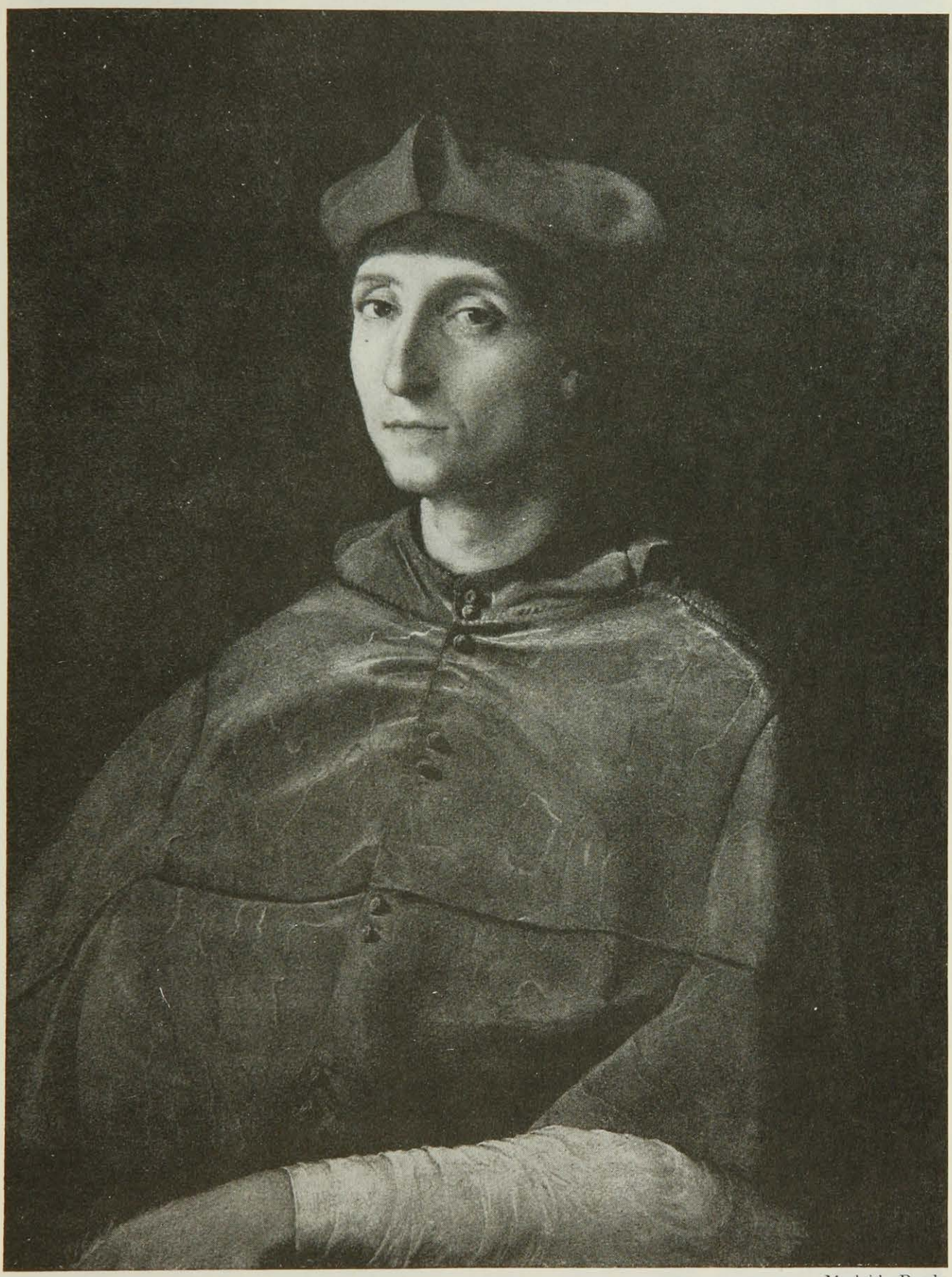
Photo Special Press

Kinderdemonstration am „Pound Day“ in London

Carl Hofer, Das Paar im Fenster



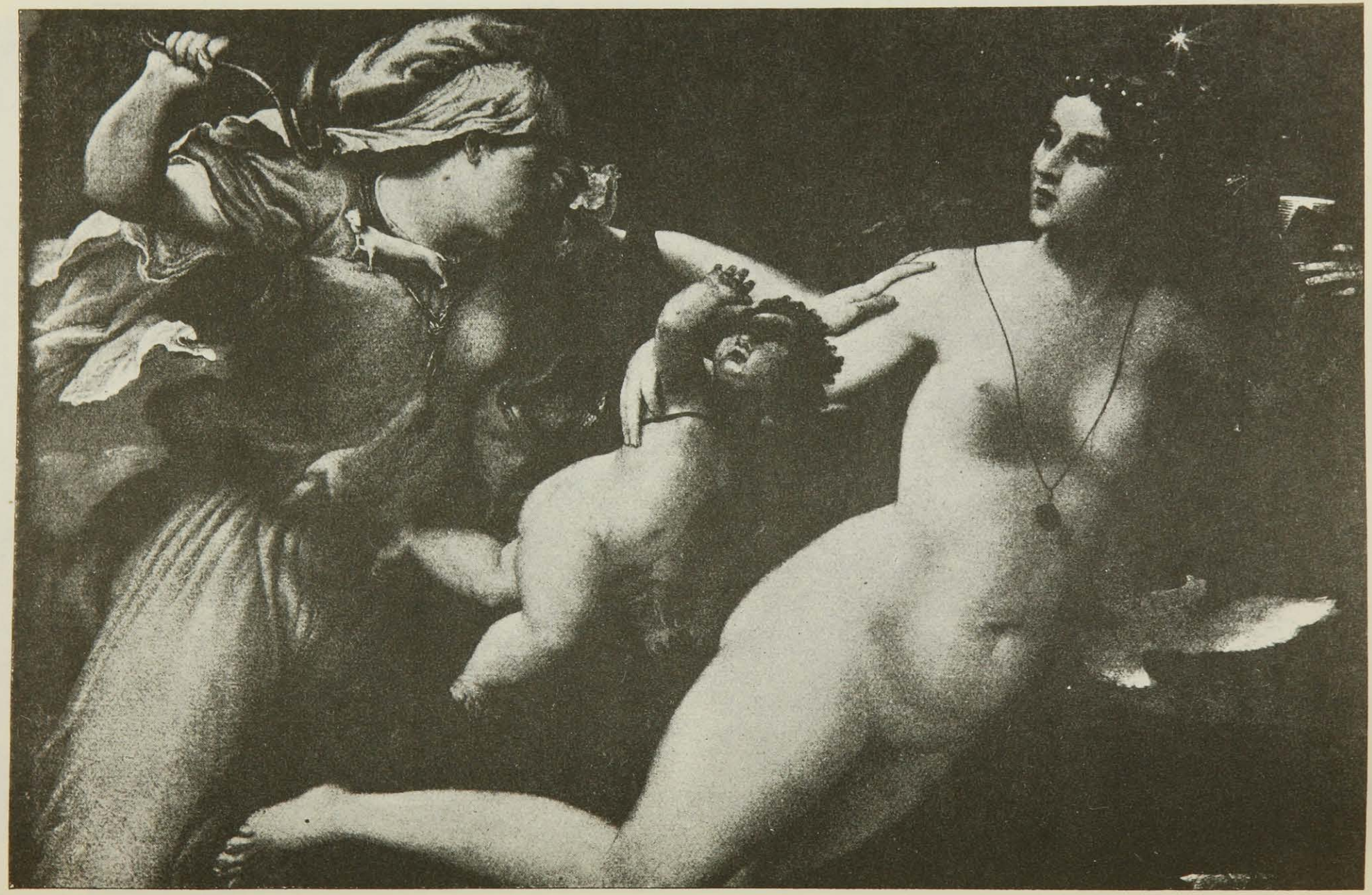
Heinrich Nauen, Stilleben



Madrid, Prado

Raffael, Der Kardinal Scaramuzzi-Trivulzo

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte
Paul Schubring, Die Kunst der Hochrenaissance in Italien



Rom, Palazzo Rospigliosi

Lorenzo Lotto, Triumph der Keuschheit

in der Auster, fühlt man sich — besonders angenehmes Merkmal der Kur —, fühlt man sich wie ein Held. „54 Grad halte ich aus! Allerhand!“ Daß es nicht wärmer ist als ein gewöhnliches Bad, geht ja die außerhalb des Paraffins Stehenden nichts an.

Nach einer halben Stunde wird man ausgelöst. Das geht so glatt und reizend ab wie Stearin (als Kinder haben wir es uns, um dieses Vergnügen zu haben, selbst auf die Finger getropft). Mit fliederduftigem Aether abgerieben, besteigt man gestärkt die Wage und hat auf alle Fälle zwei Pfund abgenommen, die Haut ist weich und sanft wie Pfirsichflaum und man hüpft den Kurfürstendamm hinunter wie ein neugeborenes Reh.

Es ist das Fegefeuer auf den Wegen zu Kraft und Schönheit, durch das diese Taminos und Paminas des Westens gewandelt sind, wenn auch nicht Flöte blasend, so doch Zigaretten rauchend. In zauberhafter Jugend und Frische entsteigen sie dem heißen Paraffin, zur Freude ihrer Sarastros und ihrer Königinnen der Nacht. *Matheo Quinz.*

Herr, stark schielend, gesucht. Zu melden im Efa-Filmatelier, Cicerostraße. Ab 10 Uhr. *(Berl. Morgenpost.)*

Das Bauhaus in Dessau zieht im Herbst d. J. in seinen nunmehr fertiggestellten umfangreichen Neubau ein. Die Werkstätten wurden mit den modernsten Mitteln ausgebaut. Durch Errichtung eines Atelierhauses, in dem 28 möblierte Wohnateliers für Studierende, Wannen- und Brausebäder sowie eine Wäschereianlage enthalten sind, ferner eine Speiseanstalt, in der gutes Essen zu mäßigem Preis abgegeben wird, wurde für das Wohl der Studierenden vorbildlich gesorgt. Das Bauhaus ist gleichzeitig ein Lehr- und Versuchsinstitut.

„Die schöne Wohnung.“ Die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G. in München sind weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden. Beiliegender Prospekt der Vereinigten Werkstätten, auf den wir unsere Leser besonders hinweisen, gibt einen guten Begriff von den künstlerischen Leistungen und dem Streben dieses bedeutenden Unternehmens.

Jack London

„Amerikas erfolgreichster Schriftsteller und größter Dichter.“ (F. Mark.)

Soeben erschien:

Ein Sohn der Sonne

„Wieder ein echter Jack London, strotzend von Leben und Männlichkeit, Abenteuerlust und dem Gepränge einer bunten Welt. Durch diesen neuen Band Südseegeschichten weht wieder der heiße, stürmische Atem und das ungebändigte Temperament, das Jack London nun endlich auch in Deutschland eine heute schon nach vielen Tausenden zählende Gemeinde erobert hat. Jede einzelne der Erzählungen, die sich ungezwungen aneinanderreihen, ist packend und spannend, eigenartig erdacht und glänzend erzählt.“

PREISERMÄSSIGUNG: Infolge des rapide steigenden Absatzes der Londonbücher konnten wir die bisherigen Preise bedeutend ermäßigen. Obiger Band, sowie die bereits erschienenen Bände „Südseegeschichten“, „Abenteurer des Schienenstranges“, „In den Wäldern des Nordens“, „König Alkohol“ kosten in Leinen M 4.80, broschiert M 3.–, „Der Seewolf“ in Leinen M 5.50, broschiert M 3.50

Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft / Berlin W 50

I. Salzburger Cocktail. Alle Nationalitäten sind vertreten, Träger und Chauffeure scheinen nichts als Englisch sprechen zu können, aber dieser internationale Firnis ändert nichts an der Tatsache, daß es in ganz Salzburg keinen fähigen Coiffeur gibt, daß es an Sonntagen unmöglich ist, einen Lippenstift aufzutreiben oder ein Telegramm aufzugeben. Diese winzigwichtigen Details sind erwähnenswert, denn sie sind bezeichnend dafür, wie sich die Atmosphäre der Stadt aus Hypermodernität und Primitivität zusammensetzt, daß gerade diese Zusammenstellung (an hundert Beispielen verfolgbar) den sonderbaren Charme kreiert, den sie, ganz abgesehen von aller Festspielbedeutsamkeit besitzt ...

*

Das Hotel L'Europe hat eine wunderbare Fassade. Das Hotel L'Europe beherbergt alle Berühmtheiten, denen der Edelsnob in seinen kühnsten Träumen zu begegnen sich wünscht — doch sind seine Wände dünn wie in einem Mietshaus in Berlin N und seine Stehlampen auf gewiß vielfach denkwürdigen Nachttischen nackt, unbeschirmt, aller farbigen Romantik bar. Seine Hall ist laut und lieblos wie ein Wartesaal. Jedem schreit diese Hall unverbindlich entgegen, daß sie mehr zu tun habe, als sommerliche Badeflirts zu protegieren, als die Kulisse abzugeben für das Balzen von Tanzlehrersilhouetten um Bankierstöchter. Diese Hall erfüllt aufs asketischste ihren Urzweck: seriös, angestrengt, nervös zu warten. Der Reporter wartet, daß Frau Durieux (und andere) ihn streift und ihn inspiriert mit ihrem geheimnisvollen und gefährlichen Blick. Die Modezeichnerin sehnt sich danach, Frau Massary zu begegnen, um ihre jeweilige Toilette als letzten Schick von übermorgen zu verarbeiten. Mr. Lincoln hat ein Rendezvous mit Miß Patterson, der jungen Nonne aus dem „Mirakel", um mit ihr einen Artikel zu schreiben für seine „New York Times". Die Primaballerina Pfundmeier harrt auf Monsieur Gémier, den Direktor des Odéon-Theaters in Paris. Frau Dagover entzückt im allgemeinen alle und im besonderen Herrn Drach, der stundenlang in dieser Hall nach ihr Ausschau hält. Dr. Vollmöller wartet auf den Leopoldskroner Schloßherrn selber, und es mutet sonderbar an, wie der liebe Gott des Theaters so einfach mit Mrs. Pincheot aus dem Garten kommt und in der Halle steht und mit vielen spricht und so liebenswürdig und unberührbar ist. Last not least warten Herr X und Y aus Z auf jede „Prominenz", die sie flüchtig oder gar nicht kennen, springen unaufhörlich stehaufmännchengleich aus ihren Fauteuils und lassen ihre Drinks, die sie in sinnlosen Mengen konsumieren, schal werden, um sich vor diesem zu verneigen, jenen zu begrüßen, hin und her schießend und den Eindruck erweckend, als könnten ohne sie die Festspiele keineswegs stattfinden ...

*

Pallenberg — unvergeßlich sein Trufaldino in „Turandot"! Diesen chinesischen Bajazzo steigert er improvisierend zum Urnarren von Shakespeareschem Format. Seine großen grotesken Sprünge auf dem zwischen Tragik und Komik

überstraff gespannten Seil gehen an die Nerven, halten schmerzhaft in Atem. Mehr als je fasziniert er durch seine souveräne Balance zwischen Pathos und Selbstironie, durch seine traurigen Bosheiten und bösen Traurigkeiten. Ohne Nachsicht und ohne Uebergang schaltet er die Gefühle vom ersten in den vierten Gang, jongliert und verblüfft mit den Plötzlichkeiten seines melancholischen Narrentums, seines bissigen Witzes. Er hat sein Publikum an der Kandare, und gehorsam reagiert es auf jeden Druck und ist von seiner Unerschöpflichkeit nicht zu erschöpfen ...

Pallenberg — wie geglättet und menschenfreundlich ist er auf dem Barstuhl im zärtlichen braungelben Sakko von überwältigendem Schick. „Ich liebe alle Oesterreicher, die Max heißen", flötet eine etwas einfältige Dame aus Berlin W, die viel redet und wenig zu sagen hat. „Er ist kein Oesterreicher — er ist ein Genie", korrigiert ihre schönere, intelligentere und weniger verschmachtete Gefährtin. Und diese nicht mehr ganz neue Tatsache sei hiermit zum aber tausendsten Male konstatiert.

Käte Wilczynski

*

Premierenfeier „Turandot" in Leopoldskron — hier findet das „Zauberspiel" seine Fortsetzung. Der feenhafte Saal läßt seine Kerzen brennen über Namhafte und Namenlose. Zu Klumpen geballt stehen die Berühmten herum, und die Unberühmten werden entweder vom Minderwertigkeitskomplex oder Größenwahn erfaßt, sich hier bewegen zu dürfen. „Als bewohntes Schloß ist es auf der ganzen Welt einzigartig", erläutert beim Hinaufgehen Kommer, der gute Geist des Schlosses. Und mit prinzlicher Leutseligkeit empfängt droben der allmächtige Professor seine Gäste ... Dicht neben dem Zaubersaal liegt die Kapelle in schwermütiger Verschattetheit. Ihre verlassene Feierlichkeit kontrastiert seltsam mit dem angrenzenden Glanz von Kerzen und Pailletten, von grellen Frackhemden und tönendem Stimmgewirr. Der Geist von „Jedermann" scheint sich plötzlich grauenhaft spürbar in den Mauern zu verdichten. Lili Darvasz hat von fern wieder die schmerzliche leidende Schönheit ihrer Rolle der „Guten Werke" — da bricht Hofmannsthal junior den Bann mit einer sachlichen Erklärung seines Prinzips, nur zweimal in der Woche zu baden ...

Ursula v. Zedlitz.

II. Reinhardt in Salzburg. Nachts um zwei — die Generalprobe zu „Turandot" währte fünfzehn Stunden, um sich andern Tags bis zu Beginn der Premiere abermals acht Stunden fortzusetzen — nachts um zwei lag die Stadt im Sternenglanze, blank gewaschen *von dem Weinen eines Gottes, den seiner Schöpfung Schönheit bis zu Tränen rührt.*

Nachts um zwei, da war die Stadt ein zauberhaftes Märchen, das sich von selber inszeniert, barocke Arabeske, die das Gesetz der Schwere spielend überwindet, verklärte *Hochzeitsfeier deutschen Geistes mit dem Süden.*

Wie sehr verlockte es Reinhardts Genie, der *festspielhaften Seele dieser Stadt* Sinnbild und Klang zu geben! Arbeit und Leistung eines unerhörten Kunstwillens bietet sich nunmehr *in barocker Schale* nochmals dar.

„Turandot" in Berlin und „Turandot" in Salzburg sind, mit demselben Schöpfer, zwei verschiedene Welten. *Die chinesischen Tuschfarben des Märchenbildes werden überwuchert vom Barock des Rahmens,* der zu Eigenleben wach und *voll Gewalt* wird. Wild wachsend, sich aus eigener Laune forterzeugend, umklammert und durchsetzt die Salzburger Commedia dell' Arte das Schicksalsdrama Turandots und *treibt* längs vorgebauter Brücke *Ranken in das Publikum.*

Reinhardts Großtat ist die Bewältigung des fremden Raums. Er füllt sie mit der Atmosphäre seines Märchenchinas. Holzmeisters *Wikingerhalle* unterwirft sich Struads traumhaft unmassiven Bühnenbildern, die in den Kostümen prächtige Realität gewinnen. Die Brücke zum Zuschauerraum ist nicht bloß Holz, *das Publikum wird einbezogen* in das Geheimnis des Theaters, *das es sich nunmehr selber macht.* Diese „Turandot" von Salzburg folgt aus dem Weltsieg eines jungen Kontinents, der ohne Tradition und Sentiment nur an sich selber glaubt.

Ein Glück nur, daß losgelassener Witz sich tot rennt. Nach zwei gelächtertollen Akten kommt Müthels schöner Märchenprinz dazu, um die Seele Turandots zu kämpfen. Helene Thimig, mehr unbefriedigt als unerlöst, hat das heroische Ausmaß jener Hingebungsfähigkeit, die in den Werbern sich solange selbst zerfleischt, als ihrer Größe der gleichgewachsene Partner fehlt. Ihr ebenbürtig: Lili Darvasz. Einige Rollen existieren nur auf dem Theaterzettel, andere, um die es schade ist (Kühne, Frieda Richard), im Fragment — der Kuckuck der Commedia dell' Arte hat die Edelbrut aus dem Nest geworfen. Musik (Paumgartner, Nilson) und Tanz (Kröller) stellen Salzburg, München, Wien.

„Turandot", von Reinhardt nun zum zweiten Male inszeniert, ist Glanz- und Höhepunkt der diesjährigen Festspiele und wird vielleicht ein Welterfolg. Von Gozzi und Goldoni, Gluck und Mozart schlingt sich der Festspielreigen zu den beiden Strauß — zu Johanns „Fledermaus" und *Richards „Ariadne".* Köstlichster Genuß schon, Bruno Walter *die herrlichste der Operetten* dirigieren zu sehen — *ihn als den Alles-Einer einer Aufführung,* der in der Regierung kaum spürbar wird.

Die Straßen zu den Festspielstätten sind gesäumt mit wandelnden und angeklebten Plakaten: „Jedermann" auf dem Domplatz, Konzert im Mozarteum, Kunstausstellung, Buchausstellung, Handschriftensammlung, Ausstellung des Wiener Kunsthändlers Nehebay im „Europe".

(Auszugsweise.) Leonhard Adelt, „Berliner Tageblatt".

LUTZ EHRENBERGER SCHNELLE HILFE

FEUER BREITET SICH NICHT AUS
HAST DU MINIMAX IM HAUS

MINIMAX A.-G. / BERLIN NW 6

III. Hartung im Heidelberger Schloß. Hartung kommt — ade Postkartenbetrieb und Großes Faß! Neues Leben blüht aus den Ruinen. Zu ewiger Schloßbeleuchtung in Zuckerbäckerstil mit „Alt-Heidelberg, du feine", von lampionbewimpelter Bootskapelle gespielt, kommt endlich auch Quarzscheinwerfer mit ultravioletten Strahlen und — Beine, Beine! Nachdem Charell im „Querschnitt" festgestellt hat, daß dank seiner Revuen jeder Berliner vollkommen darüber orientiert sei, wie Weib zwischen Busen und Knie ausschaue, und die Revue nach neuen Bildungszielen Segel setzen muß, exportiert Hartung großstädtische Offenbarung über diesen vitalen Punkt in Provinz und Sommerreisenetappe Heidelberg. Neutrale Flagge: Shakespeare. Da seit Kainz' Tode kein Mensch mehr auf deutschen Bühnen Shakespeare sprechen kann — und Hartungs Ensemble beweist das —, ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn man „Sommernachtstraum" mit den Beinen spielt: athenische Edelinge schmücken, aufwärts ins Badehosige gerafft, den Schloßhof; auch Theseus erzwang sich durch obere Schenkel beiläufig Beachtung, flaumige Jünglinge zeigten solidem Reisepublikum Schenkeliges in kühner Verkürzung — heiliger Laban, wer dankt es dir? Ueber allem aber Gerda Müller: „Es wächst das Riesenmaß der Beine weit über Männliches hinaus." Ave, Gerda! Metamorphosisches Weib, welchem Pennäler mutest du zu, an deine Gretchenhaftigkeit zu glauben? Auch im „Sommernachtstraum" war alles — in puncto Beine und auch sonst — falsch verteilt: Gerda (Puck) hatte allenfalls Beine zum Theseus, George (Oberon) — ein Waldschratt im Delirium tremens — versprach in lichten Momenten keinen schlechten Priamus, bloß Valk, der mit orientalischer Lebendigkeit im Faustmonolog aufzeigte, welche Seelenabgründe dieser junge Goethe mit seinem „Helden" spielend von Kante zu Kante überschaukelt hat, bewies als Peter Squentz, wo seine Trümpfe sitzen.

Aber der alte deutsche Mond, am schönen Schloßturm heraufzitternd, „schlug dem Ei den Boden aus". Typische Geschmacksversulzung in Freilichttheatern: Singvögel fugieren den Zoppoter Walkürenritt, Mond und Sterne spielen ohne Stichwort, Bäume sind „echt" — warum nur? Und warum nicht gleich Gralserzählung mit Nougat, Feuerzauber mit Schinkenstulle? Das Sommertheater-Gesamtkunstwerk tendiert eben darauf, alle Sinne für Stimmung mächtig anzuregen — und zugleich!

„Urfaust" im gotischen ‚Bandhaussaal' des Schlosses. Der Bau stammt aus der Zeit des Parazelsus und der himmelstürmenden, elementverwobenen Magier und Fauste. An der Fassadenruine im Hofe astrologisch-alchimistische Allegorie: Mars, Venus usw. in Statuen aufgebaut. Faust spricht — hier sagen Steine mehr. Scheinwerfer blinken: Steine wirken gemalt, werden unwirklich wie Pappe. Clou der Regie: Nachdem Fausts Studierzimmer im gotischen Mittelbogen als entbehrlich abgebaut war: ein Tisch, ein Stuhl, ein Buch — bringen drei Lakaien diskret und langsam einen Paravent mit Scharnieren und grünem Satinvorhang — halb gerafft — herzu und bauen ihn auf der Mittelestrade ein: Gretchens Wonnelade. „Hier brütest du Natur den eingeborenen Engel aus", stöhnt Faust (Valk) im Angesicht dieser bodenlosen Pracht. Das Schicksal, das Faust mit süß Gretchen angezettelt hat und — Doktor vierer Fakultäten — nicht zu stoppen weiß, nimmt seinen deplorablen

Lauf. Nach Szene am Brunnen und Kruzifix weiß jeder Bescheid, und Hartungs sandgraue Lakaien rücken wieder diskret an und bauen sachte, sachte — „nach Gebrauch wieder zu entfernen" — den nun nicht mehr benötigten Paravent ohne Boden unter atemloser Andacht, tiefer Spannung deutscher Seele wieder ab ... O Deutschland hoch in Ehren! — Im übrigen dieser „Urfaust": eine Angelegenheit für Germanistenseminare. Manches hat der Goethe später einfach weggelassen, anderes — nicht übel — hinzugedichtet, wieder anderes — meist auch nicht übel — geändert. Ein sorgfältiger, gründlicher Dichter, wie man weiß. (Sudermann hat nie geändert. Darum wird er aber auch nie kein deutscher Klassiker.) — Für Regie ist „Urfaust" ein feiner Fund: vieles Vertrackte fehlt: Himmelsprolog, Hexenküche, Walpurgisnacht — wegen Gottvater, Katzen, Requisiten usw. schwierig — sind einfach nicht vorhanden. Man braucht überhaupt nichts zu streichen, kommt bestimmt vor Mitternacht nach Hause und hat was Neues. Der richtiggehende „Faust" ist (weil sooft erklärt und überhaupt wegen der vielen Rederei) allgemein als schwere Kost bekannt, und auf der Sommerreise will man sich doch nicht anstrengen. Aber sonst: unsere Klassiker — man sieht sie immer wieder gern mit Weib und Kind. Und vom Heidelberger Schloß nimmt man sie als „bleibende Erinnerung" mit. Aber dazu „Hoch das Bein!" kann niemals schaden!

(H. Zimmer, Heidelberg.)

Ein in New York ankommender Engländer und der U. S. A.-Einwanderungs-Beamte:

"How long 're you goin' to stay in this country?"

"I say, man, I am British subject; you can't expect me to stay in your bloody country one day longer than I can help."

Unser verehrter Freund, Herr Ludwig Jaffé, feierte am Sonntag, dem 22. August, seinen sechzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner Vieillesse verte freuen.

Bernard Shaw 70 Jahre alt.

Bernard Shaw ist 70 Jahre alt geworden. Sehr bedeutende Leute haben fast immer 90 oder ein ähnliches unersetzliches Alter erreicht, wo sie bald sterben müssen oder dumm werden. Shaw ist für sein Alter ein außerordentlich junger Mann. Vielleicht weil er ein Gegner war von Wein, Weib und Gesang; nein, Gesang können wir nicht sagen, Fleisch könnten wir sagen, denn sein letztes „Anti" ist Fleisch; er ist ein echter Vegetarianer, und was den Gesang betrifft, so hatte er gewiß ein ganzes Teil davon. Er ist fast ebensoviel Musiker wie ein Musiker und versteht zu spielen, ohne daß er spielt, wie er zu singen versteht, ohne daß er singt, und zu komponieren, ohne daß er komponiert. Wir wissen, daß seine Mutter ihn singen gelehrt hat, oder wenigstens ich weiß es, denn er hat es mir oft genug erzählt.

Bernard Shaw sieht wahrscheinlich heute noch genau so aus, wie er vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Ich jedenfalls sah ihn vor 25 Jahren, als ich selbst noch ein Kind war, und kann es somit beurteilen. Sein Bart und sein Haar sind jetzt weiß, mit einem schwachen rötlichen Schimmer übergossen, wie die Alpen, in Sonnenuntergangsfarbe getaucht. Sein Gesichtsausdruck ist offen und bieder. Seine Zähne sind ausgezeichnet, und dabei seine eigenen, da er sie, wie er sagt, immer mit Küchenseife gereinigt hat.

Also müssen wir ein Loblied auf die Küchenseife singen, weil sie Mr. Shaws Zähne geschützt hat und damit seine bissige Art der Konversation, sein geradezu satanisches Lächeln, was ohne seine Zähne niemals so gewesen wäre. Ich glaube, wichtiger als das Verkehrsproblem in den Straßen Londons oder die Geburtenkontrolle wäre eine Zahnkontrolle.

Shaw ist durchaus der Mann, hierin mit mir übereinzustimmen, obwohl er, abgesehen von seinen eigenen Ideen, niemand etwas aufzuzwingen wünscht, da er sanfter und gefühlvoller ist, als man denken sollte. Er ist in der Tat wie seine großen Zeitgenossen Moore und Hardy erfüllt von der altmodischsten Höflichkeit. Er geht seiner Reinemachefrau bis an die Gartenpforte entgegen und läßt sie höflichst ein, am Telephon (dieser brutalen Maschinerie) muß er unbedingt „Guten Morgen" wünschen und uns selbst dazu bringen, „Guten Morgen" und „Wie geht es Ihnen" zu sagen, und würde niemals skurrile oder auch nur biblische Ausdrücke gebrauchen, ohne vorher zu fragen (vorausgesetzt, daß er es mit einem jener undefinierbaren Wesen „Lady" oder „Gentleman" zu tun hat), ob man auch nichts dagegen habe, während andererseits mit der Feder kein Mensch so roh und ruppig ist wie er.

Es wurde für Mr. und Mrs. Shaw anläßlich seines Geburtstages in einem hübschen Haus in Kensington von der Gattin eines Künstlers, die eine sehr hübsche und fashionable Dame ist, eine Lunchean party gegeben. Shaw geht selten in Gesellschaft, aber die Leverys mag er sehr gern, weil der Gatte so sehr schottisch und die Gattin so sehr irisch ist. Ich glaube, Bernard Shaw hoffte, es würden keine anderen Gäste da sein. Immerhin waren anwesend: ich selbst, eine amerikanische Bildhauerin, Lord Berner (der Musiker vom Foreign Office), Lord Castleross (der „Modenspiegel") und irgendein irischer Politiker, den ich nicht ganz begriffen habe. Man saß um einen

großen runden Tisch in einem kleinen Zimmer. Shaw ragte sehr hoch und sehr aufrecht an seinem Platz, etwa wie die jungen Damen vor 50 Jahren sitzen mußten, als man Back-boards (Rückenbretter zur Verbesserung der Haltung) benutzte. Das gab ihm sozusagen den physischen Oberbefehl über die Tafelrunde, während der drastische Fluß seiner Ideen ihm die moralische Gewalt über seine Zuhörer gab.

Da moderne Ideen besprochen wurden, gab er sich natürlich den Anschein, als ob er gar nicht darum bemüht wäre, mit den Redenden übereinzustimmen, als ob ihn das alles etwas langweile. Es sieht aus, als hätte jemand eine Lawine in Bewegung gesetzt und ließe sie von einem ruhigen Beobachtungsposten aus an sich vorübergleiten.

Seine Konversation natürlich ist ein Solo, ein Monolog, und diejenigen, die so unglücklich sind, gesprächige Nachbarn zu ihren beiden Seiten sitzen zu haben, während er ihnen gegenübersitzt, verlieren sehr viel von dem, was sie gern im Gedächtnis bewahren möchten. Er ist ein höflicher Zuhörer, aber mit einer unkritischen und nachsichtigen Miene, hört zu, wie etwa Gott zuhören dürfte. Es ist vielleicht ein Fehler großer Schriftsteller, daß sie sich nicht in die kleine Welt hinunter begeben, durch die sie erst groß geworden sind. Wenn Antonius zu Cleopatra sagt, sie wollten zusammen in die Straßen hinabsteigen, um die Sitten und Gebräuche des einfachen Volkes zu beobachten, und wenn der Schauspieler Shakespeare durch Antonius diesen denkwürdigen Ausspruch tut: „Die Großen sollten sich mit der Menge mischen, mit der Herde,

von der sie sich gelangweilt fühlen, denn die Großen sind oft gelangweilt, was ihre Bewunderer aber nicht von ihnen glauben, und was ihre Schmeichler nicht zu glauben gestatten", so findet das gemeine Volk dagegen große Männer und Frauen ziemlich schwerfällig, und wenn sie diese ihre Großen nicht kennen, so gähnen sie ihnen offen ins Gesicht, sogar auch, wenn sie sie kennen, denn der gemeine Mann ist kein Snob. Wie gut und wie beruhigend wäre es, wenn diese Löwen gelegentlich angegähnt werden dürften und zurückgähnen könnten.

Christus hatte den großen Vorteil, nicht in dem Zeitalter der Berichterstatter zu leben, und abgesehen von dem winzigen Umstand des bei seiner Geburt erscheinenden Sterns kam und ging er tatsächlich unerkannt, und sein Ruhm folgte ihm, ging ihm nicht voraus.

Shaw wurde recht langsam und tatsächlich nach harten Kämpfen und Plackereien erst berühmt. Er hatte sich mit jeder Art gemeinen Volks herumzuschlagen; seine Bücher zeigen eine ungeheure und umfassende Kenntnis der Menschheit von der Heilsarmee bis zu Phonetikprofessoren, und von Donremy bis Madaira. Aber man möchte ihn gern in Nachtklubs, beim Ballett und in Restaurants sehen, wo alles gesagt werden darf, und in Häusern bei entzückenden Gastgebern, wo gute Manieren und Shockiertsein gänzlich unbekannt sind.

Doch wenn man die Rede der Lilith am Ende von Methusalem liest, so begreift man, daß Shaw nicht viel entgangen ist, und versteht, wie weit über diese kleine persönliche Bemerkung hinaus sein Genius ihn getragen hat. Man fühlt, wie die Mädchen auf den Feldern, um nur sein letztes und verhältnismäßig einfaches Werk St. Joan anzuführen, bei der Stelle, wo Cauchon vor Johanna kniet. „Die Mädchen in den Feldern loben dich, denn du hast ihnen die Augen geöffnet, und sie sehen, daß es nichts gibt zwischen ihnen und dem Himmel."

Viola Tree.

A TENNIS PARTY.

The Game And The Business. By Barbara Morley Horder. Tennis has rapidly developed with some people from a game into an art, from an art to a religion. There is an ever-widening gulf between those who regard tennis with this fierce enthusiasm and those who patronise it as a pleasant recreation.

I have a friend to whom tennis is still—just tennis. She has a beautiful tennis court and invites people indiscriminately, and never realised that on this particular afternoon she had invited the local mixed doubles champions and that the rest of the party consisted mostly of the type that: "simply loved it" but "hadn't played for ages."

A Sunny Garden. The garden was a picture. The sun strayed lazily over the grass to the shadowy trees beyond. Though only a few miles out of London there was scarcely a sound except the hum of the mowing machine.

Two players were already upon the scene—a girl with a pretty, sunburnt face and awkward hands who giggled nervously at the sight of the court and reiterated that she "simply hadn't played for ages"; the young man with her, who took up a more careless attitude and thought tennis was "jolly good fun" if people didn't take it "too frightfully seriously," and sraped at the lawn with the butt-end of his racket.

" It's a long time since I've met the other two who are coming this afternoon," says the hostess, " but I believe they are very good players."

She looks round smilingly and finds that this remark does not meet with succes.

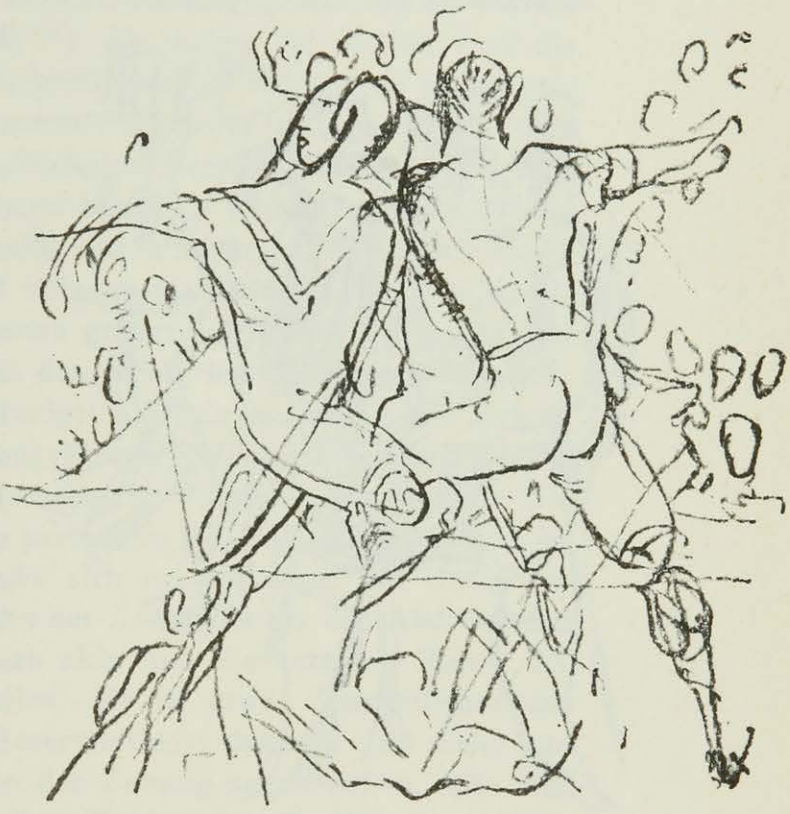
The Other Two. There is momentary pause, broken by the arrival, or, rather, the appearance, of the other two. They whirl in with a professional air of hurry, hardly stopping to greet their hostess, and deposit rackets, shoes, cases, coats, scarves, and sweaters in an astonishing pile. She has a firm jaw and muscular arms, and her pleated skirt is cut wel' above the knee. He is immaculate and bored.

Conversation dwindles as they take off sweaters and put on coats in a business-like manner.

"Well," says the hostess at last, bursting in where angels fear to tread, "how would it be if you two good players each took one of the others who don't play *quite* so well? That would make a very good game."

She faltered at the end of the sentence as she met their stony stare.

"I'm sorry, but we alweys play together." says the champion, adjusting her canary-coloured bandeau, "but of course if the others are not up to form that will be very unequal—it puts me off absolutely, but it cannot be helped. Will you toss for side?" she concludes, giving her racket some fierce preliminary swings.



Mopp

The Game. The game begins in silence. The sunburnt girl serves two double faults, and giggles, and begins: "I'm awfully sorry, but I haven't —."

Her partner interrupts by telling her curtly to beware of Miss X.'s crossdrives.

On the other side of the net Miss X. is trying to be calm while her partner, nervously poaching, spoils her best shots and misses his own, and when it is too late shouts " Yours! " in stentorian tones.

There is a strained silence at the end of the set and still more strained smiles as the combatants return from the court.

"I'm so sorry you have to go," says the hostess a few minutes later. " I'd no idea you had to play somewhere else. You must come and have another game some time—it makes a delightful break, doesn't it? "

The sunburnt maiden helped herself to a large piece of cake.

" I'm afraid I played awfully badly," she apologised " but I simply haven't played for ages!"

" Nor have I," said he, " but it's jolly good fun—if people wouldn't take it so frightfully seriously!" *(The Star.)*

DAS AUSLAND

ENGLAND

I. London-Potpourri. Noch eine Saison ist zu Ende; noch mehr Konvenienzheiraten sind geschlossen worden; noch mehr extravagante dansings haben stattgefunden; die jungen Männer sind noch femininer, die jungen Frauen noch maskuliner geworden; noch degenerierter ist die Salonkonversation geworden; aber nichtsdestoweniger sprechen die Zeitungen wieder einmal von der glänzendsten Saison seit dem Kriege. „Seit dem Kriege" — das ist immer der Standard-Maßstab. Keines Menschen Gedächtnis scheint fähig, sich weiter zurückzufinden. Aber je übertriebener alles wird, als um so unveränderter läßt sich die Wirklichkeit erkennen.

Charles Hug

Aberglaube und Wahrsagen waren von jeher der Rückhalt der Charakterschwachen, seitdem der erste Wunderdoktor die kommerziellen Möglichkeiten des Zukunftvoraussagens erkannt hat. Unter seinem Mantel von Zivilisation war England niemals primitiver als heute. Und nicht allein England. Der König von Spanien ist nicht weniger empfänglich als die leichtgläubigste alte Jungfer. Vor fünf Monaten, als die Königin von Spanien London einen Besuch abstattete, suchte sie inkognito einen kleinen, alten Mann auf, der eine Weltautorität für Talismane und Horoskope sein soll. Er fragte sie nach den Details ihrer Geburt — fünfzehn Minuten lang nach Ort und Zeit derselben — und stellte ihr dann das Horoskop. Seine Kenntnis von ihrer Vergangenheit erwies sich so unheimlich, daß sie ihn sofort beauftragte, ihrem Gatten, dem König, das Horoskop zu stellen. Und hier sieht man, wie es sich mit der Furnitur von Zivilisation verhält, selbst, wo es sich um Könige handelt.

„Der König gerät in eine furchtbare Lage," sagte der Greis nach einer Woche der Berechnungen. „Er tritt demnächst in das Haus des Skorpion ein, und vom 1. Juli bis zum 30. Oktober wird er sich in großer Gefahr, ermordet zu werden, befinden." — „Was kann er tun?" fragte die Königin. — „Madam," war die Antwort, ich stelle Horoskope, ich bin kein Staatsmann." Die Königin ging nach Spanien zurück, und man konnte sehr bald feststellen, daß das eiserne Gesetz des Diktators, Generals Primo de Rivera, milder wurde. Jede Methode, die man ausdenken konnte, um die königliche Popularität zu steigern, wurde angewandt, und auf diese Weise wurde einer ganzen Nation ohne deren Wissen das Leben erleichtert, und das alles wegen eines kleinen, alten Mannes, der in einer

einzigen Kammer im Dachgeschoß eines Hauses in einem finsteren Londoner Square 2000 Meilen von Madrid entfernt lebt. Dieser Alte hatte mir also davon erzählt, und mit wachsendem Interesse beobachtete ich, als der Juni zu Ende ging, die Zeitungen. Dann wurden am 1. Juli — auf einen Tag — die beiden notorischen Anarchisten in Paris gefangengenommen. Wenigstens für einen Augenblick war der König sicher, in London frei herumgehen zu können. Er begann ganz öffentlich in dem allgemeinen Restaurant seines Hotels zu lunchen, und damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt des veränderten London. Mit einem Schlag war das Hotel von englischen Frauen belagert. Sie lunchten oder dinierten einzeln oder in Paaren, in Gruppen zu zehn, alle begierig, einen Blick auf das gutmütige Gesicht des Königs Alfonso zu werfen. Es waren durchaus nicht die „Flappers".*) Es waren die Mütter und die Tanten der Flappers, die so eifrig herbeigeeilt waren, Alfonso zu sehen, wie ihre Töchter sich hysterisch um den neuesten Filmstar drängen. „Ich muß Sie sprechen," sagte eine Dame der Gesellschaft zu einem Bekannten von mir. „Ich sah den König von Spanien Sie zuerst begrüßen und Ihre beiden Hände in den seinen festhalten. Ich habe ihn das bisher niemals tun sehen. Sagen Sie mir, wer Sie sind!" Der Mann ist bekannt als einer der größten Snobs Londons. Er kommt von nirgends — genau gesagt aus den Kolonien — und hat wochenlang nichts anderes getan, als den König hartnäckig zu verfolgen. Er ist nur einer unter vielen, die die wenigst erfreuliche Gruppe der Gesellschaft bilden. Gegenwärtig ist er der ungekrönte Führer einer Anzahl Neureicher, die ihre gesamte Zeit damit verbringen, Fürsten nachzujagen. Sie geben Luncheon parties im „Prince", Tee parties im Ritz und Dinner parties im Claridge. Ihre ganze Unterhaltung dreht sich um Herzöge, mit denen sie zusammen waren. Sie bezahlen die Spalten der Zeitungen für den Abdruck der Listen ihrer Gäste. Sie laden Reporter zu sich ein. Sie bezahlen Büros, die ihnen persönliche Publizität sichern sollen. Es ist etwas Schreckliches um diesen Zusammenbruch der englischen Reserviertheit; denn es sind nicht nur die Emporkömmlinge, die ihre Namen in der Zeitung sehen wollen. Die alte Aristokratie, die jahrhundertelang sich ihre Exklusivität bewahrt hat, Marquis und Earls, haben nicht nur keine Abneigung dagegen, in dem Anzeigenteil der Zeitung zu erscheinen; sie begrüßen es. Es gab Zeiten, wo Reporter, die

*) „Flapper" . . . Slang: die Studentin.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16 000 Badegäste.

es gewagt hätten, in ein Haus einzudringen, um ein Interview zu erzwingen, einfach hinausgeworfen wurden. Heute — ich bin Journalist und weiß es — gibt es kaum 500 Personen in England, die wirklich dagegen sind, ihren Namen gedruckt zu sehen. Tatsächlich ist es nur noch die kleine Schar der Journalisten selbst, oder wenigstens der ehemaligen Journalisten, wie Sir James Barrie, die sich wirklich ernstlich darum bemühen, über ihre persönlichen Angelegenheiten Diskretion zu bewahren. Es ist eine paradoxe aber traurige Wahrheit.

Ich erwähnte soeben Büros. Darunter verstehe ich Organisationen, die es unternehmen, für einen bestimmten Preis alles für jeden zu besorgen. Erst jetzt, wo außerordentlich schwere Steuern so viele alte Familien zwingen, auf ihre Sekretäre und Butler zu verzichten, läßt sich feststellen, wie Jahrhunderte des Geleitetwerdens die Aristokratie der mentalen Initiative beraubt haben. Sie sind tapfer genug im Kriege; sie sind zuvorkommend genug im Ballsaal, aber wenn es sich darum handelt, auch nur die einfachste Sache für sich selbst zu tun, so sind sie bereit, jeden Preis zu zahlen, um es andere für sich tun zu lassen. Eines dieser Büros hat eine spezielle Klientel unter dem Adel. Es vergeht keine Minute am Tage, ohne daß das Telephon läutet. Wenn Seine Lordschaft X. im Aeroplan nach Paris zu fahren wünscht, so wird es ihm nicht einfallen, nach den „Imperial Airways Headquarters" im Piccadilly, dem Zentrum Londons zu gehen. Er telephoniert das Büro an und bestellt hilflos ein „ticket". Wenn er ins Ausland reisen will, so hat er nicht die Initiative, an ein Hotel um ein Unterkommen zu schreiben, er telephoniert das Büro an. Will er seiner Dame Orchideen schicken, so telephoniert er nicht in die Blumenhandlung, sondern in das Büro. Braucht er Theaterbilletts, so wendet er sich an das Büro, braucht er — und dies ist ein tatsächlich eingetretener Fall — eine Badekappe, so begibt er sich nicht in das Geschäft, sondern in das Büro.

Persönlicher Komfort! Das ist es, wofür jedermann heutzutage alles zu opfern bereit ist. Wir leben im Zeitalter des Luxus. Ein berühmter Schriftsteller, der dieser Tage gefragt wurde, welche Karriere er für seinen Sohn in Aussicht genommen hätte, antwortete: „Ich will ihn Installateur werden lassen." Seine Zuhörer lachten, aber er blieb ganz ernst. „Ich meine," sagte er, „ganz exquisite Installation natürlich. Ueber-Badezimmer und exotische Waschräume. Dies ist für England die Aera, die der der Römer entspricht, als sie mit dem Bauen ihrer Thermen begannen. Damit wird man ein Vermögen machen können, dessen bin ich sicher." Der Mann war ein Zyniker, aber er hatte noch Glück. Er hatte nur einen Sohn, den er zu versorgen hatte, er

KAFFEE HAG
Auch spät abends bekömmlich

hatte keine Tochter. Eine hübsche, unverheiratete Tochter in London zu haben, ist der härteste Fluch, den man sich vorstellen kann. Das netteste Mädchen ist heutzutage überzeugt, daß es die gleichen erotischen Freiheiten habe, und daß es ihr wie ihrem Bruder erlaubt ist, vor der Ehe „to sow her wild oats". Das Auto und die neuesten Präservativmethoden machen es ihr leicht. „Ich will mich davon überzeugen, daß ich Soundso nicht nur als Mensch, sondern auch die physische Vereinigung mit ihm liebe," sagt sie, und dann geht sie hin und probiert es aus. Ich will in keiner Weise andeuten, daß unter den jungen Mädchen der englischen Gesellschaft Morallosigkeit einreißt, das ist nicht der Fall. Trotzdem glaube ich, sagen zu können, daß unter fünf jungen Mädchen kaum eines keusch ist.

Noch einen anderen Fluch gibt es für das moderne Mädchen in London, und wenn er auch nur wenige betrifft, so ist er doch beachtenswert. Niemals hat es so viele junge Erbinnen in London gegeben. Ihre Brüder sind im Krieg getötet worden, und die großen Vermögen fallen ihnen auf diese Weise zu. Manche sind sogar hübsch. Aber das ist eine Ausnahme bei Erbinnen. Von dem Augenblick an, wo sie die Schulbank verlassen haben, werden sie von Männern belästigt, die sie heiraten wollen. Zuerst sind es die jungen Leute, in der Gegend, in der sie aufgewachsen sind. Nach ihrer ersten Saison ist es ihr Vormund, der sie mit Heiratsanträgen belästigt. Dann kommt jeder Mitgiftjäger Londons, und es gibt deren Hunderte, und die Mädchen bekommen von allen Seiten Heiratsanträge. Armes, kleines, reiches Mädchen! Selbst wenn ein Mann sie wirklich um ihrer selbst willen liebt, so argwöhnen die armen Kinder, daß es ihr Geld ist, das ihn lockt. Was können sie tun? Nicht viel. Was sie tatsächlich tun, ist, sich hinter einer Mauer von Selbstverteidigung zurückzuziehen. In jedem Fall ist diese Mauer eine andere. Eine zieht sich auf das Land zurück und konzentriert alle ihre Empfindungen auf die Jagd. Eine andere wird Automobilistin. Eine dritte reist rund um die Welt, endlos, endlos, immer in der Hoffnung, einen Mann zu treffen, der sie liebt und um ihre Hand anhält, ohne von dem Vermögen zu wissen, das sie mitbringt.

Das Tragikomische daran ist, daß die armen Kinder glauben, damit dem Hineinfallen zu entgehen. Nichts aber ist leichter für einen Taugenichts, als sie zu gewinnen. Alles, was er braucht, ist, nach der ersten Gesellschaft, die bei einer von ihnen gegeben wurde, zu sagen: „Oh, ich danke Ihnen so sehr, es war bezaubernd, aber natürlich werde ich Sie nicht wiedersehen."

Das Mädchen, das, und sei es auch nur durch die Eingeladenenliste, erfährt, daß er eine gute Partie ist, fühlt sich verpflichtet zu fragen: „Warum?"

Worauf der Taugenichts antwortet: „Ich bin eben ein Narr, ich weiß, daß ich Ihnen nichts Großartiges bieten kann, und ich bin noch stolz genug, mich unbehaglich zu fühlen, wenn ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, und weiß, daß ich sie nicht erwidern kann. Es ist schade, aber es ist nicht zu ändern! Good bye!"

Und sofort denkt das arme, kleine, reiche Mädchen: Himmel, hier ist vielleicht endlich ein Mann, der mich um meiner selbst willen liebt und der kein Mitgiftjäger ist. Der Rest ist leicht — für den Taugenichts.

Armes, kleines, reiches Mädchen! *Patrick Rankin.*

II. Retourkutschen (London via Berlin). Ich sitze in meinem *Londoner Gesellschaftsklub.* An einem Nebentische nimmt ein strebsamer junger Deutscher in offizieller Stellung, der über mehr Geld als Verstand verfügt, Platz, begleitet von einem typischen Deutsch-Engländer, der in Kleidung die Gentry kopieren möchte, aber in seinem völlig unsportlichen und untrainierten Körperbau die Abkunft aus der norddeutschen Tiefebene, dieser Heimat der Erdenschwere, nicht verleugnen kann. Zum Lagerbier werden Hummern und andere Delikatessen verzehrt, der Gemischtvölkliche ist leider Gottes Mitglied meines Klubs. Der deutsche Diplomat, der von englischen Klubsitten keine Ahnung hat, will, ohne Mitgliedsbeitrag zu zahlen, das zum Teil aus den Mitgliedsbeiträgen gedeckte verhältnismäßig wohlfeile Lunch — nur für Mitglieder und „ihre Gäste" — genießen und entblödet sich daher nicht, den schwersten Verstoß gegen englische Klubsitten zu begehen: in einem Klub, in den man durch ein Mitglied eingeführt ist, mit diesem die Zeche im Verhältnis eins zu eins zu teilen.

*

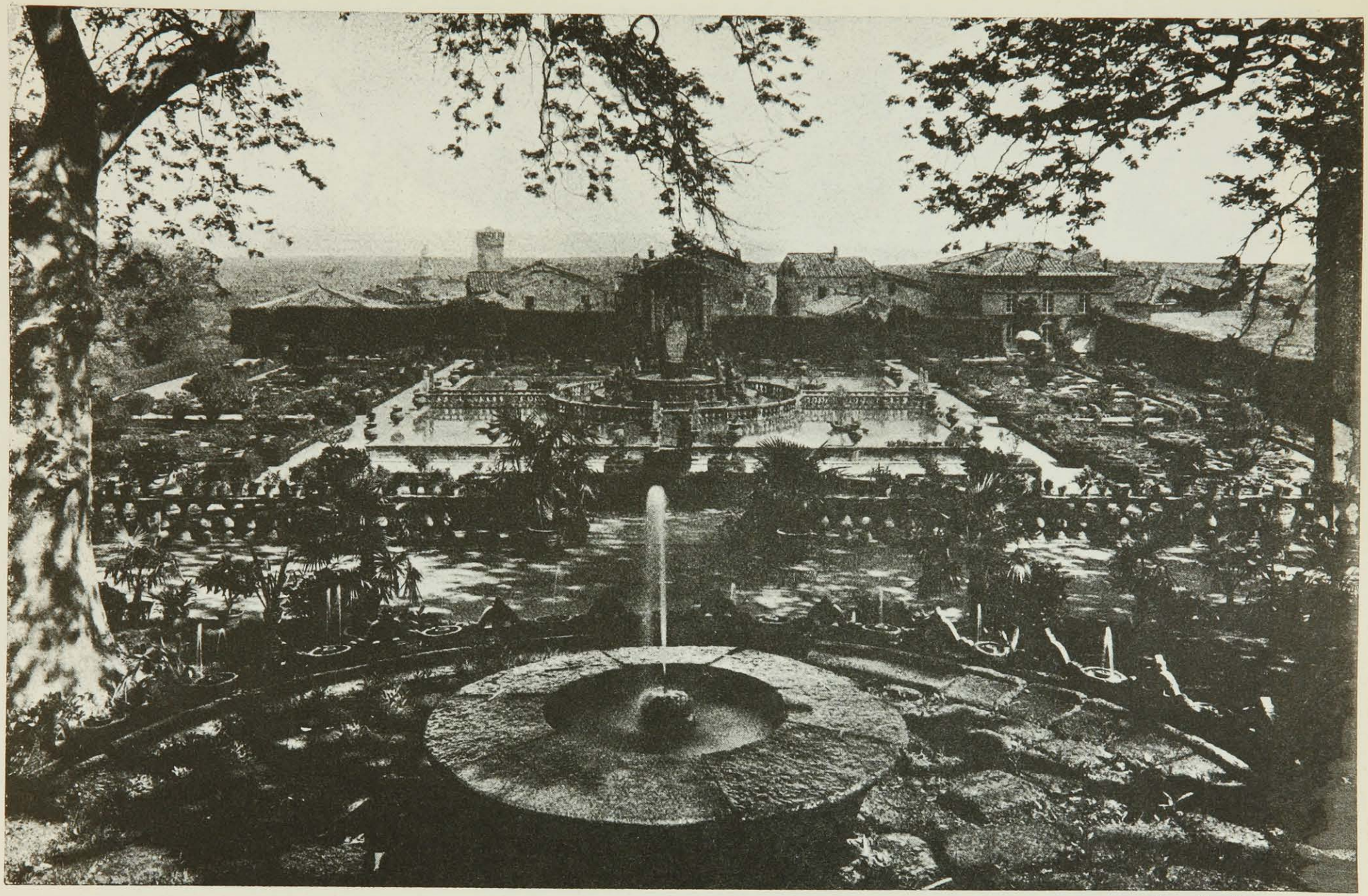
In Berlin führt man in einem Theater unter krampfhaftem Aufwand des Bestandes eines **Pelzgeschäftes** *Galsworthys „Loyalties"* auf.

Als ich vor drei Jahren an einem hundekalten, nebelschweren Märztag zum ersten Male das Foreign Office betrat, trug ich einen schönen Nerzpelz, der meinem Vater von Witte auf einer Rußlandreise geschenkt worden war. Ein junger Herr des Foreign Office, an den ich eine Empfehlung eines gemeinsamen Bekannten aus Genf mitbrachte, nahm mich freundschaftlichst beiseite, gab mir das größte Geheimnis eines englischen Junggesellenherzens: seine Schneideradresse, preis und flüsterte mir ins Ohr: „Gentlemen tragen überhaupt keine Pelze in England — wenn sie nicht etwa über 70 sind und nur weiße Haare auf dem Kopfe haben. Pelze überlassen wir osteuropäischen, polnischen und tschechoslowakischen Inflationsgewinnlern!"

Stilgerecht wären also die Pelze ins Eßzimmer zum Diner mitzunehmen, denn englische Butler stehlen bekanntlich mit Vorliebe Herrenpelze.

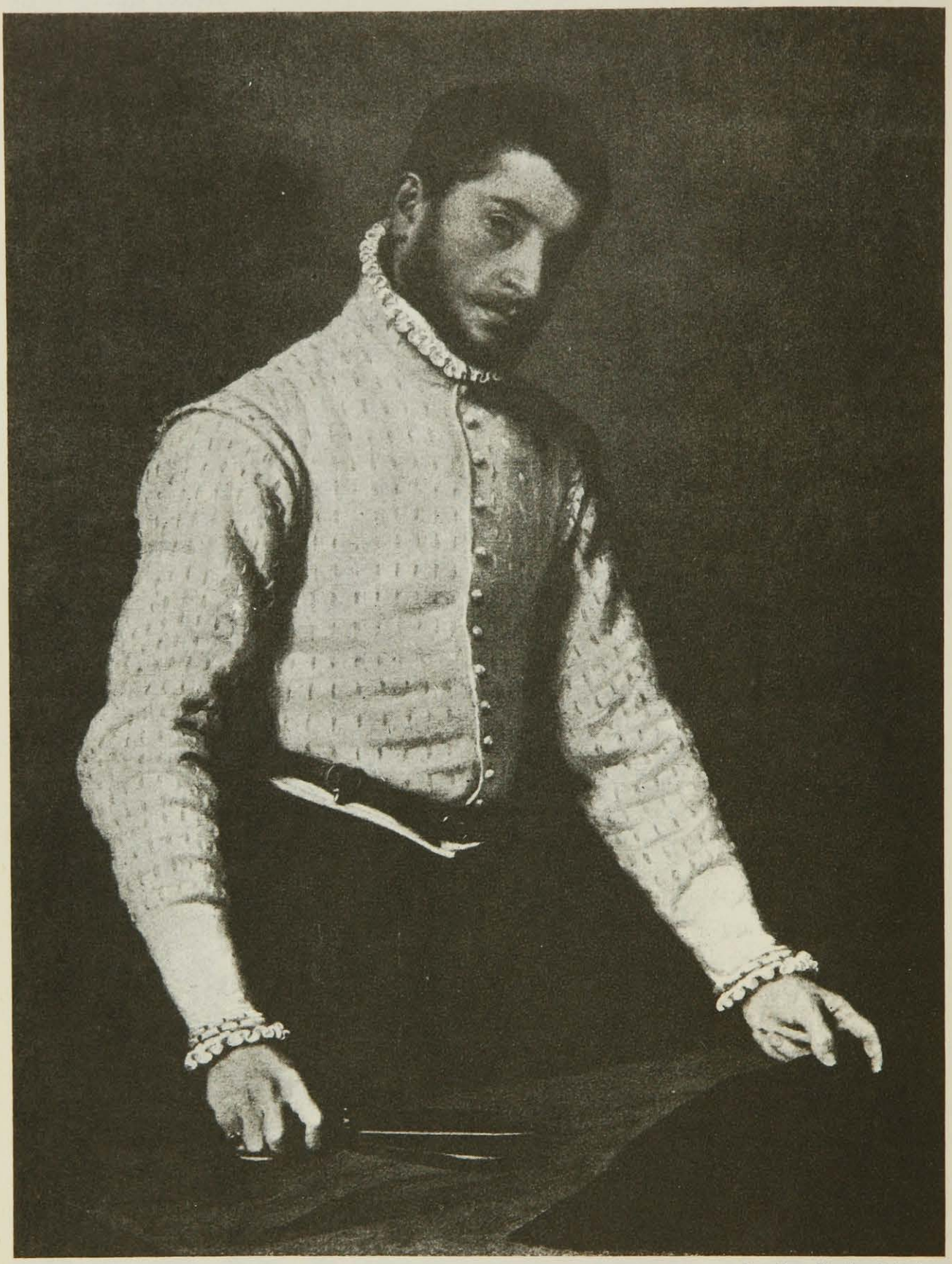
Berlin via London. Deutsche Athleten — Akademiker, Bankbeamte, Kaufleute und Oberlehrer, durchweg mit dem Abitur ausgestattet — kommen auf besonderen englischen Wunsch zu den englischen leichtathletischen Meisterschaften nach Stamford Bridge. Vertrauensvoll legt die deutsche Reichsbehörde für Leibesübungen die Unterbringung der deutschen Mannschaft in englische Hände.

Ergebnis: Niemand begrüßt die deutsche Mannschaft, die in zwei Sonderflugzeugen in Croyden landet, ein gutmütiger Schutzmann weist die nicht übermäßig sprachbegabten Herren in dem gottverlassenen Londoner Vorort — Milieu Rixdorf und Britz — zu Autodroschken. Quartiere: Absteigequartiere internationaler Bankjünglinge der City. Keine ausreichende Badegelegenheit, keine Möglichkeit, jene Speisenfolge zu bestellen, die den einzelnen Teilnehmern zusagt. Alles auf Kosten der deutschen Sportverbände und des Deutschen Reiches, denn die Gastfreiheit der Engländer erstreckt sich nur auf die Teilnahme an den Wettspielen, nicht einmal auf Trainingmöglichkeit, die sich die deutschen Sportsleute mit klingender englischer Münze erkaufen müssen.



Propyläen-Kunstgeschichte

Terrasse und Garten der Villa Lante in Bagnaia bei Viterbo



London, National Galery

Giovanni Battista Moroni, Der Schneider

Am Vortag der Entscheidung in Stamford Bridge sensationelle deutsche Erfolge in den Vorläufen. Darauf werden die deutschen Athleten vor den Rennausschuß gerufen und es wird ihnen eröffnet, sie könnten, wenn siegreich in den Endläufen, disqualifiziert werden, denn: die schwarzen Hosen der deutschen Teilnehmer seien zwei Zentimeter kürzer als die Rennhosen der englischen Sportsleute! Also Hosenwechsel über Nacht! Das kann anscheinend dieselbe englische Moral nicht ertragen, die bedenkenlos junge Deutsche in Londoner Absteigequartiere zwecks Förderung ihres Seelenheils und zwecks Steigerung ihrer sportlichen Fitness unterzubringen wagt.

*

Im internationalen Lawn-Tennis-Verband gab es in diesem Frühjahr ein großes Gezänk über Deutschlands Aufnahme. Frankreich, vertreten durch Borotra, war dafür, England, vertreten durch einen Lord, dessen Sohn als Gentleman gegen Deutschland gefallen war, dagegen. Der Lord meinte, Deutschland müsse das Verbrechen an Belgien erst durch seine Aufnahme in den Völkerbund entsühnt haben. Borotra: *Wir* haben auch heute keine Angst vor Deutschland, aber seid ihr denn heute noch Froitzheim gewachsen?! Es bleibt bei dem Antrag des englischen Lords, Deutschland muß bis nach Aufnahme in den Völkerbund warten, denn die kleinen Völker gehorchen nicht französischer Ritterlichkeit, sondern dem Einfluß des pfundgewaltigen Albion — nicht nur in den Chefkabinetten der Banken und der Großindustrie, sondern leider auch manchmal auf dem grünen Rasen.

F. W. Seiwerth, Holzschnitt

Wimbledon 1926: Ein offenbar deutschfeindlicher alter englischer Schiedsrichter verwechselt Kozeluh, den tschechischen Spieler, mit einem verkappten Deutschen. Jede Entscheidung in dem Kampf zwischen Borotra und Kozeluh fällt zugunsten des Franzosen aus, jede Bemerkung des Schiedsrichters an die Adresse Kozeluhs wird in einem auch für Engländer fast unverständlichen Englisch hergemurmelt, während Borotra seine Entscheidungen klar und deutlich vernehmen kann. Nachdem Borotra ein paar falsche Entscheidungen des Schiedsrichters durch Preisgabe der nächsten Punkte demonstrativ abgelehnt hatte, ergeht sich der alte Herr noch einmal vom kurulischen Sessel in einer unverständlichen Rede an die Adresse Kozeluhs.

Borotra: „Du nicht verstehen alten Mann, noch servieren zwo Bälle, Josef!" — Wimbledon tobt über den jungen Basken, den Erben jenes alten englischen Sportgeistes, der verloren zu gehen droht, seitdem England nicht alle Sportmeisterschaften für sich und seine Söhne zu konservieren vermag.

W. H. E.

EINGEGANGENE BÜCHER*)

ANDERSEN, H. C.: *Gesammelte Märchen.* Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Ariadne, Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft. München, Verlag der Nietzsche-Gesellschaft.

BAUDOUIN, CHARLES: *Der Coué-ismus.* Otto Reichl, Verlag, Darmstadt.

BERGMANN, Dr. W.: *Die Frau und der Sport.* Verlag Gerh. Stalling, Oldenburg.

Buch und Bucheinband. Eine Werbeschrift. Herausgeber: Otto Pfaff, Halle (Saale).

COUPERUS, LOUIS: *Iskander, der Roman Alexanders des Großen.* Philipp Reclam jun., Leipzig.

ERSKINE, CICELY: *Geschlecht nach Wunsch.* Orell Füßli, Zürich.

DOEGEN, WILHELM, Herausgeber: *Unter fremden Völkern.* Otto Stollberg, Verlag, Berlin.

EULENBERG, KARL zu: *Die Brunnen der großen Tiefe.* Atlantisroman. Verl. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

GÜNTHER, CHRISTIAN: *Die Maske eines Volkes.* Verlag und Druck Taylors Brauch Directory, den Haag.

HEYERMANS, HERMANS: *Bluff.* Rudolf Mosse, Berlin.

HILDENBRANDT, FRED: *Hochstapler.* Rudolf Mosse, Berlin.

KAERGEL, HANS CHRISTOPH: *Wolkenkratzer.* Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.

KLOSE, Dr. ERICH: *Die Seele des Kindes.* Ferd. Enke, Stuttgart.

LEMPERTZ, HEINRICH G.: *Wesen der Gotik.* Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

LEONOW, LEONID: *Die Bauern von Wory.* Paul Zsolnay, Verlag, Berlin.

LEVY-LENZ, Dr. LUDWIG: *Sexual-Katastrophen.* A. H. Payne, Leipzig.

LIVRE D'OR DU BIBLIOPHILE. Chambre Syndicale des Editeurs de Livres d'Art. Et de Publications a tirage limité 117, Boulevard Saint-Germain, Paris.

LONDON, JACK: *Der Seewolf.* Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W 50.

MANN, THOMAS: *Bemühungen.* S. Fischer, Verlag, Berlin.

MOSZKOWSKI, ALEXANDER: *Von Genies und Kamelen.* Eulenspiegel-Verlag, G. m. b. H., Leipzig.

NAUMANN, IDA, Herausg.: *Altgermanisches Frauenleben.* Verlag Eugen Diederichs, Jena.

NEUMANN-NEURODE, DETLEF: *Kinder-Sport.* Quelle & Meyer, Leipzig.

PAPUS: *Grundlagen der okkulten Wissenschaft.* Stein-Verlag, Wien.

QUIDDE, L.: *Caligula.* Hensel & Co., Berlin-Friedenau.

SCHÄFER, G.: *Boxen als Leibesübung.* Verlag Gerh. Stalling, Oldenburg.

SCHESTOW, LEO: *Potestas Clavium* oder *Die Schlüsselgewalt.* Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München.

SIEMSEN, HANS: *Paul ist gut.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

TILLICH, PAUL, Herausgeber: v. *Kairos, Zur Geisteslage und Geisteswendung.* Otto Reichl, Darmstadt.

TÖNNIES, FERDINAND: *Soziologische Studien und Kritiken.* Jena, Verlag Gustav Fischer.

UNDSET, SIGRID: *Kristin Lavranstochter.* Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

UNGER, ALFRED H.: *Die Geschichten um den großen Nazarener.* Linser-Verlag, Berlin-Pankow.

WIETH-KNUDSEN: *Frauenfrage und Feminismus.* Francksche Verlagshandlung, Stuttgart.

---

*) **Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.**

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungs-bedingungen

Benutzen Sie zum Aufbewahren Ihrer kostbaren Schallplatten unsere

Schallplatten-Alben

Marke

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte

Album-Fabrik

Leipziger Buchbinderei A.G.

vorm. Gustav Fritzsche

Leipzig-R. **Berlin S 42**

Birkenwerder bei Berlin **Sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m) Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes Gebirgssee-Freibad. Alpine Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illustrierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Privatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Otto Wilhelm Barth-Verlag
G. m. b. H.

München-Planegg

Verlangen Sie unsere Prospekte!

Astrologie
Magie
Mystik
Okkulte Medizin
+
Gesamtausgaben

Paracelsus
Eliphas Levi
Nonnos

GALERIE FLECHTHEIM

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34.
BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13.

Impressionisten und Malerei von heute / Exotische Skulpturen.

Bronzen von Edgar Degas, de Fiori, Haller, Maillol, Sintenis.

Ausstellungen Winter 1926
In Berlin: de Vlaminck, Braque, Hofer, Levy, Picasso, Masereel; in Düsseldorf: Degas, Henri-Rousseau, Nauen usw.

Einige neue Museumskäufe von Skulpturen

DEGAS Nationalgalerie (Tänzerin, Piaffirendes Pferd) Kunsthalle Bremen (Tänzerin) / Städel Frankfurt (Zwei Tänzerinnen. Trabendes Pferd).

DE FIORI Albertinum Dresden (Dempsey) / Kunsthalle Mannheim (Schlendernde) / Museum Stettin (Jüngling) / Boymans Museum Rotterdam (Carina Ari) / Staatsgalerie Wien (Portrait Dempsey).

MAILLOL Museum Leipzig (Frau mit Krabbe).

MANOLO Museum Wallraf-Richartz Köln (Der Torero) Mannheim (Stehende Frau).

SINTENIS Köln (Boxer Brandl) / Museen Bremen, Danzig, Düsseldorf (Selbstportrait) / Bremen (Paul Grätz) / Mannheim (E. Toller) / Athenaeum Helsingfors u. Museum Rodin Paris (Nurmi).

HALLER Kunstmuseum Düsseldorf (Mädchentorso)

Kauft Kunstbücher!

KÜNSTLER-BEKENNTNISSE

Briefe, Tagebuchblätter, Betrachtungen heutiger Künstler

André Derain: Selbstbildnis

Mit 32 Tafeln und 16 Zeichnungen im Text. In Ganzleinen 8 M

Gesammelt und herausgegeben von PAUL WESTHEIM

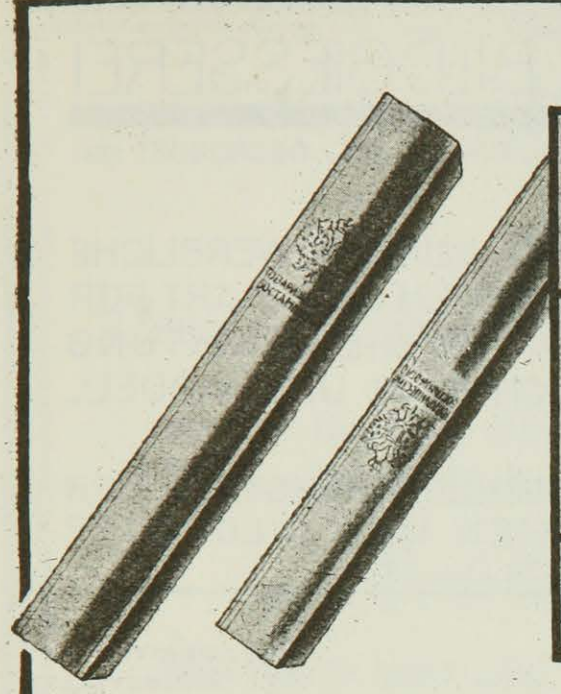
★

Marées, Thoma, Liebermann, Corinth, Sisley, Rodin, Ensor, Hodler, Cézanne, Gauguin, van Gogh, Signac, Olbrich, Henri Rousseau, Matisse, Picasso, Braque, Gris, Derain, Vlaminck, Marc Chagall, Kandinsky, Macke, Martinetti, Paula Modersohn, Poelzig, E. L. Kirchner, Nolde, Pechstein, Meidner, Kubin, Großmann, Taut, Grosz, Trier, Belling, Charlie Chaplin u. v. a. kommen in diesem Buch zu Wort.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN SW 68

Eine, die es zu spät las!

Zögern Sie nicht! Besorgen Sie sich sofort das neue Ullstein-Sonderheft „Iss gut und bleibe schlank“ und leben Sie danach! Es ist überall für M 1.25 zu haben!



БОСТАНЖОГЛО
ПАПИРОСЫ
ИМЪЮТЪ ПОВСѢМЪ

BOSTANJOGLO
RUSSISCHE ZIGARETTEN
IN ALLER WELT GUTE
ÜBERALL ERHÄLTLICH

SOCIÉTÉ BOSTANJOGLO, HAMBURG
(N.J. BOSTANJOGLO AUS MOSKAU).

Unsere alte Tradition:
Einfache Packung, kostbarer Inhalt

№4	№102	№24	№51	№52	№11
4 Pf.	5 Pf.	5 Pf.	6 Pf.	8 Pf.	10 Pf.

S. Mastbaum
Kiel

Das führende Modehaus
Verlangen Sie Zusendung
von illustrierten Angeboten

HERMANN NOACK · BILDGIESSEREI

BERLIN-FRIEDENAU, FEHLERSTRASSE 8 / RHEINGAU 133 / GEGRÜNDET 1897

+

KUNST- UND KUNSTGEWERBLICHE METALLARBEITEN JEDER ART FÜR BAU UND INNEN-EINRICHTUNG NACH ZEICHNUNG UND MODELL

+

AUSFÜHRENDE WERKSTATT DER BEDEUTENDSTEN ARCHITEKTEN UND BILDHAUER

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR · KATALOGE · UMSCHLÄGE · PROSPEKTE PLAKATE · ETIKETTEN · ZEITSCHRIFTEN · PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK · WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK · FILMDRUCK · ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK · KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m.G.b.H. LEIPZIG

Vergleichsspiele mit den besten Meistern

aus der klassischen italienischen Epoche bewiesen die Überlegenheit der Instrumente aus der Werkstatt von

Professor Dr. Koch

Siehe auch den Artikel „Alte und neue Streichinstrumente" von Julius Lewin auf Seite 784 dieses Heftes. Prospekte:

Koch & Sterzel **Abtlg. Geigenbau** Dresden-A. 24

Soeben erscheint:

FERDINAND GREGOROVIUS

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Neue vollständige Ausgabe in zwei Bänden in Dünndruck mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Fritz Schillmann. 3000 Seiten.
Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen

In Leinen gebunden . . . . . Mark 50.—
In Pergament gebunden . . . . . Mark 70.—
In Leder gebunden . . . . . Mark 80.—

Das monumentale Geschichtswerk, die Grundlage der europäischen Geschichte in neuer, vollständiger Ausgabe, zum ersten Mal mit 240 Tafeln nach alten Vorlagen überraschend illustriert. Zehn Jahrhunderte deutsch-römischer Geschichte, „der leidenvollsten, ruhmreichsten und erhabensten Zeit, welche in den Annalen der Menschheit verzeichnet steht".

VERLAG WOLFGANG JESS / DRESDEN

Paraffinlinoleum.

Heiße Wasserdämpfe ziehen Asphalt, Schmutzstoffe, Öl und Petroleumrückstände, auf ärztliche Vorschriften. Luftdämpfe.

Komfort-Linoleum-Paraffin G. m. b. H.
Handelsregister Nr. 21. Lieferung 7853.
Herstellung von Linoleum.

ORDNUNG
VON BIBLIOTHEKEN

REGISTERARBEITEN

JEDER ART UND DEN NACHWEIS WISSENSCHAFTLICHEN MATERIALS

UBERNIMMT

OSKAR ARNSTEIN
BERLIN-SCHONEBERG
KONIGSWEG 4,I

JAHRZEHNTELANGE ERFAHRUNG
REFERENZEN ZUR VERFUGUNG

Die
Vossische
Zeitung
mit
ihrem Weltdienst

4,30 Mk. monatlich

Bestellungen bei der Post und beim Verlag Berlin SW 68

Trinkt Deutschen Wein!

Schule Hellerau-Laxenburg

Berufsausbildung

Rhythm. Gymnastik · Musik · Körperbildung
Tanz * Internat · Alter Park · Sportgelegenheit

Illustrierter Prospekt —.50 ö. S.

Sekretariat
Schloß Laxenburg bei Wien

Beginn 27. September

Europas größte Pianofortefabriken

Pianos / Flügel

Qualitätsware in jeder Preislage, solide und äußerst preiswert

Teilzahlung!

Weit über 150000 Instrumente verkauft, ein alleindastehender Beweis für die Beliebtheit unserer Instrumente

GEBR. ZIMMERMANN
27 Potsdamer Straße 27

AUKTION CXIII

in Vorbereitung

Ende Oktober

GOETHE UND SEIN KREIS

Porträts / Stiche
Erinnerungsstücke

Porträts / Handzeichnungen / Stiche

KARL ERNST HENRICI / BERLIN W35, LÜTZOWSTRASSE 82

BEDEUTENDE NEUERSCHEINUNGEN

FRANZ WERFEL

Paulus unter den Juden

DRAMATISCHE LEGENDE

1. BIS 10. TAUSEND

Ein Werk, dessen dialektische Leidenschaftlichkeit und meisterhafte Sprachwucht tief erschüttern. Obwohl es um tiefste seelische Wunder geht, bleibt alles stets sichtbarer Kampf und heroisches Theater. Damit ist kaum Erreichbares erreicht.
(Leipziger Tageblatt)

Halbleinenband M 5.50 / Ganzleinenband M 6.25

JOHN GALSWORTHY

Der weiße Affe

ROMAN

1. BIS 30. TAUSEND

Übersetzt von Leon Schalit

Dieser Roman, ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, setzt die weltberühmte Forsyte Saga fort und schildert die äußere und innere Umschichtung der Gesellschaft der Nachkriegszeit. Das äußerliche Fortschrittspathos leise ironisierend, blickt Galsworthy doch vertrauensvoll in die Zukunft.

Halbleinenband M 6.– / Ganzleinenband M 7.–

LEONID LEONOW

Die Bauern von Wory

ROMAN

Übersetzt von B. Prochaska und D. Umanskij

Ein großangelegtes Gemälde aus dem neuen Rußland, doch nicht nur groß angelegt, sondern auch in großem Stil durchgeführt, von einem Könner, der sich seiner berühmtesten Vorfahren in der russischen Literatur nicht zu schämen braucht.
(Berliner Tageblatt)

Ganzleinenband M 8.–

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN-WIEN

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 10

INHALTS-VERZEICHNIS

Darius Milhaud ..... *A Propos Jazz*
Artur Sass, Kgl. Musikdirektor a. D.,
5. Fußartillerie-Regiment ..... *Militärmusik*
Hans Poelzig ..... *Das Capitol*
Eugenie v. Garvens ..... *Siamesische Maskenkatzen*
Georges Auric ..... *Ein Sturz in die Fluten*
Gottfried Benn ..... *Zwei Gedichte*
Rudolf Kurtz ..... *Reise um Benn*
O. Henry ..... *Das Kunstgewissen*
Felix Fénéon ..... *Georges Seurat und die öffentliche Meinung*
Ricardo Baeza ..... *Die Oliven von Majorka*
Else Lasker-Schüler ..... *Gedenktag*
Otto Nebelthau ..... *Olympia*
Carl Einstein . *Schausammlung und Forschungsinstitut*
Georg Christoph Lichtenberg . *Der Hamlet im Smoking*
Julius Levin ..... *Alte und neue Streichinstrumente*
Benno Bardi ..... *Trommeln und Tänze in Indien*

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

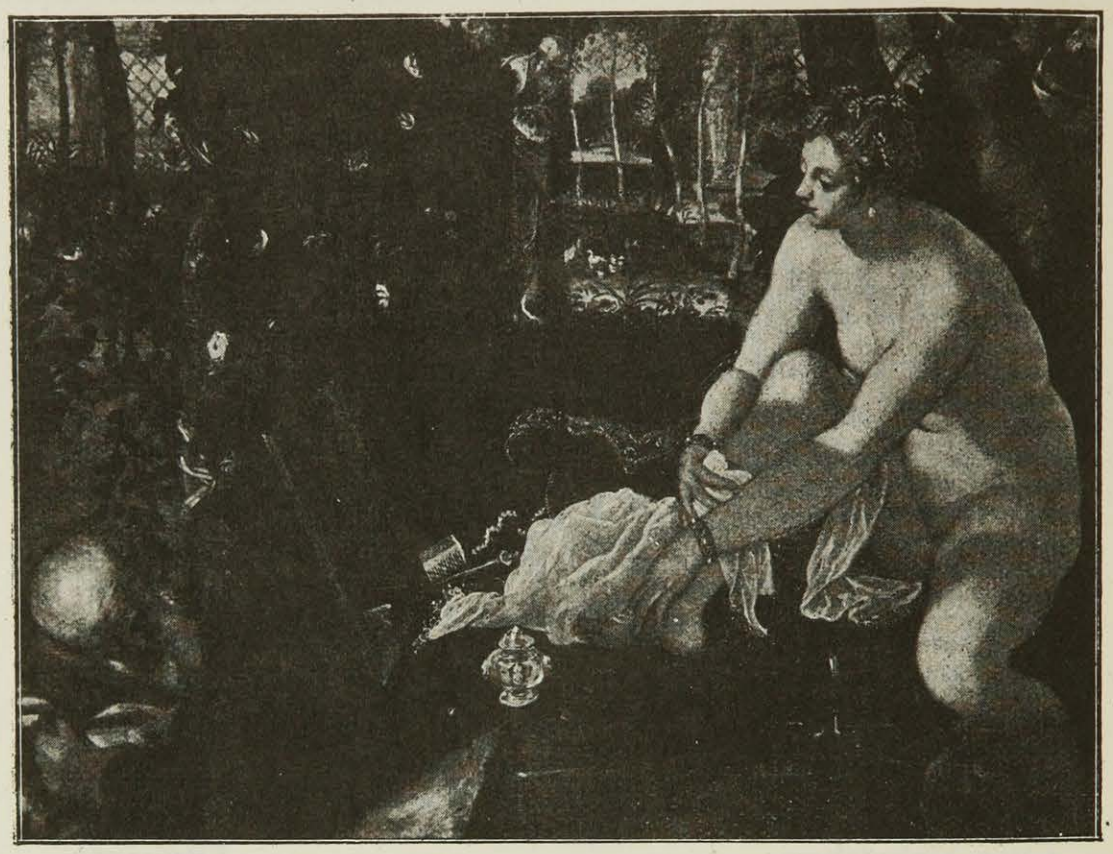
Umschlagsbild nach einem Holzschnitt von Fr. Masereel

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

SOEBEN ERSCHIEN DER NEUESTE BAND:



Tintoretto: Susanne

Die Kunst der Hochrenaissance in Italien

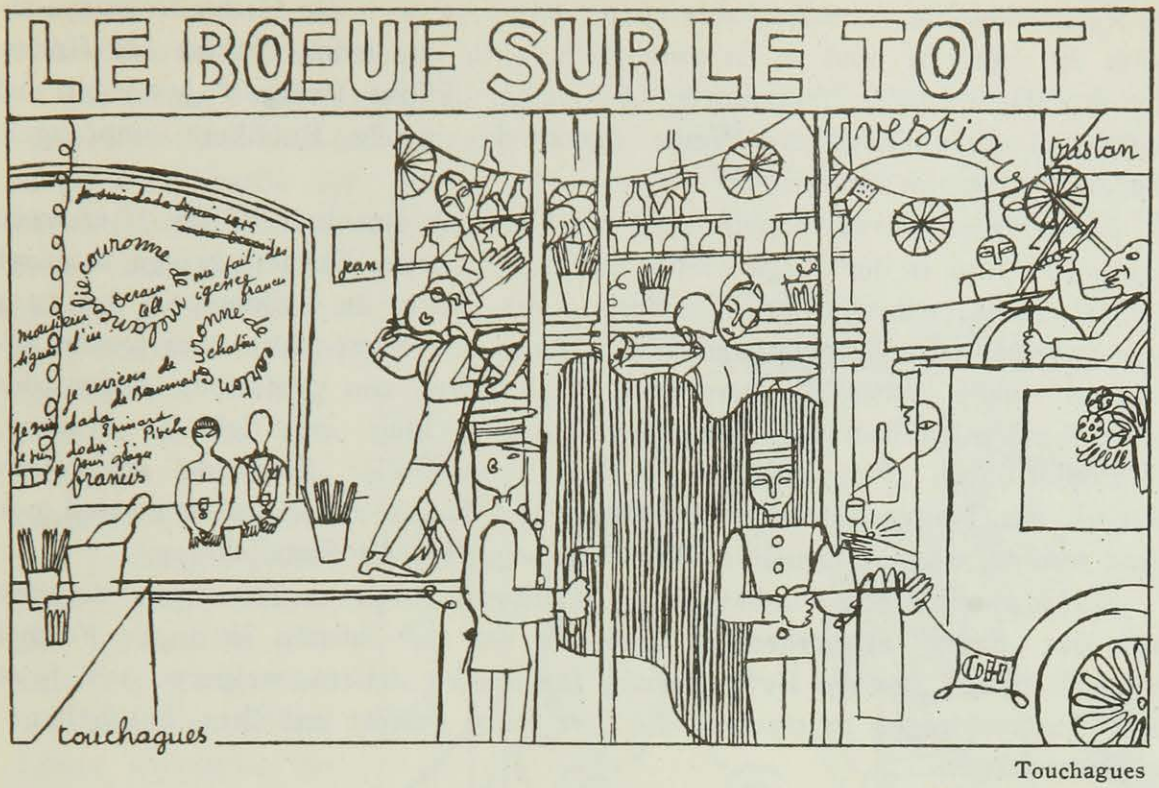
von

PAUL SCHUBRING

Etwa 550 Abbildungen und 54 grösstenteils mehrfarbige Kunstdrucktafeln geben im Verein mit dem knappen, klar gliedernden Text eine lebendige Anschauung von der Kunst der Hochrenaissance mit ihrem unerhörten Reichtum an Formen und Farben. Diese Kunst eines Leonardo, Raffael, Michelangelo, Giorgione, Tizian, Correggio, Tintoretto, Palladio usw. wirkt mit unvergänglichem Zauber, sie ist immer noch jugendlich und reif zugleich, totgesagt und ewig neues Leben verkündend.

In allen guten Buchhandlungen. Prospekte vom Verlag.
Der Band kostet in Halbleinen 45 M., in Halbleder 50 M.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN



Touchagues

A PROPOS JAZZ

Von

DARIUS MILHAUD

Jedesmal, wenn eine neue Idee, eine neue Form, ein Mann von Genie auftauchen, verzeichnet die Musikgeschichte die gleiche Kurve, jedesmal war die Wirkung auf die Zeitgenossen die gleiche.

Bei der ersten Manifestation überwiegt das Erstaunen über das Neue. Ihr Ausdruck: eine Minorität unwichtiger Bewunderer, Verleugnung seitens der Kritik, Gleichgültigkeit oder Feindschaft seitens des großen Publikums.

In der Folge, wenn das Werk immer mehr in die Oeffentlichkeit dringt, wenn die Zahl seiner Bewunderer wächst, wagen es allmählich ein oder zwei Kritiker zu äußern, daß hier vielleicht etwas Vielversprechendes gegeben sei, und das große Publikum wird aufmerksam. Nach Verlauf von wenigen Jahren ist das Neue klassisch geworden, die Kritik ist einmütig in seinem Lob und das große Publikum enthusiasmiert. Der Künstler macht Schule, und seine Nachahmer bemächtigen sich, so gut sie können, dieses neuen Fonds. Der Schöpfer allein gibt ein Werk von Dauer, die übrigen machen nur unmögliche, wertlose Arbeit. Diese Kurve ist noch jedesmal wieder durchlaufen und von den Tatsachen immer wieder bestätigt worden. Nehmen wir z. B. Debussy: „L'Après-midi d'un Faune" entfesselt bei seinem ersten Vortrag von dem Orchester Colonnes einen richtigen Skandal, und „Pelléas et Mélisande" revolutioniert 1902 die Opéra Comique. Debussy wird ausgepfiffen, wird verhöhnt, nur einige Freunde verteidigen ihn, ganz wenige Kritiker wagen, ihre Bewunderung auszusprechen, aber im allgemeinen ist es eine ungeheure Masse von Dummheiten, die man in der damaligen Presse über diese denkwürdige Aufführung

zu lesen bekommt. Wenige Jahre später schon hat sich die Musik Debussys absolut durchgesetzt, und es ist unmöglich, auch nur einen Kritiker zu finden, der ihn als Charlatan bezeichnete. Er ist der „kühne Neuerer" geworden und hat schon die unbestrittene Weihe durch das große Publikum empfangen. Ueberall triumphieren seine Werke.

In derselben Kurve verläuft auch das Geschick einzelner Werke, aber wenn dann der Autor in der Folge wieder ein anderes neues Element bringt, so fängt die Geschichte von vorn an: So war es mit „Sacre du Printemps," das 1914 ausgepfiffen, 1920 bejubelt und womit das Genie Strawinskys von neuem anerkannt wurde. Aber als dann drei Jahre später von demselben Autor, der seine Ausdrucksmittel vervollständigt hatte, Schlag auf Schlag „Mavra", „L'Octuor", das „Konzert", die „Sonate", und die „Serenade" mitgeteilt wurden, brachte er hierdurch Publikum und Kritik außer Fassung, und nur ganz wenige, wirklich sensible Menschen begriffen die Entwicklung.

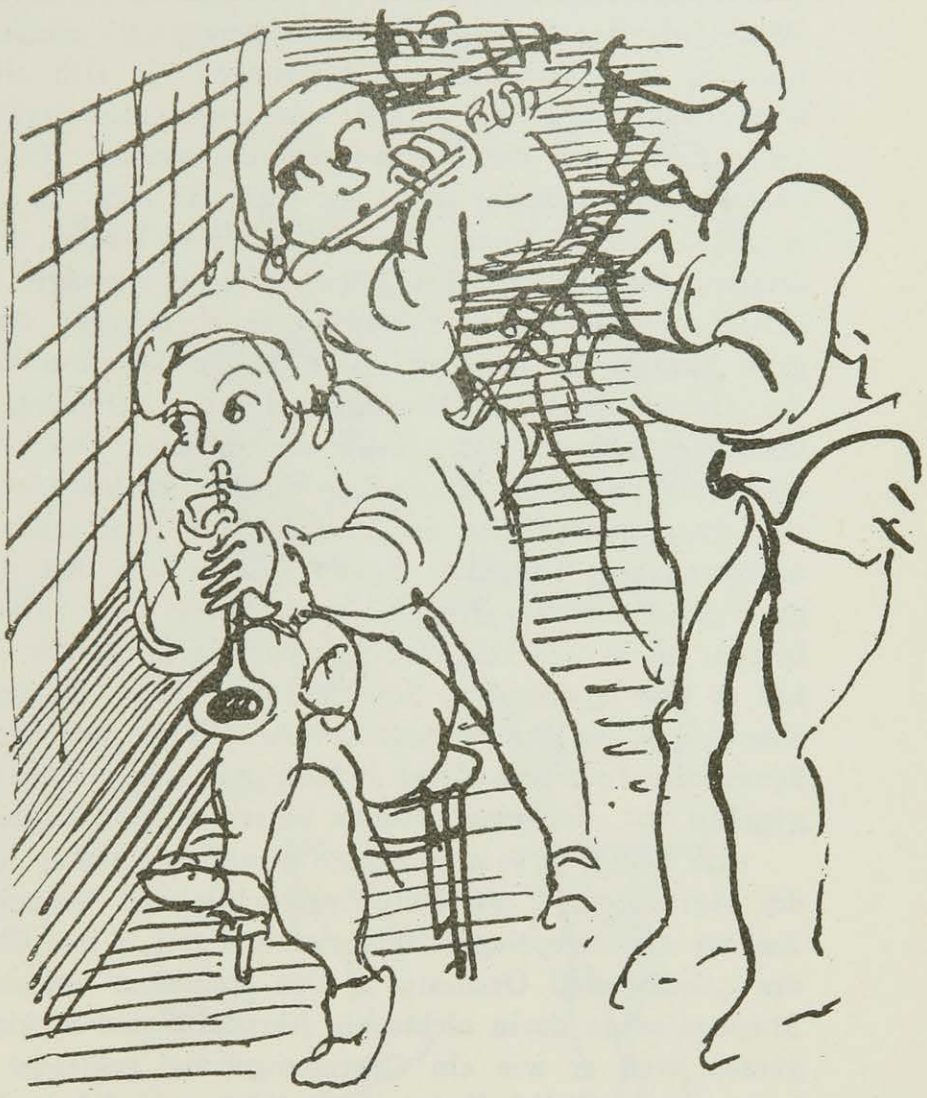
Die Majorität von Publikum und Kritikern, denen es so schwer gefallen war, das „Sacre" anzuerkennen, daß sie ihn am liebsten in dieser Formel gefesselt hätten, um die Bewunderung für ihn zu sichern, weigerte sich, jetzt neue Anstrengungen zu machen, die ihre Ruhe gestört und ihre Trägheit erschüttert hätten.

Manchmal genügt nicht das ganze Leben eines Musikers, ihn dahin gelangen zu lassen, daß er die volle Auswirkung seines gesamten Werkes sieht. Das bedeutet ein Leben lang rastlosen Kampf und als einzige Stütze die Freundschaft weniger Getreuer. So war es bei Erik Satie, der immer zu der Avantgarde der Musik gehört hat, und der auf seinem Posten gestorben ist. Auf dem von einer Gruppe seiner Freunde nach Saties Tod veranstalteten Musikfest hörte man eine große Anzahl unveröffentlichter Werke von ihm. Das Konzert dauerte von 4 bis 6 Uhr. Die meisten Kritiker kamen um ¾6 Uhr an mit der Entschuldigung, ihre Anwesenheit sei bei einer Generalprobe von „Scemo" von Bachelet in der Opéra Comique unerläßlich gewesen. Dabei bestand das Konzert Satie aus bis dahin noch nie gespielten Werken, während das Stück von Bachelet, das schon vor Jahren in der Opéra kreiert worden war, nichts als eine Wiederholung bedeutete. Hätte es nicht genügt, wenn sie von 1 bis 4 Uhr in der Opéra Comique geblieben wären? Ich glaube, noch weniger Zeit würde genügt haben, um sich über den Wert der Musik Bachelets ein Urteil zu bilden. In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß der Fall Satie sie beunruhigte und sie sich zu kompromittieren fürchteten. Es wird also noch lange dauern, bis die so auffallende Neuerung in der Musik des Meisters von Arceuil, die so großen Einfluß auf die musikalische Jugend hatte, von dem großen Publikum anerkannt und man sie im gleichen Atem mit der irgendeines bedeutenden klassischen Komponisten nennen wird.

Auch die Art und Weise, wie die amerikanische Musik sich bei uns eingeführt und durchgesetzt hat, beweist, daß der Jazz den oben besprochenen Gesetzen gehorcht hat. Und heute, wo das Whiteman-Orchester sich anhört wie das des Konservatoriums, und wo die Negermusik den Beifall der Mitglieder des Instituts hat, scheint es mir interessant, die verschiedenen Phasen zu studieren, die der Jazz durchlaufen hat, von dem Tage, wo er uns

offenbart wurde, bis zu dieser Form der öffentlichen Anerkennung, die ihn demnächst zu töten scheint.

Die ersten Foxtrotts sind mit der amerikanischen Armee zu uns gekommen. Sie verbreiteten sich mit einem Schlag, und die rhythmische Vitalität, die sie auszeichnet, lenkte sehr schnell das Interesse der Musiker der Avantgarde auf sie. Satie schrieb damals seine „Parade". Er fühlte sofort die Bedeutung dieser Melodien, die gerade zur rechten Zeit kamen, um es ihm anzutun, zu einer Zeit, in der die Impressionisten unermüdlich fortfuhren, sich in ihren scheußlichen Komplikationen zu verstricken. Er war der Erste, der das Neuartige dieser Tänze würdigte, indem er sein „Rag-Time du Paquebot" schrieb, das eine der reinsten und ungezwungensten Stellen seiner „Parade" ist, ebenso wie der Teil „Das kleine amerikanische Mädchen", in dem sich schon die synkopierten Rhythmen skizzieren und die Poesie der Wolkenkratzer, die Eleganz der Ueberseedampfer und der Filmszenen heraufbeschworen werden.



Ottomar Starke

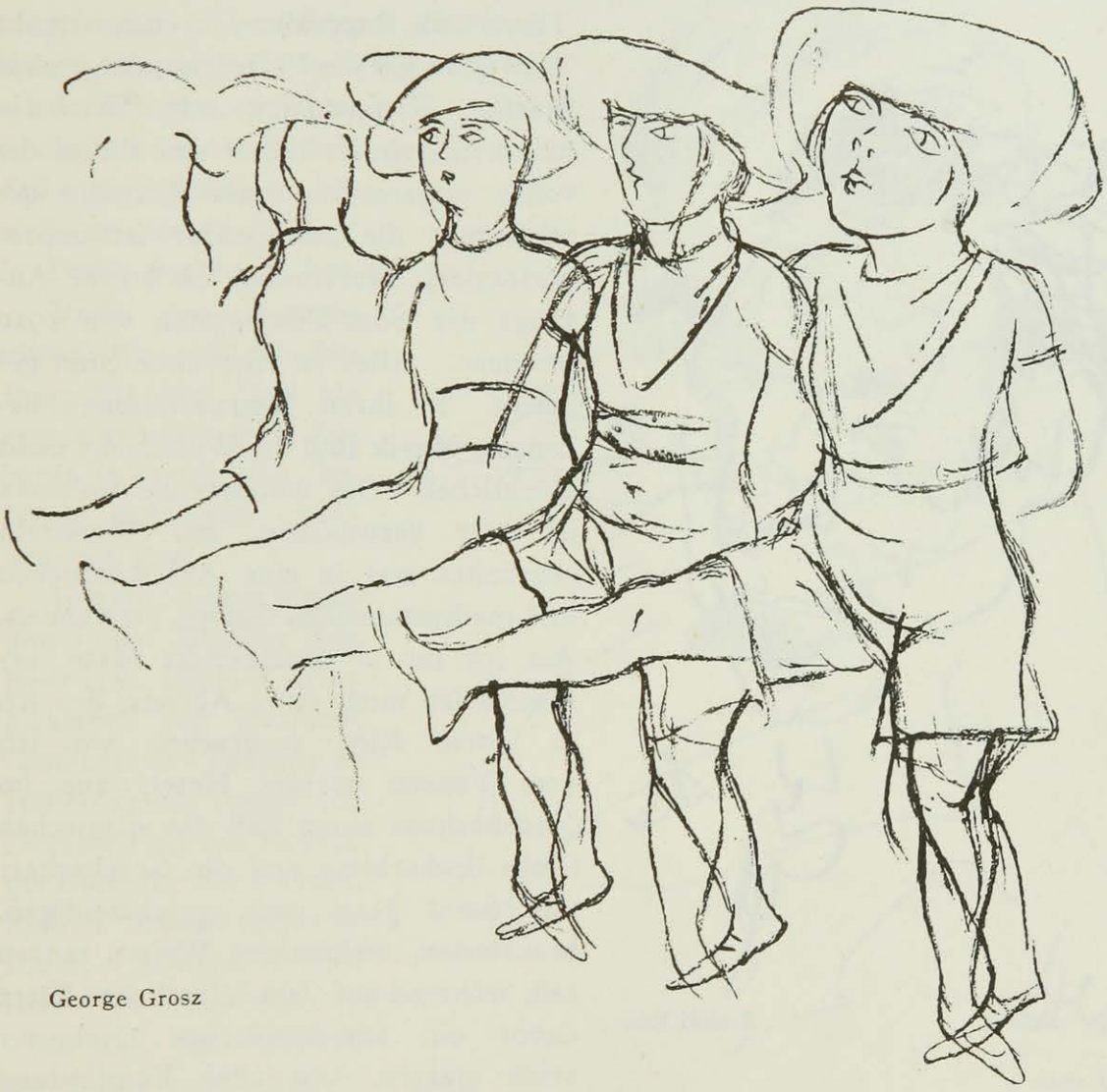
1918 tanzen im Casino de Paris Harry Pilcer und Gaby Deslys bei den Klängen der ersten Jazzband, die wir in Frankreich hörten. Hier begann der Jazz den ungeheuren Einfluß geltend zu machen, den er in der Folge auf die französische Musik gewonnen hat. Die Neuheit dieser Orchestrierung basiert auf den Kupferinstrumenten, wie Trompete, Posaune, Saxophon, und dem Hämmern des so komplizierten Schlagzeugs, das von der Trockenheit des Banjos und des Klaviers getragen wird, wobei die schrillen Klarinetten diesen organisierten Lärm beherrschen, der uns erschüttert. Welch wohltuendes Gewitter! Aber es ist eine neue Technik, die studiert und erfaßt werden will! Als ich 1920 in London war, ging ich jeden Abend in ein populäres Dancing

des Hammersmith-Viertels, um die Billy-Arnold-Jazz zu hören. Unvermutete Reichtümer jeder Art boten sich meinen Ohren. Reichtum der Rhythmen, beständiger Gebrauch der Synkope, Rhythmen, die mit einer Freiheit gebrochen sind, daß es uns erschüttert, wenn wir bedenken, daß sie auf einer absoluten Regelmäßigkeit des Taktes beruhen, der ebenso lebendig ist wie der Takt des Bluts in unseren Arterien. Reichtum der Klangfarben, der dieser außerordentlichen Neuheit der gruppierten Instrumente, der plötzlich aufgekommenen Wichtigkeit des Schlagzeugs zu verdanken ist! Endlich dieser Melodienreichtum, da jedes Instrument ungezwungen für sich singt, und das Ganze ein kontrapunktisches Spiel bildet, das ebenso kompliziert wie sinnlich ist. Zu jener Zeit sahen die Musiker und die meisten Kritiker im Jazz nichts als eine Exzentriknummer im Music-Hall, um nicht zu sagen eine wilde Katzenmusik. Und Paul Ducas, den man in einem Interview um seinen Eindruck von dieser neuen musikalischen Form befragte, begnügte sich, mit einem verächtlichen Achselzucken zu antworten, er wisse nicht, was Jazzband sei, denn er gehe niemals ins Dancing! Die jungen Musiker dagegen und insbesondere die „Gruppe der 6" waren von dieser neuen Strömung stark beeinflußt. Ebenso verhält es sich mit Strawinsky, der zu jener Zeit sein Rag-Time für 11 Instrumente und seine Piano-Rag-Musik veröffentlichte. Jean Wiéner widmet sich ganz speziell dem Studium des Jazz und spielt diese Genre-Musik mit unbestreitbarer Eigenart. Später finden wir ihn in der Bar Gaya, wo er gemeinsam mit dem Neger Vance Lowry, dem Saxophon- und Banjospieler, bemüht ist, in die Prinzipien der synkopierten Musik einzudringen. Seit damals hat er eine synkopierte Sonatine für Piano, Gesangsblues und ein franko-amerikanisches Konzert geschrieben. Er ist mit Clement Doucet der vollkommenste Interpret dieser Musik, mit dem er Konzerte auf zwei Flügeln gegeben hat, die ausschließlich amerikanische Tänze umfaßten.

1921 bringt er sein Publikum damit auf, daß er für ein Konzert im „Salle des Agriculteurs" die Billy-Arnold-Jazzband engagiert. Fast zur gleichen Zeit ist das erste Neger-Orchester in Paris in den Champs Elysées zu hören: das „Synkopeted Orchestra". Das Publikum amüsiert sich dabei, aber die Musiker sehen darin nichts als Akrobatik und mokieren sich über den Dirigenten, weil er wie ein Operettengeneral gekleidet ist... während sie es heute ganz natürlich finden, wenn Whiteman sich in dem Kostüm eines Yachtkapitäns lächerlich macht.

1923 während meines letzten Aufenthalts in New York hatte ich Gelegenheit, in aller Ausführlichkeit die Technik des Jazz zu studieren, zu seinen Quellen hinabzusteigen und den beiden Strömungen nachzugehen, in die er sich gespalten hat. Es gibt in der Tat zwei Arten Jazz. Die technischen Mittel sind bei beiden Arten die gleichen, aber wie verschieden sind sie empfunden! Der Ursprung des Jazz ist bei den Negern zu suchen: tiefgehender Einfluß afrikanischer Rhythmen und der Klagegesänge der Neger: Plantagenlieder, die während der Arbeit in der Sklaverei gesungen werden, religiöse Rezitative eines Volkes im Exil, das seine verlorene Freiheit beklagt. In dem Neger-Jazz bewahrt die Musik diese erschütternde Aufgeregtheit, diesen erregten Lyrismus, diese Angst, die an tragische Größe grenzt. Man ist gefangengenommen

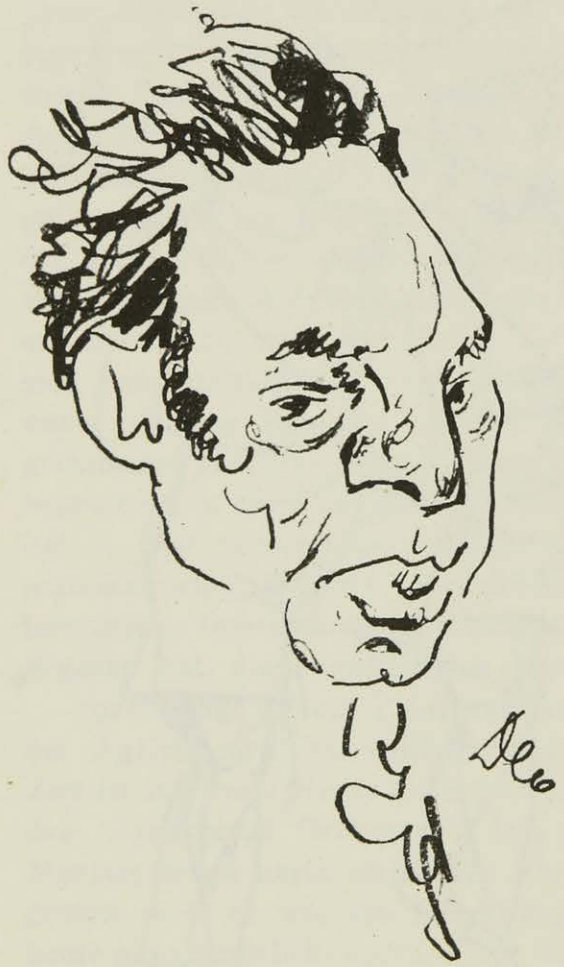
von diesen sich stets wiederholenden Melodien, die von Variationen, die das kleine Orchester mit einer unwahrscheinlichen Freiheit ausführt, getragen werden. All diese Traurigkeit gelangt zum stärksten Ausdruck, ohne auf „Kunstwerk" zu prätendieren. Dies sind keine Kunstwerke, und das ist ihre Stärke. Wieviel Menschlichkeit in dem schlichten Rahmen eines volkstümlichen Tanzes, dessen einziger Zweck die Erholung der Schwarzen nach der Arbeit sein soll! Satie sagte, „der Jazz heult seinen Schmerz heraus, und man ist empört darüber, und das gerade macht ihn so großartig".



George Grosz

Die andere Art des Jazz ist die der Weißen Amerikas. Die Elemente sind ähnliche, aber die innere Bewegtheit, die uns dort erschüttert, ist hier verschwunden. Hier haben wir es mit einer unbestreitbaren technischen Vollendung, der Präzision eines Uhrwerkes, einer Sauberkeit in der Orchestrierung, wie bei der einer chirurgischen Operation zu tun. Dafür aber meistens welche Trockenheit! Welche Konzessionen an die oberflächliche, stupide, mondäne Welt, die eine der Hauptabnehmerinnen dieser sportlichen und herzlosen Jazzmusik ist. So verhält es sich mit dem Whiteman-Orchester, das in den Champs Elysées und den „Ambassadeurs" kürzlich Furore gemacht hat, und

das ich verabscheue. Ich würde sein ganzes vollendetes Militärgesangvereins-Orchester, seine gesamten, schwindelerregenden Experimente, alle die Akrobatenkunststückchen, die uns seine kühnsten Solisten aufzwingen, hingeben für einen einzigen blues, von einer Negerin wie Anna Pease gesungen, die kein Star, die nicht berühmt ist, und um die zu hören ich so oft in das „Kapitole", ein populäres Dancing im Negerviertel New Yorks, ging. Nur hier bei den Schwarzen sind wir wirklich an der Quelle dieser Musik, die uns traurig macht und uns erschüttert bis auf den Grund unseres Seins. Auch Wahl der Musikstücke ist von größter Bedeutung. Die Neger begnügen sich mit ihrer Tanzmusik, ihren Blues, ihren Spirituals. Whiteman hat die Prätention der großen Musik. Komponisten wie Gershwin haben für sein Orchester eine Rhapsodie voller ungerechtfertigter Formeln geschrieben: die Architektur ist unproportioniert; Harmonien, die an die Anfänge der Sous-Debussysten von 1910 erinnern. Alles ist hier ohne Sinn gemacht. In ihren Interpretationen bekannter Musik sind die Whitemans nicht glücklicher. Das wundervolle Valencia ist hier verwaschen, mit Bimsstein bearbeitet und in eine Art schmucken und mathematischen Galopp verwandelt. Als ich ihn so massakriert hörte, erinnerte ich mich eines Abends, den ich in Porto Rico verbrachte, wo ich vom Fenster meines Hotels aus im Nachbarhaus einen Ball des spanischen Clubs beobachtete und die Gesellschaft von Saint Jean nach geschmeidigen, brausenden, wollüstigen Weisen tanzen sah, während auf dem öffentlichen Platz davor ein amerikanisches Orchester seine starren, von aller Empfindung und Wehmut gereinigten Foxtrotts in unerbittlichem Takt spielte. Von den Whitemans war ich schon lange vor ihrer Ankunft enttäuscht, als ich sie 1923 in New York gehört hatte. Damals war der Jazz bei den Amerikanern verachtet wegen seiner schwarzen Herkunft. Wenn ich in meinen Interviews von dem Einfluß des Jazz auf die französische Musik sprach, zog ich mir die Verachtung und das ungläubige Lächeln der Yankee-Presse zu. Einzig die „Winn School for Popular Music" veröffentlichte kleine Broschüren über die synkopierte Musik mit Beispielen für Klavier und sogar auch Posaune, und nur die Grammophon-Platten „Black Swann" ließen uns echten Negerjazz hören, so wie man ihn in den entsprechenden Vierteln von New York



Dolbin Rudolf Réti

authentisch zu hören bekommt. Die Geschäfte im Zentrum New Yorks dagegen weigerten sich, diese Platten zu verkaufen.

Die Amerikaner lernten den Jazz via Paris bewundern. Erst als sie sahen, welche Stelle er in der zeitgenössischen Musik einnimmt, und sie den Erfolg der Negermusik beobachteten, schlossen sie sich uns an. Jetzt gibt man in den Staaten Jazz-Konzerte, in den Konservatorien werden Banjoklassen eingerichtet, für die Metropolitan Opera fordert man eine Jazzoper, und wenn amerikanische Komponisten deutscher Schulung, wie Grunberg, ihren „Daniel-Jazz" geschrieben haben, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß es nur geschehen ist, weil er einige Winter in Paris verbracht hat.

Dolbin Alois Haba

Viele der Komponisten, die sich im Anfang für den Jazz als eine Kuriosität ohne Zukunft interessierten, befassen sich jetzt ernstlich mit ihm.

In ganz Europa bieten ihm junge Musiker ihre Beiträge: Casella seine Foxtrotts für Quartett, Castelnuovo - Tedesco in Italien seinen tragischen Foxtrott, bei uns Honegger Blues für vier Harfen, Roland Manuel Maoria-Blues, Cliquet - Pleyel Blues für Piano etc.

Dieses Jahr endlich hat Paris seine Neger-Revue wie die, welche ich in dem Neger-Theater New Yorks, dem „Lafayette-Theater", so sehr liebte, in dem Schauspieler, Sänger, Autoren, Orchester und Publikum schwarz sind. Josephine Baker, ein kleines Tier von prachtvollem Instinkt, Leben, Tollheit, mitreißender Ausgelassenheit, war ihr Glanzstück. Vollendeter Jazz, die gutturalen und erregten Stimmen der Negerinnen zeigten uns endlich die Tiefen einer Kunst, die wir bis dahin nur fragmentarisch (aus Melodien und Negertänzen, Grammophonplatten etc.) gekannt hatten. Wie sehr ziehe ich das geschmeidige Talent einer Josephine Baker, die eine ganze Vorstellung trägt, dem einer Florence Mills vor, diesem großen Star, der an einer zu deutlichen

Kommerzialisierung seiner Kunst zugrunde geht und uns nichts bietet als einige destillierte und wie mit dem Tropfenzähler abgemessene Tanzskizzen. Wie groß ist der Unterschied zwischen den kleinen Tänzen, die sie nach einem anmutigen Couplet einige Takte lang skizziert, und den Auftritten der Negerinnen in den volkstümlichen Dancings New Yorks, die frenetisch, ich weiß nicht wieviel Couplets singen und bis zur vollständigen Erschöpfung ihrer Kräfte tanzen. Diese Frauen allein bringen ihrer Kunst ein Geschenk und ein Opfer.

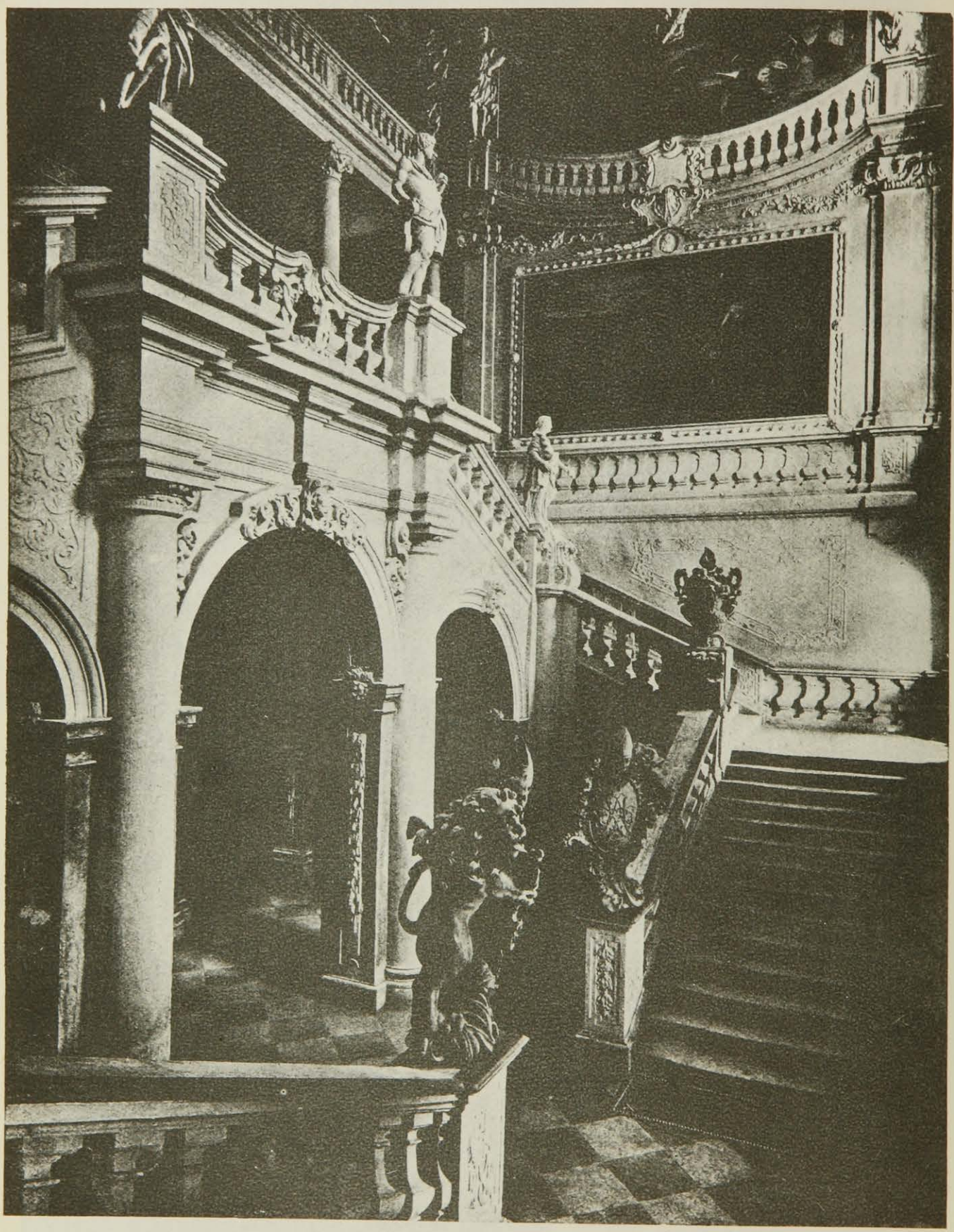
Endlich ist die Bewegung gelöst; der Jazz triumphiert. Alle Welt läßt sich von ihm ins Schlepptau nehmen. Mouche du coche, Vuillermoz entdecken ihn in einem Artikel in einer der ersten Nummern der „Candide", zu einer Zeit, wo wir schon beginnen, seiner müde zu werden. Der Jazz ist definitiv akzeptiert, er ist klassisch geworden und geht in den Bestand der Musikmuseen ein, wie irgendein großer Musiker mit seinem Stil, seinen wohltätigen und seinen schädlichen Einflüssen. Jetzt ist die Zeit gekommen, ihn seinem Ruhm zu überlassen und gegen das Unheil, das er angerichtet hat, anzukämpfen.

Die jungen Musiker indessen wenden ihm vollständig den Rücken, begierig, die Traditionen unserer Folklore wieder aufzunehmen, die der Einfluß des Jazz ernsthaft zu verunreinigen droht. Ein Musiker wie Maurice Yvain, der dem Jazz so viel verdankt, hat nichtsdestoweniger eine durchaus persönliche Formel gefunden, um sich mit einer köstlichen Geschmeidigkeit seiner Umarmung zu entziehen. Maxime Jacob folgt seinen Spuren. Sauguet hat von der Synkopentechnik niemals Gebrauch gemacht, und Jacques Benoist Mechin hat zu viel Gewicht, als daß es ihm nicht gelingen sollte, diese Tendenz zu unterdrücken.

Aber ernst ist die Gefahr in unseren volkstümlichen Orchestern. Die amerikanischen Melodien, Foxtrotts der Weißen oder Blues der Neger, sind überall hingedrungen, nicht nur in die Städte, sondern auch in die entlegensten Dörfer. Die Schlagtechnik wird tatsächlich auf allen Dorfbällen, wie in den meisten Vorstadtschwofs in Paris angewendet. Unser ureigenstes Orchester, das der Straßentänze an Festtagen, ist in Gefahr; und wenn die Ziehharmonika der Rue de Lappe, das Piston und die Posaune der Pariser Gassen, die kleinen Orchester der Sonntagsbälle auf unseren Dörfern ihre Hauptstütze in den Schlagzeuginstrumenten, dem großen Fußkasten und den Jazz der Yankees sehen, so bedeutet das für unsere Walzer, unsere schweren Javas und unsere graziösen Polkas die scheußlichste Verstümmelung.

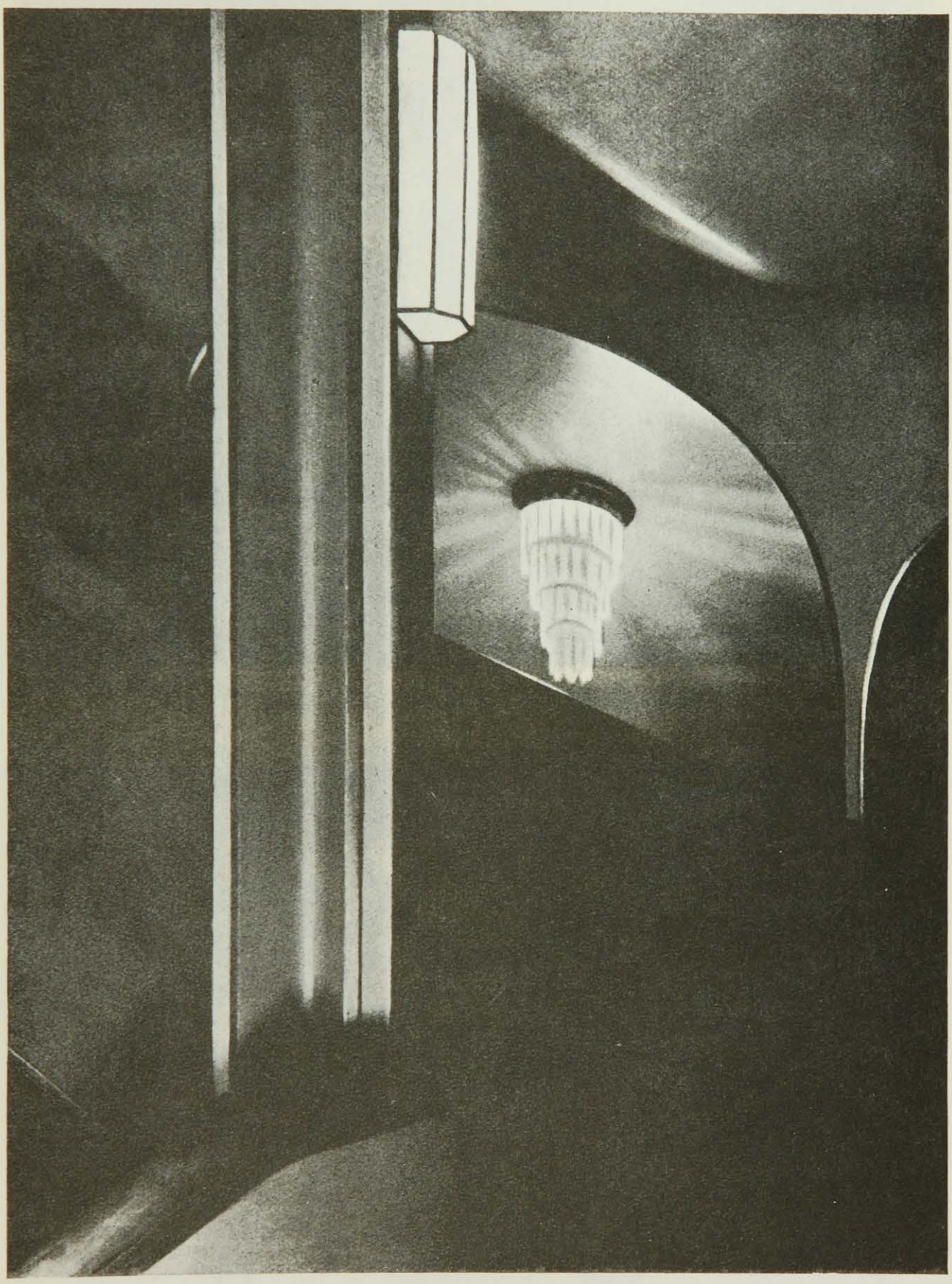
Aufregend ist zurzeit, die Wirkung zu beobachten, die die Jazzband auf die Musiker und das Publikum in einem Lande hat, das sie bisher nicht gekannt hat. Ich spreche von Sowjet-Rußland. Erst dieses Jahr hat Moskau eine Neger-Jazzband kennengelernt, die von Boris Krassin, der sich mit allen Musik- und Konzertorganisationsfragen für Sowjet-Rußland befaßt, von Paris dahin gebracht worden war. Während meines Aufenthaltes in Leningrad und in Moskau hat mein Freund Jean Wiéner, der es verdiente, Neger zu sein, so gut spielt er diese Musik, das russische Publikum mit seinen Blues geradezu erschüttert. Ich erinnere mich eines Abends in Leningrad, den ich mit jungen, sowjetistischen Musikern verbrachte. Wiéner spielte. Die Künstler, die ihm zuhörten, waren sofort von der Neuartigkeit dieser Rhythmen ergriffen und außer sich über ihre Ausdrucksform. Der ausgezeichnete Pianist Kamiensky

Hausbau in Kamerun



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Treppenhaus im Kloster Erbach, erbaut von Balthasar Neumann



Hans Poelzig, Treppenhaus im Kinopalast „Capitol", Berlin

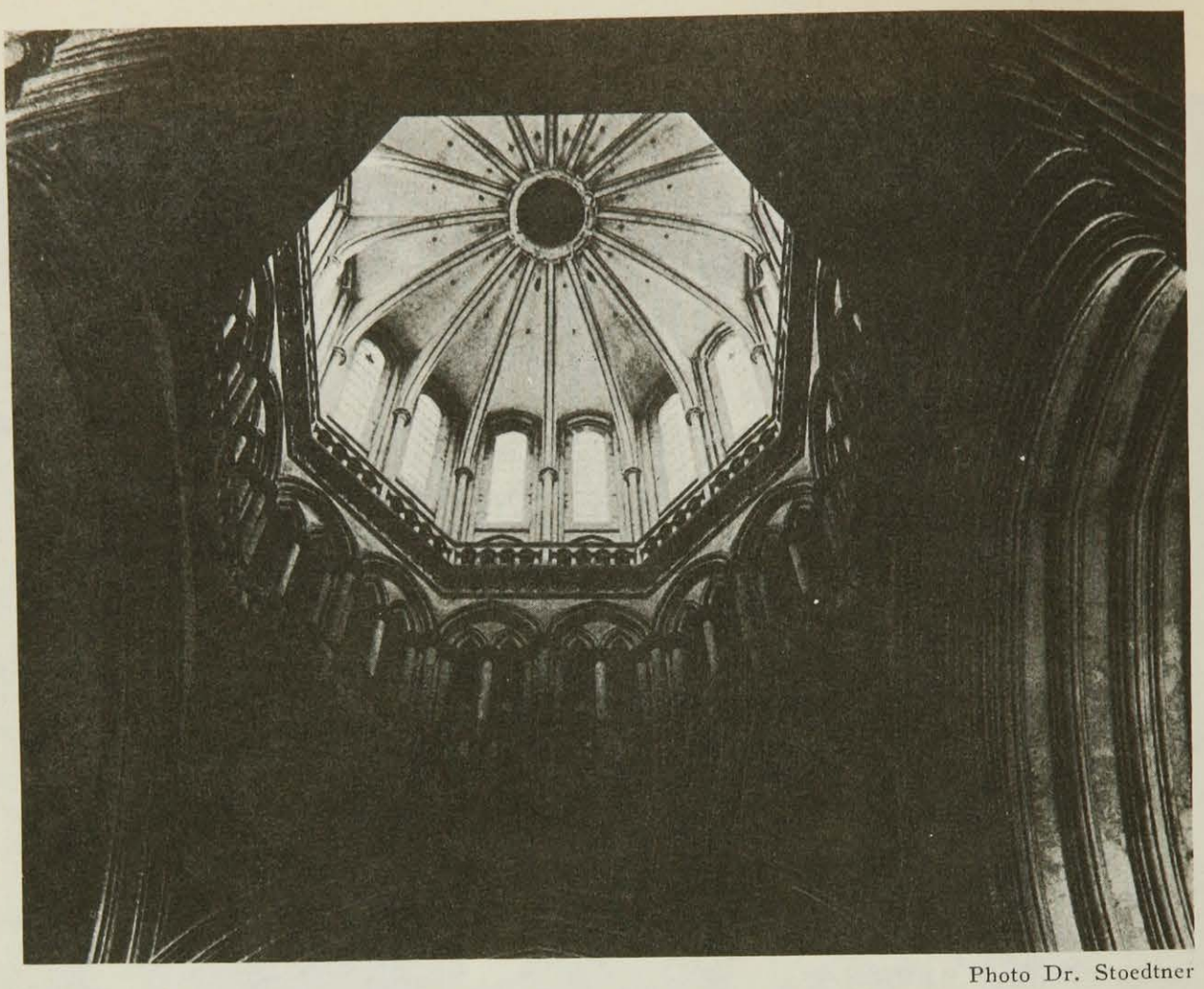


Photo Dr. Stoedtner

Vierungskuppel der Kathedrale in Coutances

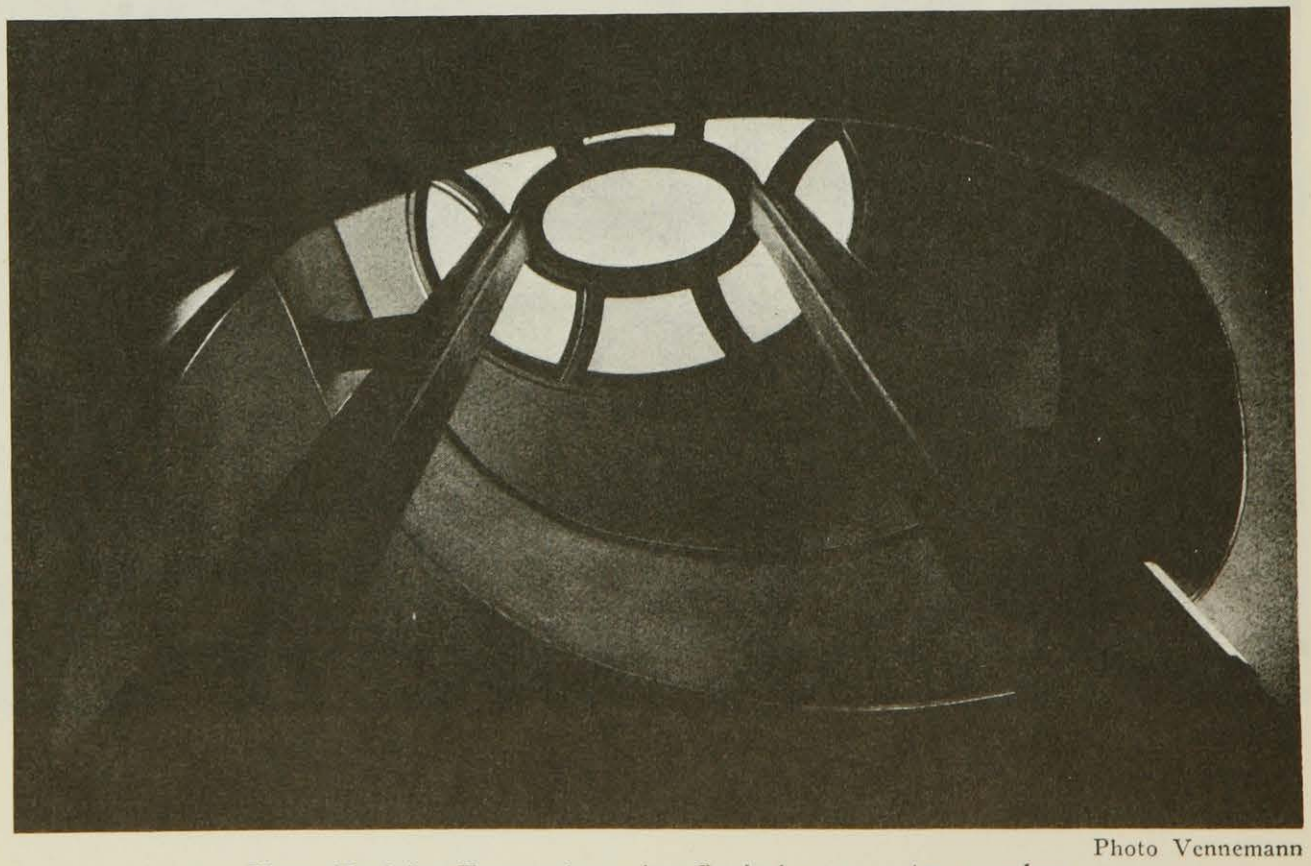


Photo Vennemann

Hans Poelzig, Treppenhaus im Capitol, von unten gesehen

versuchte, sobald Wiéner zu spielen aufgehört hatte, ihm die Blues nachzuspielen, und bat ihn, ihm zu zeigen, wie diese Synkopenkatarakte und diese schweren Negermelodien wiederzugeben seien. Wir fanden also bei unseren russischen Freunden dieselbe Erregung wieder, die wir 1918 bei dem erstmaligen Auftauchen des Jazz in Paris empfunden hatten.

Die Jazzband hat also dieselbe natürliche Kurve aller neuen Ideen, wie ich sie am Anfang dieses Artikels beschrieben habe, durchlaufen. Im Anfang nur von einigen außerordentlichen Musikern goutiert, genießt sie jetzt die allgemeine Gunst, einschließlich der der Mitglieder des Instituts. Anfangs hatte sie einen heilsamen Einfluß, denn sie bedeutete einen Schock, eine vorzügliche Schulung des Rhythmus, die uns neue Harmonien brachte, uns gestattete, einen neuen Weg einzuschlagen, dann aber wurde der Einfluß ungünstig, da er sich überall aufdrängte. Der Jazz schlug von der Rolle des Anregers in die eines gierigen Hamsters um. Gegen diese Invasion müssen wir uns wehren, um unsere Volksmusik wieder zu befreien, ohne die Bewunderung für die Jazzmusik aufzugeben, die in der Geschichte der Musik ihren Platz einnehmen wird, wie irgendein großer, klassischer oder auch moderner Komponist.

MILITÄRMUSIK

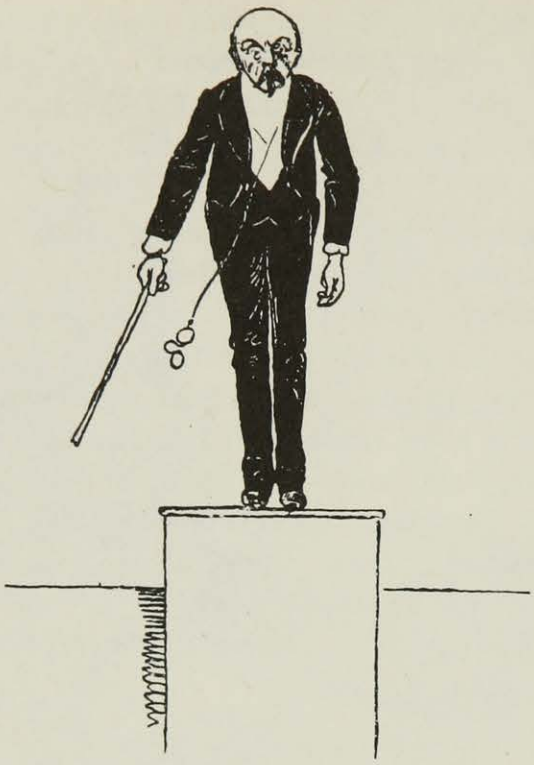
Von

ARTUR SASS

Kgl. Musikdirektor a. D., 5. Fußartillerie-Regiment

Für Freiluftmusik waren Militärmusiken der lebenswichtige Faktor. Die etwa 470 Militärmusikkorps des alten Heeres haben Kultur und Freude ins Volk getragen. Heute geht das nicht mehr so, da die Wirte der Biergärten, welche Militärmusikkapellen engagierten, mit einem Entree von 10 Pf. wie damals nicht mehr auskommen würden und auch das Bier viel teurer geworden ist. So verschwindet die Möglichkeit, den breiten Volksmassen die ausgezeichneten Programme der Militärmusik vorzuführen, also Opernpotpourris, gediegene Unterhaltungsmusik und Märsche.

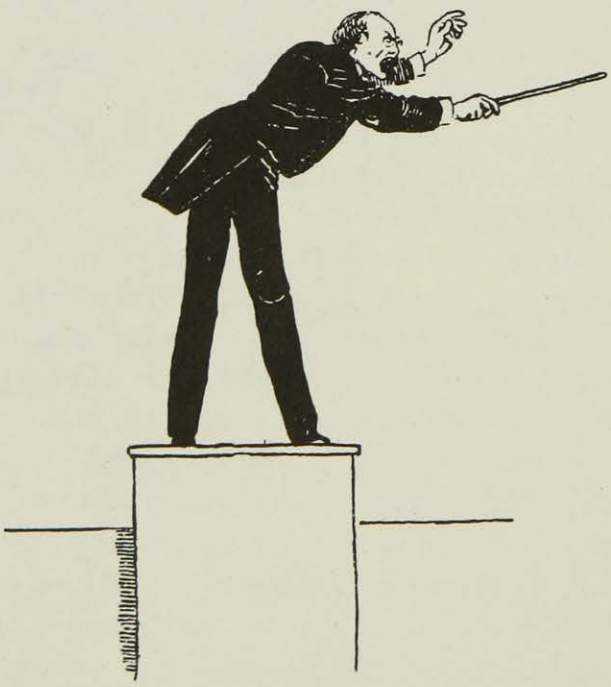
Darin leisteten die aktiven Musiken des alten Heeres sehr Gutes, indem sie nicht nur ihre dienstlichen Obliegenheiten: gute Marschmusik, Morgenmusik bei Offizieren, Kasinomusik und Platzmusik erfüllten, sondern auch durch ihre private Tätigkeit, namentlich in kleinen Städten, Kulturfaktoren wurden. Die Ausbildung der Militärmusiker war eine sehr gründliche, und die militärische Disziplin, die natürlich auch in den Uebungsstunden herrschte, wo hauptsächlich der Parademarsch geübt wurde, drückte den Kunstleistungen ihren klaren und nie versagenden Stempel auf. Militärmusiker zu werden, war ein guter Beruf, der nach angenehmer zwölfjähriger Dienstzeit den Militärversorgungsschein brachte. Somit sind fast alle früheren Militärmusiker späterhin Beamte geworden. Nur wenige, namentlich Bläser, traten später in Opernorchester und andere Kapellen über, wo sie freilich dann sehr ge-



schätzt wurden, denn die Leistung eines Militärmusikers konnte derartig stark sein, daß er an einem Tage zum Beispiel — ich betone, daß dieses keine Seltenheit war — auf dem Marsch von Charlottenburg zum Kreuzberg und zurück über 50 Märsche zu blasen hatte und dann am Nachmittag frisch und in gewohnter Disziplin von 4 Uhr nachmittags bis 11 Uhr nachts künstlerisch konzertierte; dieses Training war der Grund, warum das alte Heer so gute Bläser hatte. Die Leute waren gekräftigt.

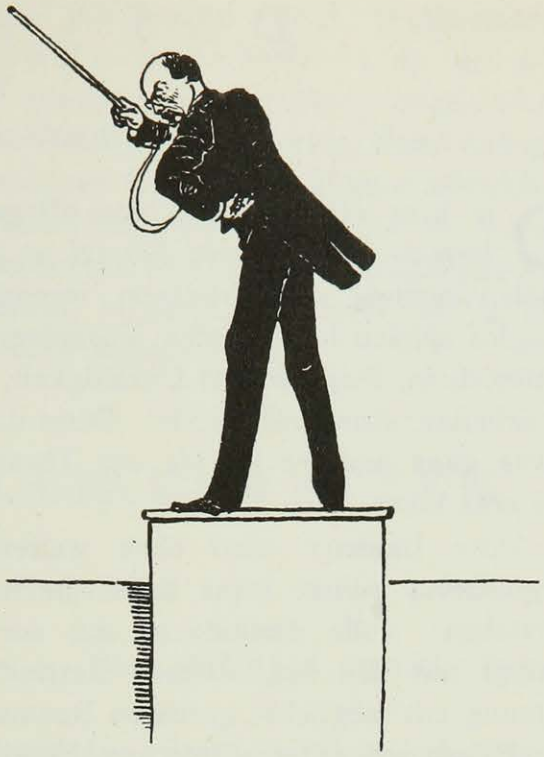
Auch sonst hat die Militärmusik stark in das Kunstleben eingegriffen, zum Beispiel war das alte Bilsesche Militärkonzerthaus am Dönhoffplatz der Keim, aus dem sich die Philharmonie entwickelte. Wie überhaupt die Initiative einzelner tüchtiger Musikmeister die Kapelle voranbrachte.

Der volle gesättigte Klang der früheren Militärkapelle ist mit nur 24 Mann, wie heute bei der Reichswehr, nicht mehr zu erreichen. Die Arrangements der Musikstücke für Militärmusik bekannter ehemaliger Musikmeister wie Bohne, Rosenkranz, Parlow, Reindel u. a. sowie des damaligen Direktors sämtlicher Musikkorps des Gardekorps, Wieprecht, ferner der Armeeinspizienten Roßberg, Grawert und Hackenberger sind für eine Besetzung von mindestens 36 Mann gedacht. Die meisten dieser prächtig klingenden Stücke sind mit 24 Musikern kaum ausführbar und gehen der Allgemeinheit verloren. Bei der kleinen Anzahl von Kapellen lohnt sich ein Neudruck nicht. Auch das Komponieren von neuen Militärmärschen und der Druck derselben ist kein Geschäft mehr, so daß die Kapellen wohl oder übel die alten Märsche weiterspielen müssen, die ja auch das Publikum von Kindesbeinen an liebt.

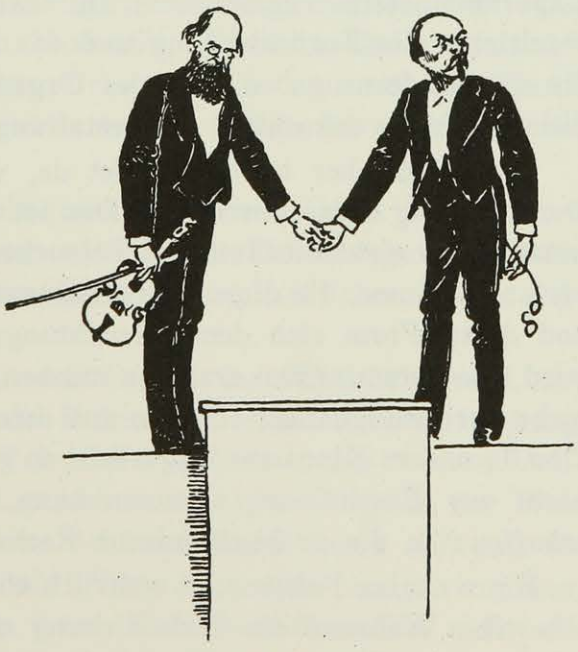


Deutschland war der einzige Staat, in dem der Dirigent nicht Offiziersrang hatte. Wir waren Soldaten, und das Höchste, was wir erreichen konnten, war die Verleihung des Titels Kgl. Obermusik-

meister. Der Titel Kgl. Musikdirektor war schon eine zivile Ehrung, die vom Kultusministerium verliehen wurde, nach vorangegangenen besonderen Kunstleistungen, wenn also z. B. eine Kapelle in einer Stadt wie Bromberg den Parsival im Stadttheater begleitete. In Oesterreich war es anders. Da engagierten sich die Regimenter bedeutende Musiker als Kapellmeister, wie z. B. Komczak und Ziehrer, die dann einfach die Uniform angezogen bekamen und bei Konzerten dirigierten, während der Tambourmajor den Dienst versah. Trotzdem hat Deutschland Männer hervorgebracht, wie Böttcke in Karlsruhe, den Kapellmeister Peuppus vom Münchener Leibregiment oder den alten Freese von den Maikäfern, ein Berliner Original, der in seiner burschikosen Art oft mit der Schnupftabaksdose in der Hand dirigierte. Solche Künstler haben ihrer Kapelle zu großer Popularität verholfen, und auch der deutsche Kaiser verschmähte es nicht, manchmal in seiner Kunstbegeisterung den Taktstock des Musikmeisters zu ergreifen und einen Marsch eigenhändig herunterzudirigieren.



Ob es mit der Freiluftmusik und damit auch mit der Militärmusik wieder besser werden wird, ist schwer zu beurteilen, der jetzige Publikumsgeschmack verlangt das Jazzorchester, und wenn auch schon im früheren Heer jeder Militärmusiker außer seinem Marschinstrument ein zweites Instrument beherrschen mußte, so wird man sich doch schwerlich einen Soldaten am Schlagzeug einer modernen Jazzband oder mit dem Saxophon vorstellen können. Selbst dem berühmten, den Schellenbaum tragenden Neger bei der Potsdamer Garde wäre diese Art Produktion unmilitärisch vorgekommen. Und Militärmusik, die ihren Ursprung von dem Trompeter hat, der im Mittelalter den Heerhaufen zusammenhielt, muß eben doch einen soldatischen Charakter haben, wenn sie auch in ihrer freien Zeit für Kultur und Volksunterhaltung sorgt.



Hans von Bülow
Karikaturen von Hans Schließmann
aus dem Jahre 1883

DAS CAPITOL

Von

HANS POELZIG

Die heut errichteten Kinos pflegen sich meist mit einem verwässerten Barock- oder Rokoko-Mantel zu umhängen, um trotz der ganz modernen Baubestimmung die Tradition irgendwie zur Geltung kommen zu lassen. Fraglos spielen hier falsche Vornehmtuerei, um den Instinkten der Masse zu schmeicheln, Feigheit und Unfähigkeit, an der eigentlichen Formenentwicklung zu arbeiten, eine große Rolle. Denn daß ein modern durchgeführter Kinoraum etwas ganz anderes ist als ein Theater des 18. Jahrhunderts, das ist ohne weiteres klar.

Jeder Bauherr wird ohne weiteres darauf dringen müssen, daß der *Organismus* seines Baus selbst modern gestaltet werde. Hierunter ist zu verstehen: volle Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Raumes — im Kampf mit den behördlichen Bestimmungen —, Durchführung dieser Ausnutzung mit möglichst geringen Baumassen, volle Sichtbarkeit des Bildes oder der Bühne von jedem Platz aus, Erreichung einer möglichst guten Akustik in musikalischer oder sprachlicher Hinsicht. Das rein Formale schert den Bauherrn durchschnittlich nur insoweit, als bei einer günstigen Lösung durch Besprechungen in der Presse die Reputation seines Baus erhöht wird. Dieser Punkt ist aber nicht so wichtig, da für Kinos durchaus die Gelegenheit da ist, in ausführlichen Annoncen auch die Schönheit des Theaters hinreichend anzupreisen.

Ein Drang oder eine Nötigung, auch im einzelnen dem Bau einen konsequenten und modernen Ausdruck zu geben, besteht nicht. Im Gegenteil läuft der Bauherr seiner Ansicht nach Gefahr, durch ein zu gewagtes künstlerisches Experiment sein Theater dem Durchschnittspublikum zu verekeln. Hieraus resultieren die Zurückhaltung und das Ueberwiegen von Kompromißlösungen, die der Moderne geben, was des Organismus ist, und der ornamentalen Tradition, was die dekorative Ausgestaltung angeht.

Vor allem aber ist ein Gebiet da, von dem aus die konsequente moderne Durchbildung einsetzen muß. Das ist die *Beleuchtung*. Die wirkliche Ausnutzung der elektrotechnischen Beleuchtungsmöglichkeiten, direkt oder indirekt, verlangt Räume, die diese Beleuchtungsart zur vollen Wirkung kommen lassen, und deren Form sich den Beleuchtungsmöglichkeiten anpaßt. Der Architekt wird also Raumformen ersinnen müssen, die die Ausnutzung moderner Technik nicht nur ermöglichen, sondern aus ihren Möglichkeiten heraus sich aufbauen. Und da unsere Kinos auf Tageslicht so gut wie verzichten, und keine Form ohne Licht zur Erscheinung kommen kann, muß das künstliche Licht als *raumschaffend* in die architektonische Rechnung eingesetzt werden.

Ein weiterer Faktor und wahrlich ebenso wichtig ist die Rücksicht auf gute *Akustik*. Während die Lichtwirkung aber annähernd errechnet werden kann, tappen wir in der akustischen Frage noch stark im Dunkeln. Experimentelle Versuche bringen allmählich auch hier einige Klärung, aber die Akustiker be-

streiten sich vorläufig gegenseitig die Richtigkeit ihrer rechnerischen Methoden. Trotzdem sind aber doch schon einige Grundlinien da, die zum Beispiel für die Wirkung der Musik die knappste und darum die organischste Form mit einiger Sicherheit konstruieren lassen. Die modernen Beleuchtungsmöglichkeiten, die Entwicklung der akustischen Grundlagen können allmählich Raumformen entstehen lassen, die in dieser Konsequenz noch nie da waren, und die doch ganz und gar logisch aus modernen technischen Erwägungen und Berechnungen heraus entstehen und hieraus, in der Gesamtform und in den Einzelheiten, als neue Form geboren werden können.

SIAMESISCHE MASKENKATZEN

Von

EUGENIE v. GARVENS

„Betty, wir müssen Siamkatzen haben — hörst du?" ruft entzückt Alfred Flechtheim, als er die Bilder sieht.

„O Gott, alles, nur keine Katzen!" meint die scharmante Betty, „denk nur, wenn die sich einem aufs Gesicht legten!" —

Ich weiß nicht, warum sie ausgerechnet das tun sollten, noch weniger, wieso man dazu stillhalten müßte. Ich weiß nur, daß man sie haben muß! — Eine Katze ist d a s Tier des Aestheten, und das Zimmer einer Frau erfüllt sie mit anmutigerem Leben und einprägsamerer Schönheit als seltene Blumen.

Falsch, grausam, tückisch? Nein — eine Katze ist ein Tier von Welt. Die königlichste unter ihnen ist die Maskenkatze Siams.

Wildheit des Raubtiers, gebändigt im Umgang mit dem Menschen, — und doch ungebändigte Kraft, rassige Geschmeidigkeit des Pumas, gepaart mit lieblichster Koketterie, weiches Kurzhaar gleich dem glänzenden Fell des Bibers, rätselhafte Augen, vom tiefsten Enzianblau bis zum klaren Blau des Aquamarins in einer Maske von dunklem Braun, das in den weichen Tönen des Rauchtopases über den schmalen Rücken und in dunkle, zarte Pfoten verläuft, das sind ihre Merkmale.

Königlich, — in ihrer stolzen Unabhängigkeit, und weil sie in den Palästen Siams und seinen Tempeln heilig gehalten wird in der Ueberzeugung, daß die Seelen verstorbener Könige in der Form dieser unvergleichlichen Tiere vollkommenerer Form entgegenreifen.

Könnte ich in Worten dem entzückenden Esprit, der Schönheit der Linie, dem Adel der Bewegung wie der Grazie der Ruhe, der vollendeten Beherrschung jeder Situation, den gesellschaftlichen Talenten — kurzum, der wahren Vollkommenheit dieser Tiere nur annähernd gerecht werden, so stiege in der Welt der Aestheten und Tierfreunde eine solche Sehnsucht nach ihnen auf, daß die Katzenmütter Siams von einem Wochenbettchen ins andere steigen müßten, sie zu stillen, und zu andern Freuden ihres Katzendaseins nicht mehr die philosophische Ruhe und Beschaulichkeit fänden, durch die sie uns heute entzücken.

EIN STURZ IN DIE FLUTEN

Von

GEORGES AURIC

Ich erinnere mich einer Zeit meines Lebens, wo ich regelmäßig Rechenschaft geben mußte über das, was ich im Theater oder im Konzert zu hören verdammt war. Jede Woche an einem bestimmten Tage zermarterte ich mir das Gehirn, um ein annähernd getreues Bild von dem Gehörten mit der ganzen Rechtschaffenheit zu entwerfen, die mir allein mein Geschreibsel zu rechtfertigen schien.

Wie oft hat mich damals diese Verpflichtung angeödet! Vor was für Abgründen, vor was für Nichtigkeiten habe ich mich damals nur allzu oft aufpflanzen müssen, vor wie vielen Sinfonien und Opern — — während ich das Gefühl hatte, wie schön es in diesen Stunden draußen sein müßte, in der Sonne, auf dem weiten Land, wie schön der Himmel und alle Dinge.

Indessen verdanke ich diesem Zwange den Vorteil, daß ich allen Schwankungen meiner Kunst gefolgt bin. Und andererseits: da ich unaufhörlich schrieb, so habe ich so aktiv als möglich an der Offensive teilgenommen, die meine Kameraden und ich gegen eine ganze, uns verjährt erscheinende Gattung von Komponisten eingeleitet hatten. Dieses ständige Messen der täglichen musikalischen Kunstübung (von der mir nicht das geringste Detail entgehen durfte) an unserem eigenen glühenden Wollen gab diesem, wenigstens was mich betrifft, etwas recht Krampfhaftes. Und so führte ich im Reich der Töne ein ziemlich romantisches Herz spazieren, trotz all der guten Leute, die mich der Jazzband-Trommel oder den melancholischen Posaunen des Jahrmarktrummels für lange Zeit verfallen wähnten.

Heutzutage habe ich jeden kritischen Apparat weit hinter mir gelassen. Aber jenes famose Recht jedes Künstlers, an den Rand seiner Kunst etwas zu schreiben oder nicht zu schreiben — — ich erkenne es mir in vollem Maße zu, wo es mir zulässig erscheint, es in Anspruch zu nehmen. Denn mir geht es nicht um Urteil, sondern um Einfluß. Uns steht es zu, die Hochspannung, die Temperatur jedes *lebendigen* Werkes in ihrer unwiderstehlichen Gewalt fühlen zu lassen. Für das übrige gibt es die Aestheten und die Nachschlagebücher.

Ich habe vor kaum drei Monaten Wedderkop in London getroffen. In einem sehr vergnügten Atelier tanzten junge Maler. Eine solche Sorglosigkeit war in der Luft, daß ich eine unglaubliche Neigung zu Optimismus und zu guter Laune in mir spürte. Damals war es, daß

Fokko Mees Holzschnitt

ich ihm einen Artikel, diesen Artikel, versprochen habe, einen Blick auf unsere Situation, auf die Verfassung eines jungen Mannes, der mit eigenen Ideen, einiger Energie und einigem Ehrgeiz durch die „moderne" Musik geht. In dieser Minute ermesse ich die Tollheit meines Einfalls. Ich muß entschwundene Erinnerungen wieder zurückrufen und mich in eine schon recht entfernte Atmosphäre zurückversetzen und gegenüber dem, was ich wohl oder übel meine „Realisationen" nennen muß, den Abstand messen, der uns von den enthusiastischen Träumen trennt, die doch erst sechs Jahre alt sind.

Formeln, Systeme, Kommentare: Ebensoviel Barrikaden! Schieben wir sie beiseite, und dringen wir kühn ins Herz des Werkes selbst! Stellen wir keine schwarze Tafel auf, um darauf große Linien zu

ziehen zu einem überflüssigen „Quod erat demonstrandum". Es gibt keine Musik, die man beweisen kann. Nur die größte Herzenseinfalt öffnet hier die sichersten Wege. Es kommt darauf an, jenen Duft zu empfinden, jene Ausgeglichenheit, jene Grazie, aus der der Lyrismus geheimnisvoll entspringt.

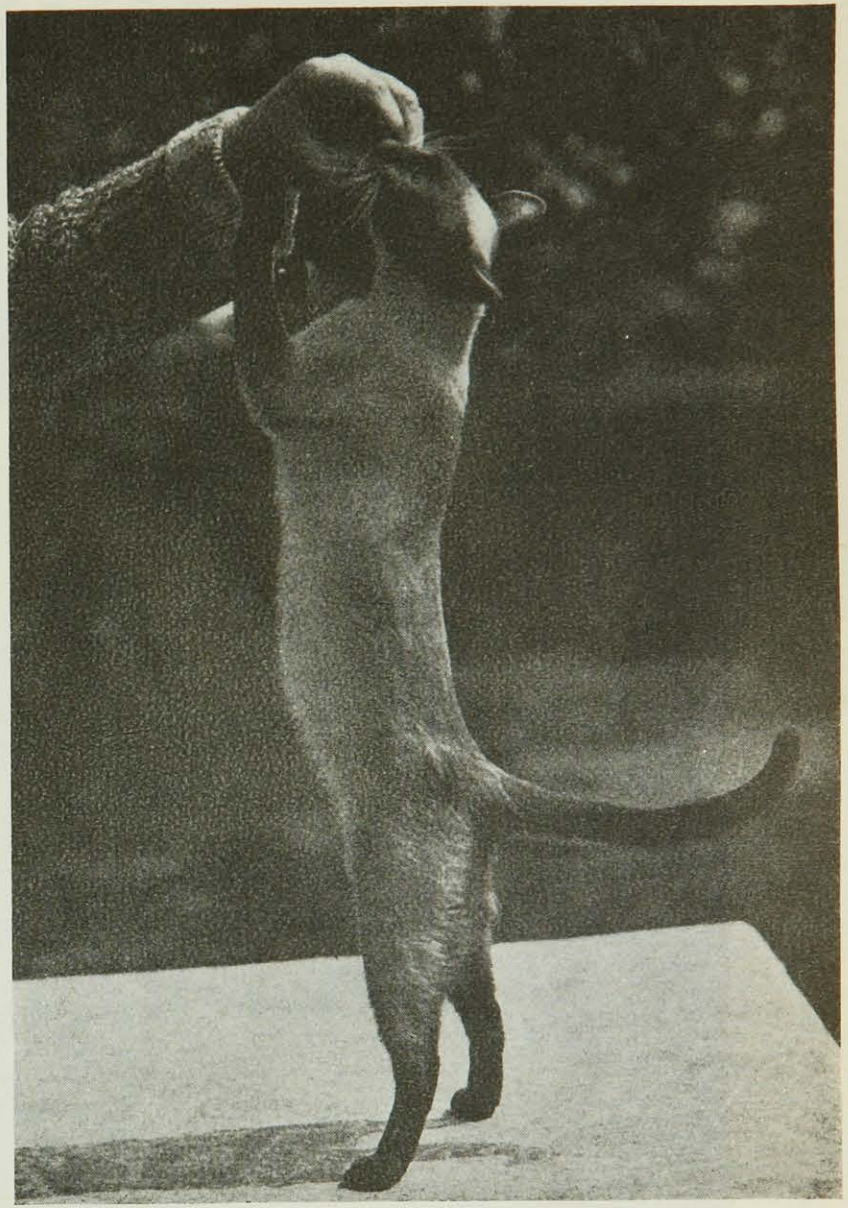
Ich stoße auf einen Satz Winkelmanns, der mich immer so sehr aufbringt, daß ich daraus meine Position entwickle: „Die vollkommene Schönheit ist wie klares Wasser; sie hat keinerlei Geschmack."

Für mich gibt es keinen unrichtigeren Ausspruch. Jede Schönheit, die mich ergreift, hat ein bestimmtes „Aroma", das nur ihr eigene. Seelische und sinnliche Ergriffenheit verursachen einen unerklärlichen Niederschlag, eine harmonische, reiche Blüte (Schönheit läßt sich nicht in bestimmte Grenzen bannen). Die „reinste" Musik hat nicht das mindeste gemein mit „reinem Wasser" — außer vielleicht für jemanden, der sich zu einer geradezu verächtlichen Dialektik herabläßt. Mozart hat sein eigenes Aroma, das nicht weniger stark ist als das Strawinskys. Geist und Herz verbinden sich, um ihr weites Kartenhaus zu errichten. Ich stehe betrachtend, staunend davor. Die „Zauberflöte" oder „Sacre du Printemps" — einerlei: sie sind Meisterwerke, sie sind da, dauerhaft, solide, widerstandsfähig gegen alle Stürme. Ich weiß gewiß, sie sind unerschütterlich. Aber, sie wandeln sich allmählich, je mehr ich mich ihnen nähere, je enger ich sie umkreise. Schließlich habe ich nur noch ein zauberhaftes Bund Blumen in der Hand.

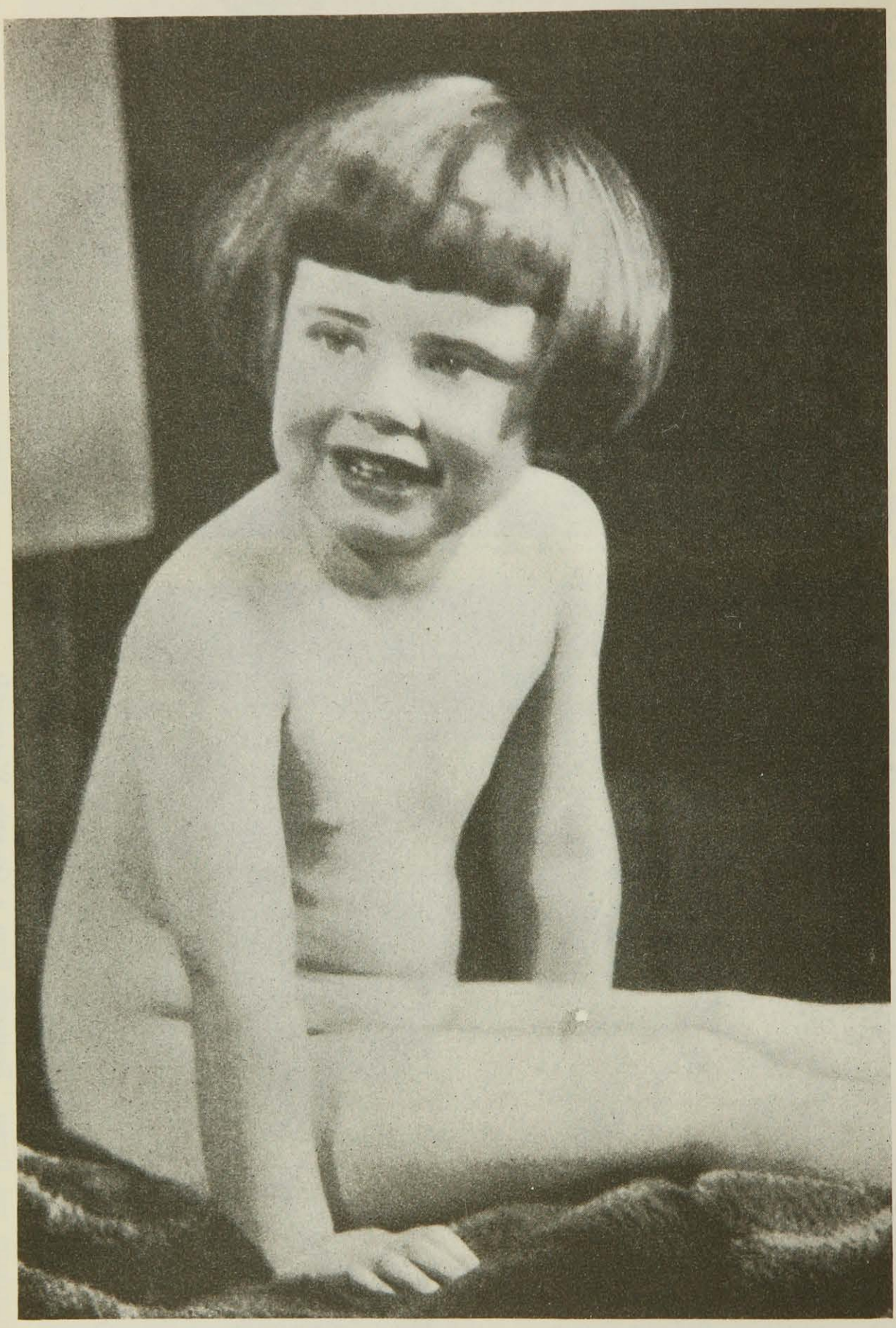
Donatello, Verrocchio, verschiedene Künstler der italienischen Renaissance formten manchmal, um ihren Werken Wahrhaftigkeit zu geben, Totenmasken. Es sind diejenigen unter den jungen Musikern, die ihre Kompositionen nach den Nachlässen Wagners oder Debussys formten, die ich vom ersten Tage an bekämpft habe. Das Straußsche Kasperletheater, mal großmäulig, mal geziert, konnte sie nicht mehr in Versuchung führen. Dann erlebten wir „Sacre du Printemps", ein Werk, ganz und gar durchdrungen von den Wallungen des Genies, explosives Orchester, Bombe, die alte Bäume entwurzelt und in den Grundfesten gelockerte Bauwerke einstürzen läßt

Aber schon um 1917 war die Erinnerung an dieses Fieber, an dieses Ereignis, das uns einmal überfallen und unsere Herzen erschüttert hatte, abgeschwächt. In einem Atelier des linken Seine-Ufers, das in einen Musik- und Ausstellungssaal der jungen Künstler des Montparnasse umgewandelt war, fand damals ein Musikfest zu Ehren des Werkes von Erik Satie statt. Unbeschreiblich ist das Erstaunen, das ein Publikum ergriff, das der faden Nachahmung

Siamkater und Perser. Besitzerin Frau v. Garvens, Worpswede



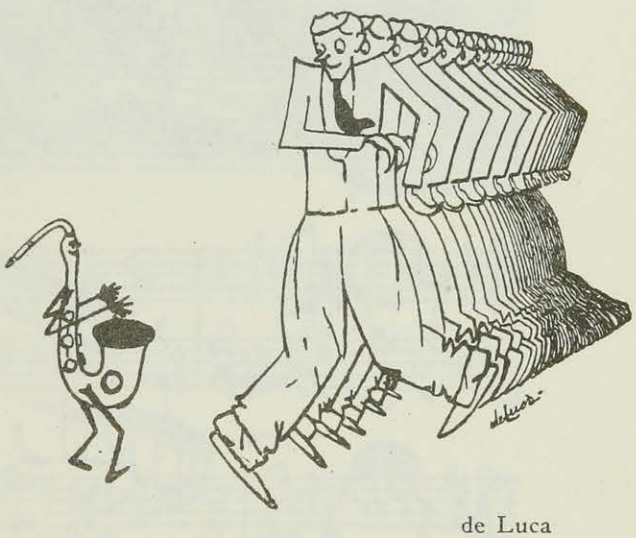
Siamkatze „Schnüfti“ Züchterin Frau v. Oertzen



Miß Joan Wyndham

der Debussysten etwa überdrüssig war, wie z. B. eines Louis Aubert, dessen Bruder die Belanglosigkeit und dessen Gefährtin die Geistesarmut sind. Erst auf diesem Musikfest offenbarte sich die Größe, die Realität des Menschen und des Werkes Satie. Dieser allgemeinen Offenbarung möchte ich ein Wort Strawinskys hinzufügen, das er mir nach einem Vortrag von „Parade" sagte: „Es gibt drei französische Musiker: Bizet, Chabrier und Satie."

Schlagen Sie die Partitur zu „Parade" auf, in der drei „Nummern" aufeinander folgen, die die Musik-Hall nicht umgestalten, sondern sie erweitern und vergrößern. Und übersehen Sie nicht die Zartheit, die Pathetik von „Socrate", einem Konzert, das erfüllt ist von Rhythmus und Harmonie, in dem jeder Teil den anderen überbietet an immer neuer Bewegung und neuer Ausgeglichenheit. Hier am stärksten ist die klare und starke Lehre unseres Meisters fixiert.



de Luca

Darf ich noch unsere Kollektivvorstellungen erwähnen: „Le Boeuf sur le Toit" von Jean Cocteau und Darius Milhaud, meinen Foxtrott: „Adieu, New York", dann die Musik zu „Les Mariés de la Tour Eiffel" und an das schwedische Ballett mit den Bühnenbildern von Irene Kagut, Kostümen und Masken von Jean Hugo.

Schon oft habe ich die wundervollen Verse erwähnt, mit denen Apollinaire seine „Calligrammes" abschließt:

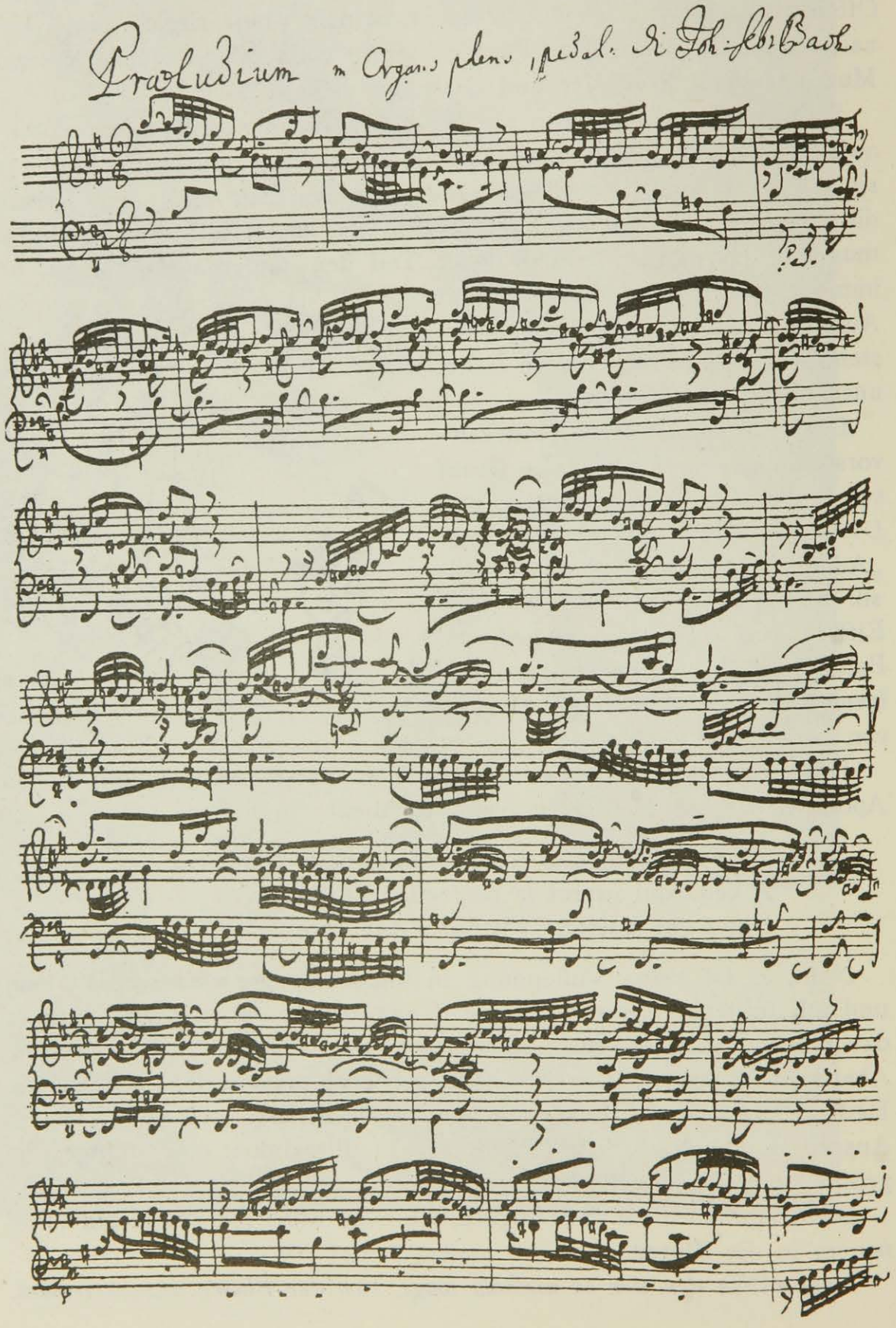
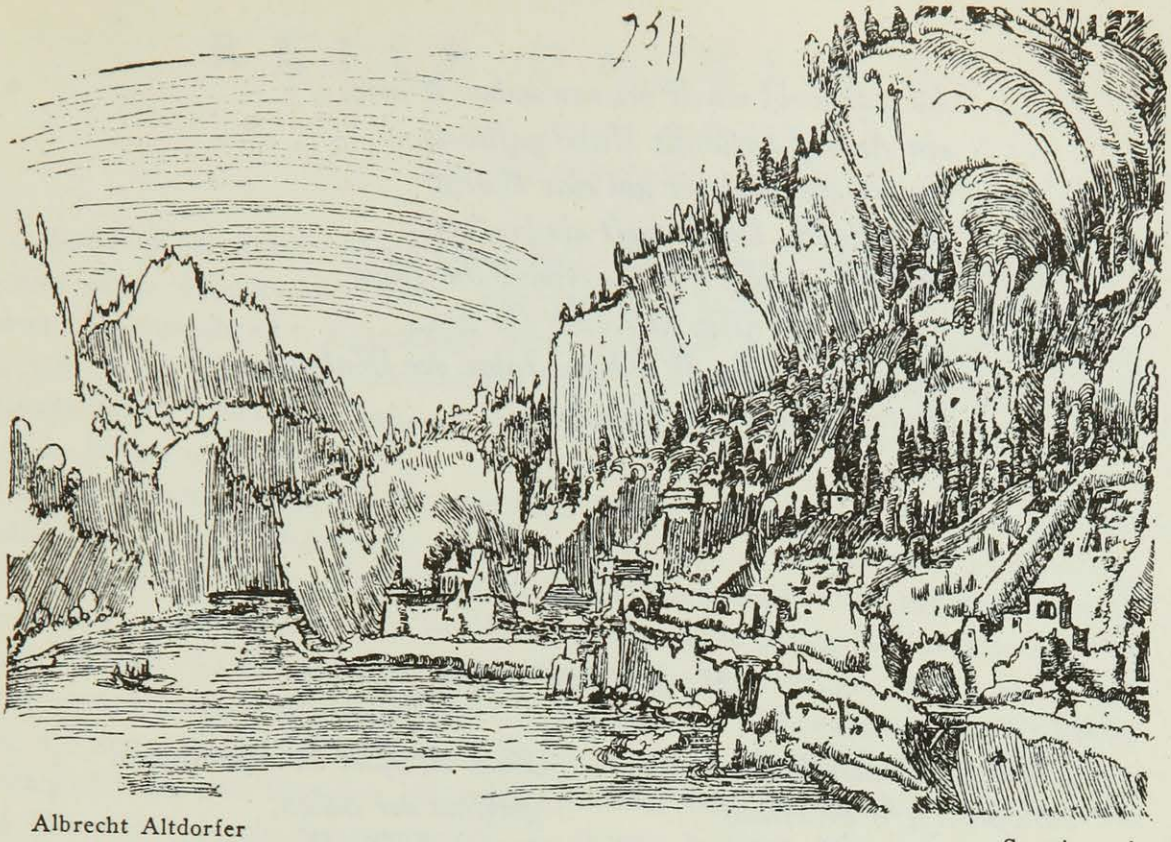
„Soyez indulgents lorsque vous nous comparez
A ceux qui furent la perfection de l'ordre,
Nous qui quêtons partout l'Aventure . . ."

Nein, es ist keine Vollendung in unseren gegenwärtigen Werken, und ich fühle in mir stets den Ruf zum Abenteuer, der mich immer davor bewahren wird, mich einer Regel, einem Gesetz zu unterwerfen. Aber wieviel Nachsicht haben wir zu fordern! Inwieweit haben wir, die Heutigen, ein Recht, die herrlichen Worte eines Dichters für uns in Anspruch zu nehmen, der oft mit der Treuherzigkeit eines Kindes die größte Reinheit erreicht hat?

Das frage ich mich. Ich zögere, ich fasse Mut. Ich stürze mich von neuem in die Fluten.

Unglücklich der, der es niemals wagt, sich den Fluten anzuvertrauen.

ORIGINAL-HANDSCHRIFT VON JOHANN SEBASTIAN BACH

(Aus dem musikhistorischen Museum in Köln)



Albrecht Altdorfer

Sarmingstein

ZWEI GEDICHTE

von

GOTTFRIED BENN

*

I. JENA

„Jena vor uns im lieblichen Tale“
schrieb meine Mutter von einer Tour
auf einer Karte vom Ufer der Saale,
sie war in Kösen im Sommer zur Kur;
nun längst vergessen, erloschen die Ahne,
selbst ihre Handschrift, Graphologie,
Jahre des Werdens, Jahre der Wahne,
nur diese Worte vergesse ich nie.

Es war kein berühmtes Bild, keine Klasse,
für lieblich sah man wenig blühn,
schlechtes Papier, keine holzfreie Masse,
auch waren die Berge nicht rebengrün,
doch kam man vom Lande, von kleinen Hütten,
so waren die Täler wohl lieblich und schön,
man brauchte nicht Farbdruck, man brauchte nicht Bütten,
man glaubte, auch andere würden es sehn.

Es war wohl ein Wort von hoher Warte,
ein Ausruf hatte die Hand geführt,
sie bat den Kellner um eine Karte,
so hatte die Landschaft sie berührt,
und doch — wie oben — erlosch die Ahne
und das gilt allen und auch für den,
die — Jahre des Werdens, Jahre der Wahne —
heute die Stadt im Tale sehn.

*

II. ANNONCE

„Villa in Baden-Baden,
schloßartig, Wasserlauf
im Garten, Ballustraden
vermietbar oder Kauf" —
das ist wohl so zu lesen,
von Waldessaum begrenzt,
mit Fernblick und Vogesen
und wo die Oos erglänzt.

Nun mag wohl ein Tiroler
von Burg und Martinswand
erwägen, ob ihm wohler
im wellig heitern Land
oder aus andern Kreisen,
wo Herz und Sinne weit
das Schöne offen preisen
und frohe Gastlichkeit.

Zum Beispiel Sommerstunde
geöffnet der Salon,
berauscht die Rosenrunde
vom Klang des Steinway son
das Lied, das Lied hat Flügel,
wie's durch den Garten zieht,
wo man vom Flaggenhügel
die Handelskammer sieht.

Oder wie seelisch offen,
wie strömt man hin so frei:
„Der Mann dort in Pantoffeln,
der Gärtner, zieht im Mai,
er will schon wieder gehen,
und eh' man dann was fand,
man gibt die Orchideen
nicht gern von Hand zu Hand."

So nicht nur Ehrenrunden
und Oberflächlichkeit,
es führt zu innern Stunden,
Leid und Vergänglichkeit
und hält Gesundheitsschaden
für die Familie auf
die Villa Baden-Baden,
schloßartig, Wasserlauf.

REISE UM BENN

Von

RUDOLF KURTZ

In blauer Korrektheit, blond gescheitelt, nicht mehr Embonpoint als ziemlich und sonor beherrschter Ton. Aus der Sprechstunde — vom Beruf her — etwas, das verschreibt, Ratschläge gibt, sich leise gelangweilt vom Stuhlgang bis um das Zahnpulver bekümmert. Mit einem verlegenen Gefühl für das Private seiner geistigen Existenz und ohne große Schätzung für den Spezialarzt in Raum und Zeit.

O die Vereinsamung in der sozialen Welt. Bezogenheit entlarvt sich als Isolierung, jeder Händedruck trennt, ja und nein erschafft neue Inselhaftigkeiten der Seele. Nur Allein-Sein, kunstvoll hergestellt, baut die Brücke, verflicht eins in alle, macht Ich zu Mensch. Menschlichstes Glück des Schreibtischs, sanften Lichts gebadet, Ferne und Nähe gemeinsam, stiller noch und verschwistert mit allen Organismen. Der Dichter, abgezogen der Wirklichkeit, die seine statistisch erfaßbare Existenz aufnimmt und darum für ihn unverdaulich: an rotblühenden Abenden, Anschleichen blauer Nebel, Schaufeln voll Mondlicht durch Spitzengewebe — da nun beginnt Aufgang des privaten Seins, da nun entsteht Gemeinschaft, Menschverbundenheit, Welt. Alles nach innen gelegt: herum die Stummheit. Leben in einer Glasflasche. Atmen, gesteigert durch den Druck einer Stickstoffhülle.

Was dort spazieren geführt wird, ist blond, mit Kornblumenaugen, lebensüberströmt in Sonne und Laub. Recht eigentlich Eldorado der Lebensfreunde, der wohlgenährten Kenner, der Schwärmenden auch und der Beseligten. Wenn das Wissen nicht wäre und seine Chimäre.

Die Illusion des Wissens aber ist die Pseudo-Wirklichkeit, das Atmen der Schatten, Umarmung der anatomisch greifbaren Skelette. Schwere gehirnliche Infektion, durch alle Examina gehetzt, immun gegen Säure und Ekstase, zerfaltet in Formeln, zerknittert, zusammengeschnurrt wie eine peruanische Topfleiche. Zwei Welten, die wie astrale Kreise ineinanderschweben, Explosion der Berührungen, Strahlenfeuer der Schnitte — weiche Gehirne, unter Stacheln von Europäerangelegenheiten leidend, tief zerstuft, nadelspitz. Ein Lamm mit Belladonnaaugen. Parzival mit dem Kokainlöffel. Kaspar Hauser, um eine verschminkte Hure psychoanalytisch bemüht.

Blauer Wein über rötlichem Marmor, von Sternennächten sanft umrauscht. Meer, das ans Ufer spielt, warm, milde, abklingend. Mittag und Schlaf. Warm wie Heimat, warm wie Meer, warm wie Mutterschoß. O unsere Heimat, verwüstet durch Kategorien, entlaubt durch Hypothesen, unwirtlich von Beweisen. Eine grelle Bühnendekoration, im Vordergrund aufgestellt, Perspektiven beanspruchend, Dimension behauptend, Leben aus Lichteffekten. O und zerfließend, Entformungsgefühl, im Wellenschlag mitatmend, mechanisch, ohne personellen Aufwand und Ehrgeiz. Ein Postbeamter unter andern, ganz klein, mathematisch nicht mehr beachtlich, nur so ein bißchen atmend, amöbenhaft, ohne Aktivität das Wehen des Windes in den Zellen spürend und in guter

Stunde: Stäuben der Sonne. Reduktion auf die Zelle, ohne Vernegerung, ohne Banales. Traum des Gehirnlich-Verhetzten, dem Bild und Wort sich nicht decken. Der panisches Erschrecken fühlt vor dem, was Vision war und nun Begriff ist.

Schicksalsvolle Trennung des Erlebens und Aussprechens. Im Wort ist Knochen, Kalk, statische Konstruktion. Das lebte einmal, trug Farbe, das strotzte wie gespannte Euter: und ist nun Wort, Marke, Sinnbild.

Die Logik wird zum Problem, das Hier und Da, Innen und Außen. Illustration: die Zufälligkeit des Menschen. Umlagerung von ein paar Nervenfasern, Trübung des Himmels, Horizont violett, schwere Tücher schleppen, kalte Sonne: schizophren. Lächerliche Fratze des Anspruchs. Was ist der Mensch? Anspruch auf ein Dutzend medizinischer Fachausdrücke, und wenn er seine Jahrhundertreife vergißt, kräftig zupackt: eine Groteske im Dreck, verwestes Nasenbein, das Lied an die Freude quäkt, Zahnstummel, der ergo cogito kaut. Es lebe das Nachtkaffee, die Zither und der Aelpler und der knietiefe Schmatzkuß im Samtfauteuil.

Reise um die Welt Benns, Reise um ihn, Spaziergang in seine Seele. Wenn die Rechnung stimmen würde, gäbe es statt seiner Bücher eine nicht weiter beachtliche Leiche. Sie stimmt nicht, weil Kunst in der Welt ist, Gestalten und Da-sein, Form und Wirklichkeit. Unsagbares Geheimnis der künstlerischen Form, das Qual und Leid, Glück und Siechtum nur ihr reines, ihr einfaches Material wird.

O dieser verlorene Ideologe, den das Wunder der Landschaft in seinem eitergrünen Träumen überrascht, dem Blitze der Sonne die wohlarrangierte Geschwürsymphonie zerreißen, in dessen Verwesungsatmosphäre Sinken und Steigen des Meeres träumerisch eindringt. Kühne Versicherung unseres großen, heroischen Daseins: der Dichter, der von einem sehr entfernten, sehr unbekannten, sehr gefährlichen Kap aus männlichen Schritts das Leben neu erobert.

Otto Schoff

Touchagues

DAS KUNSTGEWISSEN

Von

O. HENRY

„Ich konnte niemals meinen Partner Andy Tucker auf die legitimen ethischen Prinzipien des reinen Schwindels beschränken," sagte eines Tages Jeff Peters zu mir.

„Andy besaß zu viel Phantasie, um ehrlich zu sein. Er pflegte Projekte fürs Geldverdienen zu entwerfen, die so nach Betrug und Hochfinanz schmeckten, daß man sie nicht einmal in den Satzungen des Rabattsystems einer Eisenbahnkompagnie geduldet hätte.

Ich selber hielt nie etwas davon, eines Mannes Dollars zu schnappen, wenn ich ihm nicht etwas dafür geben könnte, zum Beispiel Schmuck aus Goldblech, Gartensamen, Hexenschußtinktur, Aktienzertifikate, Ofenschirme oder ein Loch im Kopf, kurzum etwas, was er für sein Geld zeigen konnte. Schätze: ich muß vorzeiten Neuengländer unter meinen Ahnen besessen und etwas von ihrer Nackensteife und biederen Polizeifurcht geerbt haben.

Aber Andys Stammbaum war anderer Art. Ich glaube nicht, daß er seine Abstammung weiter zurück verfolgen konnte als eine Aktiengesellschaft.

Eines Sommers, während wir im mittleren Westen das Ohio-Tal mit einer Kollektion von Familienalbums, Kopfwehpulvern und Haarwuchszerstörern abgrasten, bekam Andy eine seiner erhabenen und kriminellen Finanzideen."

„Jeff," sagte er, „ich habe mir gedacht, wir sollten diese Kohlrübenzüchter fallen lassen und unser Augenmerk auf irgend etwas Nahrhafteres und Produktiveres richten. Wenn wir fortfahren, diese Ackerknechte für ihr Eiergeld zu knipsen, wird man uns zu der Klasse der Naturschwärmer zählen. Was ist's, wollen wir in die Festungen des Wolkenkratzerlandes eindringen und einen feisten Spekulanten an der Kehle packen?"

„Well," sagte ich, „du kennst meine Idiosynkrasien. Ich ziehe einen geraden, nicht ungesetzlichen Geschäftsstil vor, so wie wir es jetzt treiben. Wenn ich Geld nehme, wünsche ich in den Händen des andern irgendeinen greifbaren

Gegenstand zurückzulassen, den er betrachten kann und der seine Aufmerksamkeit von meiner Spur ablenkt, selbst wenn es nur ein komischer Juxfingerring ist, mit dem man einem Freund Parfüm ins Auge spritzt. Aber wenn du eine neue Idee hast, Andy, so laß uns einen Blick auf sie werfen. Ich bin nicht so auf das Kleinhandwerk eingeschworen, daß ich irgend etwas Besseres als Beisteuer verschmähen würde."

„Ich dachte," sagt Andy, „an eine kleine Jagd ohne Hörner, Hunde oder Kameras unter den großen Herden des Midas Americanus, gemeiniglich bekannt als die Pittsburger Millionäre."

„In New York?" frag' ich.

„Nein, Sir," erwidert Andy. „In Pittsburg. Dort ist ihre Heimat. Sie lieben New York nicht. Sie gehen dann und wann hin, aber nur, weil man's von ihnen erwartet. Ein Pittsburger Millionär in New York ist wie eine Fliege in einer heißen Tasse Kaffee, er erregt Aufmerksamkeit und Kommentare, aber es macht ihm keine Freude. New York bespöttelt ihn, weil er in dieser Stadt der Schleicher, Snobs und Spötter soviel Geld verpulvert. In Wirklichkeit gibt er überhaupt nichts aus, während er sich dort aufhält. Ich sah eine Aufzeichnung über die Kosten eines zehntägigen Ausflugs nach der Großmäulerstadt, den ein Pittsburger unternahm, der einmal 15 Millionen besaß. So schrieb er's auf:

Eisenbahnfahrt hin und zurück	21 Dollar
Wagenfahrt zum und vom Hotel	2 „
Hotelrechnung pro Tag 5 Dollar	50 „
Trinkgelder	5 750 „
Endsumme	5 823 Dollar

Das ist die Stimme von New York," fuhr Andy fort. „Die Stadt ist nichts anderes als ein Oberkellner. Wenn du ihr zuviel Trinkgeld gibst, geht sie, stellt sich an die Tür und macht sich mit dem Garderobenjungen über dich lustig. Wenn ein Pittsburger Geld ausgeben und ein Vergnügen haben will, bleibt er zu Hause. Und dort ist's, wo wir ihn fangen werden."

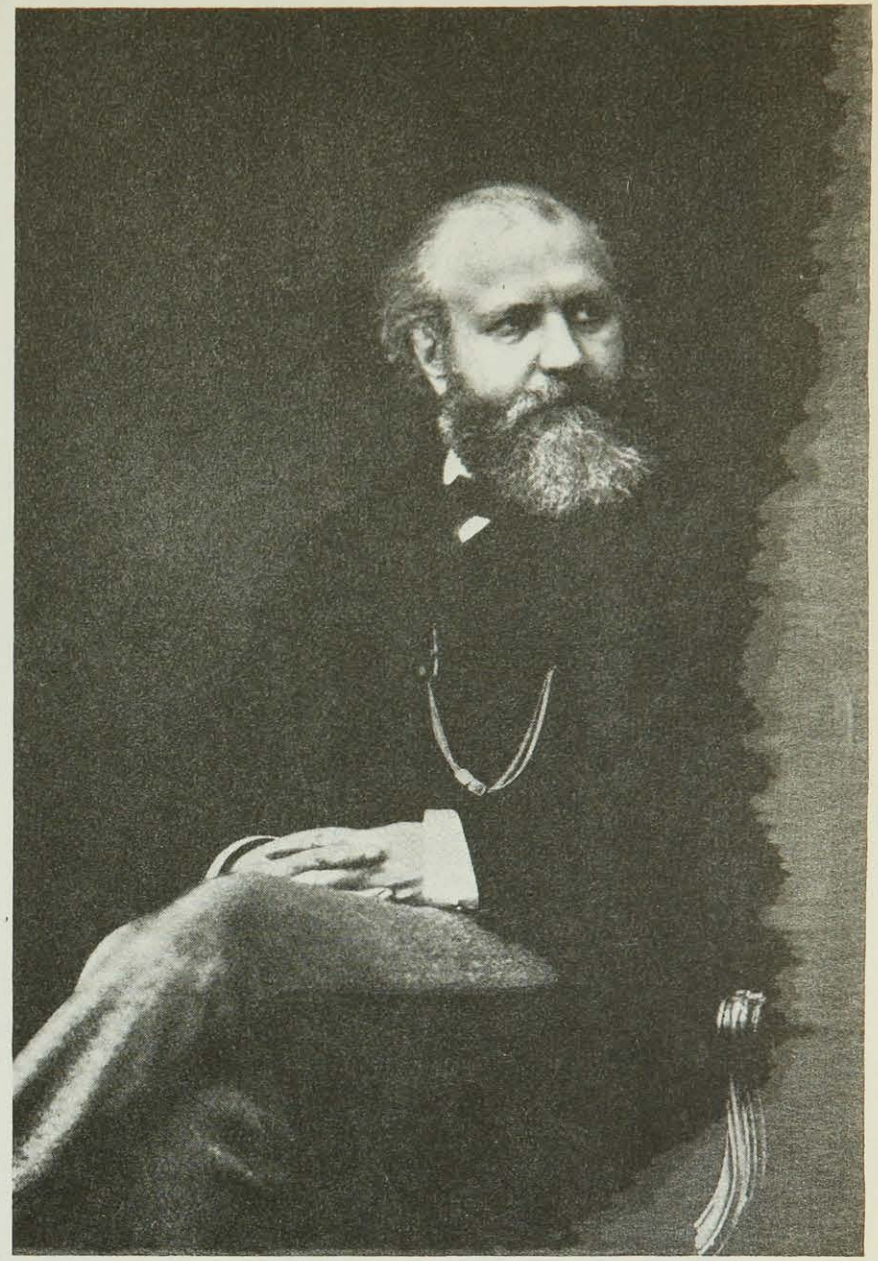
Gut also, um eine knappe Geschichte noch knapper zu machen, ich und Andy verpackten unsere Antipyrinpulver und Albums in den Keller eines Freundes und lenkten unsere Schritte nach Pittsburg. Andy hatte keinen besonderen Plan von spitzfindigen Kniffen und Gewalttaten entworfen, aber er hegte immer ein gewaltiges Vertrauen, daß seine unmoralische Natur bei jeder sich bietenden Gelegenheit parat sein würde.

Als eine Konzession an meine Begriffe von Selbsterhaltung und Rechtlichkeit versprach er mir, wenn ich bei einem kleinen geschäftlichen Abenteuer, das wir dort vielleicht ins Werk setzten, eine aktive und kriminelle Rolle spielen sollte, so würde irgendein Ding für den Geruchs-, Gesichts-, Geschmacks- oder Tastsinn wirklich vorhanden und angemessen sein, um dem Opfer für sein Geld übermittelt zu werden, damit mein Gewissen unbeschwert ruhen könnte. Auf das hin fühlte ich mich wohler und ließ mich fröhlicher auf das faule Spiel ein.

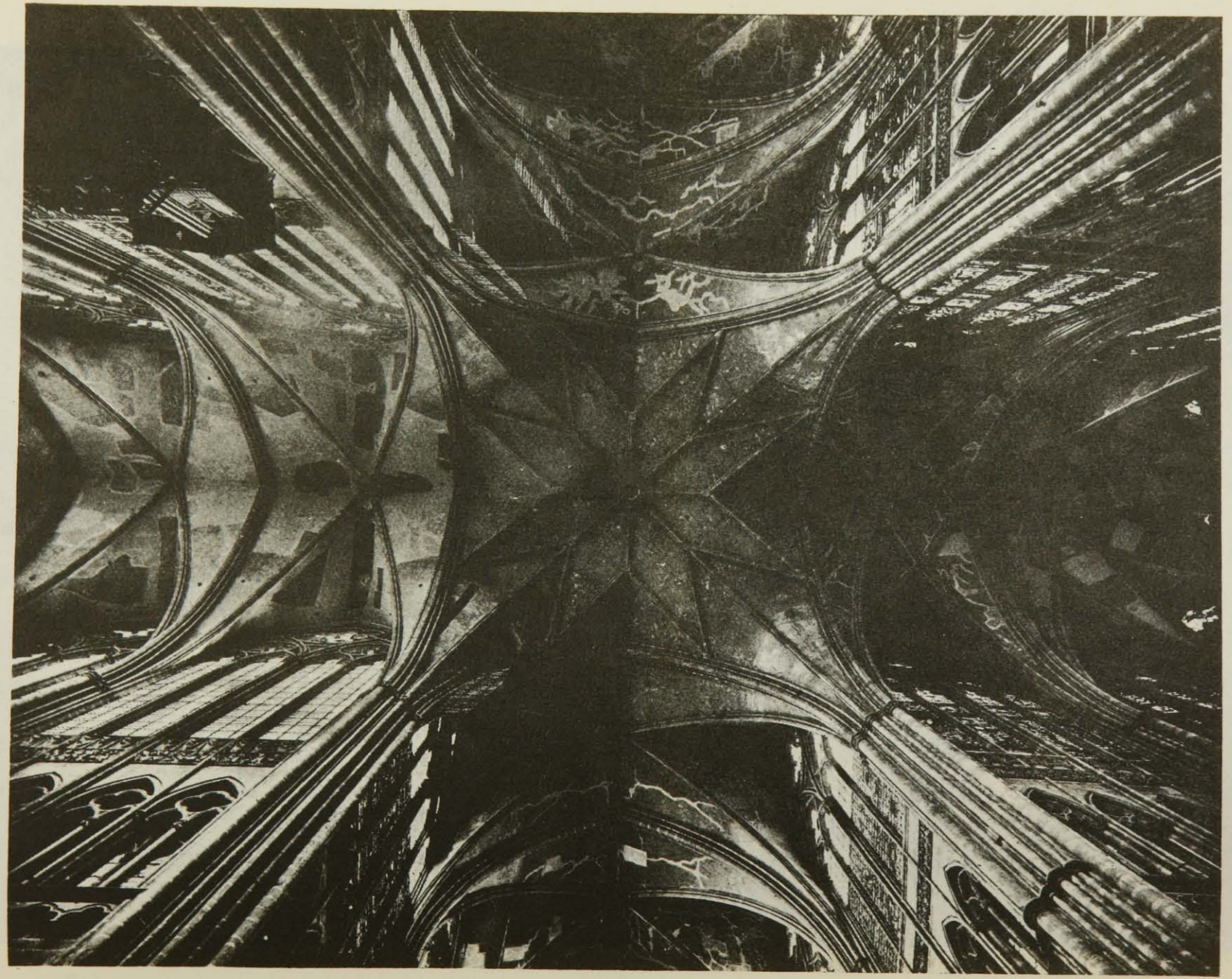
„Andy," sagte ich, als wir längs des Schlackenpfades, den sie Smithfield Street nennen, durch den Rauch schlenderten, „Andy, hast du ausgeknobelt, wie

v. Debschitz-Kunowski

Alban Berg

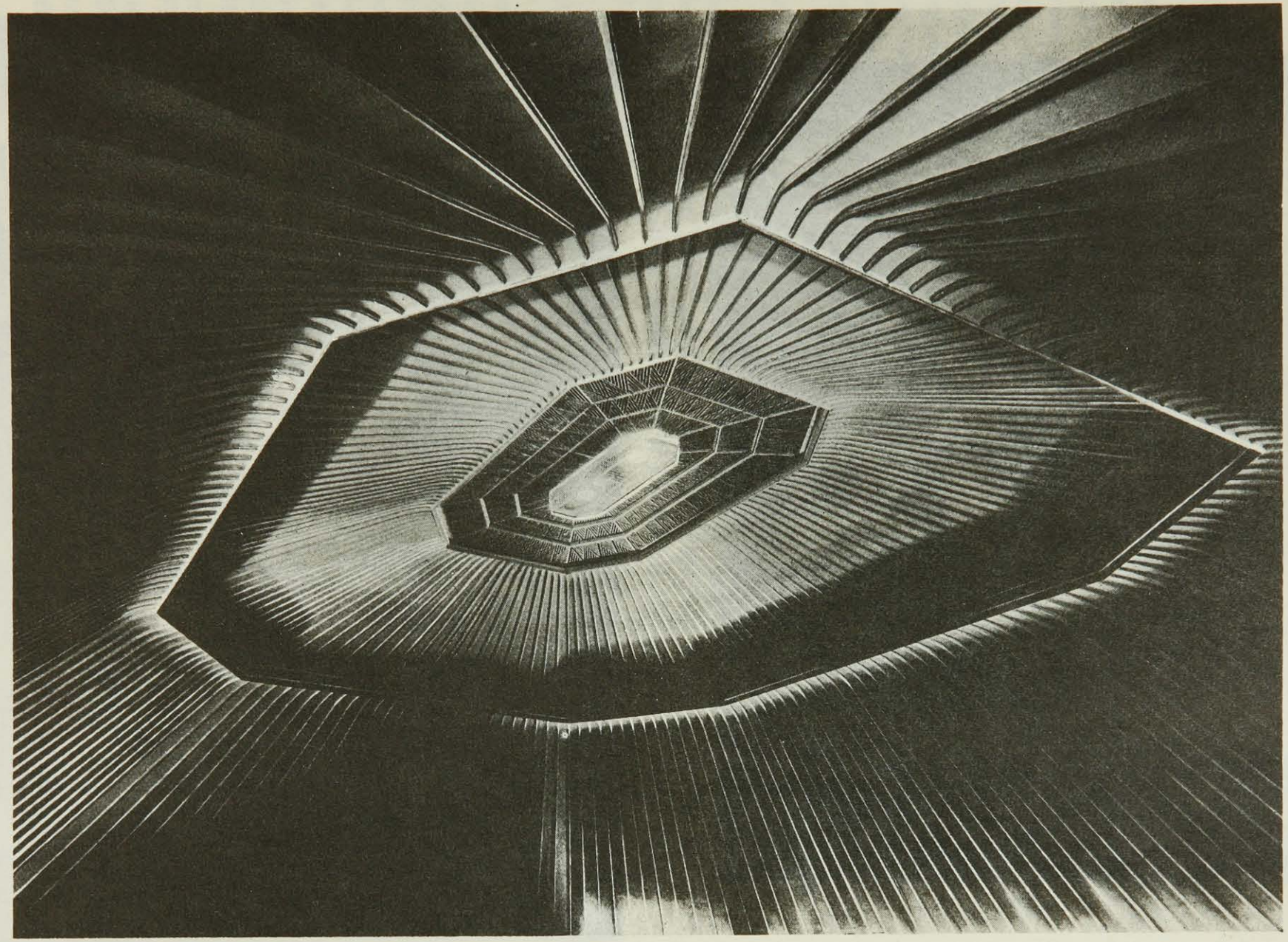


Charles Gounod

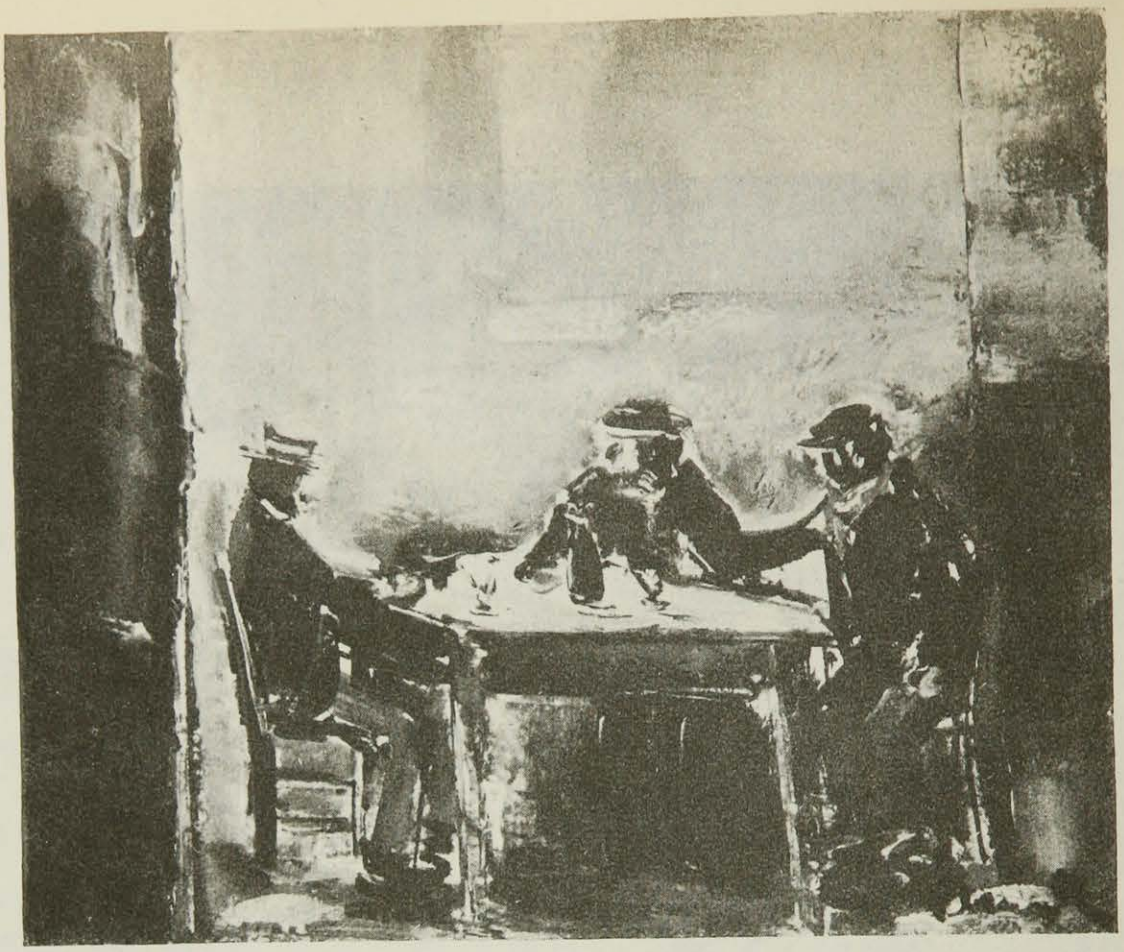


Vierungsgewölbe im Dom zu Metz

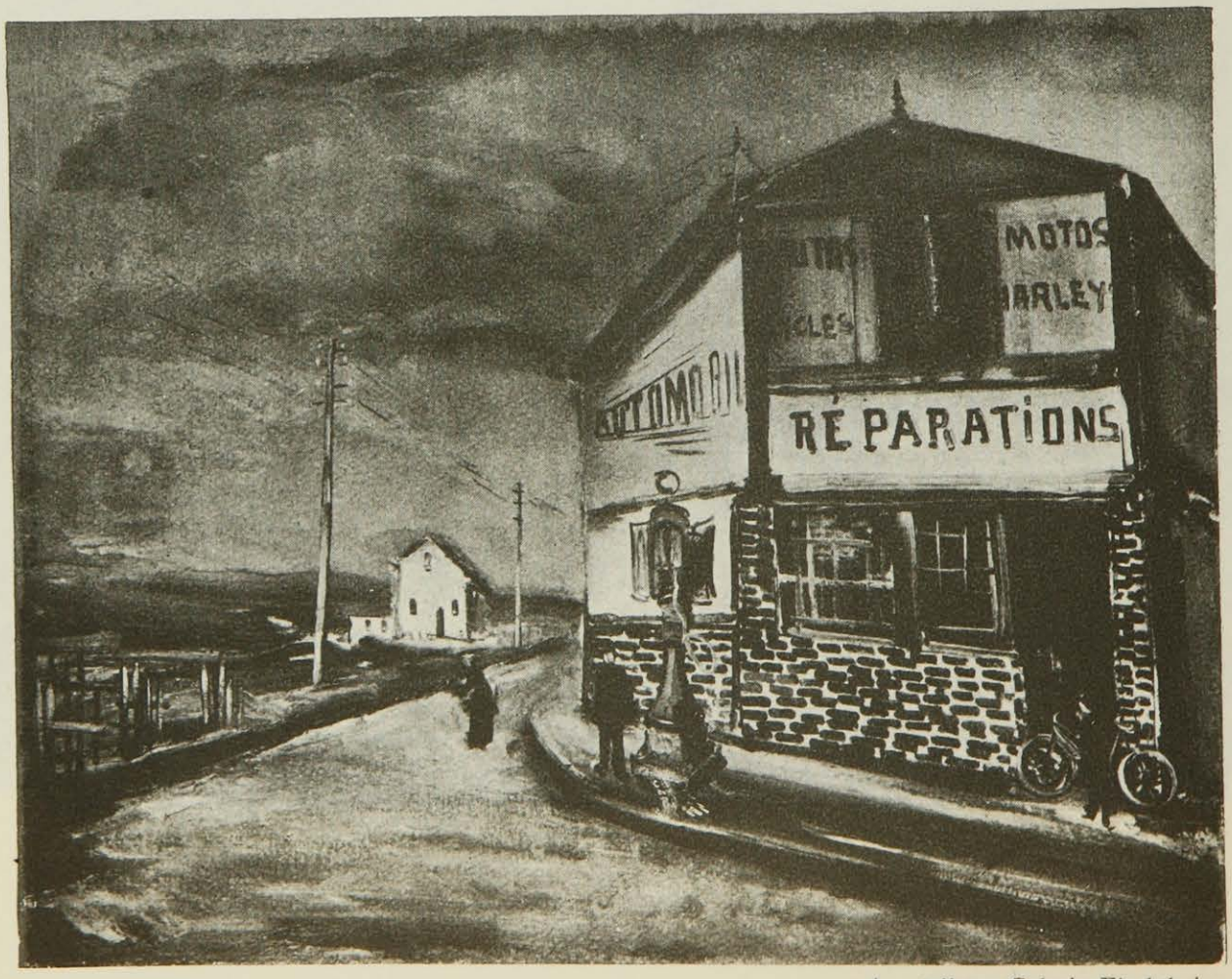
Photo Staatl. Bildstelle



Hans Poelzig, Decke im „Capitol“, Berlin



Feierabend



Ausstellung Galerie Flechtheim

Autoreparaturwerkstatt

wir es anstellen müssen, um mit diesen Kokskönigen und Roheisenausbeutern bekannt zu werden? Nicht, daß ich meinen eigenen Wert oder mein System des noblen Benehmens in Verruf bringen und mit der Olivengabel oder dem Pastetenmesser arbeiten würde; aber wird nicht der Eintritt in die Salons der Importenraucher schwieriger sein, als du dachtest?"

„Wenn's überhaupt ein Hindernis gibt," erwiderte Andy, „so liegt es in unserer eigenen Verfeinerung und eingewurzelten Kultur. Die Pittsburger Millionäre sind eine feine Zunft von simplen, anspruchslosen, demokratischen Männern, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Sie sind rauh aber unfreundlich in ihren Manieren, und obgleich ihre Art lärmend und ungeschliffen ist, steckt doch hinter allem ein gutes Teil von Unhöflichkeit und Anticourtoisie. Fast jeder einzelne von ihnen ging aus obskuren Anfängen hervor, und in obskurem Dunkel werden sie leben, bis die Stadt soweit ist, Rauchverzehrer zu verwenden. Wenn wir uns einfach und ohne Ziererei benehmen, nicht zu weit von den Kneipen weggehen und so viel Staub aufwirbeln wie ein Schutzzoll auf Stahlschienen, wird es uns nicht die leiseste Mühe machen, einem oder dem andern ganz gemütlich zu begegnen."

Well, Andy und ich trieben uns ungefähr drei oder vier Tage in der Stadt herum und orientierten uns. Wir lernten mehrere Millionäre von Ansehen kennen.

Einer pflegte mit seinem Automobil vor unserm Hotel anzuhalten und sich einen halben Liter Champagner herausbringen zu lassen. Wenn der Kellner den Stöpsel geöffnet hatte, setzte er die Flasche an den Mund und trank sie aus. Daraus konnte man ersehen, daß er Glasbläser war, bevor er sein Vermögen verdiente.

Eines Abends blieb Andy aus und kam nicht zum Essen ins Hotel. Um 11 Uhr trat er in mein Zimmer.

„Hab' einen gestellt, Jeff," sagte er. „Zwölf Millionen. Petroleum, Walzmühlen, Grundbesitz und Erdgas. Es ist ein feiner Mann; hat kein Getue an sich. Verdiente sein ganzes Geld in den letzten fünf Jahren. Hat Professoren gemietet, die jetzt seine Erziehung besorgen — Kunst, Literatur, Toilettenartikel und sonstige Dinge. Als ich ihn sah, hatte er eben gegen einen Mann vom Stahltrust eine Wette von 10 000 Dollar gewonnen, daß es heute vier Selbstmorde in den Walzwerken am Alleghany geben würde. Daher mußte jeder, den er in seiner Nähe traf, herankommen und mit ihm trinken. Er fand Gefallen an mir und forderte mich auf, mit ihm zu dinieren. Wir gingen in ein Restaurant in der Diamond Alley, saßen auf Stühlen, genehmigten perlenden Mosel, Muschelragout und Apfelkuchen. Dann wollte er mir seine Junggesellenwohnung in Liberty Street zeigen. Er hat zehn Zimmer über einem Fischmarkt, mit Badebenutzung im nächsten Stock. Er sagte mir, die Einrichtung habe ihn 18 000 Dollar gekostet, und ich glaub's. Er hat in einem Zimmer Bilder im Wert von 40 000 Dollar und in einem andern Kuriositäten und Antiquitäten für 20 000. Er heißt Scudder, ist 45 Jahre alt, erhält Klavierlektionen und 15 000 Fässer Erdöl pro Tag aus seinen Bohrlöchern."

„All right," sag' ich. „Startgeschwindigkeit befriedigend. Aber Ke wule-wu? Was nützt uns der Kunsttrödel? Und das Oel?"

„Nun," erwiderte Andy, gedankenvoll auf dem Bett sitzend. „Dieser

Mann ist nicht das, was man einen gewöhnlichen Protz nennen würde. Als er mir sein Kabinett mit den Kunstseltenheiten zeigte, hellte sich sein Gesicht auf wie die Tür eines Koksofens. Er sagte, wenn einige von seinen großen Käufen zustande kämen, würde er's so weit bringen, daß J. P. Morgans Sammlung von Konditortapeten und Perlstickereien wie der Inhalt eines Straußenkropfes aussehe, den eine Laterna magica auf den Schirm projiziert. Und dann zeigte er mir eine kleine Schnitzerei" — fuhr Andy fort —, „die, wie jedermann sehen konnte, ein wundervolles Ding war. Es sei etwa 2000 Jahre alt, sagte er. 's war eine Lotosblüte mit einem Frauenkopf in der Mitte, aus einem kompakten Stück Elfenbein geschnitzt. Scudder suchte es in einem Katalog auf und beschrieb's. Ein ägyptischer Schnitzer namens Khafra machte zwei solcher Dinge für den König Ramses II. um das Jahr vor Christi Geburt. Das andere ist nicht zu finden. Die Trödler und Antiquitätenwanzen haben ganz Europa durchstöbert, aber es scheint nicht im Handel zu sein. Scudder zahlte 2000 Dollar für das Stück, das er besitzt."

„Oh," sag' ich, „das klingt wie das Murmeln eines Bächleins. Ich dachte, wir kamen hierher, um den Millionären das Geschäft beizubringen, und nicht, um von ihnen Kunstgeschichte zu lernen!"

„Geduld," erwiderte Andy freundlich, „vielleicht wird sich der Nebel in kurzem zerteilen."

Den ganzen nächsten Morgen war Andy außer Haus. Ich sah ihn erst zu Mittag. Er kam ins Hotel und rief mich quer über das Vestibül in sein Zimmer, dann zog er ein rundliches Paket, ungefähr so groß wie ein Gänseei, aus der Tasche und wickelte es auf. Es war eine Elfenbeinschnitzerei, akkurat wie nach seiner Beschreibung die des Millionärs.

„Ich ging vor einer Weile in eine Trödelbude und Pfandleihe," sagt Andy, „und sah dieses Ding da versteckt unter einem Haufen von alten Dolchen und Plunder. Der Pfandleiher sagte, er habe es schon seit mehreren Jahren, und er glaube, es sei von einigen Arabern oder Türken oder ausländischen Kerlen geklaut worden, die unten am Fluß zu wohnen pflegten. Ich bot ihm zwei Dollar dafür, aber man muß es mir angesehen haben, daß ich es haben wollte, denn er sagte, er würde seinen Kindern den Pumpernickel vom Munde wegstehlen, wenn er sich auf eine Unterhandlung einließe, die nicht auf einen Preis von 35 Dollar abziele; schließlich bekam ich's für 25."

„Jeff," fährt Andy fort, „dies ist das exakte Gegenstück zu Scudders Schnitzerei. 's reicht ihr absolut das Wasser. Er wird 2000 Dollar dafür bezahlen, und zwar so hurtig, wie er sich eine Serviette unters Kinn binden würde. Und warum sollte es auch nicht das echte zweite Stück sein, das der alte Zigeuner geschnitzt hat?"

„Warum nicht, freilich!" sag' ich. „Und wie sollten wir ihn dazu zwingen, daß er es freiwillig kauft?"

Andy hatte seinen Plan fertig, und ich will Ihnen erzählen, wie wir ihn ausführten.

Ich erhielt eine blaue Brille, zog meinen schwarzen Frack an, zerzauste mein Haar und wurde Professor Pickleman. Dann ging ich in ein

anderes Hotel, trug mich ins Fremdenbuch ein und telegraphierte an Scudder, er solle mich sofort in wichtigen Kunstgeschäften besuchen. In weniger als einer Stunde lud ihn der Aufzug bei mir ab. Er war ein schwerfälliger Mann, mit einer Trompetenstimme, und roch nach Connecticut-Zigarren und Naphthalin.

„Hallo, Professorchen," ruft er. „Wie geht's Ihnen?"

Ich zerraufe mein Haar noch ein wenig stärker und starre ihn durch die blauen Gläser an.

„Sir," sag' ich, „sind Sie Cornelius T. Scudder? Aus Pittsburg in Pennsylvanien?'

„Ja", erwidert er. „Kommen Sie und trinken wir eins."

Rolf Nesch

„Ich habe weder Zeit dazu noch Verlangen nach solch schädlichen und verderblichen Vergnügungen," sag' ich. „Ich bin aus New York gekommen in geschäft — —, in künstlerischen Angelegenheiten. Ich erfuhr, daß Sie der Eigentümer einer Elfenbeinschnitzerei aus der Zeit Ramses' II. sind, die den Kopf der Königin Isis in einer Lotosblüte darstellt. Es wurden nur zwei solche Schnitzereien verfertigt. Die eine war viele Jahre lang verschwunden. Ich entdeckte und erwarb die andere in einem Pfand -- — in einem obskuren Museum in Wien. Ich wünsche Ihr Stück zu kaufen. Machen Sie Ihren Preis."

„Nun, heiliger Paphnutius, Professorchen," sagt Scudder, „haben Sie die andere gefunden? Ich verkaufen? Nein. Schätze nicht, daß Cornelius Scudder es nötig hat, irgendwas zu verkaufen, was er behalten will. Haben Sie die Schnitzerei bei sich, Professorchen?"

Ich zeigte sie ihm. Er untersuchte sie sorgsam von allen Seiten.

„'s ist der Artikel," sagt er. „'s ist ein Duplikat von meiner, jeder Strich, jede Kurve. Will Ihnen sagen, was ich tun werde. Ich will nichts verkaufen, aber ich will kaufen. Gebe Ihnen 2500 Dollar für Ihr Stück."

„Wenn Sie nicht verkaufen wollen, so will ich's tun," erwidere ich. „Große Noten, bitte. Ich bin ein Mann von wenig Worten. Ich muß heute abend nach New York zurückfahren, ich lese morgen im Aquarium."

Scudder schickt einen Scheck hinunter, und das Hotel bezahlt ihn. Er zieht mit seiner Antiquität ab, und ich eile in Andys Hotel zurück, wie verabredet war.

Andy geht im Zimmer auf und ab und schaut auf die Uhr.

„Nun?" sagt er.

„Zweitausendfünfhundert," antworte ich. „Bar."

„Wir haben genau elf Minuten," sagt Andy, „um den Zug nach dem Westen zu erreichen. Schnell dein Gepäck!"

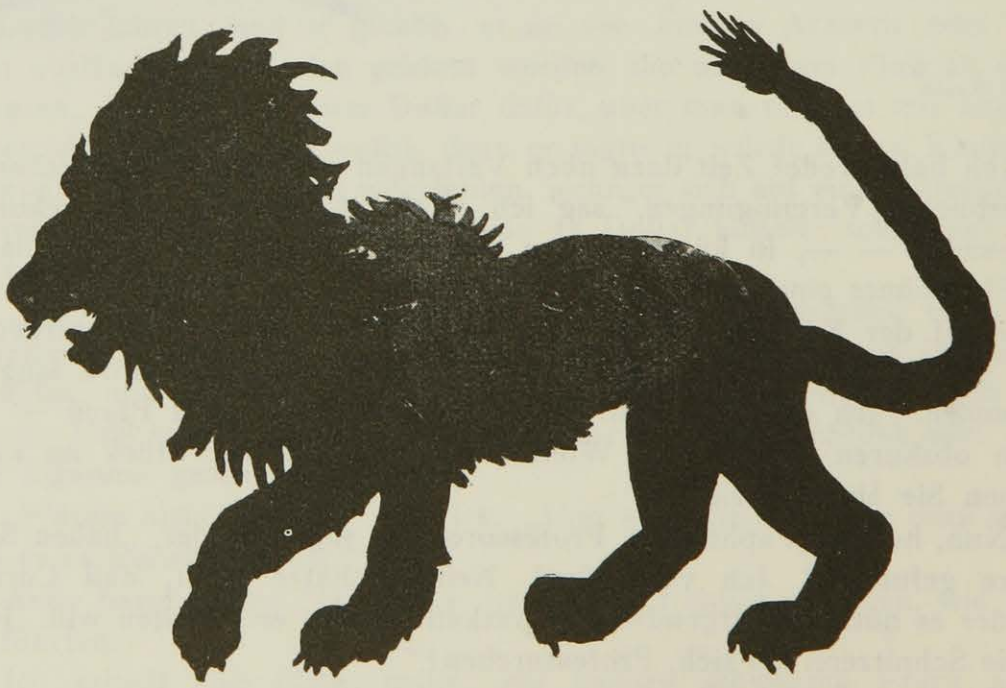
„Warum die Eile?" sag' ich. „'s war ein ehrlicher Handel. Und selbst wenn es bloß eine Imitation des Originals ist, wird er einige Zeit brauchen, bis er's herauskriegt. Er schien sicher zu sein, daß es der echte Artikel war."

„Er war's," sagt Andy, „'s war sein eigener. Als ich gestern seine Sammlung betrachtete, verließ er für einen Moment das Zimmer, und ich steckte das Ding in die Tasche. Nun, willst du deinen Koffer aufheben und dich beeilen?"

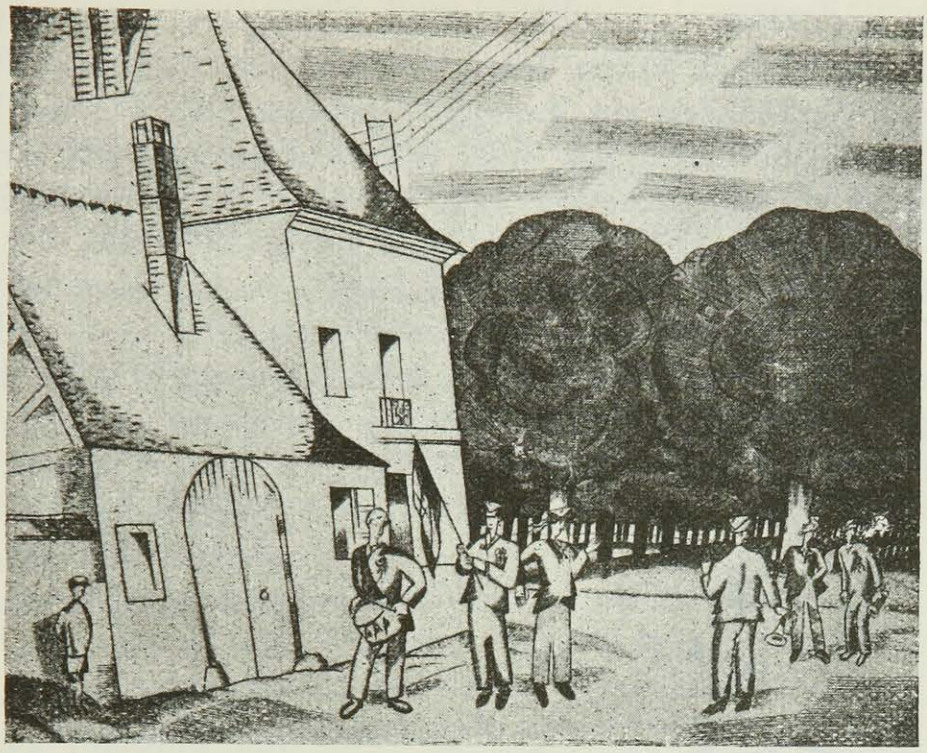
„Wozu denn?" frage ich. „Diese Geschichte mit dem Fund in der Pfand- — — —"

„Oh," sagt Andy, „aus Rücksicht auf dein Gewissen. Komm!"

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Paul Baudisch.



Islamische Schattenspielfigur



J. E. Labòureur — Radierung

GEORGES SEURAT UND DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG

Von

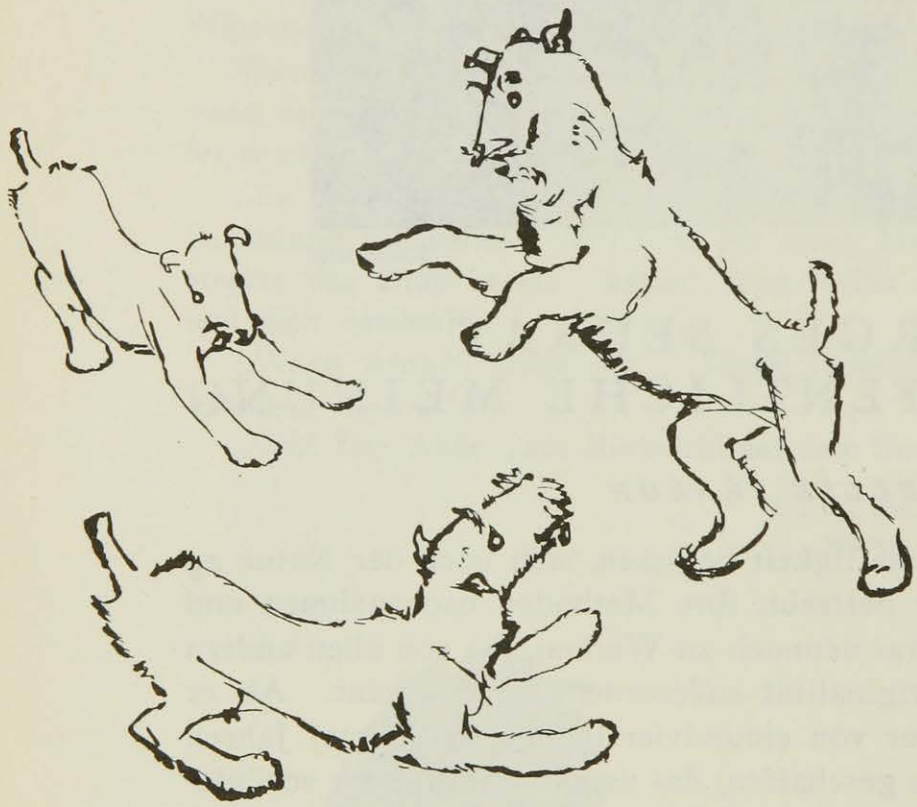
FELIX FÉNÉON

Mit letzter Gewissenhaftigkeit beflissen, sich nach der Natur zu richten, und sogar bestrebt, ihre Methoden nachzuahmen und anzuwenden, gelangte Seurat dennoch zu Werken, die von allen andern isoliert sind und deren Originalität außerordentlich erscheint. Als er am 29. März 1891 im Alter von einundvierzig und ein viertel Jahren starb, hatte er Endgültiges geschaffen, das den Umfang seiner schöpferischen Begabung vollkommen erkennen läßt. Eine Laufbahn von acht bis neun Jahren ist ohne Zweifel wenig — oder doch nicht, denn es gibt in der Kunstgeschichte einige Maler, denen eine beinahe ebenso kurze Zeit genügt hat.

Es war die „Badeszene" (gegenwärtig in London, National Gallery), in der er sich zum erstenmal in imposanter Art dem Publikum offenbarte. Sie hing im Mai 1884 in der Gruppe „der Unbhängigen", aus der im selben Jahre jene berühmte „Société des Artistes indépendants" hervorging, bei der Seurat seitdem ununterbrochen ausgestellt hat. Schämte sich das maßgebende Komitee dieses Bildes, und war es der Meinung, daß, wenn man nicht malen kann, es eine Verschwendung bedeutet, seine Unfähigkeit auf sechs Quadratmetern auszubreiten? Tatsache ist, daß die „Badeszene" aus den Sälen entfernt und schamhaft in

die Nähe des Büfetts verwiesen wurde. Einzig einige Restaurationsgäste, die ihr Bier im Stiche ließen, erfuhren, daß eine neue Chiffrenschrift der Wirklichkeit ans Tageslicht getreten war, und daß es eine gültige Konvention mehr gab unter den nicht wenigen gültigen, aber vielleicht verbrauchten Konventionen, von denen die Malerei lebte.

Zwei Jahre später, im Mai 1886, wurde Seurat zur achten und letzten Ausstellung der alten Impressionisten eingeladen (sie umfaßte damals Cassatt, Degas, Forain, Gauguin, Morizot, Pissarro, aber weder Cézanne, noch Monet, noch Renoir). Er verdankte diesen Vorzug der Vermittlung von Pissarro, der augenblicklich und so gut es gehen wollte sich die Malweise seines jungen Kollegen zu eigen gemacht hatte. Dieser stellte außer Landschaften und Seestücken auch den „Sommersonntag auf der Insel Grande Jatte" (heute im Museum von Chicago) aus. Man muß glauben, daß auf dieser Riesenleinwand etwas aggressiv Ungewöhnliches zu sehen war, denn gleich ohne weiteres reizte sie den Besucher bis zum Paroxysmus, wenn er den für Seurat und Signac reservierten Saal betrat und sie an der gegenüberliegenden Wand bemerkte, die sie fast ganz einnahm. Bald konzentrierte sich — ein schwer erklärbares Phänomen — die Wut des Eindringlings, die zuerst sich auf die vierzig Personen verteilt hatte, auf den Affen, den die Dame des Vordergrundes am Gängelbande führte, und speziell auf seinen spiralförmigen Schwanz. Es schien, als seien dieses von Heimweh besessene Tierchen und dieser Schwanz nur dazu da, um ausdrücklich jede Person zu beleidigen, die die Schwelle überschritt.



Renée Sintenis — Radierung

Auch die einflußreiche Kritik brandmarkte Seurat einstimmig. Nur in den symbolistischen Blättern, namentlich der „Vogue", fand sie Widerspruch, und die Liste der Schriftsteller ist kurz, die in diesem oder in den folgenden Jahren eine Lanze für die Sache des Neo-Impressionismus einlegten, die einen mit Feuer, die andern mit Vorsicht: Paul Adam,

Arsène Alexandre, Paul Alexis, Jules Christophe, Gustave Kahn, Roger Marx, Charles Saunier, Emile Verhaeren — und ihre Autorität war damals recht bescheiden.

In jener fernen Zeit hatte Henri de Régnier Seurat bisweilen getroffen. Später ließ er seine Erinnerungen an ihn in ein Gedicht eingehen, in dem man den Maler der Seestücke von Grandcamp (1885), Monfleur (1886), Port-en-Bessin (1888), le Crotoy (1889), Gravelines (1890) und auch den Maler der „Parade" (1887—1888), der „Jungen Frau, die sich pudert" (1888—1889), des „Chahut" (1889—1890), des „Cirkus" (1890 bis 1891) und endlich den Zeichner, der mit keinen anderen Mitteln als dem Crayon Conté und dem Papier Ingres es dem Maler gleichzutun wußte, in seiner physischen Erscheinung und seiner gewohnten Verhaltungsweise wiederfand:

Seurat, une âme ardente et grave était en vous . . .
Je me souviens. Vous étiez grave, calme et doux,
Taciturne, sachant tout ce que la parole
Gaspille de nous-même en sa rumeur frivole.
Vous écoutiez sans répondre, silencieux
D'un silence voulu que démentaient vos yeux;
Mais si votre art était sujet de la querelle
Un éclair animait votre regard rebelle,
Car vous aviez en vous, conçue avec lenteur,
Seurat, votre obstination de novateur
Auprès de quoi rien ne prévaut et rien n'existe,
Cette obstination qui fait le grand artiste.

Und dann zeigt uns der Dichter, nachdem er noch Seurats Streifzüge durch Jahrmärkte und Volksfeste pittoresk geschildert hat, den Maler bei der Arbeit:

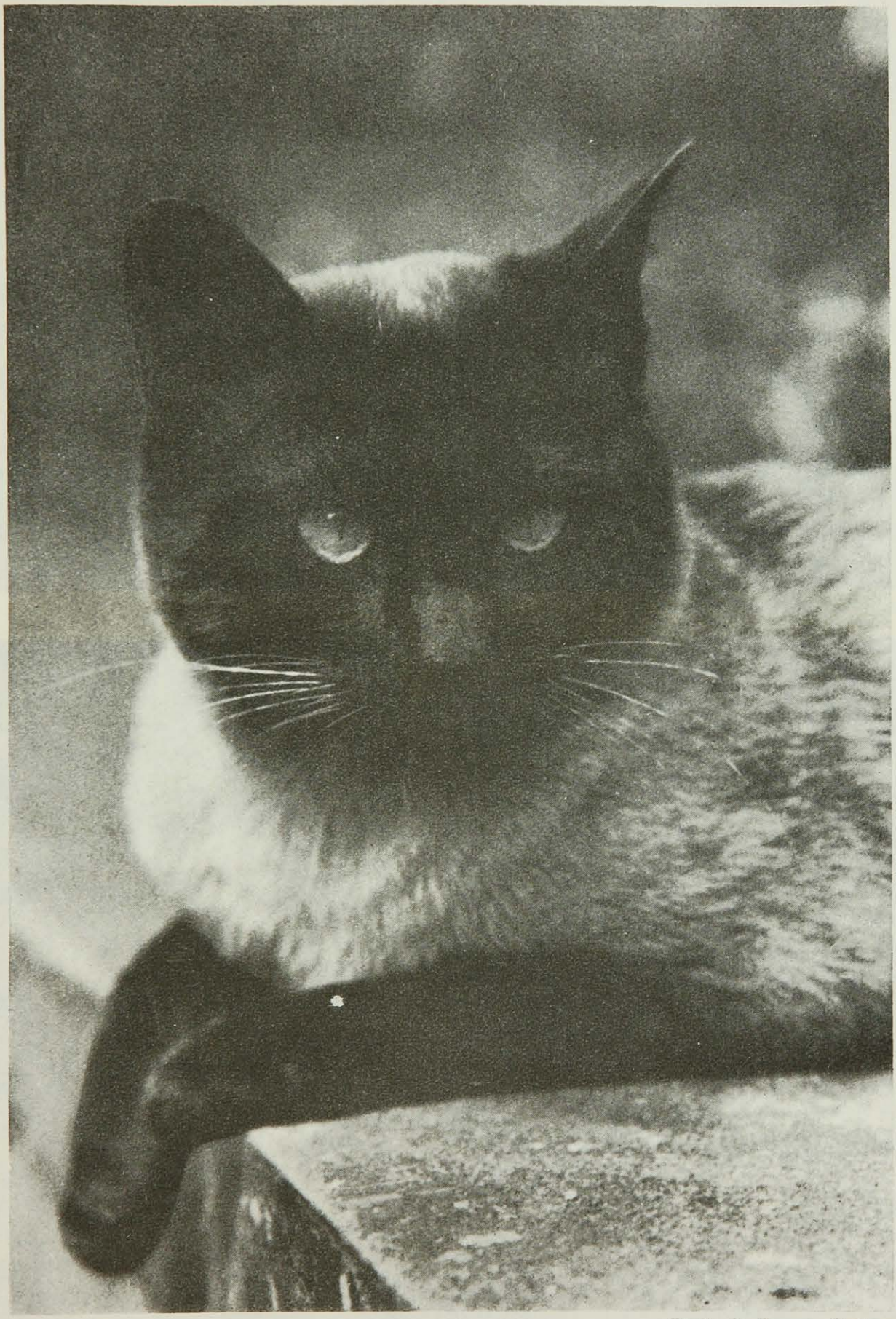
Mais pour vous, ô Seurat, artiste au pur regard,
Ces spectacles n'étaient qu'un prétexte à votre art
Et, quand vous sembliez n'être là qu'un passant,
Vous les emportiez tous en votre esprit puissant,
Puis, au silence de l'atelier où se terre
Le travail obstiné, pensif, farouche, austère
Qui ne veut de flatteurs pas plus que de témoins,
Vous en faisiez, avec des lignes et des points,
Ces grands tableaux où la couleur et la lumière
S'unissent de façon logique et singulière
Et qui, C i r q u e, B a i g n a d e ou P a r a d e ou C h a h u t,
Montrent, jupe envolée au vent ou torse nu,
En la précision de son mélange optique,
Leur splendeur à la fois moderne et hiératique.

Auf diese Technik und Aesthetik, auf die am Schluß dieser Verse angespielt wird, wollen wir hier nicht des näheren eingehen. Sie sind in mehreren Büchern wirklich sehr gut umrissen: „Von Eugène Delacroix bis zum Neo-Impressionismus" (Paris 1899, Editions de la „Revue Blanche", neue Auflage bei Henry Floury); „Seurat", von Lucie Cousturier (Paris, Crès); „Seurat", von André Lhote (Rom 1922, Editions de „Valori Plastici"). In „Seurat" von Gustave Coquiot (Paris, 1924, Albin Michel) kann man eine Menge biographische Notizen finden und in einem Artikel des „Bulletin de la Vie Artistique" die Berichtigung der tatsächlichen Irrtümer in den letzten drei Werken.

Bei den Meistern des Impressionismus, mit Ausnahme Pissarros, fand der Neuerer nichts als Verständnislosigkeit, und das ist ziemlich natürlich, da er in der Tat gegen ihre Doktrin reagierte. Von dem Urteil von Degas über ihn lebt ein Wort fort: „Der Notar" sagte er, um den Ernst des Oeuvre oder des jungen Künstlers zu karikieren, den er zweifellos sofort vergaß. Als man Claude Monet neuerdings befragte, ließ er unter seiner Zuvorkommenheit seine Gleichgültigkeit durchblicken und äußerte, wie schade es wäre, daß die Systemwut eine so starke Sensibilität verdorben, und daß ein vorzeitiger Tod die Verwirklichung schöner Verheißungen verhindert hätte. Und wir erinnern uns, daß wir, Jahre nach dem Hinscheiden Seurats, Renoir bei Ambroise Vollard, der damals gerade die großen „Poseusen" von 1887—1888 (wenig später durch den Grafen H. K. nach Berlin entführt) auf den Speicher legte, getroffen haben. In steter Polemik über das Werk begleiteten wir ihn bis Montmartre. Zeichnung, Farbe, alles an diesem Bilde schien ihm gleichmäßig albern.

Vor Manets „Olympia" hat man im Jahre 1926 Mühe, sich vorzustellen, was denn das noch nicht Dagewesene war, das sie von früheren Darstellungen des Nackten so stark unterschied, um Europa dermaßen gegen sie aufzubringen. Von tausend Malern aufgenommen, haben sich ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten im allgemeinen Strome verdünnt. Nur bei ihrem Erscheinen war diese scharmante Frau einzigartig und konnte aufbringen oder verführen. Mit der Liebe zu einem überraschenden Werke muß man sich sputen. Ist es erst einmal zum „Meisterwerk" befördert, kann es nicht mehr wirkliche Liebe erregen, sondern nur noch den „Ausdruck unserer besonderen Wertschätzung". So ist es vielleicht auch schon zu spät, um Seurat zu „lieben". Die glückliche Zeit seines obskuren Ruhmes ist vorüber. Unter der Feder jedes Kritikers, der die Heroen der modernen Malerei katalogisiert, haftet sich sein Name automatisch an den Cézannes und Renoirs, und so beginnt denn — ach! — sein Werk in den Museen zu modern.

(Deutsch von Franz Leppmann)



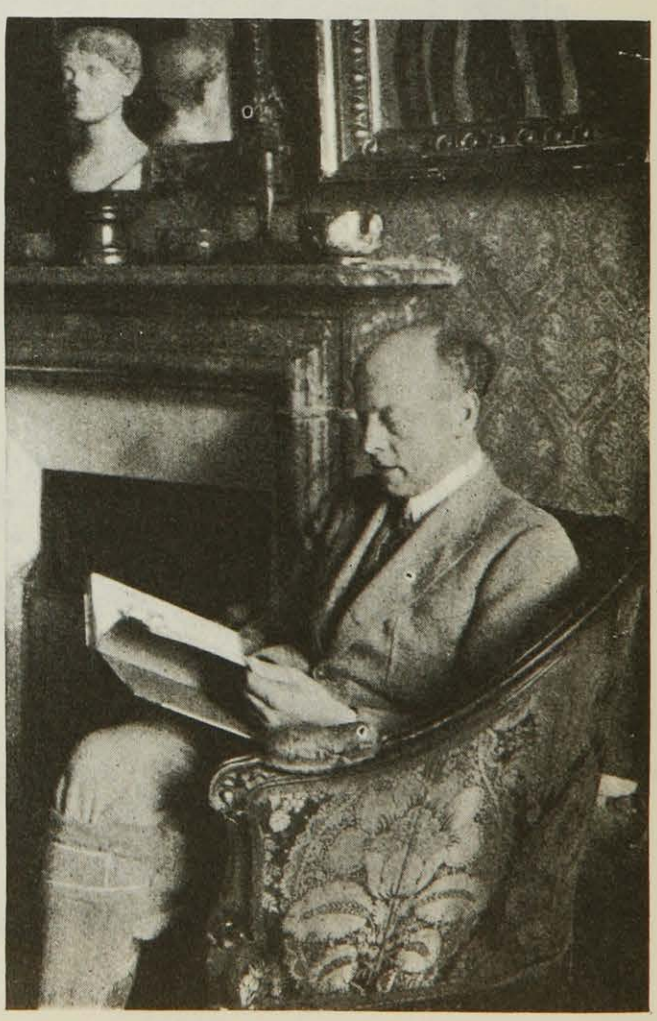
Züchterin Frau v. Oertzen

Siamkater „Scheu Sanda“ der Frau von Garvens, Worpswede

Bei Dr. G. F. Reber in Lugano

Picasso-Bilder

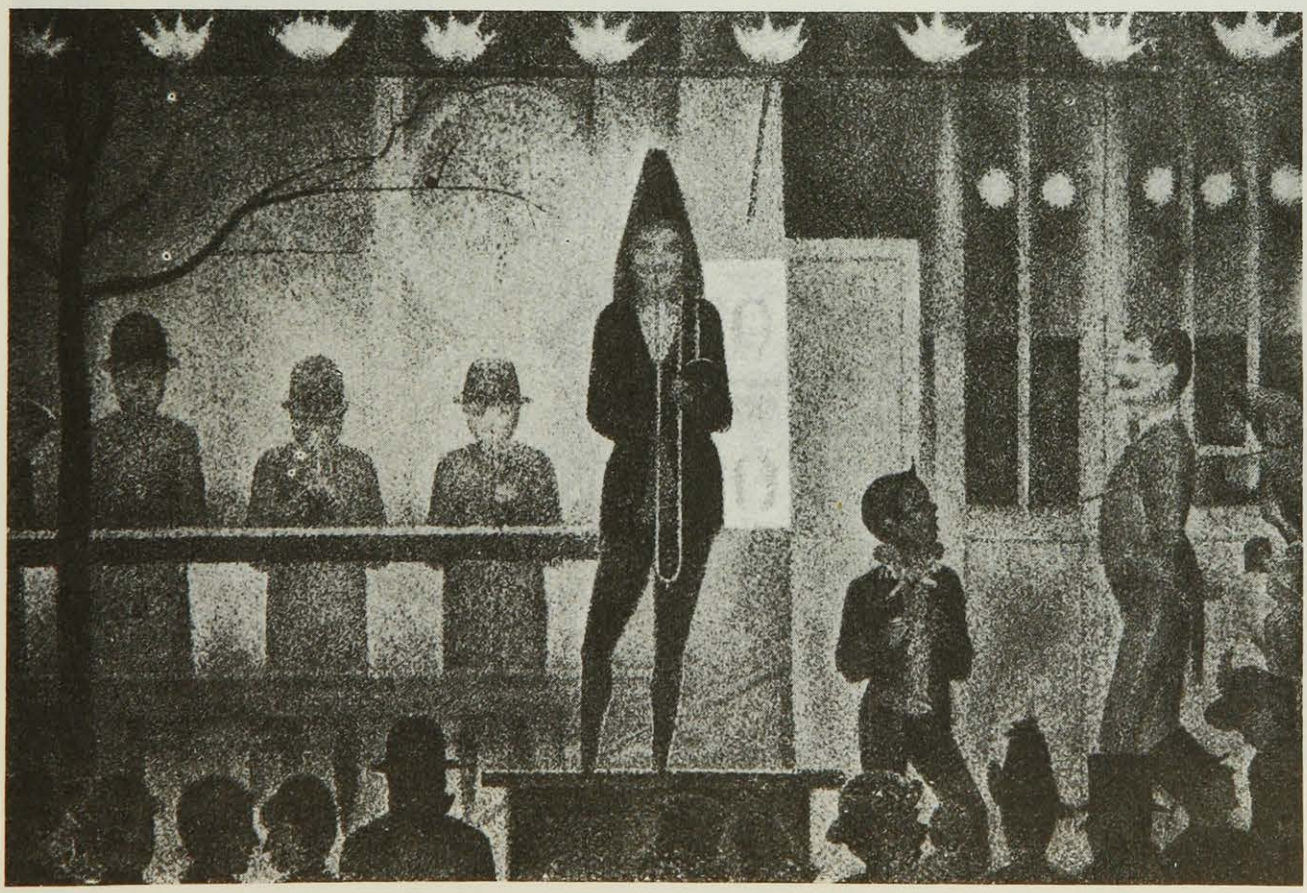
In der Bibliothek



Dr. Reber

Photo Librairie de France

Georges Seurat, La Baignade



Collection Bernheim-Jeune

Georges Seurat, La Parade

Barnes Foundation, Philadelphia

Georges Seurat, Les Poseuses

DIE OLIVEN VON MAJORKA

Von

RICARDO BAEZA

Zwanzig Jahre lang, berichten die Angehörigen Jean Moréas', pflegte der große Dichter, jedesmal, wenn das Thema der Pflanzenwelt aufkam, mit üblicher Feierlichkeit zu erklären:

»Vraiment, messieurs, je n'ose pas décider, quel arbre est le plus beau, si c'est le cyprès ou bien l'olivier . . .«

Bis er schließlich eines Tages, nach 20 Jahren, zu seinen Freunden trat und ohne weitere Einleitung, wie jemand, der ein Problem von höchster Dringlichkeit gelöst hat, festlegte:

»Messieurs, je sais déjà quel arbre le plus beau: c'est l'olivier.«

Worüber für mich kein Zweifel besteht, ist die Tatsache, daß es keinen Dichter gibt, der, nachdem er einmal die Oliven von Majorka betrachtet hat, die Streitfrage nicht in gleicher Weise wie der Dichter lösen wird. Viele Sterbliche, für die der Baum nicht mehr bedeutet als das derzeitige Laubwerk, würden zugunsten von Arten größerer Umfänglichkeit entscheiden können, oder solchen mit stolzerem Astgeranke oder mit ansehnlicheren Früchten; aber ein Dichter, der nach der Nuance entscheidet und dessen Augen nicht allein den Gegenstand unter dem Gesichtspunkt des Augenblicks sehen, sondern auch seine Entwicklung in der Vergangenheit, wird nicht schwanken.

Bezüglich seiner geschichtlichen Abstammung kann dem Oelbaum sicherlich kein anderer verglichen werden. Die Olive ist der erste Baum, den die Bibel erwähnt; von ihm trägt die Taube aus der Arche einen Zweig im Schnabel, zum Zeichen des neuen Bundes zwischen Gott und der Schöpfung — als die Gewässer sich zurückzogen; — danach wurde er das höchste Sinnbild des Friedens. David und Salomon rufen zu seiner Anpflanzung auf, und wir kennen die Bedeutung seines Oeles bei den Salbungen, Opfern und gottesdienstlichen Feierlichkeiten des hebräischen Volkes. Und wenn wir uns aus dem Heiligen Land auf klassischen Boden begeben, finden wir ihn auch dort als Allegorie des Friedens und des Sieges. Nach der Legende bringt ihn Herkules aus den Ländern des Nordens als herrliche Gabe für die Menschen; Minerva wird seine Patin, und die Sieger in den Panathenäen und den olympischen Spielen empfangen als Preis Kränze, die aus den Blättern des der Akropolis geweihten Baumes geflochten wurden. . . Aber, wer möchte die Geschichte seiner unerschöpflichen Freigebigkeit gegenüber den Menschen vollkommen darstellen, wo es doch gelegentlich dazu kommt, daß er zum Grundstoff ihrer Nahrung wird? Eine Brotrinde,

einige Tropfen des goldenen Oeles und ein paar Körner Salz: Was braucht man in Wirklichkeit mehr zum Leben?

Und seine Schönheit... Welches Laub ließe sich an Bildungszartheit mit diesem schmalen, schlichten, hauchigen Blatt des Oelbaums vergleichen? Kein anderes verbrüdert sich mit der Luft, die es umhüllt, so innig, daß es für das Auge bei gewissem Licht sogar mit ihr verschmilzt. Und die zarte Anmut dieses unbeschwerten Laubwerks, das aus einem rauhen, runzeligen Stamm herausstrebt, der die Fähigkeit besitzt, das Ansehen eines Felsblocks und seltsamste und feindseligste Gestalten anzunehmen? Wundersames Laub, dessen Blätter hart und lanzenspitz sind und doch die gleiche ausgesuchte Empfindsamkeit haben wie die der Silberpappel; wie diese, grün und poliert auf der Oberfläche, gräulich auf der Rückenseite, aber im Ton um vieles delikater und ohne das ständige eitle Zittern. Der leiseste Windhauch genügt, um plötzlich die Farbe des Blattes zu ändern; vor einem Augenblick war es von einem blassen Blaugrün, und da! jetzt ist es in das Gespenst eines weißlichen Flämmchens umgewandelt.

Und wie stelle ich es dar, auf welche Weise sich mit der Anmut und luftigen Zartheit dieses Laubes die Tugend seiner Ausdauer paart, seiner Widerstandskraft beim Ansturm der Jahreszeiten? Einziges Fruchtlaub, das immer währt. Und die schöne Zurückhaltung im Sichentfalten der winzigen weißen Oelbaumblüte, die nicht aus den Blättern hervorstechen will und, versteckt, sich in die grüne Steinfrucht der Olive verwandelt, grün wie das Blattwerk, und so rein und herrlich, daß sie keinen anderen Schmuck duldet!

Wenn aber die Olive der schönste Baum ist, kann man um so sicherer sein, daß der von Majorka als der schönste von allen Oelbäumen gelten muß. Und überdies der verehrungswürdigste Europas, so erhaben wie die Sykomore von Matariya, von der die koptische Tradition will, daß die Heilige Familie auf der Flucht vor den Söldnern von Dimas in ihrem Schatten Schutz fand; und wie der wilde Feigenbaum von Buddh-Gaya Abkömmling von dem, in dessen Schatten sich Gautama in Buddha wandelte. Am entgegengesetzten äußersten Punkt des Mittelmeer-Beckens, einige 500 Meilen entfernt, erheben sich andere Bäume von gleich bedeutender Abkunft: die Zedern des Libanon, schwarz und verschlossen; aber von diesen bleiben, wie die geheiligten Ueberlebenden vom Oelberg, nur noch wenige, und sie sind unfruchtbar und in Klausur, während die Oelbäume von Majorka mit ihrer ungebundenen Fruchtbarkeit die Insel ganz bedecken und sie zu Tausenden und Hunderttausenden gezählt werden können.

Die Bewohner von Majorka nennen diese alten Olivenbäume tausendjährig, und man versichert, daß viele unter ihnen das Tausend über-

schritten haben. Natürlich fehlt es auch nicht an Leuten, die diese Langlebigkeit bestreiten; aber damit bekunden sie nur, neben einem häßlichen Skeptizismus, ihre Unwissenheit. Die Olive ist ein Baum, der bis an viertausend Jahre leben kann, und es genügt, die von Majorka zu sehen, um das Gefühl zu gewinnen: die ihnen nur zehn Jahrhunderte zusprechen, schätzen vielleicht noch zu gering.

Eigensinnig aufrecht, ragt sie von der Erde mit der Majestät und Wucht eines Felsens in die Höhe, als ob sie sich an Stelle von Wurzeln in eine unterirdische Metallader fortsetzen müßte. Der Stamm scheint versteinert, und in Fällen, wo er neben dem Steinblock einer Verschanzung oder einer Schlucht herauswächst, verschmilzt seine Rinde mit dem Stein derart, daß, wäre nicht das lebendige Laubwerk, niemand denken möchte: unter dieser steinernen Kruste fließt noch belebender Saft. Aber das pflanzliche Wunder ersteht aus den tausend wahnsinnigen und verzweiflungsvollen Formungen, die diese Stämme angenommen haben, als ob ein Sturm des Grauens und des rasenden Schmerzes sie gekrümmt und für ewig in diese wahnwitzige Haltung gestanzt hätte. In sich verkrampft, wie in Windungen unertragbaren Schmerzes, heben sie sich mühselig vom Boden; oder sie schleppen sich in einem epileptischen Anfall, der sie mit Buckeln und Knotungen, wie von gemarterten Muskeln, übersät, einen Augenblick auf der Erde entlang, ohne Kraft, sich von ihr zu lösen; oder sie streben aufrecht verzweifelt in die Höhe, in einem Ungestüm von Flucht, und bedrohen den Himmel mit zwei grauenerregenden Stumpfen. Das Thema des Laokoon scheint das Kernmotiv dieser menschlichen Bildnisse. Unförmliche Schlangenfische, ungeheure Boas, riesige Pythone umringeln und zerdrücken in unlösbaren Ringen diese wahnwütenden Titane. Man sagt, daß Gustave Doré für einige der tragischsten Visionen seines „Inferno" sich an diesen Oliven von Majorka inspirierte.

Unsagbar eindrucksvoll ist auch der Kontrast zwischen den schrecklichen Baumgeschöpfen und der süß-lächelnden Landschaft rundum. Auf rosiger Scholle, vor dem Hintergrund blühender Mandelbäume, und einem jubelnden Horizont von patriarchalischer Abgeklärtheit unter zartem Frieden, offenbart sich das Drama der Pflanze in der Wucht eines Alpdrucks. Wenige Schaupiele werden an Phantastik und Schrecknis den Anblick eines dieser satanischen Olivenbäume übertreffen, wenn in der göttlichen Ruhe einer Vollmondnacht der folternde Inkubus aufzuleben und aufs neue zu schaffen scheint...

Es ist wahrhaft erstaunlich, daß keiner der großen Dichter, die aus Majorka stammen oder es lieben, daran gedacht hat, die Fürsten der majorkiner Scholle, die tausendjährigen Oliven, im Gedicht zu ver-

ewigen. Diese Bäume sind so edel und herrlich, so eindrucksvoll, daß man sie als Gegenstand nicht nur der Kultivierung, sondern auch eines persönlichen Kultes sehen möchte, der sich in einer alljährlichen Feierlichkeit, ähnlich dem Fest ausdrücken könnte, mit dem die Engländer die druidische Heiligkeit der Eichen feiern.

Aber, wenn das — immer undankbare — Volk sie nicht gebührend verehrt, wollen wenigstens wir sie feiern, die wir ganz wissen, was diese adligen Bäume bedeuten und was sie gesehen haben; und wer weiß, was sie noch zu sehen bekommen? Man muß bedenken, daß manche unter ihnen zwölf oder vierzehn Jahrhunderte alt sind, möglicherweise mehr. Als die Rasse, die heute Majorka bewohnt, erobernd die Insel betrat, trugen jene bereits durch Jahrhunderte Frucht. Der Adlige ältester Abstammung erscheint neben ihnen als ein Hergelaufener. Was alles Herrliches könnten sie uns erzählen, wenn sie Zunge besäßen! Welche wundersame Chronik allein ergäbe der Bericht des Lebens, das sich dicht bei ihnen abgespielt hat! . . . Alle diese tausendjährigen Geschöpfe haben die Araber gesehen; manche von ihnen die Legionäre von Byzanz; einige — wer weiß? — römische Bauern. . . Ich aber hege die Ansicht, daß sie sich keines Volkes in der Weise erinnern wie der Araber, die sie, zweifellos, mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit liebten und pflegten, und deren Hände die meisten von ihnen gepflanzt haben müssen. Im Lauf der Jahrhunderte werden sie durch ihre Baumschulen die flammenden Söhne des Islams haben durchmarschieren sehen, den bronzehäutigen Sarazenen, den rotbärtigen Berber, den Neger mit der ölglänzenden ebenholzschwarzen Haut . . .; der Fakir und der Scherif muß dort vorübergekommen sein von seiner Meierei her, majestätisch wie ein Götze, auf seinem Berberroß mit der geflochtenen Mähne und dem reichgeschmückten Zaumzeug; um den Kopf den Turban aus feiner Albengala gewunden, eingehüllt in einen blendend weißen Alquicel und die dicke Bernsteinkette in der geschlossenen Hand. Der Kleinbauer, auf dem Weg vom Marktplatz, mit seiner erdfarbenen Aljuba, einem Stengel Basilienkraut hinterm Ohr, seine traurige afrikanische Melopö summend. Die Sklavin in ihrem gestreiften Jaique, Füße und Hände mit Hené gefärbt, den Körper gebeugt unter der ungeheuren Last des Holzes. . . Und wieviel Nächte sind nicht durch lustige Feuer erhellt worden, um die herum das junge Volk tanzt und springt, während Tamburin und Dudelsack die Luft erzittern machen! . . . Wie hätten diese Bäume etwas davon vergessen können! Stumm, unbeweglich, können wir glauben, daß sie sich in ihr Erinnern von Jahrhunderten eingesargt haben, den Strang des Gedenkens unaufhörlich abzurollen. . .

(Deutsch von M. J. Kahn.)

GEDENKTAG

Von

ELSE LASKER-SCHÜLER

*

Das Meer steigt rauschend übers Land,
Inbrünstig fallen Wasser aus den Höhen.
Still brennt die Kerze noch in meiner Hand.

Ich möchte meine liebe Mutter wiedersehen .....
Begraben hab' ich meinen Leib im kühlen Sand,
Doch meine Seele will von dieser Welt nicht gehen.

Und hat sich von mir abgewandt.
Ich wollte immer ihr ein Kleid aus Muscheln nähen;
In meinen rauhen Körper wurde sie verbannt.

Doch meine liebe Mutter gab sie mir zum Pfand.
Ich suche meine Seele überall auf Zehen;
Die nistete an meiner roten Felsenwand
Und noch in meinem Auge irrt ihr Spähen.

Else Lasker-Schüler. Jugendbildnis

OLYMPIA

Von

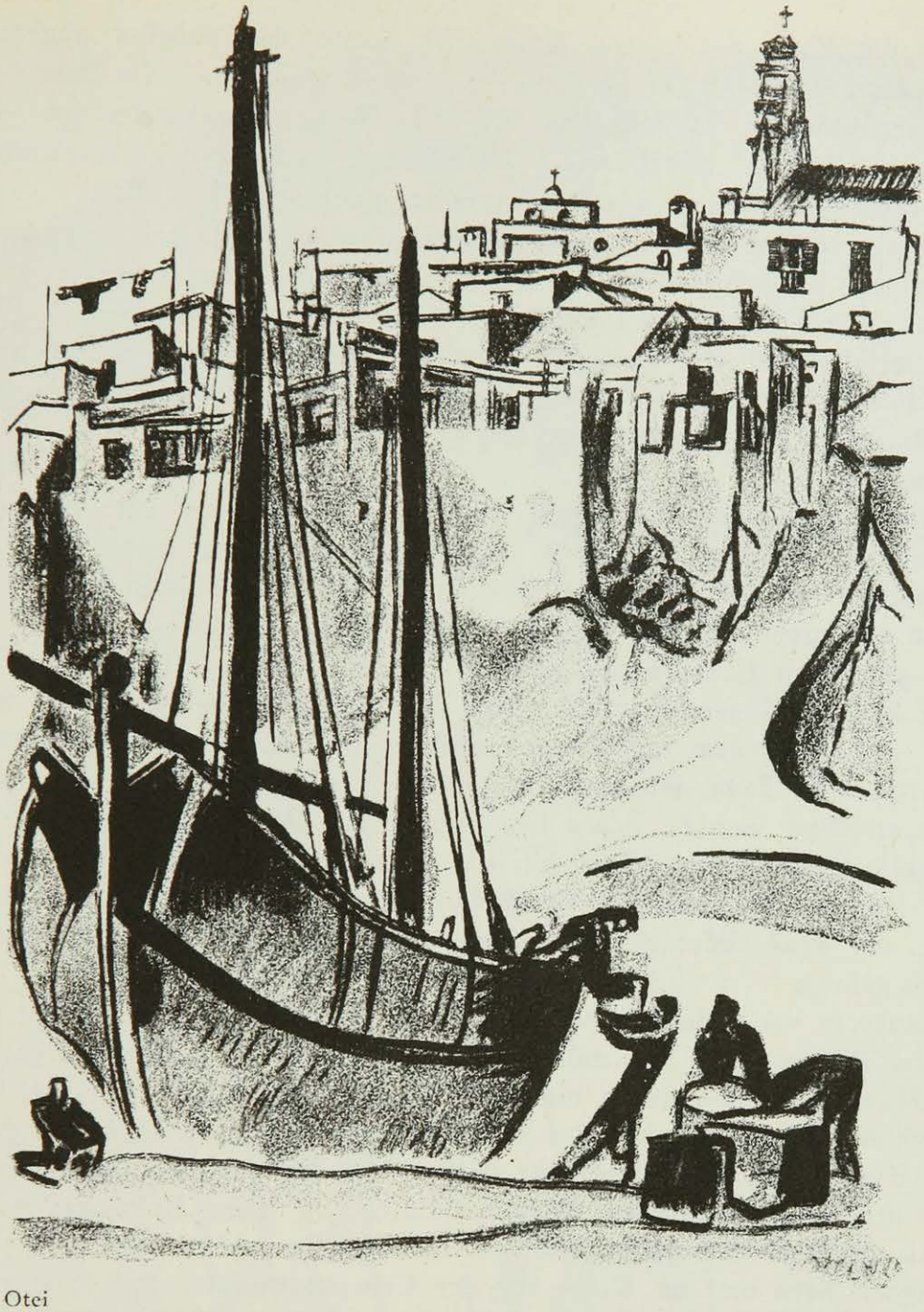
OTTO NEBELTHAU

Ich hatte ungriechische Hast eingeschlagen und war, ohne zu halten, von Korinth nach Olympia gefahren, hatte der Versuchung widerstanden, die Quelle des Styx und die Seen des nördlichen Peloponnes zu betrachten, denn fünfundvierzig Amerikaner grasten Griechenland ab und drohten auf ihrer von Cook gekurbelten Hetzjagd in kurzer Zeit ins Tal des Alpheios einzufallen, wo sie rasten wollten. Aber meine Eile war vergebens, sie hatten die Argolis in einem, Korinth in einem halben Tage erledigt, ließen Sparta liegen, als einem Vorposten auf holprigem Wege die Achse des Autos brach, und waren in eiligst (alles von Cook) beschafften Sonderwagen auf der Bahn am dritten Tage über Kalamata und Alphios nach Olympia vorgestoßen, wo sie am Mittag des vierten eintrafen. Cook, auch Gjollman, ein griechisches Büro, das beteiligt war, rangen vor den Gästen des „Hôtels de Chemin de Fer" die Hände, sie möchten umziehen, weil die Majestäten früher als erwartet einträfen; alles würde kostenlos geregelt. Ich hatte schon am Morgen, fünf Minuten nach Bekanntwerden des blitzartig einschlagenden Kabels, das Feld geräumt und Quartier genommen im „d'Olympie", das einstmals „d'Allemagne" hieß.

Was geschieht nun mit meinem Nachmittag, den ich eingeteilt hatte in Verharrung vor dem göttlichen Körper des Praxiteleischen Hermes, vor dem jugendlichen Leib und den Schenkeln der Nike des Paionios und vor den reifen Armen und Schultern der Frauengestalten auf dem Westgiebel des Zeustempels; der mich zu meiner Schildkröte führen sollte, die ich morgens im Gras der Trümmer des Pelopion gefunden hatte, und der ich aus Cellasplittern des Zeustempels ein Gefängnis über Mittag baute, daß ich sie wiederfände? Was geschieht mit meinem Abend, an dem ich vom Kronoshügel die letzten Strahlen der Sonne, hingegeben unausbleiblichen romantischen Gedanken, über den heiligen Bezirk leuchten sehen wollte, auf dem ich bisher nur auf den üppigen Gräsern weidende Pferde traf, und der nun durchlärmt sein würde von einförmig und ohne Empfindung herausgestoßenen Worten hohler Begeisterung?

Ich schlich auf Umwegen über die sanften Hügel Dhruwas ins breite Bett des Alpheios, in dem frühlings und sommers der Fluß, in schmaler Rinne nur, tief unterhalb der Altis vorbeiläuft.

Freundlich und doch unheimlich ist das Gelände ringsum, zu Gewaltsamkeiten geneigt; unregelmäßig die Linien der sonst so lieblichen und sanften Berge, bunten Felder und der fichtenbestandenen Hügel. Das Flußbett auch des Kladeos, der quer durch das Dorf Olympia am Gymnasium entlang im rechten Winkel zum Alpheios stößt, weist grimmige Rinnen eines im Winter mächtig strömenden Wassers auf. Sie vollbrachten dereinst im Verein ein gewaltiges Werk: ihre über die Ufer tretenden Wasser schwemmten mächtige Sandmengen über die schon geplünderte Stätte, so hoch, daß anderthalb Jahrtausende nichts von ihr sahen. Erdbeben halfen den Fluten und ein Bergrutsch vom Kronion. Die Goten und Kaiser Theodosius hätten



Otei

ihre Freude gehabt, denn so gründlich zu zerstören, so restlos die verhaßte Zierde des Heidentums vom Erdboden zu vertilgen war selbst ihnen nicht gelungen.

Als ich das Flußbett verließ, wandte ich mich nördlich, um, den Kronoshügel umschreitend, wieder ins Dorf zu gelangen. Fruchtbare Korinthenfelder waren zu durchqueren, bis plötzlich der schmale Feldweg abbrach: ein tiefer, breiter Graben hemmte den Fuß. Ich ließ mich hinab und schritt ihn nach Osten aus, bis ich an eine schmale Grundmauer kam, wo der Grabenpfad endete. Nun ging ich zurück über die Stelle hinaus, an der der Feldweg endete. Breiter und tiefer wurde der Graben, zweigte hie und da ab und lief, wiederum über einer schmalen Grundmauer, unter einer hohen Steinwölbung in freundliche Flur aus... Ich Ahnungsloser, mir zitterten

heftig die Knie mit einem Male: ich hatte das *Stadion* abgeschritten, nach dem ich am Morgen vergeblich geforscht. Nichts als die Basen der Ablaufschranken und des Zieles, die durch den Graben verbunden sind, konnten gefunden werden. Schauervolle Zerstörung, spurloses Verschwinden des berühmtesten, des leuchtendsten Platzes der ganzen antiken Welt!

Ich spürte hinein in die heilige Stätte, sicherte sie aus: sie war leer. Die Pferde nur weideten unter den großen schattigen Bäumen und rupften das fette Gras und die saftigen Kräuter. Tiefe Ruhe lag über dem Bezirk, noch stiller erscheinend, da der ausgegrabene in seiner ganzen Fläche tiefer als das Land liegt. Schon ist wieder einiges von Flugsand bedeckt, überwuchert von Blumen, Gräsern und Unkraut, gehüllt in das Laub der Platanen und Eichen.

Die gewaltige grau-blaue Basis des auf aufgeschütteter Terrasse stehenden Zeustempels und die Reihe der durch das Erdbeben gestürzten riesigen Säulentrommeln vor ihm lassen dies Gotteshaus in Gedanken wilder, gewalttätiger aufragen als alle anderen Tempel; kaum findet sich ein Vergleich selbst unter den Häusern des gleichen dorischen Stils. Ein bäurisches Genie schuf aus ungefügem Gestein seiner Heimat dem Gott des Gewitters den Bau! — — Vor dem Heratempel spürt man Frauliches, Mütterliches, sehr alte archaische Tage, wo dem Weiblichen in schrankenloser Verehrung Bildwerke errichtet wurden, deren lächelnde Lippen, deren Ordnung der kunstvoll geflochtenen Haare über den zur Lust modellierten Brüsten und deren Wurf der durchscheinenden Gewänder über dem Leib und den Knien das Wesen der Frau tiefer zur Schau brachten, als je vorher und nachher einer Zeit es gelang.

Hunderte von Stimmen scheinen zu rufen, als man sich loslöst, saugen sich im Rücken fest, und mühsam nur taumelt der Fuß den Hügel hinauf zum Museum. — — Auch hier kein Mensch! Der Phylax sagte, daß die Amerikaner Haupt- und Nebenräume in zehn Minuten durcheilt und eine halbe Stunde die Ruinen besucht hätten. Ich schaute um mich, siehe: sie lagen in bequemen Stühlen vor dem Hotel und lasen Heimatblätter, einen Monat alt, aber sie hatten doch schön dasselbe vor Augen wie vor den Chikagoer Seen und im Klub, vor der Cheopspyramide, den Königsgräbern von Luxor, vor Akrokorinth und in der subway: NEW YORK TIMES, BOSTON TIMES: Three robbers killed in fight with policemen! Paddoc and Nurmi beat own records!! Peltzer first, before Wide second, Nurmy third.

Nurmi und Peltzer sind die tollsten Läufer der Welt! Reporter kabeln Rekordbrüche. Doch von jedem Mitglied einer Ringergilde würden sie zu Fall gebracht.

Das Modell des praxitileischen Hermes aber siegte im Fünfkampf: die Gewinner im Weitsprung maßen die Kraft des Armes im Speerwurf, dessen vier Beste zum Wettlauf antraten. Hierin die ersten drei schwangen sodann den Diskus, bis die beiden weitesten Werfer durch Ringkampf den Sieger entschieden, den einen Sieger in allem und über alle. Den Nationalhelden, welchen Dichter, Philosophen und Staatsmänner ehrten, — und der als Preis einen gewundenen Oelzweig empfing.

Aus Plüschow: Segelfahrt ins Wunderland

Arbeit in der Takelage auf dem Viermastschoner „Parma“

Photo Topical

Manöverierende Flugzeuggeschwader

Wide World Photo

Das Kolosseum in Los Angeles mit 75 000 Zuschauern bei einem Fußballspiel

Wide World Photo

Amerikanischer Student beim Training zum Hochsprung

SCHAUSAMMLUNG UND FORSCHUNGS-INSTITUT

(Noch ein Wort zum neuen Völkerkundemuseum)

Von

CARL EINSTEIN

Grundfehler früherer Museumspolitik, man überschätzte das glorios Repräsentative, die wilhelminische Fassade: ein musealer Imperialismus, der die schwere Niederlage in den Sümpfen der Spree erlitt, worin Millionen versackten. Eine brüchige Epoche suchte die Fassade. Dies eher Irrtümer einer Generation, weniger eines einzelnen. Denn Bode bleibt der geniale Museumskompositeur trotz piratenhaften Temperaments. Dieser Mann einzigen Instinkts hinterläßt zum Teil begonnene Fragmente; mitunter zwang der prachtvolle Stöberer Unzureichendes zu gewaltsam Ganzem.

Dieser diktatorische Mensch bezwang die Oberen, alle erschreckend und bezaubernd. Jetzt greift man den Alten an und vergißt, daß hier vor allem der Zwiespalt zweier Generationen zu streiten treibt. Die Jungen verfügen heute ungehindert über die Hilfen reinlicherer Architektur, die oft nicht minder die Inhalte der Sammlungen bedrängt. Aufgabe vor allem, Bodes Sammeln begabt fortzusetzen.

War Bode der Autokrat der Bilder, so stellt sich jetzt das Verwaltungsmäßige voran: Gefahr, über kunstgewerblichem Organisieren die Inhalte der Sammlungen zu vernachlässigen.

Museen wie Louvre oder Prado konzentrieren in sich die Geschichte eines nationalen Geschmacks, eigenstes Kunstgeschehen; nicht die wissenschaftliche Hypothese bestimmte dort den musealen Charakter; diese Sammlungen wuchsen mit der Kunst des Volkes auf, während ein Kaiser-Friedrich-Museum aus einigen abrupt kräftigen Griffen entstand und darum eher von Kunstforschung als der Kunst des Sammlerlandes bestimmt wurde. Ein Raffael im Louvre besitzt biologisch aktuelleren Wert zwischen Poussin und Ingres usw., darum ist dem Louvre schwer Neues hinzuzufügen, er ist Denkmal einer Tradition, die zu lehren noch nicht aufgehört hat.

Jedoch dies Völkerkundemuseum:

Eine Sammlung wird umstritten, deren wissenschaftliche Grundlagen kaum fixiert sind, deren Gegenstände darum nicht nur betrachtender Ergötzung, sondern gerade der Forschung dienen mögen. Wer diese Sammlung vom wissenschaftlichen Betrieb abtrennt, mindert sie zur toten Schaubude, die beweglicher Forschung nicht mehr zu folgen vermag. Wohl dankt die Sammlung gesteigerte Aktualität einer abgeänderten Kunstbetrachtung, wobei wir nicht zu beurteilen wagen, wie lange das Exotische sich gegen europäische Gestaltwelt zu behaupten vermag. Doch wären ästhetische Momente allein kaum kräftig genug gewesen, solche Umwertung herbeizuführen. Ueber Biologie und Soziologie hinaus reagierte man gegen den Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts; man sucht die elementaren Zustände des Menschen, die mythisch irrationalen Kräfte, verzaubernden Trance und die Technik der Ekstase; man fand hier eine noch religiöse, mythische Welt, die weit über

Aesthetizismen hinaus wissenschaftlich ergründet und demgemäß dargeboten werden muß. Solche Sammlung muß auf geistige und gegenständliche Erweiterung hin angelegt werden; selbst die formale Wertung bedarf der Hilfen erweiterter Forschung, welche die Fülle der ethnologischen Momente umschließt; sonst schafft man nichts anderes als eine Dependance des verstorbenen Expressionismus.

Gewiß ist es verdienstlich, einen geringen Teil der Sammlung schaubar gemacht zu haben. Doch selbst dieser Ausschnitt gewährt nur unvollkommenen Blick in das formale Gestalten der Exoten. Man vergaß, daß diese Werke nicht einer vertrauten Umwelt eingebettet sind, die spontan im Betrachter mitschwingt, sobald er ihrer bedarf. Noch allzu fern und locker ist solcher Gestaltenkreis europäischem Sinn genähert.

Nun plant man, die Schausammlung vom Forschungsinstitut abzutrennen, die räumliche Entfernung beider Institute geistig zu fixieren und zu vergrößern. Schlimm genug, daß man ein Museum schuf, dessen überalterte Enge der Sammlung Wachstum erwürgt. Jetzt will man solch korsettiertem Museum die notwendige Basis des Forschungsinstituts entziehen, das man der Universität anzugliedern plant. Also auf der einen Seite die populäre Affiche, auf der anderen Verkapselung des Forschens und Abtrennung von den bedeutenden Beispielen der Anschauung. Das Forschungsinstitut kann das Museum ebensowenig missen wie das Museum das Institut.

Man möge sich hüten, die Bedeutung der Schausammlung zu überschätzen, zumal man schon die archäologische Uebersicht allzusehr beschränkte. Gerade der Laie fordert Uebergleiten der formalen Werte in ihr ethnisches Milieu und lehnt die Enge des ästhetisch Spezialisierten ab. Das Ministerium verteidigt die Scheidung beider Institute, indem es auf die peinlichen Rivalitäten der Museumsbeamten weist, wo es doch seine Aufgabe sein müßte, das Ende solchen unsachlichen Kleinkrieges zu erzwingen. Hier ist einziges Mittel die Herrschaft einer autoritativen Person über beide Institute, die statt in Rankünen zu ertrinken, zweckmäßige Zusammenarbeit erzwingt.

Meinetwegen eine Schaustellung; doch möge sie hinreichend ergänzt werden. Sonst genügt sie weder dem Laien noch dem Kunstbeflissenen. Man zeige neben dem Aesthetischen das Gesamt des Ethnischen; also das anthropologische Bild, dann Hausbau, Jagd, Ritus usw.; man zeige die rassenhaften und geschichtlichen Zusammenhänge, Karten der Kulturkreise, Wanderungen usf. Kulturvergleiche müssen anschaulich gemacht werden. Die exotische Welt muß mit Vorgeschichte uneuropäischer Ethnologie enger verbunden werden, damit ein Bildungsganzes vermittelt werde statt einer kunstgewerblich gesteigerten Spezialität. Ein ethnologisches Museum muß eine Schule sein, welche die Lehre vom Menschen sichtbar übermittelt. Größte Kraft solcher Sammlung müßte ihre lebende Beweglichkeit sein, indem sie fließender Forschung eng verbunden bleibt. Gerade dies verabsäumt man und schafft ein Zweiklassensystem erstarrter Schau und esoterischer Wissenschaft.

Als letzte Entschuldigung wird man die Zeitläufte anrufen, die — so möchte man einwenden — das Provisorium erzwingen. Jedoch das neue Institut soll der Universität angegliedert werden, die begreiflicherweise das

schaft ausübte, der hauptsächliche Holzmarkt Italiens war. Tatsächlich sind denn auch die ältesten italienischen Instrumente im Norden des Landes entstanden, und es ist zwar an sich willkürlich, aber charakteristisch, daß als „Erfinder" der Geige der halbmythische, aber historisch nachweisbare als Gaspare da Salò bezeichnete Gaspare Bertoletti aus Salò, also aus Norditalien, gilt, obwohl bereits sein Vater und Großvater „Violini", das heißt Geiger, gewesen sind und er in Brescia in der Person des Girolamo di Virchi seinen ersten wahren Meister gefunden hat. Auch in Venedig hat es eine vor der eigentlichen klassischen italienischen Schule sich betätigende gegeben, wie es u. a. auch die in Venedig selbst im Museo Correr befindlichen Instrumente, vor allem riesenhafte Kirchenbässe, beweisen. Alle diese Arbeiten reichen weit ins 16. Jahrhundert zurück, und da der genannte Gaspare da Salò bereits 1609 gestorben ist und, wie gesagt, sein Vater und Großvater bereits Geiger gewesen sind, so darf man sagen, die Erfindung der Geige, geschweige denn gar die ihrer Vorläufer, verliert sich in die Nacht der Zeiten, aber die erste Übung der Baukunst bleibt dem Norden Italiens und sehr wahrscheinlich Einwanderern aus Tirol zunächst und, des weiteren, aus Deutschland.

Das älteste, den Namen „alt" mit Recht vor allen anderer Herkunft tragende Streichinstrument ist also italienisch. Und da das italienische Instrument lange Zeit das beste seiner Art war und im Durchschnitt auch noch heute ist, so hat eine seltsame Verwirrung der Begriffe einreißen können, nämlich die, daß man unter einem alten Streichinstrument ohne weiteres ein gutes versteht.

Diese Vorstellung ist, wie die tägliche Erfahrung beweist, ganz falsch.

Es gibt ganz alte Streichinstrumente, selbst italienische, die man, ohne ihnen oder sich als Kenner zu nahe zu treten, als schlecht bezeichnen darf. Die Händler geben das en petit comité zu. Sobald sie aber ein „altes" Instrument verkaufen, versteifen sie sich auf die eben denunzierte Verwirrung der Begriffe und verlangen den Preis, der für ein gutes Instrument seine Berechtigung hatte, für ein schlechtes, nur weil es alt ist.

Dem Herausgeber der Pariser Zeitschrift „Le Monde Musical", Herrn Auguste Mangeot verdanken wir das Zustandekommen der drei Turniere zwischen alten und neuen Streichinstrumenten, drei Veranstaltungen, die in die Rollen der Geschichte des Streichinstrumentenbaus mit goldenen Lettern eingetragen zu werden verdienen. Wenn sie in Deutschland unbekannt sind, so liegt das an der Unwissenheit und Denkfaulheit der Kreise, die ihr Interesse den Streichinstrumenten zuwenden: angeblich. In Wahrheit interessieren sie sich nicht für Streichinstrumente, sondern nur für die Wiederholung alter Phrasen, die wie

zahnlose Mähren durch die Unterhaltungen über diesen Gegenstand gepeitscht werden, und auf deren Geltung die Händler aus begreiflichen Gründen mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer hinarbeiten.

Jene Veranstaltungen bestanden in Wettspielen, in denen alte italienische verschiedenster Zeit und Herkunft mit älteren nachklassischer Zeit, also hier etwa 1800 datierenden und von lebenden Geigenbauern herstammenden vor einem aus allen musikalischen Kreisen zusammengesetzten Publikum von einem bedeutenden Geiger resp. Cellisten gespielt wurden, ohne daß das Publikum, ja sogar der vortragende Künstler, wußte, welcher Herkunft das vor seinen Ohren klingende resp. in seinen Händen liegende Instrument war.

Die drei Wettspiele fanden statt: das erste um die Wende 1908/09, das zweite 1910, das dritte im November 1921. Das erste und dritte bezog sich auf Geigen, das zweite auf Celli.

Man verfuhr folgendermaßen: Man sonderte beim ersten Wettspiel zunächst unter den neuen Geigen alle diejenigen aus, die zu schlecht waren, um zu konkurrieren. Dann spielte man vor geladenem Publikum, das aus Künstlern, Liebhabern, Sammlern und Geigenfachleuten bunt zusammengesetzt war, einmal alle alten Geigen, alle älteren, alle neuen in Gruppen. Während des Spiels nicht nur, sondern auch kurz vor dem Anfange und nach seiner Beendigung wurde der Saal verdunkelt, so daß der bei der Wahl des Instruments so oft den unheilvollsten Einfluß ausübende Gesichtssinn das Urteil des Ohrs nicht zu trüben imstande war. Die einzelnen Instrumente bekamen ihre Nummern und wurden unter der ihrigen angekündigt. Aus jeder Klasse wurden die sechs besten in der Weise ausgewählt, daß das Publikum auf einem vorgedruckten Zettel angab, wieviel Punkte es jedem Instrumente zuerkannte. Nachdem also aus jeder der drei Klassen sechs Instrumente ausgewählt waren, wurden diese nicht mehr nach Klassen, sondern in bunter Reihenfolge, wie das Los bestimmte, wohlgemerkt immer von demselben Virtuosen, vorgeführt. Beim ersten Wettstreite, dem ich beigewohnt habe, war es Herr Hayot, der zu dem Zwecke ein alle Eigenschaften einer Geige ins hellste Licht stellendes Musikstück komponiert hatte und auf jedem Instrumente spielte. Das Resultat war, daß die Geige, die Herr Hayot ehemals als ersten Preis für Geigenspiel vom Pariser Konservatorium erhalten hatte, als die beste erklärt wurde. Es war ein damals etwa zwanzig Jahre altes Instrument der Marke: Gand & Bernardel, Paris. Herrn Hayots eigentliche Konzertgeige, ein Werk Domenico Montagnanas, folgte der genannten erst in weitem Zwischenraum. Auch der berühmte Stradivarius, der ehemals dem großen Geiger Kreutzer,

Photo Librairie de France

Georges Seurat, La grande Jatte

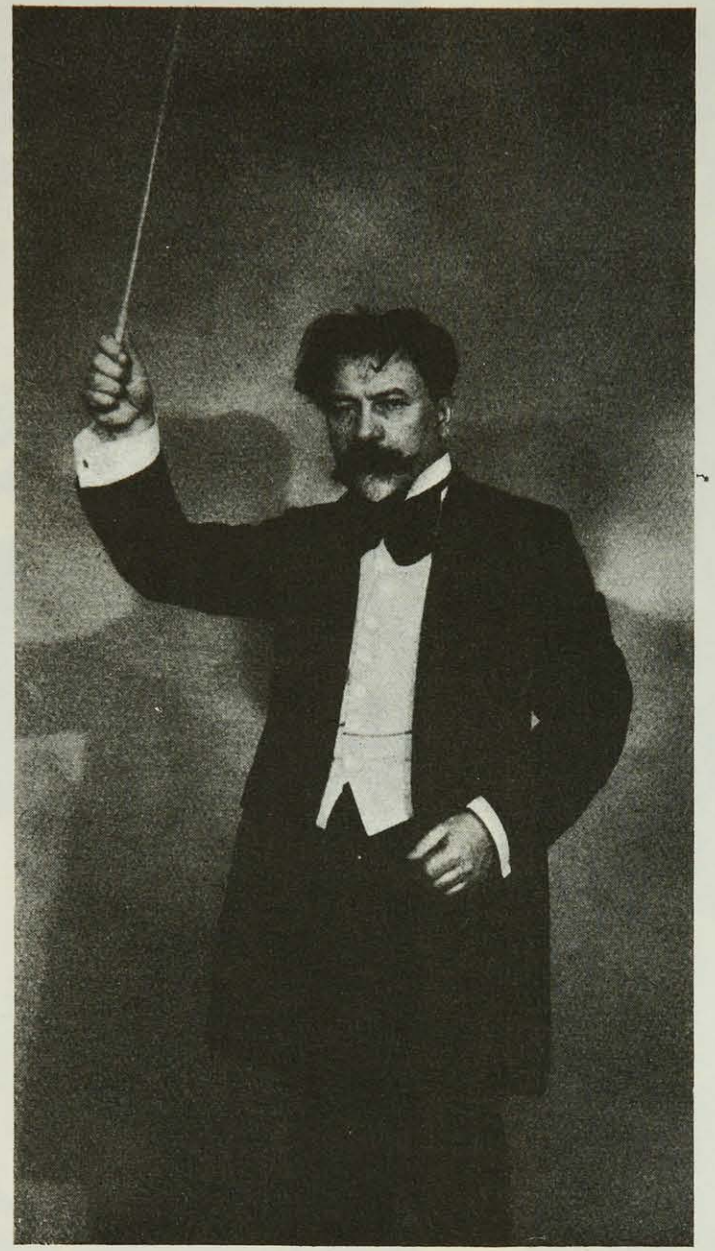
Photo Librairie de France

Georges Seurat, La Toilette

Vorm. Slg. Goetz, jetzt bei Frau Kröller

Georges Seurat, Le Chahut

Oskar Fried



Arthur Nikisch

Photos Willinger

Ferruccio Busoni

Photo Waléry

Die Jazzband im Perroquet in Paris

Soldaten-„Jazzband“

dem Paten der Kreutzersonate Beethovens, gehört hatte, fiel gegen jenes französische Instrument ab und wurde nur als zweites klassiert. Von anderen italienischen Geigen gar nicht zu sprechen. Selbst der genannte Montagnana reihte sich erst nach einer Anzahl ganz neuer Geigen ein.

Im Jahre 1910, bei der Celloprobe, fungierte als „große Kanone" ein hochberühmtes Instrument Stradivarius', das dem ebenso hochberühmten russischen Cellovirtuosen Dawidoff gehört hatte. Es befand sich damals im Besitze eines Pariser Liebhabers, namens Goupillat. Die äußeren Bedingungen des Wettkampfes waren dieselben wie 1908/09. Als Spieler der Instrumente hatte sich kein Geringerer als Paolo Casals zur Verfügung gestellt.

Das Ergebnis war dieses Mal für die „alten Instrumente" noch peinlicher als das erstemal. Denn wenn 1908/09 ein sogenanntes „ausgespieltes" Instrument (ein Ausdruck, der ebenso geschmacklos ist wie die ihm zugrunde liegende Vorstellung falsch und verderblich), die schon etwa zwanzig Jahre alte Geige von Gand & Bernardel, den Stradivarius schlug, so tat es diesmal ein ganz neues, vierzehn Tage altes Instrument des nach den Theorien des ehemaligen Arztes Dr. Chenantais in Nantes bauenden Geigenmachers Paul Kaul, ebenfalls aus Nantes. Aber das Zurückstehen des immerhin bis dahin für ohne Mitbewerber angesehen gewesenen, als eine Art Schibboleth verehrten Instruments von Stradivarius war bei diesem Wettspiele nicht ein einzelnes, für die Alten peinliches Vorkommnis, sondern nur gewissermaßen das für ihre allgemeine Niederlage bezeichnendste. Von dem materiellen Werte des geschlagenen Instruments von Stradivarius werden folgende Einzelheiten einen Begriff geben. Der Vorbesitzer Dawidoffs war der Graf Wielhorski, selbst Cellist und Schüler Rombergs. Wielhorski hatte das Instrument vom Grafen Apraxin gekauft, und zwar so, daß er als Gegenwert ein Cello von Guarnerius, 40 000 Goldfranken und sein bestes, annähernd denselben Wert repräsentierendes Pferd aus seinem Stalle hergab. Dieser Gegenwert ist natürlich als für die damalige Zeit übertrieben anzusehen, aber er würde im ganzen dem heute zu zahlenden entsprechen. Aber mag der Marktwert des Gegenstandes sein und gewesen sein wie er wollte, mochten andere im Wettspiele von 1910 konkurrierende Celli für Kapital- und besonders Kapitalistenstücke ersten Ranges angesehen werden müssen: die Tatsache bleibt nicht minder bestehen, daß der Pariser Geigenmacher Zombar mit seinem 1905 konstruierten Cello fünf italienische, nämlich Werke von Gagliano, Guarnerius, Techler, Cappa und Pressenda, geschlagen zu haben sich rühmen durfte, und ein anderer Pariser Meister G. Cunault dasselbe Resultat erzielt hatte.

Obwohl schon der Ausgang der beiden ersten Wettspiele jedem Vorurteilslosen bewiesen hatte, daß alte Instrumente tonlich vor neuen keinen Vorzug haben, nur weil sie alt sind, wiederholte Herr Mangeot das Experiment nochmals im Jahre 1912 und berief zum neuen Kampf die Geigen. Auch diesmal stellt sich wieder das berühmte, ehemals dem Geiger Kreutzer gehörige Instrument von Stradivarius. Aber wie es 1908/09 von einem französischen geschlagen wurde, so unterlag es auch 1912 einem solchen. Derselbe Geigenbauer Paul Kaul aus Nantes, der das im Jahre 1910 über den „Dawidoff" siegreiche Cello gebaut hatte, war auch der Schöpfer der neuen siegreichen Geige. Wiederum hatte sich die Theorie des Dr. Chenantais bewährt.

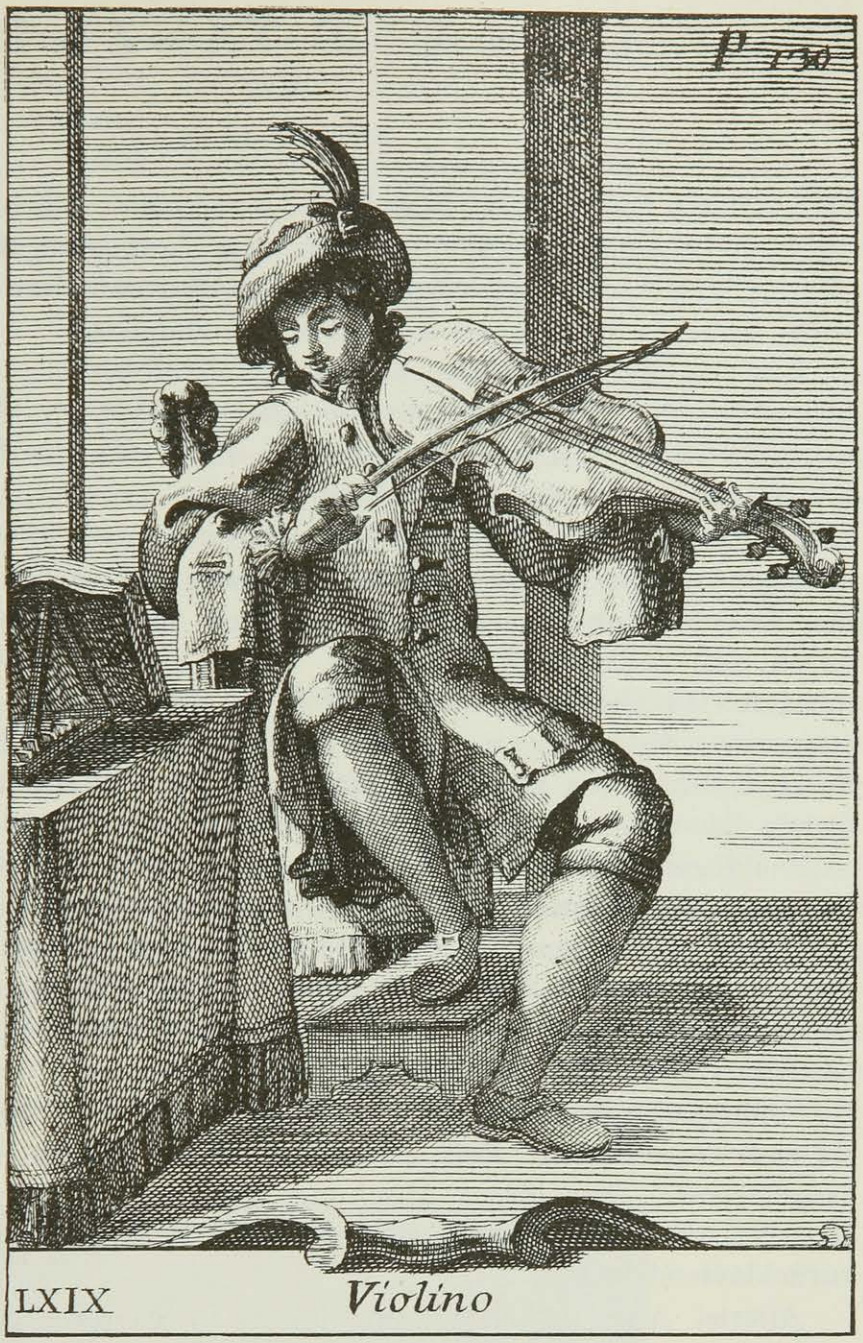
Der Weltkrieg verhinderte die Weiterarbeit an der Klärung des Problems, ob das sogenannte alte Instrument (das doch auch einmal jung gewesen ist) nur aus seinem Alter seine wirklichen oder vielmehr angedichteten Vorzüge entnimmt.

Aber schon wenige Jahre nach dem Schlusse des Krieges, 1921, war Herr Mangeot bereits wieder am Werke und veranstaltete diesmal ein Wettspiel zwischen alten italienischen und ausschließlich ganz neuen, eben aus den Werkstätten entlassenen Geigen. Diesmal spielte der Lehrer am Pariser Konservatorium, Herr Paul Brun, die Instrumente vor. Als fast komische Einzelheit sei erwähnt, daß es schon schwer war, aus Liebhaberkreisen alte Instrumente zum Wettbewerbe zu bekommen. Die Liebhaber waren durch die Resultate der ersten drei Proben so verblüfft und verschnupft, daß sie fast alle ablehnten, ihre geliebten, freilich einer harten Probe entgegengehenden Besitzgegenstände herauszugeben, da es nach den bisher gemachten Erfahrungen schwerlich anzunehmen war, sie würden damit Ehre einlegen.

Immerhin konnte die Altmeisterschaft mit einem Stradivarius und einem Joseph Guarnerius del Gesù, eben der Konzertgeige des Herrn Brun, als hauptsächlichsten Stücken, eine ganz schöne Phalanx aufstellen, aber viel Glück hat sie damit nicht gehabt. Ja, wenn man bedenkt, daß sie es dieses Mal sogar nicht mit sogenannten „ausgespielten" Gegnern, sondern mit frisch aus der Pfanne gekommenen zu tun hatte, so ist ihre Niederlage diesmal für sie besonders beschämend.

Siegreich ist nämlich das ganz neue, aber gute Instrument geblieben. Bei der Abstimmung von 23 Künstlern kam Stradivarius der erste Preis zu. Beim Wettspiele vor dem Gesamtauditorium, dem es diesmal noch schwerer gemacht worden war, eine gehörte Geige an der ihr erteilten Nummer wiederzuerkennen, da selbst

diese Nummern geändert wurden, — beim großen Wettspiele siegte mit 1090 Punkten Joseph Aubry aus Mirecourt. Stradivarius erhielt 1000, G.-B. Guadagnini 822 Punkte. An hervorragender Stelle stand auch eine von Le Lyonnais in Nantes gebaute Geige, der sich mit dem schon genannten Dr. Chenantais assoziiert und auf seinen Theorien gearbeitet hatte. Es ist zu bemerken, daß also die Theorien Dr. Chenantais zweimal und unabhängig von der Persönlichkeit, die sich ihrer bediente, ihre Probe aufs Exempel bestanden haben.



Kupferstich von A. Wanwesterout
Aus Bonanni, Description des Instruments harmoniques 1776

Erwähnenswert erscheint, daß nach diesem letzten, völlig entscheidenden Wettspiele ein anderes, in Metz veranstaltetes, jede Garantie für die ausschließlich durch den Toneindruck beeinflußte Beurteilung bietendes, dem schon genannten Joseph Aubry zu einem neuen Siege über Stradivarius und andere alte italienische Meister verholfen hat.

Dieses die nackten Tatsachen, über die nachzudenken den blinden Verehrern des Alten ebenso dringend empfohlen wird, wie vorauszusehen ist, daß sie aus ihnen nichts lernen werden.

TROMMELN UND TÄNZE IN INDIEN

Von

BENNO BARDI

Trommeln und Tänze, Begriffe, die zueinander gehören wie Tod und Leben! Kein Leben ohne Tod, kein Tanz ohne Trommeln! Das gilt schon für uns, die wir Zeitgenossen der getrommelten Rhythmik sind, vor allem aber für Indien, das klassische Trommelland.

Zwar ist die Trommel schon in der Frühzeit des Menschengeschlechts über die Erde verbreitet. Die Australier spannen ein Opossumfell über die Knie, die Neger, besonders in Guinea an der Westküste Afrikas, höhlen kleine Baumstämme aus und schlagen mit Stöcken zwischen die länglich schmale Schallöffnung. Eine förmliche Trommelsprache bildet sich aus.

Kein Volk aber ist so reich an Trommeln und an Tänzen wie das indische. Die Verschiedenheit der indischen Rassen, das Alter der indischen Kultur haben eine verwirrende Fülle von Tanztrommeln und Trommeltänzen geschaffen. In Hindostan allein gibt es mehr als zwanzig Arten von Kesseltrommeln, die sich nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Von einem Opfertanz gibt es ungefähr vierzig Variationen, alle in verschiedenem Rhythmus tänzerisch dargestellt.

Die Kesseltrommel (tabla) ist heute meist in den Händen der Gaukler. Während der Mann ein langes Schwert peristaltisch herunterwürgt, kauert sein Weib neben ihm auf dem Boden und schlägt die tabla, um die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf die Kunststücke ihres Mannes zu lenken. Ab und zu setzt sie aus, wie zur Spannung, dann schlägt sie ein paarmal besonders stark und unrhythmisch auf das Fell.

Früher war die tabla sogar heiliges Instrument. Bei Hochzeiten diente sie zum Gottesdienst. Reis, Safran und Betel wurden auf das Trommelfell aufgetragen. Mit dieser Mischung begaben sich die Anverwandten des Brautpaares zu einer Prozession ins Freie, das junge Paar allein im Hause zurücklassend.

Allerlei Aberglauben knüpft sich noch jetzt an die tabla. Ihr Verschwinden aus dem Hause bedeutet den Tod eines Menschen. In Krankheitsfällen werden die bösen Geister durch heftige Trommelschläge vom Lager des Patienten vertrieben. Dazu tanzen dann die Freunde den Beschwörungstanz (utaccee).

Einer der ältesten Tänze Ceylons, der Silberteufeltanz (candian), ist ein Familientanz. Seit tausend Jahren in gleicher Form vorgeführt, vererbt er sich vom Vater auf den Sohn. Nicht nur Tanz, sondern auch Kostüm wird vererbt. Helm-, Arm- und Schulterspangen aus Silber, sogar (wie pietätvoll!) der Lendenschurz wird nicht erneuert.

Als rhythmisches Hilfsmittel dieses Tanzes dient oft eine kleine Rahmentrommel (dara) hindostanischer Provenienz, an unser Tamburin erinnernd, mit kleinen Blechplättchen am Rande.

Auf der eigentlichen Virtuosentrommel, der Doppelkonustrommel (mrdanga), in Bengalen heimisch, werden die kompliziertesten Rhythmen

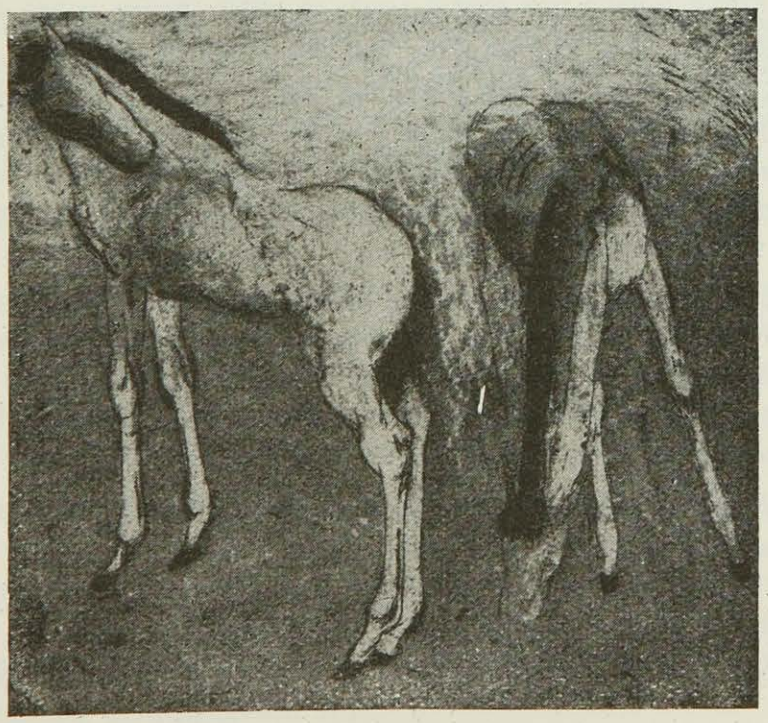
geschlagen, mit einzelnen Fingern, mit allen Fingern, mit Handballen, mit kleinen Stöcken — raffinierte rhythmische Kombinationen in verschiedenen Lautstärken und Tonhöhen.

Schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert wird die mrdanga in Sanskritbüchern erwähnt. Brahma selbst hat sie erfunden, als er einen Sieg über einen allgewaltigen Dämon feierte. Noch mehr bemächtigt sich die Sage eines Tanzes, zu dem die mrdanga geschlagen wird, des Maskenteufeltanzes (yacksaa netuma).

Eine Prinzessin, Lieblingskind des königlichen Vaters, ist in die seltsame Idee vernarrt, sie müsse einen Teufel tanzen sehen. Die Prinzessin wird schwermütig. Der König, in Angst um sein Kind, befiehlt bei Todesstrafe einem seiner Knechte, sofort einen Teufel herbeizuschaffen. Der arme Mann, in noch größerer Angst um seinen Kopf als der König um sein Kind, geht in den Wald, fängt Affen ein und anderes Getier, versteckt sich in deren Felle und tanzt in dieser Verkleidung vor der Prinzessin. Die wird vor Schreck gesund.

Auch von Sage umkränzt ist der älteste auf Ceylon bekannte Löwentanz (singhala), dessen Begleiterin oft die kleine Sanduhrtrommel (damaru) ist, wegen ihrer Form so genannt, von jeher in Religion und Mythologie der Inder eine große Rolle spielend, ja sogar dem Siwah als Attribut beigegeben.

Wieder ist es eine Prinzessin, aber diesmal erscheint kein Teufel. Diesmal „als ein Gott kommt er gegangen", der Löwe nämlich, der in klarer Sternennacht die Prinzessin raubt, sie in den dichten Wald entführt und dort den Schoß der jungen Prinzessin befruchtet. Zwei Kinder (o Rassentheorie!) sind die Folgen dieses Abenteuers. Die Nachkommen dieser Kinder tanzen dem Urahn zu Ehren im Löwenkostüm den Löwentanz, der sich bei den alten hohen Kasten der Singhalesen bis auf den heutigen Tag erhalten hat und mit großer Inbrunst getanzt wird.



Käte Knorr

BÜCHER-QUERSCHNITT

THOMAS MANN, Pariser Rechenschaften. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Nordländer haben bekanntlich für Paris eine besondere Art von manchmal geradezu hysterischer Schwärmerei. Nicht so Thomas Mann, dessen Pariser Rechenschaftsbericht vollkommen unbeschwert und objektiv ist. Man mag sagen gegen ihn, was man will, aber immer kommt man gleich zu Beginn seiner Bücher in eine mollige Stimmung, wohltemperiert und leise, wie wintermorgens in einem gutdurchheizten Lübecker Hause. Er schreibt im Bett an einem von ihm konstruierten Spezialtisch, an dem er auch die Mahlzeiten einnimmt. (Er mag zu gern bei diesen Dingen verweilen, aber liebt nicht, wenn die Kritik es tut.) In Paris trifft er mit vielen tüchtigen Leuten zusammen, die sich um Völkerversöhnung und ähnlich Verdienstliches bemühen. Ich wüßte keine Clique Menschen, die von der maßgebenden Schicht, sei es des Volks, sei es Künstler, sei es Gesellschaft, weiter entfernt wären als diese Leute, die man — abgesehen von einigen politisch hervorragenden Leuten — meist nicht einmal dem Namen nach kennt. Man liest aus Bedürfnis nach Gemütlichkeit, um mal auszuruhen, aber dann stößt man auf höchst gescheite Sachen, wie Gegensatz von Humanität und Nationalismus, auf das „Künstlerische" als konservativ wirkenden Begriff, im Gegensatz zu den Zeiten Flauberts, für den es der Gegenbegriff des Bürgerlichen war. Die Broschüre hat den Charme des Naiven — Frankreich gegenüber, was sie schon dadurch — abgesehen von allen anderen Vorzügen — unendlich höher stellt als alles Gestammel der Halbkönner, die im Grunde von Deutschland wie von Frankreich nichts wissen. *H. v. W.*

RUDOLF KIRCHER, Engländer. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. Main.

In kurzen, knappen Charakterisierungen ziehen die Männer an uns vorbei, die entweder England geleitet haben oder aber der beste Ausdruck dieses Landes sind, wobei ihre Stärke zwar betont, ihre Schwächen aber keineswegs unterdrückt werden. Das sind außer den bekannten Lloyd George, Asquith, Grey, Balfour, den Chamberlains, Baldwin solche Leute wie Lord Derby, Winston Churchill, der Eisenbahner Thomas, Lord Birkenhead, ehemals Mr. Smith. Das Buch ragt dadurch unter den heutigen Büchern gleicher Tendenz hervor, daß es sich nicht auf die Schilderung der öffentlichen Rolle dieser Männer allein beschränkt, sondern zur Charakterisierung die intimen Züge auch des Privatlebens heranzieht, soweit allerdings überhaupt ein Engländer ein Privatleben hat, so daß sich ein wirklich rundes Bild der Persönlichkeit und damit ein wahres Abbild des Großbritannien von heute ergibt. *H. v. W.*

G. B. VOLZ, Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit. K. F. Köhler, Berlin, Leipzig.

Dies Bilderbuch illustriert am besten die Diskrepanz zwischen der heroisierenden Auffassung von diesem König und seiner täglichen Erscheinung; als Ikonographie der zeitgenössischen Porträts dürfte es grundlegend sein. *A. B.*

ERNST PFUHL, Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei. München F. Bruckmann A. G.

Das mit 160 vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Werk vermittelt durch Pfuhls sachbeherrschende, ruhige Erläuterungen eine wirklich dauernde Vorstellung der griechischen Zeichnung und Malerei von den Anfängen des geometrischen Stils bis zur großen Malerei des 5. Jahrhunderts. *A. B.*

ZWEIHUNDERT BILDER DER NATIONALGALERIE. Erworben 1910 bis 1925 von LUDWIG JUSTI. Im Verlag von Julius Bard, Berlin, 1926.

Während bei manchen staatlichen Sammlungen Berlins mehr und mehr bedenkliche Anzeichen von Ueberalterung eintreten, hat die Nationalgalerie unter Führung Justis sich ein frisches Leben bewahrt. Der glückliche Gedanke, in dem seit dem Umsturz angegliederten Kronprinzenpalais wechselnde Ausstellungen abzuhalten, hat immer wieder einen ersprießlichen Kontakt mit der Gegenwart herbeigeführt. Es war für Justis Mitarbeiter, P. O. Rave und L. Thormaehlen, naheliegend, in einem sehr würdig ausgestatteten Buche eine Zusammenfassung von dem zu bringen, was der Direktor der Nationalgalerie in den letzten fünfzehn Jahren in streng systematischem Ausbau an Gemälden dem alten Bestande hinzugefügt hat. Anlaß war der fünfzigste Geburtstag Justis, der zufällig mit dem fünfzigjährigen Bestehen der Galerie im vergangenen März zusammenfiel. Aus dem Vorwort des Tafelbandes erfahren wir, daß eine umfassende Veröffentlichung des gesamten Galeriebesitzes in drei Bänden geplant ist, also auch der Bildwerke und Handzeichnungen. Es handelt sich also in dem besprochenen Buche lediglich um eine Auswahl. Als besonders wesentlich erscheint mir nach wiederholtem Durchblättern, das so manchen Gang durch die Nationalgalerie in angenehme Erinnerung zurückruft, was an Werken der Nazarener und der frühen deutschen Romantiker hinzugewonnen ist; von neueren Meistern ist mit ganz besonderem Glücke Thoma gesammelt worden; bei den neuesten wird man die Auswahl nicht ganz so glücklich finden. Der Gesamteindruck ist sehr nachhaltig und gewinnt noch mehr, wenn man an die zahllosen Schwierigkeiten zurückdenkt, die sich Justi besonders in den Zeiten der seligen „Landeskunstkommission" in den Weg stellten. Daß sie heute noch nicht ganz geschwunden sind, zeigen die häufigen Angriffe zumal aus akademischen Kreisen.

Walter Cohen.

RUDOLF KURTZ, Expressionismus und Film. Verlag der Lichtbildbühne, Berlin.

Immer, d. h. selten genug, wenn es etwas Neues von Rudolf Kurtz zu lesen gibt, überkommt einen das Bedauern über die schriftstellerische Zurückhaltung dieses geschliffenen Intellekts. Er sagt in diesem Buch das Beste, Wichtigste über Kinokunst, was bisher gesagt wurde, ohne den Leerlauf des Kaffeehausgeredes, unterstützt von einem umfangreichen Bildermaterial. *A. B.*

JUSTUS BIER, Das alte Nürnberg in Anlage und Aufbau. Verlag Ernst Frommann & Sohn, Nürnberg.

Die 80 Abbildungen nach den schönen Aufnahmen von Ferdinand Schmidt lassen die Nürnberger Altstadt als ein Kunstwerk des Städtebaus begreifen, und zwar, wie es gut formuliert im Vorwort heißt: nicht im Sinn einheitlicher Planung, wohl aber im Sinn der Zusammenwirkung aller im Zeitverlauf hinzugekommenen Teile zu einem organischen Ganzen. *A. B.*

PAUL WESTHEIM, Das Kunstblatt. Mit zahlreichen Illustrationen. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam.

Alle Kunstfreunde, die jeweils über die verschiedenen Strömungen in der modernen Kunst auf dem laufenden bleiben wollen, können an dem „Kunstblatt" nicht vorübergehen, das seit Jahresanfang in erweitertem Umfang und in künstlerischer Ausstattung herausgegeben wird.

MAXIM GORKIJ, „Wanderer in den Morgen". Ullstein.

Stärker als in den früheren Romanen, die im Augenblick einen Teil ihrer Wirkung zu verlieren scheinen, erschüttert Gorkij überall dort, wo er aus seinem Leben erzählt. Dieser Band umfaßt Lehr- und Wanderjahre aus der Zeit, in der er studieren wollte und notgedrungen seine brennende Wissensgier an Begegnungen mit Menschen der untersten Schichten sättigte. Er spricht von diesen Erlebnissen mit einem Realismus von so erbarmungsloser Aufrichtigkeit, daß die einzelnen Szenen zu phantastischen, unwahrscheinlich überwältigenden Bildern werden. Tolle Orgien betrunkener Schmuggler, abseitiger Schwärmer, halb Tiere, halb Künstler, haben die düstere Farbigkeit holländischer Malereien. Unausgegorenes Gedankengut überrascht durch Tiefe, eine Fülle von Gestalten und Beobachtungen gewinnt Wirklichkeit. Dieses Buch, das schrittweise vorgeht und Episode an Episode reiht, reicht in der Wirkung über systematisch gebaute Romane hinaus, weil es in jedem Kapitel den Durchblick auf die Epoche eröffnet. Es ist unmöglich, die gegenwärtige Erscheinung Rußlands zu begreifen, wenn man nicht die Grundlagen erkennt, aus denen die bolschewistische Form erwachsen ist. Das Bild der Zustände und der Menschen der Generation, die die Revolution vorbereitet hat, ist zwingend und ein Schlüssel zur Erkenntnis der Gegenwart. *gf.*

HANS MERSMANN, Beethoven, die Synthese der Stile. Verlag Julius Bard, Berlin.

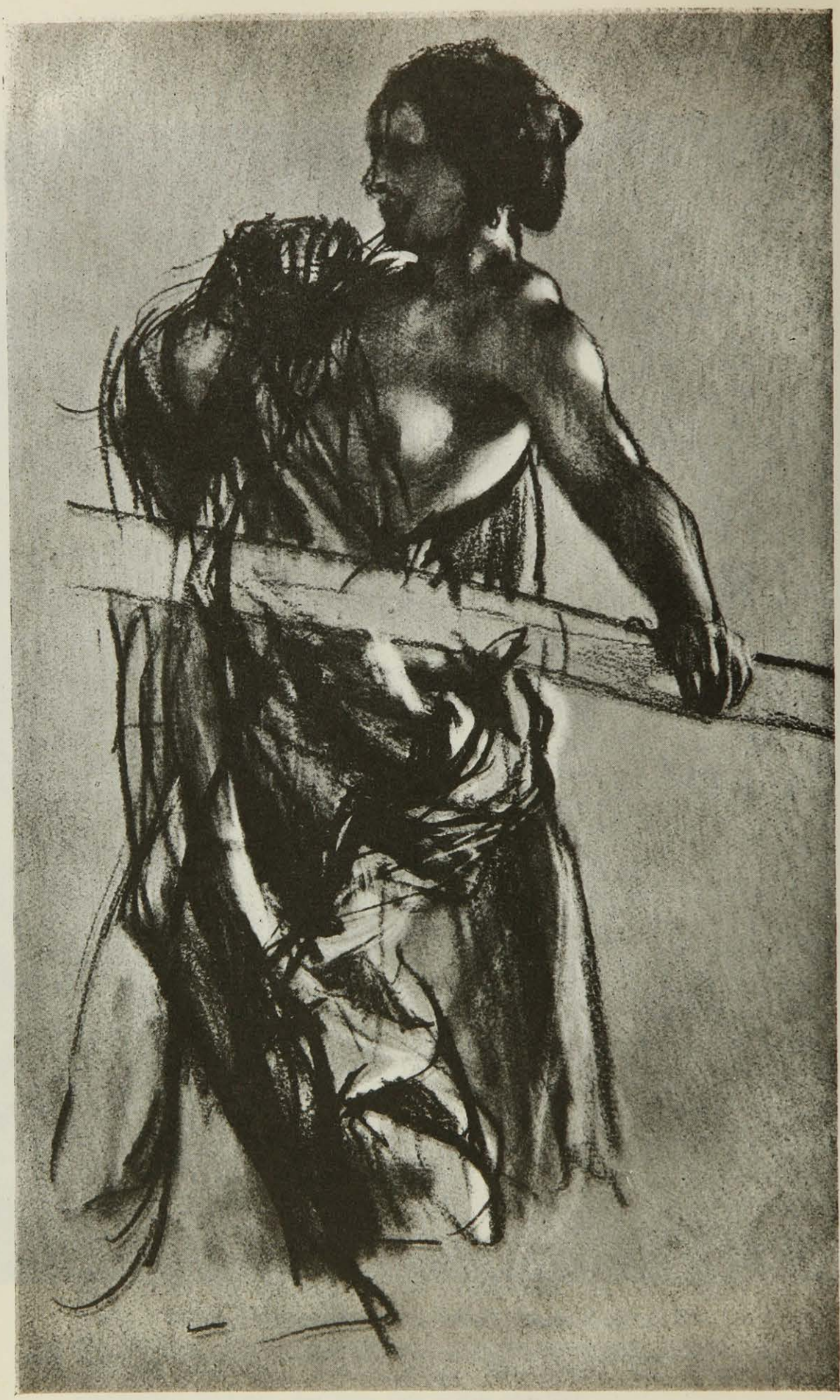
Ein guter Beethoven-Kenner spricht aus diesem mit Liebe geschriebenen Buche. Intuitiv wird Beethoven gesehen, beinahe dichterisch ist der Ausdruck. Nur manchmal tauchen Ausdrucksreminiszenzen an des Verfassers Mozartbuch auf, so wenn er von der Hand der Ertaubung spricht, die Beethoven lähmend berührt. Aber das ist nur Schale, nicht Kern. In großen Bogen wird Beethovens Entwicklung vom Improvisator und Erfinder zum Gestalter dargestellt. Besonders anregend, die Notenbeispiele der Skizzenbücher mit der späteren Fassung zu vergleichen. Beethovens übermusikalische Bedeutung leuchtet auf im Rahmen der großen Ideenkreise seiner Zeit. Das Buch gibt eine Fülle von Anregungen. *B. B.*

RAHEL SANZARA, Das verlorene Kind. Roman. Ullstein.

Ein sehr merkwürdiges, eindrucksvolles Buch von dichterischem Wert. Es behandelt das Problem des Lustmordes ohne jeden sensationellen Kitzel, in einer primitiven Umgebung, mit solcher Ueberlegenheit, daß die Grenzen der einfachen Gestalten auch im Pathos nicht überschritten werden. Ein Bauernroman ohne aufdringliche Schollenromantik, ohne Herablassung, ohne Fremdheit, landschaftsverbunden und die Atmosphäre der Landschaft suggestiv übertragend. Der Mord des Halbwüchsigen wird ohne Verrenkung des Gefühls glaubhaft gemacht aus der Uebermacht des nicht geklärten Triebs. Und während der Roman in der breiten Ruhe des Stils, den starken Farben, der Großzügigkeit der Gestaltung nirgends die Hand einer Frau verrät, spürt man sie in dem eigentümlichen, nur durch tiefe Furcht zu erklärenden Ahnungsvermögen, mit dem sie die mörderischen Elemente im Geschlechtlichen erspürt. In Mensch und Tier, im Wachstum und in der Schwingung der Jahreszeiten und des Wetters vibriert der dunkle Puls, in dem Zeugung und Tod Nachbarn sind. Diese Erkenntnis färbt eine gelassen aufgebaute Handlung von fast klassischem Schnitt sehr neu, sehr verwandt modernsten psychologischen Ergebnissen, und erzeugt eine höchst eigenartige Stilform, der man sich völlig überläßt. *gf.*

Adolf Menzel, Klavierspieler (Richard Menzel)

Aus dem soeben erschienenen Band der Skizzenbücher: „Menzel", herausgegeben von E. Bock



Adolf Menzel, Weibliche Modellstudie

Albrecht Altdorfer, Zwei Frauen mit Fruchtschale

Aus dem soeben erschienenen Band der Skizzenbücher: „Altdorfer", hrsg. von Max J. Friedländer

Albrecht Altdorfer, Christus am Ölberg

GUIDO ADLER, Handbuch der Musikgeschichte. Frankfurter Verlags-Anstalt A. G.

Wie schon oft, so ist auch hier Kunst und Wissenschaft den politischen Ereignissen vorausgeeilt. Mehr als zwei Jahre vor dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund haben sich unter Guido Adlers Führung namhafte Musikgelehrte der verschiedensten Nationen zu friedlicher Arbeit an diesem Handbuche zusammengeschlossen: Cesari (Mailand), Dent (London), Engel (Washington), Idelsohn (Jerusalem), Prunières (Paris), Salazar (Madrid) und viele andere. Die Vielheit der Verfasserschaft der einzelnen Buchabschnitte hat Vielseitigkeit des Ausdrucks zur Folge. Dadurch wird der ernst und wissenschaftlich angepackte Stoff zur anregenden Lektüre. Die Ergebnisse der neuesten Forschung sind nach stilkritischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten verwertet und zeigen deutlich den Kausalzusammenhang der Musikgeschichte mit der übrigen Kulturgeschichte. Durch besonders aus früheren Zeiten schwer zugängliche zahlreiche Notenbeispiele wird auch die ältere Musikgeschichte ad oculos demonstriert. Ein gründliches, aber leicht verständlich geschriebenes Standardwerk für jede Musikbibliothek. *B. B.*

RUDOLF LAMBERT, Die okkulten Tatsachen und die neuesten Medienentlarvungen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wenn auch viel Medienbetrug zugegeben wird, so bleibt der Verfasser doch dabei, daß es okkulte Tatsachen gibt, die durch die Gegner nicht widerlegt sind. Die temperamentvolle Schrift steht weit über dem Niveau der meist jammervollen okkulten Literatur. *A. B.*

CARL GEORG HEISE, Lübecker Plastik. Kunstbücher deutscher Landschaften. Verlag Friedrich Cohen, Bonn, 1926.

Wir brachten in Nr. 7 des Querschnitts bereits einige Bildproben dieses Heftes, das in der Folge der so preiswerten „Kunstbücher deutscher Landschaften" das erste Mal der nordischen Plastik gewidmet ist. K. G. Heise, der Direktor des St. Annen-Museums in Lübeck war gewiß der Berufenste, dieses Thema aus der Vorzeit der Jubiläumsstadt zu behandeln. Die großen Lübecker Bildhauer Bernt Notke, Henning von der Heide, Benedikt Dreyer und Claus Berg, aber auch die anonymen Vorgänger werden in der knappen, doch gut durchgearbeiteten Einleitung recht lebendig und ohne jede Ueberschätzung hingestellt. Man freut sich, daß ihre Kunst als Exportware in den skandinavischen Ländern so hoch geschätzt war, ohne Austauschprofessoren, ohne Kulturtage, ohne als Kunstmissionare verkleidete Kunsthändler. Dem Herausgeber der schönen Serie, Dr. Walter Cohen in Düsseldorf, sei schließlich der Wunsch nahegelegt, nach den famosen Plastikbänden von Beenken, Kunze und Heise auch einmal wieder der Malerei zu gedenken. *B. G.*

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Handschriften.

Bei den beiden Autographen-Auktionen, die Anfang September in Berlin stattfanden, sind es wieder nicht die Preise und leeren Benennungen, die interessieren, sondern die Inhalte der erst durch die Kataloge publik gewordenen Briefe und Dokumente. Die Auktion bei K. E. Henrici umfaßte besonders historische Autographen. Unter den Briefen und Akten aus dem Nachlaß des preußischen Generalfeldmarschalls Karl v. Müffling (1775—1851), der von 1806 bis 1813 im Zivildienst

bei Karl August von Weimar, später beim Stabe Wellingtons und 1815 Gouverneur von Paris und 1821 Chef des Großen Generalstabs war, fand sich eine Menge unbekannten, historisch wichtigen Materials. Im Jahre 1808 berichtete *Karl August von Weimar* an Müffling *über Napoleon:* „Beym Abschiede, sagte ich ihm die gewöhnl. Compl. u. das ich wünsche ihn bald, recht gesund u. recht zufrieden zu sehn. Da hub Er . . . . den finger in die Höhe u. sagte sehr Ernst: cela depent de la haut! . . . . .“ „ich . . . . . stellte ihm ernstl. vor das Er dem ewigen Kriegführen ein ende machen möchte; ja, erwiederte Napol . . . . . ., das ist alles recht gut u. ihr mögt recht haben, ich kann aber das leben hier nicht aushalten es ennuyirt mich alles, u. es ist mir nirgends wohl als im Kriege.“

Als ein hellsehender Legitimist erweist sich *Wilhelm I.,* damals noch Prinz von Preußen, als er am 28. August 1830 über die Revolution in Paris schreibt:

„. . . . . Mit zwei Worten angegeben, ist meine Ansicht die, daß die Legalisierung der Revolution in Paris, durch die Cabinette Europas, der Triumph der Revolution über die Légitimität ist, u. daß demnach zu erwarten steht, daß nach diesem Beispiel, sich viele Folgen zeigen werden, u. in Zeit von 15—20 Jahren, Louis Philipp viele Confrères haben wird, d. h. Schatten-Könige. Das gute Princip: par la Grâce de Dieu, — ist mit dem Jahre 1830 verspielt, durch den Beschluß der Soeveraine selbst, die sich so nennen . . . . . .“

Wohl das wichtigste Stück des ganzen Katalogs ist ein geheimer Brief des Feldmarschalls *York von Wartenburg* an einen Major Schmidt vom 26. Januar 1813 (der für 300 M. vom Preußischen Geheimen Staatsarchiv angekauft wurde). Als Ende 1812 das Armeekorps Macdonalds nach Vernichtung der napoleonischen Großen Armee den Rückzug antrat, führte York die Nachhut. Er schloß mit den Russen in der Mühle von Poscherun die „Konvention von Tauroggen“ ab, wie allgemein angenommen, auf eigene Faust, ohne vom König autorisiert gewesen zu sein. Aus dem vorliegenden Geheimbrief ergibt sich ein neues, wesentlich anderes Bild. Hiernach hat der König um Yorks Schritt gewußt und „S. Majestät haben im Geheimen die von mir mit dem Russischen General v. Diebitsch abgeschlossene Convention völlig genehmigt“. Die Stellung des Königs zum Freiheitskriege, der durch die Konvention eingeleitet wurde, gewinnt so ein ganz anderes Gesicht. Der König hat selbst aktiv gehandelt, er wurde nicht von York überrascht.

Mit je 600 M., 560 M. und 1000 M. wurden drei geschichtlich wichtige und ausführliche *Bismarckbriefe* bezahlt.

Eine Reihe von Briefen des Freiherrn *Friedrich von der Trenck,* des Magdeburger Gefangenen Friedrichs des Großen, wurde mit erstaunlich geringem Interesse aufgenommen. In einem Zettel aus dem Jahre 1757 schreibt er seiner Schwester aus dem Kerker:

„Ich lebe bereits 3 Jahre bey zwey Thaler monathlich und da ich im May an einem hitzigen Fieber elend krank war, ließ mich der gottlose Borck dennoch nicht einmal vom Halse-Eisen losschließen und nicht einmahl mit einem Trunk Wasser erquicken. Ich lebe aber dennoch bis dato zu aller Menschen Staunen, doch bereits völlig zu Grunde gerichtet, und wenn ihr mich noch länger verlasset und nicht bald zu Hülfe kommt, so bin ich ein grausames Schlacht-Opfer der schändlichsten Grausamkeit. Handelt also nach eurer Pflicht, denn euch zu Liebe bin ich nach Danzig gereyset.“ Auch das Urteilsblatt aus den Trenck-Akten lag im Original vor, es wurde für nur 250 M. von der Stadt Magdeburg angekauft. In dem Urteil heißt es:

„Da zu hoffen, vielmehr nicht zu zweifeln ist, daß bey ersterer Gelegenheit er seine . . . . schändlichen Absichten noch auszuführen suchen wird, wo nachhero durch die Schärfe der Gesetze billig Einhalt zu thun; als wird in Erwägung alles

dieses durch die . . . . . einmüthigen Stimmen eines vereydigten Kriegs-Gerichts hiermit erkannt.

Das weil Inquisit Friedrich Wilhelm Trenck bereits durch das vorige Urteil aller seiner Ehren und Würden versetzt, sein Vermögen confisciert und er hiernechst zum Vestungs-Arrest condemnirt worden, derselbe nunmehro in Eisen zu schmieden, und in solchem auf seine ganze Lebens Zeit Vestungs-Arrest halten solle."

Das preußische Hohenzollern-Hausarchiv kaufte den einzig nachgewiesenen Brief der Prinzessin Amalie von Preußen an Trenck, ein konventionelles, von ihr nur signiertes Schreiben, in dem Amalie sich zur Annahme der Patenstelle bei Trencks eben geborener Tochter bereit erklärt und hinzufügt, daß sie sich für ihn stets interessiere und Anteil an seinem Wohlergehen nehme. — Dies ist das einzige authentische Dokument für die Beziehungen zwischen Trenck und der Schwester Friedrichs des Großen. Trenck selbst hat erst nach Amaliens und Friedrichs des Großen Tode seine Enthüllungen über seine Beziehungen zur Prinzessin im dritten Band seiner Memoiren veröffentlicht. Was an der heute noch lebendigen Legende seiner Liaison tatsächlich wahr ist, läßt sich nicht mehr irgendwie prüfen. Dieser Brief sagt nichts.

In der Versteigerung bei Stargardt wurden nicht so sehr große, durch hohe Preise verblüffende Autographen als vielmehr eine Menge kleinerer, aber inhaltlich wichtiger Briefe versteigert. Das Frankfurter Freie Hochstift kaufte für 1440 M. ein eigenhändiges Gedicht von Heine unter einer Federzeichnung Johann Peter Lysers auf einem Pergamentblatt, das bisher unbekannte Original der berühmten Lyserschen Zeichnung Heines vor der Harzreise. Heine schenkte das Blatt 1831 Fanny Lewald. 1838 wurde es als Beilage zu Lewalds „Europa" veröffentlicht.

Bücher.

Das große Ereignis des deutschen Büchermarkts ist die bevorstehende Versteigerung der Inkunabeln-Bibliothek des Münchener Verlegers Kurt Wolff durch die Firma Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. am 5. und 6. Oktober. Wenn auch diese Sammlung, die übrigens nicht in ihrem ganzen Umfange von über 3000 Nummern, sondern nur mit über 800 ausgesuchten Stücken zum Verkauf kommt, nicht solche Zimelien enthält wie die von Graupe im vorigen Jahr versteigerte, unerreicht schöne Sammlung mit dem Ulmer Aesop und anderen Schätzen, so handelt es sich doch um eine Bibliothek von großer Bedeutung und Reichhaltigkeit. Wie die schon 1912 versteigerte Sammlung von deutschen Erstausgaben aus dem Besitz von Kurt Wolff klassisch war, so gibt auch seine dann begonnene Inkunabelnsammlung ein Bild von dem Umfang und der Art des Sammelgebiets wie kaum eine andere Bibliothek. Von seinen Inkunabeln, die fast sämtlich vollständig erhalten sind, befinden sich viele in ihren ursprünglichen, heute so selten gewordenen gotischen Klostereinbänden. Einige Zahlen geben am besten einen Begriff von der Bedeutung der Sammlung. Während bisher noch keine verauktionierte Inkunabelnsammlung mehr als 50 Druckorte für ihre Werke aufweisen konnte, sind bei Kurt Wolff 66 verschiedene Druckorte vertreten. In der Frühzeit zwischen 1460 und 1469 sind 6 Werke gedruckt, weitere 172 zwischen 1470 und 1479. Inhaltlich sind 108 Inkunabeln medizinischen Inhalts, 19 Judaica, 12 musikgeschichtlich wichtig, 107 römische und griechische Klassikerausgaben. 30 Werke sind in deutschen, 33 in italienischen, 5 in hebräischen Lettern, der Rest in lateinischen Lettern gedruckt. 9 der Inkunabeln sind nirgendwo anders nachzuweisende Unika, 10 kennt keine Bibliographie; 7 sind ganz auf Pergament gedruckt.

Am höchsten (mit je 9000 M.) sind die erste deutsche Bibel von 1466 und ein hebräischer Pentateuch-Kommentar (Mantua, ca. 1476) geschätzt. Der Straßburger

Druck der ersten deutschen Bibelübersetzung ist unter den 13 hochdeutschen und 5 niederdeutschen Bibeldrucken vor Luther schon außer seiner Seltenheit von besonderer Bedeutung, weil er den späteren Drucken vor Luther als Vorlage gedient hat. Eine hebräische Inkunabel, ein Druck aus Lissabon von 1489 (Abudrahim: Super ordinem precum), zeichnet sich durch ihre herrliche figürliche Holzschnittbordüre auf schwarzem Grund aus. Eins der schönsten deutschen Holzschnittbücher ist die Augsburger Inkunabel von 1495: „Evangelien und Episteln durch das ganze Jahr mit der Passion". Kein Bibliograph hat bisher dies Werk genau beschrieben, weder im Britischen Museum noch in Amerika oder einer französischen Bibliothek befindet sich ein Exemplar, von dem es außer diesem nur zwei andere geben soll. Wohl das schönste Stück der Kurt-Wolff-Bibliothek ist das „Officium Beatae Mariae Virginis" (Neapel 1478). Das ganze Werk ist mit roten und schwarzen Lettern auf Pergament gedruckt, es enthält fünf prachtvolle, in Farben gemalte Blumenbordüren, zum Teil auf Goldgrund, farbige Initialen und Ornamente. Außer dem vorliegenden ist nur noch ein einziges anderes Exemplar als vollständig erhalten nachweisbar. Es ist wie eine illuminierte Handschrift ausgestattet.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Die Reihe unserer *Skizzenbücher,* die wir mit den Bänden Leonardo, Raffael, Fragonard, Goya begonnen hatten, wird jetzt in zwei weiteren Heften fortgeführt: *Altdorfer,* betreut von seinem Biographen Max J. Friedländer, und *Menzel,* herausgegeben von E. Bock, dem Verfasser des großen Oeuvre-Katalogs der Graphik dieses Meisters. Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen diesen beiden Künstlern, dem Träumer und Romantiker aus der Blütezeit der deutschen Renaissance mit seinen keck fabulierenden, bildhaften Entwürfen auf farbigem Grund und den sachlich gewissenhaften, rücksichtslos scharfen, technisch virtuosen Studien und Skizzen des phänomenalen Könners aus dem 19. Jahrhundert. Die Vielseitigkeit Menzels, sein ruheloser Kampf mit der Natur, ihre Wiedergabe bis herunter zur geringsten Kleinigkeit zu beherrschen, kommt in dieser Auswahl ebenso zum Ausdruck wie die Erfindungsfreude, Märchenstimmung und dramatische Spannung auf den melodienreichen Blättern Altdorfers. Die beiden Hefte werden sicherlich viele Freunde finden, da von diesen beiden Künstlern eine so schöne Sammlung hervorragender Blätter in vorzüglicher Wiedergabe zu einem wirklich wohlfeilen Preis bisher an keiner Stelle geboten wurde.

Es ist uns eine besondere Genugtuung, verzeichnen zu dürfen, daß von der *Propyläen-Kunstgeschichte,* von der bisher neun Bände vorliegen, die beiden zuerst erschienenen Bände „Die Kunst der Frührenaissance in Italien" von Wilhelm von Bode und „Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts" von Max J. Friedländer in *zweiter Auflage* gedruckt werden mußten. Die Herausgeber haben die sich notwendig erweisenden Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen. Ein weiterer Band „Die Kunst der Gotik", bearbeitet von Hans Karlinger, wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden.

Was die literarische Abteilung betrifft, so ist die große Propyläen-Ausgabe von *Goethes* sämtlichen Werken um einen Band — den vierunddreißigsten — vermehrt worden. Er enthält, gemäß dem für die Ausgabe maßgebenden chronologischen Prinzip, die dichterischen Erzeugnisse des Jahres 1821, und zwar „Wilhelm Meisters Wanderjahre" in erster Gestalt, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz sowie die „Zahmen Xenien" und die Gedichte dieses Jahres, dazu Briefe und Tagebucheintragungen in Auswahl. Auch Band 35 wird noch in diesem Jahre erscheinen.

MARGINALIEN

Die Dichterin Friederike Kempner

Unbekümmert und mit Verve braust Friederike Kempner einer Walküre gleich um die Jahrhundertwende mit verhängten Zügeln durch den deutschen Dichterwald. Von einem Gemisch von seelenvollem Empfinden, Hoiotoho und Moral umweht geht der Ritt durch über dreißig erfolgreiche Jahre, begleitet vom jubelnden Applaus der Verehrer, vom grenzenlosen Erstaunen und Neid der deutschen Dichter-Professionals, denen das Tempo dieser wahren Amateur-Dichterin und Herrenreiterin unter den Poesie-Jockeis den Atem benahm. Friederike, die Gutsbesitzerin, stieg nie in ihre Niederungen herab, weigerte sich energisch, die Feder als Erwerbsinstrument zu gebrauchen, blieb erdverwachsene Herrin ihrer schlesischen Besitzung Friederikenhof, von wo aus sie ihre Verse in die guten Stuben der deutschen Familien hinausflattern — und, wenn es aus Gründen des Reimes nicht anders ging — hinausholpern ließ. Das Goethe kopierende Berufsdichten der anderen Schlesier, die fast gleichzeitig da mit ihr in Schwung kamen, dieses pedantische Haschen nach der Form, lag ihr fern. Dichten war ihr: Verse machen, die sich reimten, in denen sich etwas tat, die den Lesern verständlich sein und ihre Moral heben, ihr soziales Gewissen schärfen, und bei *Lesern aller Parteien und Farben die Wahrheit für alle veranschaulichen sollten.*

Verkündet allzumal
Auf Bergen und im Tal,
In Hütt und Königssaal,

Der Schönheit Ideal,
Der Wahrheit Erz und Stahl
Der Tugend Götterstrahl!

Schon die erste Auflage ihrer Gedichte, die sie, wie sie im Vorwort glaubhaft versichert, alle *„einzeln schrieb"*, brachten ihr Ruhm und Ehre, und bald jagte eine Auflage die andere. Die herrlichen Balladen fanden Eingang in die großen Familienblätter, und man erfuhr mit Rührung von Johanna, der Tierbändigerin, die, als sie ein weißes Lamm vor der Riesenschlange retten will, selbst in das Maul des Ungetüms gerät. *„Die große List"* nennt unsere Dichterin sinnig die hundert Pfund schwere Riesenschlange, worauf sich reimt, daß bei ihrem Anblick . . .

„Aus der Menge ertönet ein lautes Pst!"

Als aber Johannas Kopf vermittels eines Schusses aus dem Terzerol, aus dem *riesigen Mund* der Schlange befreit wird, da konstatiert Johannas Vater, während . . .

„Sein stierer Blick sprüht funkelnden Glanz:
Johanna ist tot, doch sie ist ganz."

ein Glück im Unglück, das zum Schlusse milde der Mond bescheint.

Eine Zeitlang schuf sie sich eine eigene Versform, indem sie „Gedichte, ohne R" schrieb, in denen dieser harte, roh rollende Konsonant verpönt war. Im Großen aber blieb sie bei der ihr eigenen souveränen und hemmungslosen Beherrschung der Reimkunst.

Viele der Gedichte wurzeln in der Familie. Jeder Festtag wurde mit Versen verbrämt und auch jeder Trauertag, wie zum Beispiel in dem schönen Gedicht: *„Meiner untröstlichen Schwester, der verwitweten Frau Kommerzienrat Helene Selten zum 10. Juli 1893."* Diese Gedichte schrieb die Dichterin besonders gerne unter den vier Kastanienbäumen vor ihrem Hause; bescheiden bittet sie den Leser:

Ach vergebt dem Dichter
Solche Albernheit.

Auch peinliche Ereignisse im Familien- und Freundeskreise geißelt sie schonungslos, unter den vier Kastanienbäumen sitzend, so in dem Gedicht „Richard":

Hast Schulden übern Kopf gemacht,
Hast Deinen König ausgesogen,
Die Zwietracht hast Du angefacht
Und B . . . um die Frau betrogen.

Ihr Tagewerk bestand darin, ihren Verehrern per Vers zu antworten. Eine Unzahl von Gedichten an Versbestellerinnen sind leider verloren gegangen. Studenten bestellten bei ihr Burschenlieder und lohnten Sapphon mit goldenem Lorbeerzweig, von dem sie vor allem den *Feingezackten* liebte, dem viele Gedichte gewidmet sind.

Nächst den Verwandten galt die zweite Liebe ihres überreichen Herzens den Tieren. Wohl nie wieder hat eine Dame ihrem Papagei ein so schönes Denkmal gesetzt wie Friederike Kempner ihrem Koberle in dem Gedicht:

„Auf meinen am 15. November 1890 dahingegangenen Papagei." Auch als Vorkämpferin gegen die Vivisektion in Gedichten und einer Denkschrift tritt sie für ihrer Lieblinge Wohl und Wehe ein. Als man ihr gar einmal in Leipzig Lerchen zum Essen vorsetzt, *„Nackt und zum Fraße bereit"*, kennt ihr Entsetzen keine Grenzen.

Das Gebiet, das die Kempner bedichtete, zu umreißen, ist unmöglich. Alles fand ihre Aufmerksamkeit, ob nun Sadi Carnot ermordet wurde oder der Reichstag ein Gesetz bewilligte, sie machte sich ihren Vers darauf und sagte denen, auf die sie nicht gut zu sprechen war, kräftig die Meinung; als die Verse nach ihrer Ansicht nicht mehr ausreichten, um die *böse, widerwärtige Zeit, in der die Ueberzeugung der Verfasserin von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur an und für sich so manchen Stoß erlitt,* wieder ins Geleise zu bringen, schleuderte sie zwei Broschüren ins Volk, *wie Donnerkeile Jowis:* Das *„Büchlein von der Menschheit"* und *„Ein Wort in harter Zeit"*, in denen sie sich gegen allen Parteienhaß wendet, denn

In Konfession und Politik
Parteienhaß hat keinen Schick.

Als Dramatikerin hatte Friederike Kempner weniger Glück. Es wäre Pflicht aller ernsten Bühnen, das Versäumte nachzuholen. Zum Beispiel: *„Berenize"*, Tragödie in *fünf Aufzügen und in „Jambus"*, *„Rudolph II."*, letzterer in Berlin am Hoftheater gespielt, oder *„Antigonon"* sind wirklich kräftige Stücke einer unbekümmerten Poetin. Ihr Lieblingsdrama *„Der faule Fleck im Staate Dänemark"* wirkte sogar so stark auf die Dichterin ein, daß sie sich um ein Menschenleben verjüngt fühlte.

Bevor ich zu dem größten Oeuvre der Kempner übergehe, dessen Nutznießer wir alle sind, will ich noch ihre Novelle *„In der goldenen Gans"* erwähnen, die der *ganzen Welt* gewidmet ist und mit der klaren Beobachtung beginnt: *„In wilden Gegenden gibt es keine Hotels..."* In dieser Novelle kommt ihr starker Reisetrieb zur Geltung, den wir auch in ihrem Gedicht *„Paris"* wiederfinden:

Ihr wißt wohl, wen ich meine,
Die Stadt liegt an der Seine...

oder in dem innigen Italienlied:

Kennst Du das Land,
Wohin Märtyrer ziehn
Und wo sie still
Wie Alpenröslein glühn...

Auch ein philosophisches Werk ist von ihr erhalten geblieben: *„Auszüge aus den berühmtesten Philosophen von Plato bis auf unsere Zeit in beliebiger Zeit- und Reihenfolge"*, eine Kampfschrift *„Gegen die Einzelhaft oder das Zellengefängnis"*. Am erfolgreichsten aber war die Attacke, die Friederike in einer Denkschrift ritt: *„Ueber die Schmach des Lebendig-begraben-werdens"*. Neben der Broschüre schilderte sie diese Schmach in Balladen und Gedichten. *„Der Scheintote"*, *„Das scheintote Kind, (Nocturno)"* entstehen. *„Das Lied*

Zu Haustrinkkuren

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure) Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt! Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

der braven Frau" ist an eine Dame gerichtet, die sich als erste und als Pendant zum braven Mann öffentlich für Leichenverbrennung ausspricht. Den Studenten ruft sie zu:

Und eins noch hänget von euch ab:
Ob man lebendig muß ins Grab.

Napoleon der Dritte wird so lange in Gedichtform interpelliert, bis er ein *höchst würdigendes Kabinettschreiben* an die Verfasserin gelangen läßt. Gedichte an den damaligen Kronprinzen Friedrich und an Kaiser Wilhelm I. veranlassen schließlich den Kaiser, Bericht über das Vorhandensein von Schauhäusern einzufordern. Mit zähem Eifer verfolgte die Kempner ihr Ziel, und jeder Deutsche hat es ihr zu danken, wenn er, anstatt in Schmach lebendig begraben zu werden, seine drei Täglein mollig im Schauhaus liegen darf.

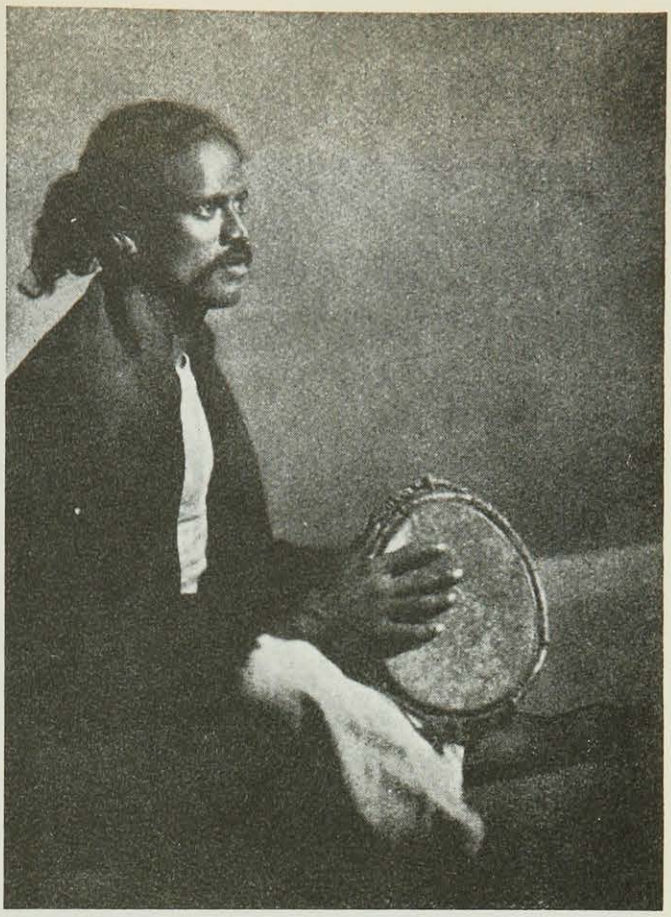
Natürlich wurde diese kraftstrotzende Gutsherrin heftig befehdet; *„wie mancher Beherrscher von Rußland sah ich mich täglich von anonymen Briefen heimgesucht."* Mißmut verfolgt sie, so daß sie ausrufen muß: *„Oh Menschen, schafft das Monstrum weg!"* Es war eine böse Zeit.

Wo die Furien sich erhoben,
Deren Stahl die Hölle wetzt.

Nachdem *„mehrere Kriege, der spanisch-amerikanische, der chinesische, der Transvaalkrieg und mancherlei Bürgerkriege, gehässige, ja, blutige"* den Absatz ihrer Gedichte stark gehemmt hatten, zog sich die Kempner, *wie Grillparzer,* ganz in die Einsamkeit zurück und starb im Februar 1904 auf ihrem Gut, nicht ohne vorher bestimmt zu haben, daß ihr Dichterherz vor dem Begrabenwerden mit ihrer Hutnadel durchstochen werden müsse.

Matheo Quinz.

Kesseltrommel; daneben Degenschlucker



Rahmentrommel

Sanduhrtrommel

Sigrid Arnoldsen, die „schwedische Nachtigall“

Atelier Balàsz, Berlin

Rigmor Rasmussen. Von der Revue „Der Zug nach dem Westen“

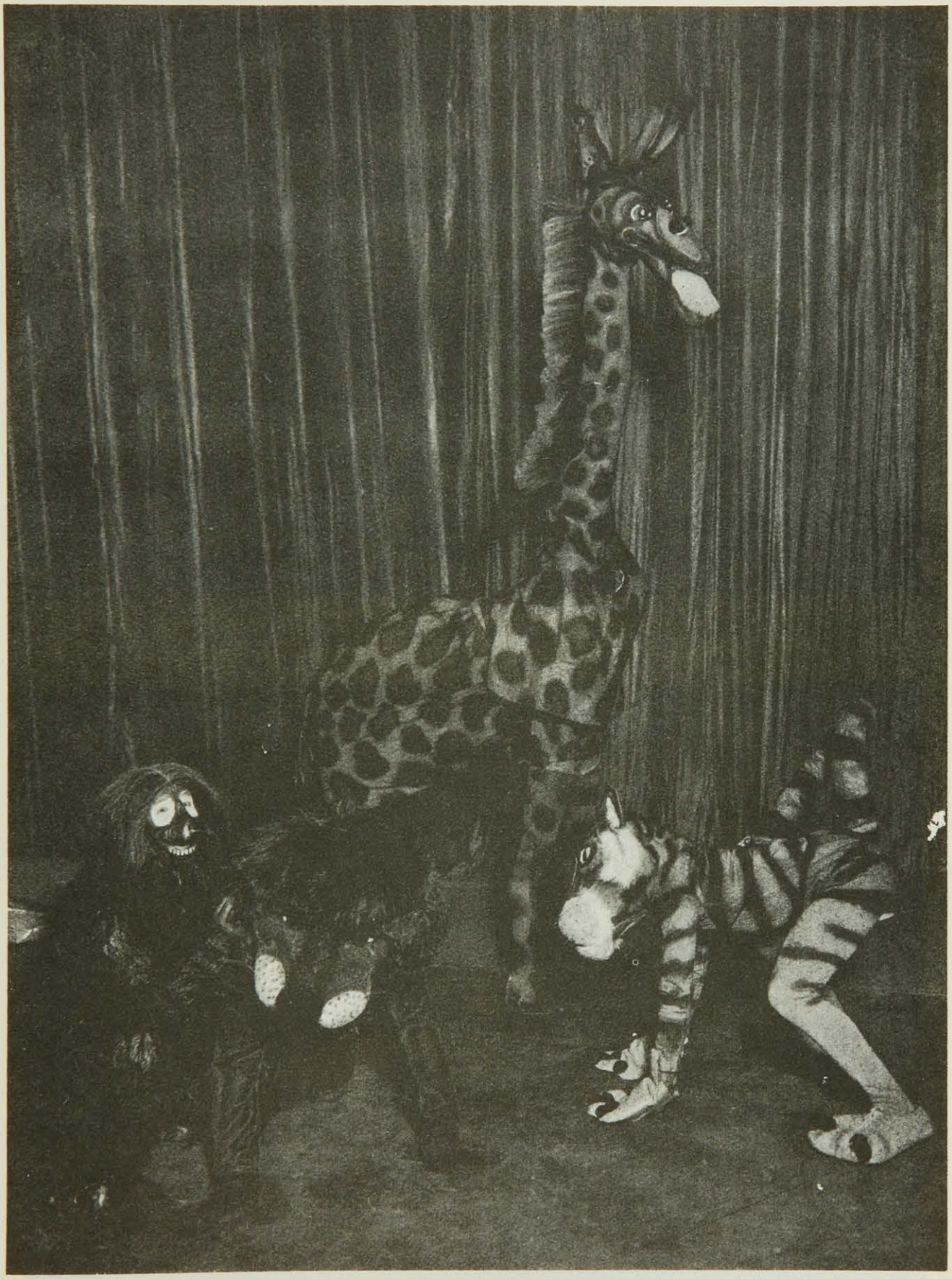
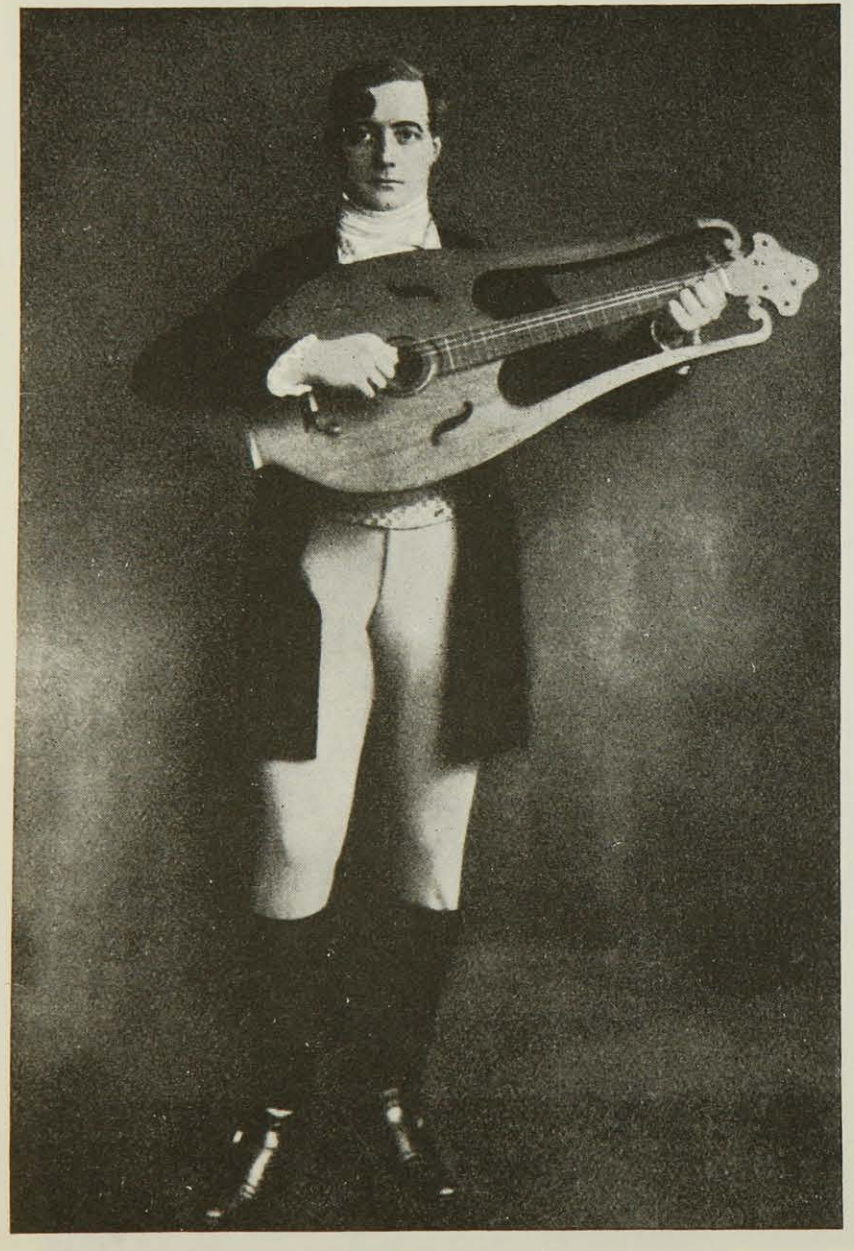


Photo Zander & Labisch

Walter Triers Arche Noah. Aus der neuen Charell-Revue „Von Mund zu Mund“



Carl Clewing, auf dem Goethetag in Weimar 1914

Walter Kirchhoff, im Kronprinzlichen Hauptquartier 1915

DREI GEDICHTE

von

FRIEDERIKE KEMPNER*)

*

I. AUF MEINEN AM 15. NOVEMBER 1890 DAHINGEGANGENEN PAPAGEI

Den ersten Gruß am Morgen
Empfing ich stets von Dir,
Und Herz und Geist und Seele
Lag in dem Ton zu mir.

Du wirst mir immer fehlen,
Stets bange bleibt's nach Dir,
Du süßer Jakob, Kobusch
Bleibst unvergessen hier.

Seit zweiundzwanzig Jahren,
Seit meiner Mutter Tod,
Warst Du mein treu Gefährte
In Freude, Schmerz und Not!

Du bist nicht fortgewichen
Von ihrem Totenbett
Und warst Dein ganzes Leben
Stets geistvoll, klug und nett.

Du wirst mir immer fehlen,
Stets bange bleibt's nach Dir
Du süßer Jakob, Kobusch
Bleibst unvergessen hier.

Und mehr warst Du beweinet,
Als mancher Mensch vor Dir,
O, Koberle, o Jakob,
Bleibst unvergeßlich mir.

II. DER SAVOYARDENKNABE

Kennt ihr den braunen Buben,
Im Berner Oberland,
Mit strahlend schwarzen Augen
Reicht er euch hin die Hand.

Der allerliebste Junge,
Ist jünger noch als jung,
*Er stürzt in die Luzine**)*
Und holt sich einen Trunk.

Er schläft bei Alpenrosen
Auf einem harten Stein
Und manchmal auch vor Hunger
Bei Eisesgrotte ein.

Der Hunger, ja das Essen
Bekömmt man nur für Geld,
Drum späh't er aller Orten
Ob nicht ein Wagen hält.

Ein Wagen, Reisewagen,
Da stürzt er hin wie toll
Und strecket beide Hände
Nach einem Hungerzoll.

---

*) *Aus Friederike Kempner: Gedichte, Verlag Karl Siegismund, Berlin.*

**) *Im Grindelwald fließt die schwarze und weiße Luzine.*

III. HUNDEGEBELL IM FLEISCHERLADEN

Mit Hunden hetzen sie das arme Tier,
Mit Kolben stoßen sie's zu Tod!
Ist's nicht genug an Wein und Brot?
Nach Blut lechzt die Begier.

Kränk' Dich nicht,
Gräm' Dich nicht,
Plötzlich scheinet Sonnenlicht,
Auch die Finsternis wird hell,
Auch das Glück, es schreitet schnell —
Und verstummt ist das Gebell.

Lokales

Wegen eheähnlichen Zusammenlebens wurden zwei Personen angezeigt.

Angehalten wurde wieder ein falscher 10-Markschein mit dem Buchstaben „N" und der Nummer 5 002 456 und drei falsche 50-Pfennigstücke mit den Buchstaben „F", „A", „J" und der Jahreszahl 1924.

Zwestener Kreisblatt.

Die Emma von drüben bei Wagners. Jeder Mann kann jeden Morgen irgend etwas nicht finden, und dann geht es los: „Lotte, wo sind meine gelben Schuhe hingekommen?" „Wo haben Sie denn wieder die Nagelfeile hingeschludert?" Und beim Frühstück: „Die Eier sind wieder hart wie Stein!" Bei gewöhnlichen Menschen ist das ganz unwichtig, wenn auch die sprichwörtlich bekannte verekelte Morgenstunde Einfluß auf Stimmung und Produktion des ganzen Tages hat. Und was bedeutet schon *unsere* Stimmung, *unsere* Produktion? Wenn man aber bedenkt, daß auch große Künstler, wie Liszt und Wagner, unter den Tücken ihrer dienstbaren Jungfrauen gelitten haben, muß man mit Ehrfurcht die Wahrscheinlichkeit in Betracht ziehen, daß viele erhabene Kunstwerke vielleicht ganz anders ausgefallen wären, wenn die an dem Tag der Konzeption in Frage kommende Lotte, Anna oder Emma nicht gerade ihre Nücken und Tücken gehabt hätte. Daß ein Richard Wagner am Morgen die Tür seines Schlafzimmers aufreißen und in seinem markigen Sächsisch hinausbrüllen mußte: „Emmah, zum Dunnerlitchen, wohin habn Se denn wieder meine Sahfianbanduffeln verkrümelt?" diese Tatsache zeigt klar den Einfluß der Dienstbotenfrage auf die Kunst.

Die Emma von drüben bei Wagners (eine Entdeckung unseres Freundes Kurt Pinthus) lebt als biedere Witwe und Aufwartefrau in Berlin im Kreise ihrer Kinder. Sie ist noch rüstig und vergnügt und schwelgt in den Gedanken an ihre große Weimarer und Bayreuther Zeit, wo sie Liszt und Wagner zwar nur aushilfsweise, aber doch in allernächste Nähe kam. Beide Heroen waren damals schon betagte Herren, Ende der Sechzig.

„Das will mir nämlich heute kaum einer glauben, daß damals vor 46 Jahren die Cosima auch schon absolut nicht mehr jung war, und daß Herr Wagner und Herr Abbé Liszt fast gleichaltrig waren, aber es ist so. Ich war damals 18, und mit Hartwigens, die in der Hofgärtnerei waren, und mit dem Hofkammerdiener Schanz, dem Vater von der Frieda, von meinen Eltern her befreundet, und so bin ich manchmal zur Aushilfe zur Pauline von Liszt gekommen, weil er immer sehr viel Besuch hatte. Wenn ich auch nur in der

DER NEUE ZUGANG ZUM BERLINER IBACH-HAUSE
POTSDAMER STRASSE 39

VOM STAMMHAUS IBACH, BARMEN, VERLANGE MAN PREISLISTE »QU«, KATALOGE UND AUSKUNFT ÜBER ERLEICHTERTE ZAHLUNGSBEDINGUNGEN FÜR PIANINOS, FLÜGEL, EINBAU-INSTRUMENTE (WELTE-MIGNON, PIANOLA). ALLEINVERKAUF FÜR GR.-BERLIN: IBACH-HAUS, W 35, STEGLITZER STR. 27, POTSDAMER STR. 39 UND AUTORISIERTE IBACH-VERKAUFSSTELLE: HANS REHBOCK & CO., W 30, MOTZSTR. 78

Küche und so geholfen habe, so bin ich doch oft in die Zimmer gekommen. Oben im ersten Stock, da war das große Zimmer mit dem Flügel und dem Sofa in der Ecke. Da habe ich doch gelacht, wenn ich dahinter geguckt habe: denn da standen lauter Schnaps- und Weinflaschen. Herr Liszt hat ja wenig getrunken, aber die vielen anderen, die gekommen sind, haben das Versteck gewußt und haben sich immer hinter dem Sofa etwas vorgelangt. Damals haben wir in Weimar die neunte Symphonie aufgeführt und viel zu tun gehabt wegen den Proben, und der Tag der Aufführung war eine große Sache. Es sind so viel Leute zu uns gekommen, daß wir in der Küche gar keine Ruhe gehabt haben, und der Herr Abbé hat uns ein paar Tage später gesagt, wir hätten mindestens soviel Verdienst an der neunten Symphonie, und daß alles so schön geklappt hat, wie die Musiker, worauf wir sehr stolz waren. Die Cosima ist oft herübergekommen von Bayreuth, und hat sozusagen immer wieder Ordnung schaffen wollen im Haushalt, aber der war sowieso in Ordnung, und deswegen hätte sie nicht von Bayreuth herüberkommen brauchen; es ging alles ganz schön.

Das war eine andere Zeit, der Carl Alexander lebte noch, und wahrscheinlich wäre es lang nicht so schön gewesen, wenn es damals schon wie heute Automobile und Telefons und die ganzen modernen Sachen gegeben hätte. Wenn die Cosima damals ein Auto gehabt hätte, wäre sie womöglich jeden Tag herübergekommen, und wir hätten überhaupt keine Ruhe mehr gehabt. Bülow war damals in Meiningen und ist nur selten herübergekommen. Aber z. B. d'Albert ist damals zum erstenmal hingekommen. Gott, wenn ich daran denke, der war ganz klein, und jetzt ist er schon so oft geschieden. Oft ins Haus gekommen ist auch der gute Ludwig Dingeldey, den ich noch vor ein paar Jahren hier in Berlin gesehen habe. Auf den hat der Herr Abbé große Stücke gehalten, und wie ich vor kurzem gehört habe, daß er so traurig gestorben ist, habe ich daran denken müssen. Herr Dingeldey war oft bei Wagners, und wie bei Wagners einmal verschiedene vom Personal krank waren, hat er mich zur Aushilfe hinüber empfohlen, und Frau Cosima hat mich kommen lassen. Ich habe ja Angst gehabt, denn die Gnädige war als sehr streng verschrien, aber neugierig war ich doch, und so bin ich hinüber gemacht, nach Wahnfried.

Gleich vom ersten Tage an habe ich Sehnsucht gehabt nach der Hofgärtnerei. Der junge Herr war damals elf Jahre und hat sich mit seinen Stiefschwestern gar nicht vertragen. Alles hat sich um ihn gedreht, weil er kränk-

Kunsthandlung C. G. Boerner

Kupferstich-Versteigerung 10. bis 12. November

Dubletten der Sammlung König Fr. August II. (gest. 1854) zu Dresden
Ein überaus reiches und kostbares Material von seltenen Stichen des 15.—18. Jahrhunderts, dabei viele Inkunabeln des Kupferstiches

Die reiche Dürer-Sammlung des verst. Architekten Hans Grisebach
Kostb. Rembrandt-Slg. aus Privatbesitz / Slg. von 200 Admiral-Porträts

Katalog erscheint Anfang Oktober zum Preise von 5 M.

Leipzig, Universitätsstraße Nr. 26 / Gegründet 1826

Caruso als Rigoletto

Die Dichterin Friederike Kempner

Geh. Rat Schloßmann, Düsseldorf.
Zeichnung von Heinz Wever

Beigeordneter Reuter, Düsseldorf.
Zeichnung von Heinz Wever

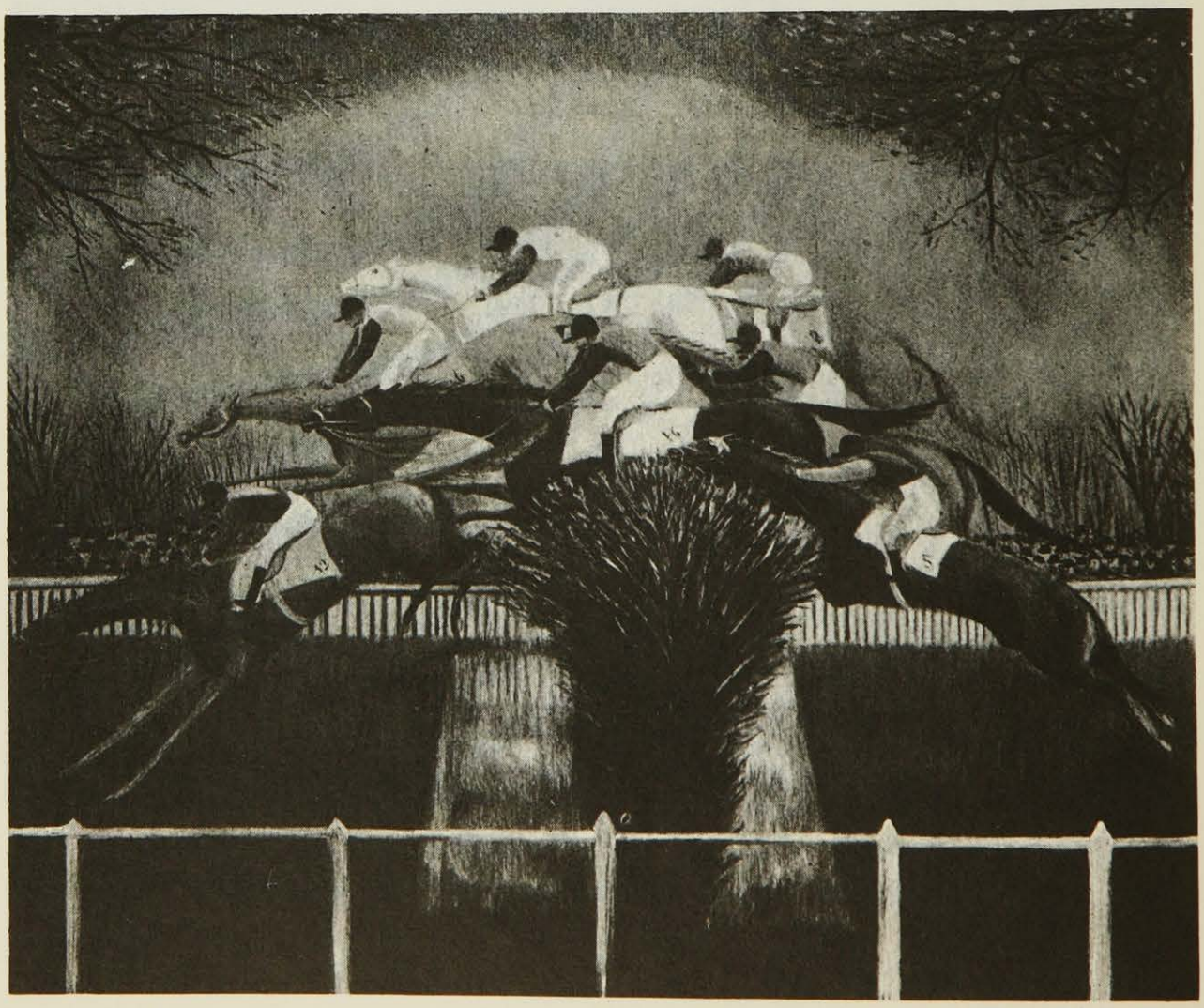


Photo Galerie Simon

Elie Lascaux, Pferderennen

lich und sehr verwöhnt war. Herr Wagner selbst war damals auch nicht mehr gesund und hat immer lange geschlafen. Wenn er aufgestanden ist, hat er dann immer irgend etwas gesucht, und dann hat das ganze Haus auf dem Kopf gestanden. Bei Herrn Liszt war höchstens einmal Krach, wenn die Schnupftabakflecken aus seinem Priestergewand nicht herausgeputzt waren. Aber der Herr Wagner, der zu Hause immer samtene und mit Seide abgesteppte Schlafröcke angehabt hat, von denen er ganze Schränke voll gehabt hat, hatte immer den Vormittag über etwas zu mäkeln. Auch die Samtmützen, die er zu Hause getragen hat, weil er sich zu leicht erkältete, waren ein Kapitel für sich. Leicht hat es die Frau Cosima nicht mit ihm gehabt, aber letzten Endes hat doch sie das Regiment im Hause geführt und der kleine Siegfried. Ich muß schon sagen, bei meinem Mann hätte ich das nicht riskieren können, trotzdem er auch musikalisch war. Weil Herr Wagner immer sehr unregelmäßig gegessen hat und nie das essen wollte, was gerade da war, mußte die Küche immer auf dem Sprung sein. Aber es hat immer einen Ausweg gegeben, denn Herr Wagner hat leidenschaftlich gern Würstchen gegessen. Ich glaube, es waren Halberstädter, und die waren immer da. Wir haben damals am „Parsifal" gearbeitet, und wenn Herr Wagner komponieren ging, mußte es totenstill im Hause sein, nur der böse kleine Siegfried hat oft keine Rücksicht darauf genommen, die andern, namentlich die Daniela, haben nicht gemuckst.

Herr Wagner hat schon seit einigen Jahren an Atmungsbeschwerden gelitten. Dann wurde indischer Hanf angezündet, der einen wohlriechenden süßen Dampf verbreitete. Er hatte sich das so angewöhnt, daß er eigentlich nur noch komponieren konnte, wenn der indische Hanf schöne, dicke Wolken machte. Wenn man dann nach dem Komponieren ins Musikzimmer kam, um die Fenster aufzumachen, wurde einem ganz schwummerig davon zumute. Die Frau Cosima war nicht sehr glücklich über den vielen indischen Hanf; sie meinte, zu viel ist schädlich. Aber der Herr Wagner widersprach, es sei nicht nur wegen dem Asthma, sondern er müsse die Wolken ganz einfach zum Komponieren haben. *Robbin Hood.*

Die **Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Darmstadt,** teilt mit, daß ihre Kunstzeitschrift: Deutsche Kunst und Dekoration mit dem Oktoberheft dieses Jahres ihren XXX. Jahrgang eröffnet.

Buchhandlung Potsdamer Brücke
G.M.B.H. · BERLIN W 35 · SCHÖNEBERGER UFER 25 · KURF. 8963
English books *Deutsche Bücher* *Livres français*

Die Scham an der Riviera. ARRÊTÉ concernant les bains de mer.

Nous, Maire de la Ville d'Antibes,

Vu la Loi du 5 Avril 1884;

Considérant que, pendant la saison d'été, le littoral de la mer est très fréquenté et qu'il convient, dans l'intérêt de l'hygiène et de la liberté publique, de laisser toutes les facilités convenables aux baigneurs.

Mais considérant que faute d'une réglementation précise, certains baigneurs traversent la Ville et le Quartier de Juan-les-Pins en costume de bain ou ont, sur les Plages, des attitudes peu compatibles avec le respect de la plus élémentaire morale

ARRÊTONS:

Article Premier — Nul ne pourra se baigner sur toute l'étendue de la Plage de Juan-les-Pins, à l'Anse de Saint-Roch, au Port, aux Plages de La Salis et de la Garoupe, en un mot sur tout le rivage de la mer compris dans le territoire de la Commune d'Antibes, s'il n'est revêtu d'un maillot ou d'un costume de bain complet.

Les caleçons courts dits de sport (slips) sont formellement interdits.

Article 2. — Il est interdit de se déshabiller et de s'habiller sur la Plage, à moins d'être caché aux regards des tiers par une tente fermée ou d'être dans une cabine de bain parfaitement close. Ceux qui revêtiraient ailleurs que sur la Plage leur costume de bain devront y arriver enveloppés d'un peignoir fermé.

Article 3. — Les baigneurs qui stationneront sur la plage en costume de bain devront avoir une attitude décente et correcte.

Article 4. — Le stationnement en costume de bain aux endroits autres que les Plages est interdit.

Nul ne pourra pénétrer en costume de bain dans les établissements tels que cafés, bars, dancings, etc..., soit pour y consommer, soit pour toute autre cause.

Article 5. — M. le Commissaire de Police et tous Agents de la Force Publique sont chargés de veiller à l'exécution du présent arrêté.

Fait à Antibes, le 24 Juillet 1926.

Le Maire,
Ch. Guillaumont.

Geheimrat Professor Dr. Clemen von der Universität in Bonn, Vorsitzender der Denkmalpflege in der Rheinprovinz, Schwager von Otto von Waetjen, mithin auch von Marie Laurencin, feiert im Oktober seinen 60. Geburtstag. — Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Ich will bald heiraten! Bisher in hervorragender, leitender Stellung, abgebaut, deshalb suche ich Selbständigkeit durch Einheirat oder Barvermögen. Erfolgreicher Qualitätsarbeiter und Qualitätsmensch, repräsentativ, Witwer, Anfang 40, nicht unvermögend, bewerte Herz und Charakter.

Wer will einen treuen Lebenskameraden? *(Münch. N. N.)*

Annas Klage

Von *Hanns G. Lustig*

Es wirft die kaum entzündete Havanna
Der Herr Regierungsrat vom sonnigen Altan,
Dies sieht von ihrem Küchenfenster Anna.
Was liegt daran?
Daran liegt viel:
„Den Männern ist doch alles nur ein Spiel.
Es freut sie nur das spaßige Entflammen
Und durch die Nase ziehen sie den Rauch.
Dies hängt mit ihrer Männlichkeit zusammen.
Mit Liebe auch.
Das ewig Alte:
Im Garten liegt gebraucht die Braune, Kalte.
Und der Entehrten Haßgeruch ich wittre.
Wer raucht sie wieder? Oh, wie die Havanna,
Fühl' ich in mir das Giftige, das Bittre,
Ich, Anna."

Roman-Angebot an ein großes Berliner Verlagshaus. Offeriere Ihnen einen Deutschen Roman von hoher literarischer Qualität um einen Pauschalpreis von 70.— Mark, da es mir daran gelegen ist, daß der Gedanke von der Größe und geistigen Herrschaft des Deutschen Volkes Eingang finde!

Mein Name ist nicht unbekannt und sind mehrere meiner Romane in Buchform erschienen. Hochachtungsvollst A. v. S.

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospekt der von *Stefan Großmann* und *Leopold Schwarzschild* herausgegebenen Zeitschrift *„Das Tagebuch"* bei.

DIE GRIECHISCHEN TERRAKOTTEN

8°. 1926.

VON DR. AUGUST KÖSTER

Ganzleinen 20 M.

98 Seiten Text, 7 Textabbildungen und 104 Tafeln in Kupfertiefdruck.

Die entzückenden Mädchen- und Frauenfiguren bald in lebhaft flatternden Gewändern, bald in ruhig fließendem Faltenwurf, bald als Tänzerin oder Göttin einen zart modellierten Körper zeigend, bieten uns Seite für Seite, Blatt für Blatt in über hundert guten Kupfertiefdrucken immer neue Überraschungen, immer neue Freude.

Der Sammler (es gibt immer noch gute Stücke im Handel) wird in unserem Werk ein willkommenes Handbuch finden. Dem Archäologen wird es eine wertvolle Ergänzung seiner Bibliothek sein. Nicht nur dem Freund antiker Kunst, jedem Kunstliebhaber werden die Bilder dieser geradezu zeitlosen Lieblichkeiten frohes Genießen vermitteln. Und wenn der Kunstgewerbler und Keramiker von heute nach Anregungen Umschau hält, wahrlich, hier wird er sie finden.

Hans Schoetz & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung

Berlin W 57, Bülowstraße 141

Franz Diener, die „Stahleiche". Angesichts der großen Erfolge des von hier gebürtigen Berufsboxers Franz Diener, der in Bad Bibra als Fleischer lernte, wird allgemein empfohlen, in Bibraer Stahlwasser die Kräfte zu stärken; eine solche Kur werde sozusagen Wunder wirken. Ein Bibraer Leser schickt uns folgende Zeilen, die seinen Landsmann ehren sollen: Dem Bibraer Sohn, dem Diener Franz, — Dem Rächer seines Meisters, des blonden Hans, — Dem du dich gestellt, zum Kampfe im Ring, — Der durch die Kraft des Spaniolen niederging. — Diesem Stärksten der Starken stellst du dich — Der Bibraer Junge dem Spaniolen nicht wich. — Du kämpftest wacker, du hieltst ihm die Stange, — Dem nie Besiegten, — ward dir nicht bange? — Erst vor zwei Tagen, in Paris, ruinierte der Baske — Dem stolzen Kanadier die menschliche Maske. — Nun Berlin: — ein paar kräftige Schläge, ein sicherer Treffer. — Und der Deutsche „Franz Diener" liegt auch im Pfeffer. — Paolino, — Weltmeister im Schwergewicht, Du schlugest unseren jungen Recken nicht! — Bezwangst wohl den Breitensträter Hans, — Nicht aber unseren „Diener Franz". *(Naumburger Tagblatt.)*

Eine deutsche Fleischer-Kunstschule. Hier wurde eine deutsche Fleischer-Kunstschule im Innungshause der Freien Schweinemetzgerinnung Köln in der Gladbacher Straße eröffnet. Der Eröffnung wohnte u. a. auch der Vorsitzende des Rheinisch-Westfälischen Bezirksvereins im Deutschen Fleischerverband, Karl Muldhaup (Essen), bei. Gegenwärtig sind 32 Jungmeister, Meistersöhne und Gesellen, als Schüler tätig. Die Kurse dauern zwei Monate. Die Anmeldungen liefen aus allen Gauen Deutschlands und des Auslands so zahlreich ein, daß nicht alle Schüler im ersten Kursus untergebracht werden konnten. Zum Schluß sprachen noch einige Schüler Worte des Dankes dafür, daß ihnen durch die Kunstschule Gelegenheit geboten werde, sich als Spezialisten im Fach auszubilden. *(Kölnische Zeitung.)*

Frage 121. Wer injiziert beste Embryonalkeime möglichst von sehr stark musikalisch belasteten Embryonen in die Zirbeldrüse meiner 7jährigen poetisch begabten Tochter, die gern die Komposition zu ihrem Operntext „Klapperstorch und Hebamme" ausführen möchte? (Vergl. „Schweiz. med. W." 1926/20 und Ref. in „Biol. Heilk." Nr. 11.) O. V. in W.

(Biologische Heilkunst)

Walter de Gruyter & Co. **Berlin W 10 und Leipzig**
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 59533

DIE ANTIKE

Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums

Herausgegeben von Werner Jaeger

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in Heften von 4 bis 5 Bogen Umfang. Sie ist künstlerisch ausgestattet und enthält ein reiches Abbildungsmaterial (Textabbildungen und Tafeln, darunter auch farbige). Preis des ganzen Jahrgangs für Nichtmitglieder der »Gesellschaft für antike Kultur« M 40.—, des Einzelheftes M 10.—. / Mitglieder der »Gesellschaft für antike Kultur« erhalten die Zeitschrift nach Zahlung des Mitgliedsbeitrags (M 30.—) umsonst.

Ein Urteil: Die Antike ist auf überaus noble Weise mit Tafeln und Illustrationen zu den Kunstaufsätzen ausgestattet. Damit wäre denn ein prachtvoller Anfang gemacht! So, gerade so mußte die Zeitschrift, mußte die Wirksamkeit aussehen, deren wir bedurften. »Kunstwart und Kulturwart.«

Illustrierte Prospekte stehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenl. zur Verfügung

Lit—erratische Blöcke

Wenn mancher Mann wüßte, wer Thomas Mann wär',
Tät' mancher Mann Heinrich Mann manchmal mehr Ehr'!

*

Bekränzt mit Laub den guten J. R. Becher,
Doch lest ihn nur nicht mehr!
In ganz Europa schreibt kaum einer schwächer
Und gilt dabei als wer!

*

Hofmannsthal empfängt beim Wandern
Von dem einem Band zum andern;
Liest erst hier, schreibt dann da,
Bald goethisch, bald Homerica!

*

Unruh ist dünn, Sternheim ist leer,
Ich finde es immer und immer mehr.

*

Auf den Hund kommt Klabund,
Nicht reich, nicht gesund.
Vor glattem Mist
Bewahre ihn, Herr Jesus Christ!

GESCHICHTE DES SPORTS

aller Völker und Zeiten

Unter Mitarbeit von 20 der ersten Fachleute.
Herausgegeben von Dr. G. A. E. Bogeng.
Eingeleitet von Staatssekretär a. D. Th. Lewald.

Zwei prachtvoll ausgestattete Leinen-Bände mit etwa 800 Abbildungen und 18 Tafeln.
Subskriptions-Preis jedes Bandes Mark 35.—. Band I ist soeben erschienen, Band II erscheint im November.

EIN MONUMENTALWERK DES SPORTS DAS SEINESGLEICHEN NICHT HAT.

E. A. Seemann / Verlag / Leipzig

Rilke, Rilke, Rainer,
George und mir kann keiner,
Wir sitzen unterm Lorbeerbusch,
Die andern machen kusch, kusch, kusch!

*

Als ich noch Prinz war von Thebanien,
Lebt ich im Traum von Glanz und Pracht;
Doch bei Herrn Flechtheim (dem aus Spanien?)
Bin ich recht unsanft aufgewacht.

John Hoexter. *(Die Welt am Abend.)*

Edelmensch, dich rufe ich! Geb. Mädchen, Lehrerin, 25 Jahre alt, kath., sucht feingeb. kath. Mann von wirkl. liebevoller Gemütsart, am liebsten Akademiker, der wegen Krankheit oder aus sonst. Beweggründen entschlossen ist, enthaltsam zu leben, zur Ehe. Ihm und mir möchte ich einen Lichtkreis schaffen in einem sonnigen, liebedurchwärmten Heim. Bedingung ist, daß er dem Religiösen zum mind. mit Hochachtung gegenüberstehe. Strengste Verschwiegenheit gegenseitige Ehrensache. Zuschriften erbeten unter F. 610 an die Expedition der Karlsr. Ztg. *(Karlsruher Zeitung.)*

Diesem Heft liegt ein Prospekt des „Kunstblatt“ bei, herausgegeben von Paul Westheim. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Wildpark-Potsdam.

Alexej N. Tolstoj
P.E.Schtschegolew

Endlich die deutsche Ausgabe!

RASPUTIN

ODER DIE VERSCHWÖRUNG DER ZARIN

+

Jene letzten ungeheuerlichen Vorgänge, die den Zusammenbruch des russischen Absolutismus beschleunigten, sind hier, auf Grundlage der amtlichen Akten der „Tscheka“, gestaltet zu einem Werk von unerhörter Spannung. Ein Buch, das man in einem Atem zu Ende liest.

PREIS 2 MARK

+

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG

DAS AUSLAND

AMERIKA

Drüben gibt es Unions für alle. Es lebe die Koalitionsfreiheit! Warum sollte es nicht auch Gangster-Unions geben, Gewerkschaften sozusagen der Strolche, Strizzis, Pülcher und Plattenbrüder? Von einem Angehörigen eines solchen Gangs, einer Platte, ist das Folgende zu berichten:

Er erschien im Sprechzimmer eines großen Chicagoer Privatsanatoriums und verhandelte mit dem diensthabenden Arzt wegen der Entfernung einer Revolverkugel, die ihm bei irgendeiner Gelegenheit, über welche er sich des näheren nicht äußerte, im rechten Oberarm stecken geblieben sei. Wie? — wer für die Operations- und sonstigen Kosten aufkommen werde? Wer anders als die Union, war die Antwort des Gangsters. Eine telephonische Anfrage bestätigte die Richtigkeit dieser Auskunft. Das Honorar von tausend Dollar fand der Gewerkschaftsfunktionär zwar etwas hoch, aber nach einem vergeblichen Versuch, den Preis zu drücken, wurde die geforderte Summe im vorhinein erlegt.

Am Abend desselben Tages schon lag der Gangster, neueste Schlager pfeifend, ganz ausnehmend gut gelaunt auf seinem Bett, einen kunstvollen Verband um den Arm. Er trank ungezählte Whiskys (und zwar, ohne das Alkoholverbot zu übertreten, Regierungs-Whisky natürlich, Sie wissen ja! — Nein, Sie wüßten nicht — —? Das ist so einfach: die Regierung verteilt an die Aerzteschaft der Staaten Whisky-Blocks, auf jeden Arzt entfallen zweihundert Anweisungen, deren jede zum Bezug einer Flasche Regierungs-Whiskys berechtigt, Regierungs-, zum Unterschied von bootlegged Whisky, und damit der Alkoholgenuß aus rein medizinischen Gründen ordiniert werden könne. Die eine Sorte kostet 4—6 $, die vom Bootlegger gelieferte je nach den Umständen ungefähr das Doppelte — und es soll selten genug, aber doch gewissenlose Aerzte geben, die sich mit einem Bootlegger in die Preisdifferenz teilen und auf diese summarische Art also verhindert sind, Alkoholgenuß aus rein medizinischen Gründen zu ordinieren.) Der Gangster trank, wie schon gesagt, ungezählte Regierungs-Whiskys und war nicht allein aus diesem Grunde in rosigster Stimmung.

Alles wäre in Ordnung gewesen. Ein wenig Unordnung in dem sonst geregelten Betriebe trat ein, als ein Vertrauensmann der Union nachzuschauen

VITA SEXUALIS

DAS GESCHLECHTSLEBEN DES MENSCHEN

VON

DR. NEMES-MAGY

VERJÜNGUNGSMETHODEN UND REIZMITTEL IM SEXUALLEBEN DES MANNES UND DER FRAU

INHALT: PHYSIOLOGIE UND PATHOLOGIE DES GESCHLECHTSLEBENS. FUNKTIONSSTÖRUNGEN UND PERVERSIONEN IM GESCHLECHTSLEBEN. FORSCHUNGEN UND ERGEBNISSE IM BEREICHE DER ERHALTUNG UND STEIGERUNG DER GESCHLECHTSFÄHIGKEIT. VERJÜNGUNGSVERFAHREN MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DIE HORMONTHERAPIE. APHRODISIACA (MITTEL ZUR ERREGUNG DER LIEBESLUST UND ZUR STEIGERUNG DER GESCHLECHTSFÄHIGKEIT.) IHRE VERWENDUNG EINST UND JETZT.

W. BRAUMÜLLER / VERLAG
WIEN UND LEIPZIG

und sich nach dem Befinden des Kollegen zu erkundigen kam. Ein Operationsdiener mußte rasch Teile eines Geschosses (Colt '44) mit Blut und Knochensplittern in einer Schale vermengen. Der Verwundete pfiff nicht mehr, sondern biß eine Zeitlang tapfer die Zähne zusammen.

Die Kontrolle fiel zur Zufriedenheit aller Beteiligten aus. Gewissenlose Aerzte teilen sich nämlich nicht nur mit Bootleggers in Whisky-Preisdifferenzen, sondern auch in Operations- und sonstige Kosten mit einem Gangster, von dessen Gewissenlosigkeit wieder und Untreue gegen seine Union wir gar nicht sprechen wollen.

Tarifmäßige Lasterhaftigkeit (oder Das Nachtleben von Boston). Diese Stadt ist der Hauptort und wichtigste Markt der amerikanischen Lederbranche. Im übrigen handelt es sich nur um höchst puritanische Angelegenheiten in dieser Stadt, die so langweilig ist wie der nach ihr benannte Boston. Diese Stadt hat nichtsdestoweniger ein Nachtleben. Das Laster der Sinnenlust ist altehrwürdig und durch Tradition geheiligt. Es repräsentiert sich uns in der Gestalt eines einzigen Mädchens, das durch die nächtlichen Straßen Bostons streicht. Solchem Fabelwesen, das ewig ist wie Laster und Langeweile der Welt, begegnete einst ein junger Fremder. Er folgte der Einladung des Mädchens. Aber damit ist die Geschichte auch schon aus. An der Schlafzimmertür ist ein gedruckter Preistarif vermittelst Reißnagels befestigt, eine detaillierte Aufzählung (in guten Dollars) alles dessen, was es auf diesem Gebiete gibt und die verruchteste Phantasie je erfinden könnte. Der Jüngling studierte die gründliche Arbeit und floh. Ihm war alle Sinnenlust vergangen.

Oskar Lerwick.

Wie die Stadt Oklahoma aus der Hölle gerettet wird!

MAENNER! MAENNER! MAENNER!

Hören Sie zu, wie Prediger M. F. Ham
weißes Licht auf einen höllisch roten Gegenstand
werfen wird!

D E R E H E B R U C H ! !

Sonntag nachmittag um 3 Uhr

——— im ———

Haupt - „Baptist" - Gotteshaus! Nur für Männer.
W. J. Ramsay und sein großer *Männer-Chor* werden
eine Flut von Musik loslassen!

(American Mercury!)

Feiertage. Die Agioteure haben den Preis der Eintrittskarten in den Tempel New Jerusalem in New York in kaum zu erschwingende Höhen getrieben. Der in der gläubigen Gemeinde als Schnorrer unliebsam bekannte Mr. A. N. Pollock wird bei dem Versuch, sich ins Gotteshaus hineinzuschwindeln, von einem Billetteur erwischt. Pollock redet sich darauf aus, daß er dem Mr. Swartz ein paar Worte sagen müsse.

„Ganef! You have intention to pray," sagt ihm der andere auf den Kopf zu.

Lippen-Konkurrenz. Eine amerikanische Zeitung „The Mirror" und eine Revue „Kittys Kisses" schreiben den Wettbewerb aus, das schönste Lippenpaar zu entdecken; $ 10 wird als Tagespreis angeboten, und die Hauptsiegerin erhält am Schluß $ 100 ausgezahlt. *(Variety.)*

Darf man fragen, ob das Sieger-Lippenpaar wegen seiner Weichheit, seiner Form oder seines Könnens gekrönt wird?

„Wer schuf Gott!?!" Inhalt einer Predigt von Pastor Dr. Charles E. Weidner, der Ersten „Congregational"-Kirche in Port Arthur.

Georg Stein

Oeffentliche Bekanntmachung! (Aus der Fort-Atkinson-Zeitung.) Wir, die Unterzeichneten, bemerken mit Grausen die Zunahme von Ehescheidungen. Wir glauben, daß das männliche Benehmen der Frauen zum großen Teil daran schuld ist. Sehr viele Frauen tragen Hosen; das müssen wir schließlich dulden, aber diese neue Mode, bei der eine Frau so brustlos wie ein Mann wirkt, diese Vernichtung weiblicher Schönheit müssen wir verpönen.

Wir verkünden, daß jede Frau, die sich die Brüste durch ein festes Band zerdrückt, unwürdig ist, sich Frau zu nennen.

Wir verlangen, daß das Parlament von Amerika diese Brusthalter, die die Zukunft der Rasse gefährden, verbietet.

Unterzeichnet:

B. B. Bube
T. Higgens und so weiter.

Helden-Taten der weiblichen Polizisten Washingtons, berichtet von ihrem Chef Mrs. Mina C. Van Winkle in der „Times“:

2.446 Kinos besichtigt.
519 Bälle besucht.
200 Schulschwänzer ertappt.
9.000 Besichtigungen ausgeführt.
3.530 Personen falsch informiert.
136 Personen angeklagt.

(American Mercury.)

Bekanntmachung: „Ich gebe hiermit bekannt, daß ich für keine der von mir eingegangenen Schulden verantwortlich bin. Era Johnston-Mart 2133. Spring garden.“ *(Aus der Philadelphia-Zeitung.)*

Wir glauben, daß hierdurch Mr. Johnston berechtigt ist, sich als Führer einer neuen Bewegung zu betrachten. *(The New-Yorker.)*

Der Schwarze Präsident! Der „vorläufige“ Präsident der Afrikanischen Republik, Admiral der „Schwarzer - Stern“ - Flotte, General - Präsident und Gründer des „Universal-Bundes zur Hebung der Neger“, und Führer aller Neger in der Welt, Marcus Aurelius Garvey, sitzt gefangen in einem amerikanischen Zuchthaus wegen Postschwindeleien. Trotzdem wurde sein Bildnis neulich vor einem großen Festzug von Negern durch die Straßen von New York getragen.

Bunte Flaggen wehten! Vier verschiedene „Jazzbands“ brüllten, prächtige Uniformen prunkten. Tausende von Negern zogen mit, geschmückt mit rot-schwarz-grünen Flaggen, den Farben der Afrikanischen Republik.

Neger-Krankenpflegerinnen in weißer Tracht mit einem schwarzen Kreuz waren auch dabei, und zum Schluß ein ganzes Sortiment von Fahrzeugen, von Limousinen bis zu klapperigen Fords und schweren Lastautos.

(New York Herald.)

Annonce aus einer California-Zeitung: *„Die Heirat von Miß X. Y. mit William Schulz, W. B. Phillips, und Robert Smyers,* aus Genola, Kansas, wird in den nächsten Tagen stattfinden.“

„Sie bereitet sich scheinbar für die Kino-Praxis vor.“

(The New-Yorker.)

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16000 Badegäste

„Rauchendes Feuer“ im Palaver mit Dr. Friedrich Koch-Wawra

Feuer aus der Stiefelsohle. Ich habe „Rauchendes Feuer“ vor vier Jahren kennengelernt, als er noch kein Blockhaus in der Reservation bewohnte, sondern im Dickicht über 23 Familien in Büffelhäuten gebot. Damals war ich ein unheimlicher Gast bei den Kodjaks, weil ich Feuer aus der Stiefelsohle schlagen konnte. Als ich von ihnen ging, baten sie flehentlich um so ein kleines Hölzchen, aus dem Feuer kommt; um ein „Blinkerchen“. Ich gab ihnen so viele Matches, als ich entbehren konnte.

Bald darauf fluchten sie auf mich. Ein benachbarter Medizinmann war erschienen, und die Kodjaks wollten Feuer zaubern. Aber die Blinkerchen gingen nicht los, weil die roten Männer Flüsse mit ihnen durchschwommen hatten.

„Er hat uns betrogen,“ sagte einer. „Hat uns Schund gegeben. Die bunten Decken hat er mitgenommen.“

Eines Tages, im Juli 1923, wurden die Kodjaks U.-S.-Regierungsindianer und bezogen eine Reservation mit Einheitsblockhütten.

KAFFEE HAG
für Sportsleute
schont Herz und Nerven

Gestern war ich bei „Rauchendem Feuer“ und wollte ihm wieder mit Brand aus der Stiefelsohle imponieren.

„Hier, roter Freund, hast du eine Box Matches!“

Da kniff „Rauchendes Feuer“ die Mundwinkel zusammen und sagte:

„Mein weißer Freund ist sehr klug für sein Alter.“

Dieser Ausdruck entspricht im indianischen Sprachverkehr der deutschen Standarderwiderung: „Bei mir — (nach Belieben)!“

Dr. Friedrich Koch-Wawra.

Geschäftsgedicht eines Lumpenhändlers.

Sam Austin,

Traveller, wholesale rag merchant and dealer in marine stores.

I beg with most respectful feeling,
Leave to inform you what I deal in;
I have not come your purse to try,
Yourself shall sell and I will buy.

So please look up that useless lumber,
Which long you may have left to slumber,
I'll buy old boots, old shoes, old socks,
Jackets, trousers and smock frocks.

Towels, cloth and cast-off linen,
Cords, cashmeres & worn-out women's
Old gowns, caps, bonnets, torn to tatters,
If fine or coarse it never matters.

I'll purchase dirty fat, dusty rags,
Old roping, sacking and old bags;
Both bottles, horsehair and old glass,
Old copper, pewter and old brass;
Old saucepans, boilers, copper kettles,
Pewters, spoons and other metals.

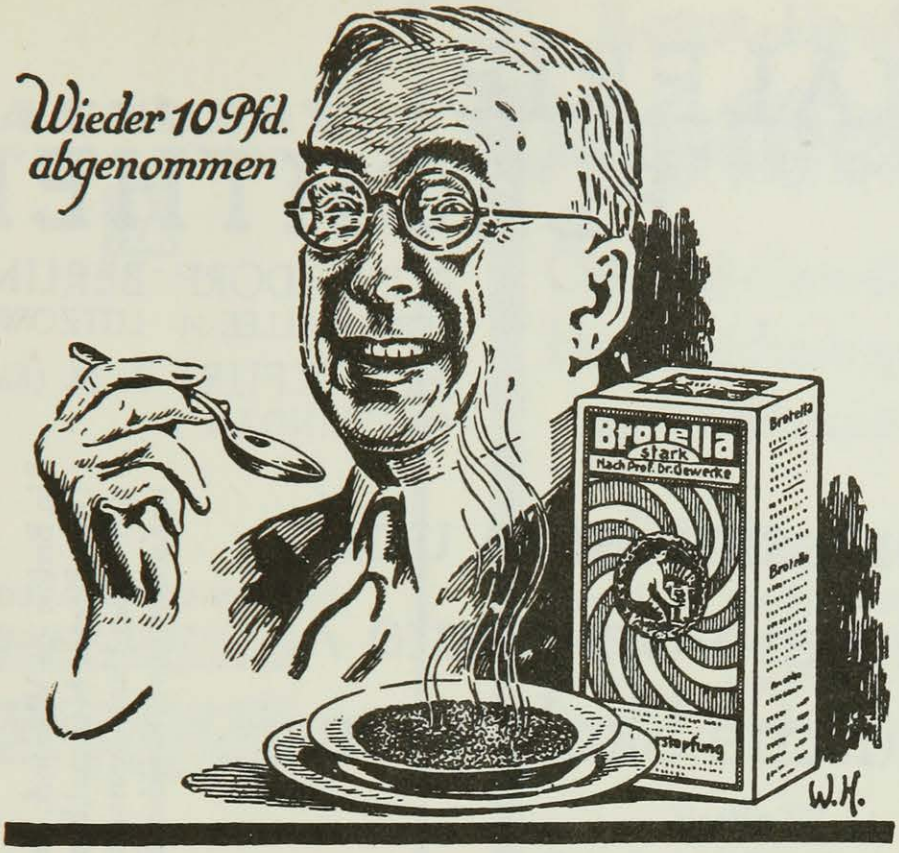
Old coins (not silver) ancient buttons,
Ladies' & gentlemen's left-off clothing.
Skins, whether worn by hare or rabbit,
However small your stock I'll have it.

So over your dwelling give a glance,
You will never have a better chance;
My price is good, my weight is just,
And mind, I never ask for trust;
So just look up if but a handful,
And for the same I shall be thankful.

This Bill will be called for in Two Hours Time, and
I will take away any old lumber which you have.

(Eingesandt von Marc Neveu du Mont.)

Thomas Mann, Josef Ponten und **Rabindranath Tagore** sind sich einig im Lob über das „Alte Nürnberg“. Thomas Mann empfiehlt es in der „Frankfurter Zeitung“, Rabindranath Tagore besuchte den Verlag und nahm es als Andenken an seinen nürnberger Aufenthalt mit und Josef Ponten schreibt darüber. „Es ist so kurz, wie ein Buch sein muß, das man zwar gerne liest, doch nur vorübergehend lesen kann, weil man gerade einen anderen Wissenskreis sich zu eigen machen will; aber es ist doch so sachlich und beschwert, daß man ein sehr gutes Bild vom organischen Wachstum dieser Stadt erhält und das Bild auch nach nur flüchtigem Lesen in Seele und Gedächtnis behält. Wenn ich wieder mal nach Nürnberg komme, wird es mir als Führer durch die Stadt dienen, denn auch dafür ist es geeignet.“ Machen Sie es ebenso und lassen Sie sich noch heute bei Ihrem Buchhändler das Buch vorlegen. Das „Alte Nürnberg“ von Dr. Justus Bier enthält 80 vorzügliche Photos, welche die Reichsstadt noch in unberührtem mittelalterlichen Glanz zeigen. Die Ausstattung — von Emil Preetorius besorgt — steht auf der Höhe der modernen Buchkultur. Preis in Leinen RM 9.50, kartoniert RM 6.50. Verlag von Ernst Frommann & Sohn, Nürnberg, Allersberger Str. 26.



Aufklärung für Korpulente.

Warnung vor unverständigen Entfettungskuren

Schnellkuren, Gewaltkuren haben schon tausendmal mehr geschadet wie genützt. Forcierter Fettabbau ist gefährlich für das Herz und die Arterien, nimmt den Organen ihren inneren Halt und führt zu inneren Komplikationen von Magen, Darm, Leber, Nieren usw. Fettleibigkeit ist (bei Anlage) das gestörte Gleichgewicht zwischen äußerer Fettzufuhr und innerem Fettverbrauch und ergreift jedes Organ, jede Zelle im Körper, so daß nur der allmähliche, naturgemäße Gesamtabbau des Fettes von innen heraus Erfolg verspricht. Da Fettleibigkeit eine Ernährungskrankheit ist bei schwachem Herzen, schwacher Blutzirkulation schlechter Blutbildung und ungenügender Verdauung; da Fettleibigkeit vergesellschaftet ist mit Störungen der inneren Sekretion, mit Verdauungsbeschwerden; vielfach mit Darmträgheit und Stuhlverstopfung und der daraus entstehenden Körperinfektion mit Stoffwechselgiften vom Darm aus — — — da helfen nicht Pillen und Pulver, nicht Turn-, Schwitz-, Entziehungs- und Hungerkuren und dergleichen! Der ganze Zellenstaat (also der ganze Körper) muß von seinem Überfluß diätetisch, naturgemäß, allmählich abgebaut, in seinem Mangel an Kräften und Energie aber aufgebaut werden. Was fälschlich angegessen ist, das muß richtig, diätetisch wieder „abgegessen" werden. Fettabbau! Eiweißaufbau! Der Diätfaktor ist das Wichtigste aller Entfettungskuren! Diät ist Alles bei Fettleibigkeit oder Anlage dazu, eine Diät, die arm an Fetten, mäßig an Kohlehydraten, reich an Eiweiß ist, eine Diät, die reich ist an kalorienarmem Füllsel, reich an Cellulose, reich an Mineralstoffen, reich an Vitaminen, eine Diät, die den Körper kräftigt und frei ist von Stoffwechselgiften (Harnsäuren), eine Diät, die zugleich Magen- und Darmdiät ist, den trägen und trockenen Darm bewegt, ihn fettet, schleimt, trainiert und die Darmfunktion reguliert.

Eine solche Diät ist „Brotella"

„Diese Brotella-Diät ersetzt bei vernünftig eingehaltenen Regimen so manche komplizierte Fettleibigkeitskur". (Dr. med. Beck.)

Die „Brotella-Diät für Korpulente" wirkt von innen heraus, verjüngt das ganze Zellenleben, mobilisiert den trägen Stoffwechsel und die Verbrennung, baut altes, totes Material ab und baut lebendige Kraft auf: Eiweiß, Mineralstoffe und Vitamine macht das Blut alkalisch, kräftigt und belebt den Darm und — schont das Herz. Wer nach dieser Diät in einem Monat etwa 6 Pfund abnimmt, der hat tatsächlich 9 Pfund Fett verloren weil er an Muskelfleisch etwa 3 Pfund neu aufgenommen hat!

Verlangen Sie **„Brotella für Korpulente"** Pfd. M. **3.50** in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern. 1 Pfd. gibt ca. 20 Teller gutschmeckende Suppe zum Frühstück u. Abendessen. Ausführl. Prospekt u. Kochrezepte in jedem Paket. Neues Brotella-Kochbuch 25 Pfg.

WILHELM HILLER, Chem. u. Nahrungsmittel-Fabrik, HANNOVER

GALERIE FLECHTHEIM

DÜSSELDORF KÖNIGSALLEE 34 BERLIN W 10 LÜTZOWUFER 13

FRANKFURT A. M. (Kahnweiler) OBERLINDAU 1

Impressionisten und Malerei von heute / Exotische Skulpturen

Bronzen von Edgar Degas, de Fiori, Haller, Maillol, Manolo und Sintenis.

Ausstellungen Winter 1926

In Berlin: de Vlaminck, Braque, Hofer, Levy, Picasso, Masereel, Ensor; in Düsseldorf: Degas, Henri-Rousseau, Nauen usw. im Kunstverein Düsseldorf: Südseeplastik

Einige neue Museumskäufe von Skulpturen

DEGAS Nationalgalerie (Tänzerin, Piaffirendes Pferd) Kunsthalle Bremen (Tänzerin) / Städel Frankfurt (Zwei Tänzerinnen. Trabendes Pferd).

DE FIORI Kunsthütte Chemnitz (Puck) / Albertinum Dresden (Dempsey) / Kunsthalle Mannheim (Schlendernde) / Museum Stettin (Jüngling) Boymans Museum Rotterdam (Carina Ari) Staatsgalerie Wien (Portrait Dempsey).

HALLER Kunstmuseum Düsseldorf (Mädchentorso) Museum Wallraf-Richartz (Javaner/Kopf).

MAILLOL Stadt Düsseldorf, Gesolei (Die Nymphe) Museum Leipzig (Frau mit Krabbe).

MANOLO Museum Wallraf-Richartz Köln (Der Torero) Mannheim (Stehende Frau).

SINTENIS Köln (Boxer Brandl) / Museen Bremen, Danzig, Düsseldorf (Selbstportr.) / Bremen (Paul Grätz) Mannheim (Toller) / Nationalgal., Athenaeum Helsingfors u. Museum Rodin Paris (Nurmi).

E.A. ENDERS
LEIPZIG / MÜNCHEN

GEGR. 1838

GROSSBUCHBINDEREI
BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Kunst-Haus
Dahlheim

Original-Gemälde
Handzeichnungen
erster Künstler

*

Original-Werke von:
Menzel . . . von Mark 150 an
Liebermann von Mark 100 an
Thoma . . . von Mark 75 an
Corinth. . . von Mark 60 an

Berlin W
Potsdamer Straße 118b

Wunderbare Heilerfolge hat man im Auffrischungs- und Verjüngungs-
Radiumbad Oberschlema
wo die stärksten Radium-Bäder der Welt verabreicht werden bei Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden, Adernverkalkung, Stoffwechselstörungen. Die Zahl der Gäste verdoppelt sich jährlich. Eine Kur dauert 2-3 Wochen.
Besonders geeignet für
HERBST- UND WINTERKUREN
Kurtaxe frei. Geschlossen vom 19. Dezember 1926 bis 3. Januar 1927. Versand der hochradioaktiven Wässer nach allen Gegenden. Prospekt von der Badeverwaltung Radiumbad Oberschlema im sächsischen Erzgebirge.

Birkenwerder bei Berlin **sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Aus unserm Verlage empfehlen wir
Über Kaspar Hauser
FUHRMANN
Kaspar Hausers Konfirmationsfeier
Nachdruck der Ausgabe 1833
Preis Mark —.30
FUHRMANN
Trauerrede
bei der am 20. XII. 1833 erfolgten Beerdigung
Kaspar Hausers
Nachdruck der Ausgabe 1833
Preis Mark —.30
DR. JULIUS MEYER
Onoldina / II. Band, 2. Teil
Kaspar Hausers
Ursprung, Entwickelung und Ausgang der Legende vom badischen Prinzentum.
Preis gebunden Mark 1.—
Zusendung erfolgt portofrei
Postscheck: Nürnberg 506

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A.G.
ANSBACH / BAYERN

Erziehung zur Persönlichkeit

ist das Ziel der Privatschule. Tausende guter Schulen, unter denen für jedes Kind die geeignete zu finden ist, nennt der

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten E. V. in 2. vermehrter und verbesserter Auflage. Preis M. 1.80. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

In der Reihe „Die Führenden Meister", die bereits Monographien über Giotto, Botticelli, Tizian, Pieter Bruegel, Velazquez und Watteau enthält, erschien soeben ein neuer Band:

HANS HOLBEIN

DER JÜNGERE

VON

ULRICH CHRISTOFFEL

117 sorgfältig reproduzierte Abbildungen zeigen das Wesentlichste aus dem Lebenswerk des großen Renaissancemalers. Sie erweisen seine Meisterschaft auf den Gebieten der Bildniskunst, der Kirchen- und Wandmalerei, des Holzschnitts und der Zeichnung.

IN GANZLEINEN 10 M.

PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

1000 Jahre europäische Geschichte

Soeben erscheint:

FERDINAND GREGOROVIUS

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Neue, vollständige Ausgabe in zwei Bänden in Dünndruck mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Fritz Schillmann. 3000 Seiten. Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen

In Leinen gebunden . . . . . Mark 50.—
In Pergament gebunden . . . . . Mark 70.—
In Leder gebunden . . . . . Mark 80.—

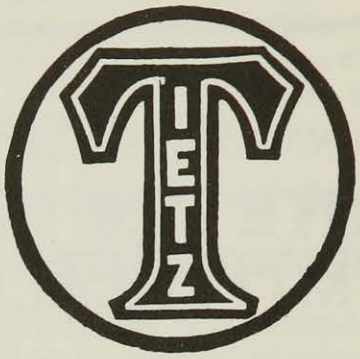
Das monumentale Geschichtswerk, das 1000 Jahre europäischer Geschichte umfaßt, in neuer, vollständiger Ausgabe zum ersten Male mit 240 Tafeln nach alten Vorlagen überraschend illustriert.

VERLAG WOLFGANG JESS / DRESDEN

VOSSISCHE ZEITUNG

MIT IHREM WELTDIENST

Monatlich 4.30 Mark. Bestellungen bei allen Postanstalten oder beim Verlag, Berlin SW 68



THEATER KARTEN VERKAUF

FÜR THEATER
UND VARIETÉS

HERMANN TIETZ

LEIPZIGER STR. / ALEXANDERPLATZ / FRANKFURTER ALLEE

KURFÜRSTENDAMM 23

TEL.: ZENTRUM 8533—39

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 11

INHALTS-VERZEICHNIS

H. v. Wedderkop . . . . . *Vivisektion Englands*
Rudolf Grossmann . . *Eindrücke aus dem Berliner Zoo*
Lily Pringsheim . . . . . *Keyserlings Tagore-Schau*
Karl Wickerhauser . . . . . *Nach Erfindung der Libido*
Philipp Soupault . . . . *Die Radierungen Marc Chagalls*
José Ortega y Gasset . *Der Deutsche und der Spanier*
Alexander Puschkin . . . . . *Zwei Gedichte*
Hinrich Bultmann . . . . . *Der Bremische Mensch*
Marie Zabler . . . . . *Paneuropa-Kongreß*
Suwtschinskij . . . . . *Eurasier*
Paul Nikolaus . . . . . *Erprobte Cabaret-Typen*
H. v. Disselhof . . . . . *Der Amateuremigrant*

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 3)

*

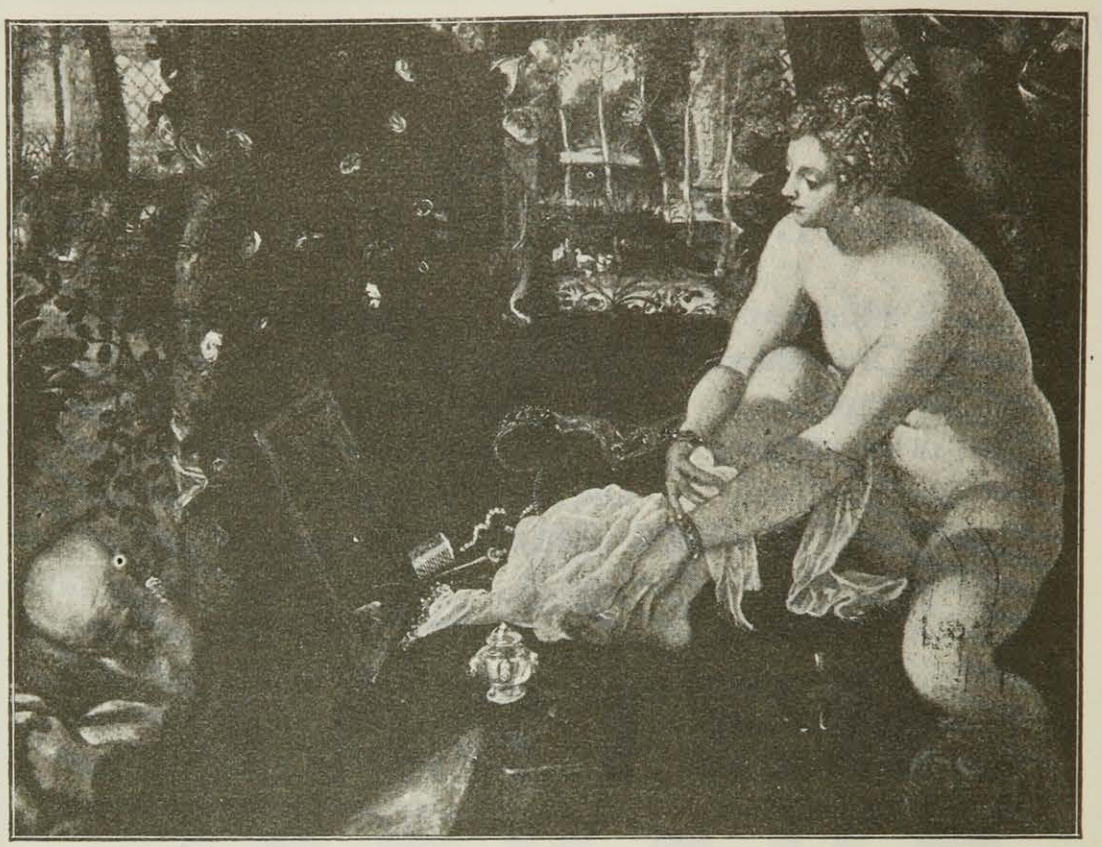
Umschlagsbild nach einer Radierung von Marc Chagall

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

SOEBEN ERSCHIEN DER NEUESTE BAND:



Tintoretto: Susanne

Die Kunst der Hochrenaissance in Italien

von

PAUL SCHUBRING

Etwa 550 Abbildungen und 54 grösstenteils mehrfarbige Kunstdrucktafeln geben im Verein mit dem knappen, klar gliedernden Text eine lebendige Anschauung von der Kunst der Hochrenaissance mit ihrem unerhörten Reichtum an Formen und Farben. Diese Kunst eines Leonardo, Raffael, Michelangelo, Giorgione, Tizian, Correggio, Tintoretto, Palladio usw. wirkt mit unvergänglichem Zauber, sie ist immer noch jugendlich und reif zugleich, totgesagt und ewig neues Leben verkündend.

In allen guten Buchhandlungen. Prospekte vom Verlag.
Der Band kostet in Halbleinen 45 M., in Halbleder 50 M.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

W. Morgner

VIVISEKTION ENGLANDS

Von

H. v. WEDDERKOP

„How do you do" übersetzen immer noch einige mit „Wie geht es Ihnen?", so wenig weiß man von England.

Nach dem Krieg stand es fest, daß England hoffnungslos konservativ sei, eines der Einheitsurteile, bei denen man weiterschläft. Vieles hat sich in England verändert, England ist dasselbe geblieben. England ist die härteste Substanz der Welt, es wird verschwinden, aber es wird sich nicht ändern.

„Pleasure ar business?" fragt der Paßbeamte. — „Writer," — „Both then, nice profession, isn't it?" Dies ist der offizielle Humor, der inoffizielle ist genau so gehalten. Man macht im Humor keine Unterschiede, es gibt keine Grade, Humor ist etwas Unantastbares.

Alles ist enger auf englischem Boden, alles fester zusammengerückt, alles präziser als bei uns, alles mechanischer. Das ist der erste Eindruck, wohltuend wie jeder Gegensatz für den heutigen Menschen. Vielleicht muß man warten auf das Frühstück, aber man kommt ran, es gibt keinen Zufall, es gibt keine Ueberredung, die Maschine geht regelmäßig und gefühllos.

England ist ein Versteck im Weltmeer, Europa ist die große, allen zugängliche Tenne. Die Lage ist ausgefallen, eine große Insel, die sich abzweigt, die bevölkert ist von drei einander ähnlichen Grundrassen: Angelsachsen, Dänen, Normannen und einem vierten Gemisch: Kelten, Römer, Ureinwohner, die gerade das Unerklärliche, Einmalige beigeben, das, was der Kontinentale nicht kennt, und dessen Geheimnis einen jeden mal intrigiert, wenn man es unenträtselbar in einem besonders gelungenen Typus vor sich sieht.

Amerika ist der prägnanteste Ausdruck von heute, aber darunter als Fundament, unsichtbar und fest, liegt England.

England warf man vor: Temperamentlosigkeit, Kulturlosigkeit, Rückständigkeit, Scheinheiligkeit, die Sonntage, Ledergaumen und -Zunge, die Magerkeit des Essens, die Hagerkeit der Form.

Engländer sind wie eine gute Familie: Sie halten zusammen und lassen die Fremden anlaufen, empfangen sie mit großer Liebenswürdigkeit. Um sie zu erkennen, muß man — wie bei allen Objekten — kontinentalen Willen ausschalten, nichts von ihnen wollen, auf sie selbstaufgebend eingehen. Der erste Eindruck von London ist der einer Mammutstadt, Gebirge von Häusern, mit einer ununterbrochenen roten Brandung des Verkehrs. Diese Farbe haben sie für ihre busses gewählt, weil sie Meister des Verkehrs sind. Das Straßenbild wird dadurch brutal einfach und großartig.

Die ominöse Klassik besonders von Regent Street, eine ärmliche, puritanische, dabei noch kokette Geste, wird ungeniert beseitigt, der große Schwung nach Piccadilly läuft zwischen erneuten, riesenhaften, rigoros einfachen Sandsteinfassaden, Piccadilly Circus selber, im Umbau, ist eine Wüste von erratischen Blöcken, eine der großartigsten Stadtansichten, wie sie immer nur das Kaputtgeschlagene und Unfertige ergibt.

Das übrige London ist, architektonisch gesprochen, der Sieg des genius loci über kontinentalen Stil, insbesondere über die italienische Renaissance, den wir nicht immer davongetragen haben. Die Scheusäligkeit dieses europäischen Klischee-Stiles ist in den Absichten stecken geblieben, überwunden durch Staub und Dreck, Nebel, Feuchtigkeit, Eisen und Kohle, kurz den genius loci. Keine Stadt, die ihre Häßlichkeit so unbekümmert zeigt, was ungemein anziehend ist, da man nicht an jeder Ecke zu Gefühlen für Pathos und Koketterie aufgefordert wird. Große, repräsentative Bauideen sind restlos mißglückt. Die Anstrengung, die man sich mit dem Marble Arch gegeben hatte, ist rührend: Sein Marmor kostet ungezählte Millionen, und trotzdem wirkte er bescheiden wie Gips, steht allein und unglücklich, und alles geht um ihn herum. In seiner unmittelbaren Nähe stehen Häuser, die man auch in Krefeld oder Elberfeld finden könnte. Auf diese Stadt und ihr altes Material sind alle Elemente losgelassen. Es ist ihr großes Verdienst, daß sie trotzdem fast niemals in banalem Sinne pittoresk ist, daher niemals süßlich, niemals fade wird. Mit einer Ausnahme: den Nebelarrangements. Wenn der meist grüngelb einbricht, alles in Schauerfarben hüllt, mit besonderer Auszeichnung der schmutzigsten und feuchtesten Teile, City, Strand, Embankment und Themse: das ist immerhin ein großartiger Augenblickseffekt, wenn auch für ein

modernes Auge nicht sehr vielsagend, da es sich nie um mehr als Stimmung handelt.

Die Einheitlichkeit ist auch ohne den Nebel offenbar, zweifellos das Großartigste der Londoner Eindrücke, beruhigend, ein leichter Vorgeschmack der Ewigkeit. Eine Spur von Individualität noch nahe dem Zentrum und vollkommen ins Gleiche zerfließend nach den Vorstädten hin. Baumlose Straßen gibt es, von einer Nacktheit, von einer Selbstverständlichkeit, Unbewußtheit, daß man zweimal hingucken muß, um die Erscheinung auf ihre Wirklichkeit zu prüfen.

Hier wie anderswo wohnen gentlemen mit Liebe im Herzen, wo nicht, auch zufrieden, die jeden Morgen zu Scharen citywärts turnen: jeder mit nicht mehr Mannigfaltigkeit als ham and eggs oder porridge oder beidem im Magen. Eine ungeheure Einheitlichkeit der englischen Mägen zwischen acht und zehn Uhr, der wiederum abends, wenn auch nicht in dem Umfang, die Gleichmäßigkeit von pressed cabbage entspricht.

Wenn man bedenkt, was bei uns an Individualität verlangt wird, sei es auf dem Gebiet der Architektur, der Nahrung, der Kleidung, der Vergnügungen — die ganze persönliche Note — so kann man nur sagen: God damn!

Man kann sagen, der Engländer hat es leicht, es ist alles gegeben bei ihm, alles vereinfacht durch die Einheitlichkeit der Rasse, durch das Inselmäßige, das Wetter und derartige wichtige, nicht beachtete Dinge; aber man bedenkt nicht, daß er unter der Gegebenheit seines Lebens leidet, unter der Form, die für ihn auf Erden hergestellt ist, unter zu viel Symmetrie. Die Kehrseite aller dieser Gegebenheiten ist spleen, dullness.

Ich habe Stätten der dullness, dull places, aufgesucht, nicht aus taktlosem Mitleid, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl: Lyons Popular in Piccadilly, Sonntag mittag in ausgehender season, bei heißem, guten Wetter, überzeugt sehr stark. Es gibt ein Menu zu 2/6, das ist das wenigste, obwohl es deutlich ahnen läßt, wie derartige Speisen schmecken könnten. Das Ungeheure ist die Einsamkeit, zu der sich alles in dichter Menge zusammengefunden hat, was ausgesperrt ist von seaside und country, aus Mangel an Geld, verpaßter Gelegenheit und aus Entschlußlosigkeit. Es wird zu dieser Geistesverfassung Wagner gespielt: Auswendig dirigiert läßt er sich in großen Wogen nieder. Dazu sehr viel Mütter, meist in Seide, Kellner, ernst und gefaßt. Man weiß, keiner kann dem anderen helfen, es ist die Stunde der Buße. Spätestens 3 Uhr betritt man wieder die heißen Straßen.

Mit Lyons Popular ist die Royal Academy zu nennen, eine andere Art kondensierter dullness, und zwar muß man am Sonnabend nach-

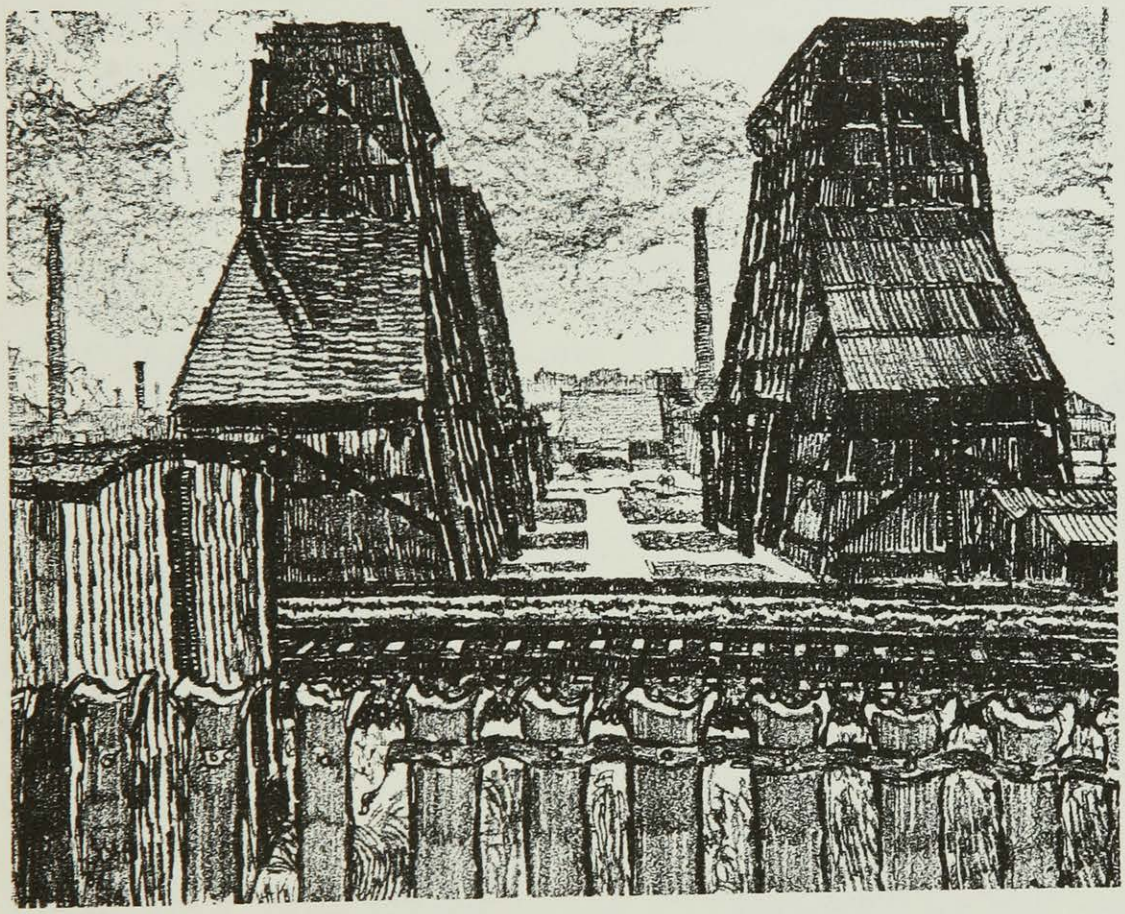
mittag mit den Bildern zurückbleiben. Hier genießt man an den Wänden die Sehnsucht nicht nur des britischen Mittelstandes, sondern auch der Gesellschaft: Alle die Gefühle, die dem Staat willkommen und von ihm subventioniert sind: Mütterlichkeit, sweetness, das Charaktervolle, Reinheit personifiziert durch ladies, die ohne Anstößigkeit die Brust zeigen, beruhigtes Alter nach tadellosen Lebensläufen, Kammermusik (als feinste Note), der schöne, sonnige Süden, Botticelli. Die Strenge droht aus diesen Gesichtern heraus, Aufforderung zu harter Selbstzucht. Publikum: enorm verwirrte alte Damen, die suchen und sich vor Erinnerungen vor all dem Neuen nicht zurecht finden, wild um sich gucken mit glärigem, erstarrtem Blick. Daneben, alles schlagend, die Water Colour Association. Eine Technik, die speziell für die Engländer geschaffen ist und deren Möglichkeiten von ihnen erschöpfend ausgebeutet werden.

Früher war die langsam an- und abziehende Drehorgel ein gutes Beispiel, heute, wo England vermöge seiner rhythmischen Begabung eine maßgebende Stellung einnimmt, sind Drehorgeln auf unkritische Quartiers zurückgedrängt und durch bands völlig ersetzt. Diese bands haben schon an sich zu viel Tempo, sind zu ungeniert und naif, um irgendwie dull zu wirken, sondern geben mehr durch ihre stille Phantastik reichen Aufschluß über englisches Wesen. Wenn vier Leute in vier Reihen zu Einem hintereinander hermarschierend in gewissen abgelegenen Straßen Londons loslegen, kurzerhand in diese Straßen hineinblasen, so konstatiert man, nachdem man über die erste Erschütterung hinaus ist, eine grandiose Selbstverständlichkeit, das unbehinderte Ausleben jeglicher Art von Sinnlosigkeit und Verrücktheit, was so typisch ist für den englischen Charakter. Es gibt Stücke, die man erkennt, wie das Santa Lucia von heute: Valencia. Dieser popular song beginnt so, daß der Mann, der die Melodie spielt (Trompete) sich bis zum Aeußersten mit Luft vollsaugt, und dann in einer Weise die Eingangstakte abläßt, daß alles, auch die Fassaden, erschüttert sein müßte, und er mit diesem ersten Einbluss das ganze Stück schmeißt. Dieser Ausbruch und vor allem gewisse kleine Fioriturен färben das Stück absolut angelsächsisch, d. h. bei allen Versuchen, das spanische Temperament zu erreichen, ergibt sich immer nur ein starker Sinn für Gemütlichkeit, und die auf Geschlechtlichkeit angelegte Komposition wird ins Frisch-Fröhliche abgelenkt.

Andere Repertoirestücke sind in ihrer Melodie völlig unerkennbar, Ohne die Möglichkeit, auch nur den Grundcharakter des Stücks festzustellen, hört man die Selbständigkeiten der vier Blasinstrumente, unter denen an Sinnlosigkeit die Posaune alles hinter sich läßt.

Eines aber ist sicher: was innerhalb dieses Repertoires erscheint,

ist äußerlich, sozusagen: eine Rassenfrage: das Bedürfnis nach Reinheit des Aspekts, nach Bildmäßigkeit der äußeren Erscheinung, nach Stil ist so groß, daß es möglichst durch Affekte nicht beeinträchtigt werden soll. Mit seinem fanatischen Bedürfnis nach Gleichmäßigkeit des Temperamentes vermeidet der Engländer mit Berechnung alle Exzesse, die den Lack der Oberfläche beschädigen könnten. Der Snobismus kommt dem zu Hilfe, indem er sagt, daß Liebe unbequem und zu ersetzen sei.



Peter Milde

As a matter of fact: das Alter von 14 bis 60 etwa ist eine Episode in England von diesem Gesichtspunkt aus. Vorher und nachher ist Leben da und ungestörtes Insichselberruhen. Beides, flapper und spinster, sind abgeschlossene Sachen. Frisch und ohne Gedanken, dazwischen ist Zwang und Schein und ungelöste Zwiespältigkeit.

Was ist mit den Blumigen, den Violas, Roses, Lilies oder den distinguierter benannten Serenas, Sheelas, alle überstülpt von einem zarten Schleier? Es ist die Frage (eine Kontinentalfrage), wie lange dieser Schleier vorhält, ob nicht endlich mal der Ernst kommt, irgend etwas was Gewalt gewinnt über die Töchter Albions. Man möchte wissen, ob, wann und auf welche Weise er durchbrochen wird, ob etwa zart und poetisch, wie Leute wie Shakespeare sich derartige Entwicklungen

dachten, oder heftig und rücksichtslos. Am ehesten wohl mechanisch, wenn überhaupt, ohne Anteilnahme seitens der Beteiligten. Dies würde dem Bedürfnis entsprechen, von erotischen Dingen das geringstmögliche Aufhebens zu machen.

Dies wäre auch tatsächlich die würdigste, d. h. dezenteste Art, die der Rasse am meisten entspräche, die immer fit, immer ready sein, immer das gleiche, glatte Bild zeigen möchte, für die Erotik immer eine Konzession bedeutet — an die Natur, eheliche Pflicht, Stammbaum etc. Der kontinentale Erklärer dagegen möchte das englische Mädchen womöglich noch mysteriöser machen: Er begnügt sich keinesfalls mit ihrer Zartheit, ihrer Frische, ihrer wundervollen Oberfläche, die genau so viel Ueberraschendes hat wie sogenannte Tiefe.

Auf dem Kontinent sagt man: Das englische Volk kennt nur die Realität. Von einem anderen Standpunkt aus gibt es kaum ein Volk, das sich mehr Mühe gibt, ihr zu entfliehen — wie man eine Gefahr meidet — als ob die Wirklichkeit ihr großer Feind wäre. Ich meine jetzt nicht die Flucht in die Romantik, die zu allen Zeiten albern war, abgesehen von dem dafür angesetzten Zeitalter, nicht die schauerlichen fancy dress balls, sondern solche Symptome wie das ewige Theaterspielen der Engländer, ihr ausgesprochenes Vergnügen am Theater. Sie haben, als ob sie nicht auskämen mit der Wirklichkeit, das Bedürfnis, zu spielen, haben einen mehr oder minder starken Vorrat von Masken stets parat, ganz im Gegensatz zu uns, die wir allmählich wahre Wirklichkeitsfanatiker zu werden scheinen — was uns nicht das Recht gibt, bei den Engländern von Konventionen zu sprechen.

Alles Theater, das des täglichen Lebens wie das auf der Bühne, ist an Formen und Typen gebunden. Es ist ein großes prae, daß über diese nie hinausgegangen wird, was solche Sachen wie genialisches Wesen, Wandervögel; Mystik, Dämonie und anderes schlechte Benehmen ausschließt. Alle derartigen Aspirationen würden wirkungslos sein. Aber innerhalb ihrer Formen sind sie hoch begabt, ihr Charme liegt darin, daß sie sogar gar nicht wissen, wie begabt sie sind.

Nur die Iren sprengen den Rahmen durch wirkliche Fanatik, wirkliches Temperament und wirkliches Volkstum. Shaw ist eine deutsche Berühmtheit, er ist mit Shakespeare für die deutsche Bühne gewonnen. Hinsichtlich Synge war das schon nicht möglich, und ebenso wird es mit Sean O'Casey kaum möglich sein, der reichsten Begabung unter diesen dreien. „Fun and terror can seldom have been so mingled before" ist von ihm gesagt. Er war Dockarbeiter, verkörpert aktiv den irischen Gedanken und hat dazu eine vollendete Kenntnis des Volkes, soweit es in den slums von Dublin haust. Sein Stück „The plough and

Photo Curtis Moffat

Miss Iris Tree

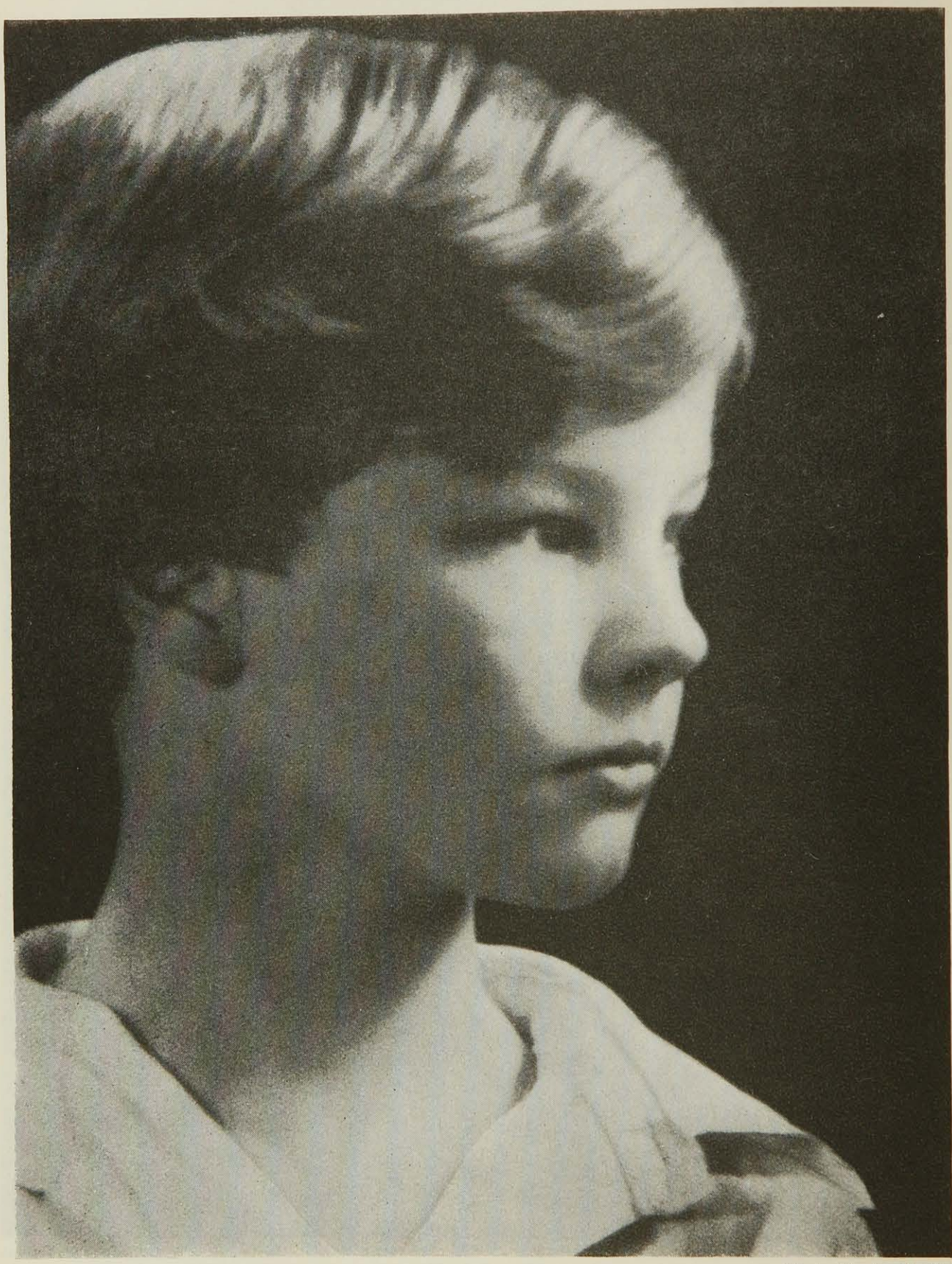


Photo Curtis Moffat

Marquis of Townshend

Photo Curtis Moffat

Miss Tallulah Bankhead

Miss Teresa Jungman

Photo Curtis Moffat

the Stars" rennt dahin zwischen „Lady be good", „No, no Nanette" und „Rosemary".

Sonst ist alles gehalten, seit langer Zeit vorgeschrieben, Tageslauf, Nachtverlauf, Nahrung, Kleidung, Sitten, die seit dem Krieg etwas ins Wanken gekommen sind, aber schon wieder anziehen. Auch die wildesten Iren sind im geheimen damit zufrieden. Sie lieben diesen festen, niemals schwankenden Untergrund, wenn auch nur, um darauf zu schimpfen und Stoff daraus zu saugen. Manches dieses eisernen Bestandes ist nicht so schlecht bei ruhiger Beurteilung. Die englische Küche ist zeitgemäß, wenn sie einem nicht durch Uebertreibungen den Skorbut bringt. Die brutale Obrigkeit, die jeden Abend alles unorganisierte Leben erdrosselt, (während das organisierte im Club und einigen Nachtlokalen still weitergeht,) der sonntägliche Stillstand allen Lebens überhaupt, die Kleidervorschriften, all dies nimmt man mechanisch hin, wie man für eine halbe Strophe von „God save the King" nach Schluß jeder besseren Veranstaltung das Gesäß lüftet —, wie gottgewollt. Nur auf diesem Untergrund ist die Großartigkeit der englischen Entfaltung möglich, die keine Tricks kennt, keine Kleinlichkeiten, nicht mal Härten, dafür aber Kautschuk, dehnbare Festigkeit.

Hier mag der Saldo gerade aufgehen, wenn es überhaupt Zweck hat, über englische Grundgebräuche zu debattieren. Aber daneben gibt es ungeheure Aktivposten, wie den englischen Schneider: neben dem bobby der große Repräsentant der Nation, von geheimer Wirksamkeit, die dummerweise immer unterschätzt wird. Er steht allein in der Welt, er allein in der ganzen Welt hält die große Tradition aufrecht. Sein Feind ist nicht nur die amerikanische Konfektion, sondern alles Irreguläre, Unsachliche, mit dem Schrei nach Individualität, nach Freiheit, Bequemlichkeit, mit dem Schillerkragen im Hintergrund. Tausendmal schwieriger als die Frau ist der Mann anzuziehen. Die Möglichkeiten sind begrenzt, und die kleinste Abweichung bringt den Tod. Die schöpferische Kraft des guten englischen Schneiders ist so stark, daß ein neuer Anzug einem zweifellos Persönlichkeit nimmt. Er bringt das Formlose in Form, das Herz schlägt anders unter dem Anzug. Dementsprechend entsteht ihm gegenüber zunächst Verlegenheit, weiterhin wirkt seine Erziehung durch Erkenntnis dessen, was nicht zu ihm paßt, um so Läuterung zu ergeben. Er macht skeptisch gegen die Natur und ist als Kunstprodukt ihr Feind.

Die englische Gediegenheit — und die Fülle! Die großen Schinkenfenster, die seltenen Käse, insbesondere der zu Portwein bereite stilton — die Läden mit den wundervollen Snob-Geschenken, Atkinson marbles, inkstands, dünne Edelvasen, durchsichtige, good for nothing, Augenweide, Spritzgefäße mit suggestiver Linienführung, silver and gold

boxes, leather goods, monumentale Handschuh-Plastiken, revelation suit cases, der ganze Brickabrack, so tadellos und zuverlässig gearbeitet, daß man sich nie ärgert, es gekauft zu haben.

Die Läden sind für Männer da, England ist ein Mannesland, das einzige, das den Typus Mann pflegt. Der beste Typus Frau hat männlichen Verstand, nach der leiblichen Seite ist die Entwicklung beschränkt, die Frau braucht sich nicht viel Mühe zu geben, da sie doch nichts erreicht, nicht mehr als Frische, Tüchtigkeit, golden hair, nice complexion. Um die offenbare Benachteiligung gutzumachen, ist sie reichlich mit Humor ausgestattet. Aber dieser ist an sich schon männlich und scheucht jede Erotik weg. Der Rest ist Dichtung, Reaktion von Männern, die auf der Fährte sind und nichts finden. Das Spiel der Geschlechter, die viel hilfloser sind, als es die englische Sicherheit ahnen läßt, ist immer dasselbe, höflich und inhaltsleer, und unter Vermeidung aller Feststellungen, die die Menschen sofort an die Grenzen ihrer Veranlagung bringen und die Wurzel ihrer Vitalität bedrohen würden.

Dieses Gleit- und Scheinverhältnis des Mannes zur Frau, das zuzugeben sehr unenglisch wäre, führt unweigerlich die wirklich Sensiblen zur Homosexualität. Nicht nach der Art des guten, alten Oscar, den man als Tante belächelt, sondern als eine englische Abart, die heute die sublimste Europas ist, so daß sie sich wohl für Gespräche, nicht aber für Abhandlungen eignet. Was bedauerlich ist, denn man würde sehen, wie einzelne gern aufrecht erhaltene Thesen erschüttert werden.

Nina Hammelt

Rudolf Großmann

EINDRÜCKE AUS DEM BERLINER ZOO

Von

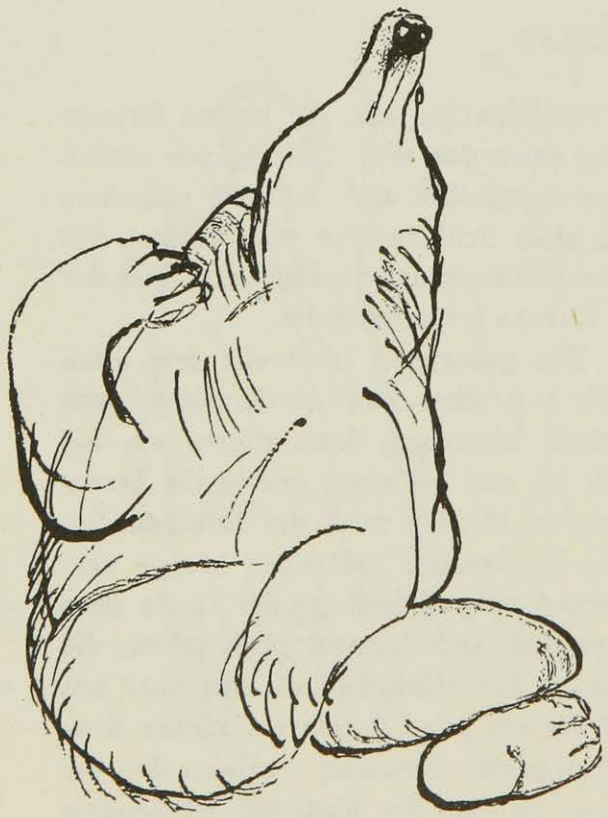
R. GROSSMANN

Das im Frühsommer angekommene Menschenaffenpaar, die beiden Orangs im Berliner Zoo, sollen schwindsüchtig geworden sein. Die beiden rötlich behaarten Gesellen verdienen unsere ganze Sympathie und, falls sie eingehen, einen Nekrolog. Sie kamen kürzlich aus dem Schlafwagen von weither mit urwaldscheuem Gesicht, das den Affekt des Gefangennahmeerlebnisses und der plötzlichen Versetzung in das zivilisierte Europa widerspiegelte.

Im Vergleich zu den älteren teils im Zoo geborenen Insassen: dem alten Orang Besseck, der Schimpansin Titine, die sich schon ganz zivilisatorisch uns angepaßt und deren Triebleben automatisch abkurbelt, konstatierte ich bei diesen beiden Ausdrucksbewegung, wie ich sie mal bei einer neu in die Irrenanstalt Eingelieferten gesehen habe, in deren Mienen noch des frischen Erlebnisses Erregung zu lesen war. Vor den Blicken der gaffenden Menge verbargen sie sich, indem sie ihre Schlafdecken mit biblisch großer Geste über den Kopf warfen. Zuerst wagte das Weibchen sich heraus, noch scheu, die Menschenblicke meidend. Nach Wochen kam das Männchen oft nur kurz aus seinem Verschlag mit unsagbarem Ernst, wie ein alter Patriarch, immer denselben Weg mit den gleichen Gesten zurücklegend. Gewaltig wuchsen ihm die Schultern über dem kurzen, breiten Nacken, an dem der Kopf mit fliehendem

Winkel wie ein Negerfetisch schreckhaft, oft mit dem Ausdruck unsäglichen Leidens sitzt. Ging ich mit dem Wärter Bleibetreu zu „Rübezahl“ (wie unzutreffenderweise dieser ihn getauft hat) in den Käfig, so floh er und sein Weib entrüstet über den Eindringling an die Decke, die äußerst bewegliche Oberlippe schob sich rohrartig vor (Ausdruck der Entrüstung) und stieß kurze, schnalzend blökende Töne aus. Sie entleerten sich nach beiden Seiten und benützten den ersten unbeobachteten Moment, um mit Getöse durch die Klappe in den zweiten Käfig, der ins Freie nach dem Garten hinging, zu entkommen. — Die Affen waren im Grunde gutmütig und äußerst furchtsam; nicht jeder merkte dies gleich, und als eines Tages Bleibetreu einen Arbeiter, der eine Reparatur vornehmen sollte, in den Käfig beorderte, wollte dieser erst nicht hinein. „Mehr Männlichkeit,“ rief Bleibetreu vor versammelten Zuschauern sich in Szene setzend und ging voran. Zaghaft schlüpfte der Arbeiter nach. Die Affen flüchteten in die Ecke; beide, Arbeiter und Affen, sahen sich furchtsam nacheinander um. Dann siegte der Arbeiter, die Affen verließen mit entrüstetem Geschnalz den Innenkäfig. — Eines Tages war Bleibetreu beim Orang Besseck, der, guter Laune, ihn nicht fortlassen wollte und mit täppischer Hand an der Jacke vorne festhielt. Die Jacke platzte und Besseck machte ein Gesicht voll Angst und Schreck; er glaubte, er habe Bleibetreu die Haut aufgerissen.

Rudolf Großmann



Rudolf Großmann

Besseck ist tagsüber müde, meist in seine Decke verkrochen, nur gegen Abend hat er seinen Auftritt. Da kommt er oft mit großer, fahriger Geste, eine Orange im Maul, breitschultrig aus der Klappe. Leider ist es mir nicht

gelungen, Flechtheim und Mopp zu bewegen, mit in den Käfig zu kommen, von deren Annäherung an die Menschenaffen ich mir am meisten versprach.

Die Bären:

Im Bärenkäfig ging brummig der alte Bär, der aussah wie E. Klöpfer, auf und ab. — Man hatte ihm (die Brunstzeit sollte bald kommen) eine Bärenbraut in seinen Käfig gesperrt. Diese, jünger und viel kleiner als er, fühlte sich gar nicht wohl und zog sich scheu auf die Felspartie im Hintergrund zurück. Klöpfer nahm die Witterung, tappte etwas am Gestein herum, wo sie lag; hinaufzugehen schien ihm wohl zu gefährlich, jedenfalls nicht ratsam. Drehte er den Rücken, so wischte die Bärin schnell herunter und eilte flüchtig kokett durch ein Loch in den Nebenkäfig. Klöpfer beroch ihre Spur und schlüpfte ihr nach. Als er sich ihr näherte: Gebrüll — sie langte ihm eins und ließ ziemlich deutlich durchblicken, daß sie keine Annäherung wünsche. Klöpfer, etwas verlegen, machte sich im Käfig zu schaffen, den er von Speiseresten und dürren Blättern mit seinen Tatzen reinfegte.

Indessen wischte die Bärin wieder auf ihren alten Sitz zurück. Dieses Spiel wiederholte sich so oft, bis es dem alten Klöpfer zu dumm wurde; er stieg seufzend in das kalte Bassin — blieb da zehn Minuten und schlief dann stehend, vornübergebeugt und resigniert, in der Sonne trocknend, langsam ein.

KEYSERLING'S TAGORE-SCHAU!

Von

LILY PRINGSHEIM

In den Zeitungen steht, daß Tagore nächstens auch wieder in *Darmstadt* sich einige Zeit aufhalten wird!

„Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt?! — — — Keyserling will wieder Tagore wie einen braunen Bären an der Kette herumführen und ihn dem „Volke" exponieren — wie einst vor einigen Jahren beim letzten Besuch des *ahnungslosen* Inders!

Die Darmstädter Lokalblättchen brachten große Reklamen — Druckerei G. m. b. H. der Weisheitsschule —, daß ein ganz Großer (Keyserling) einen fast noch Größeren (Tagore) dem staunenden Publikum erläutern würde. Der noch Größere könnte Kinder entzücken, Greise beseligen und Kranke beschwören. Er könnte noch dazu jeglichen Horizont erweitern, Gebildete und Ungebildete, Kranke und Gesunde, Kinder in Windeln, Schulkinder, Volk, alles soll strömen — lauschen — staunen.

Der indische Weise mußte, in *graues wallendes Lüster* gekleidet, im Palais-Garten des einstigen Großherzogs Ansprachen halten und, wer ihn persönlich zu sprechen wünschte, durfte nach der Aussprache in ein *Gebüsch.* Im Gebüsch saß Tagore. Vor dem Gebüsch war ein *Sachverständiger,* der zuerst den

Sprechenden musterte. War das Ergebnis zufriedenstellend, schien der Bittende genügende Qualitäten an *Herzensbildung und Geistes-Schlichtheit* aufzuweisen, wurde er in das Gebüsch eingelassen. Auf einem Holzbänkchen saß der Inder. Neben ihm stand Keyserling mit der Uhr in der Hand, da sich *Ermüdungs-Erscheinungen* bei Tagore bemerkbar machten, die dem Zwiegespräch nur einige Minuten gestatteten. *Medizinische Fragen* waren nicht gestattet. Kindern mit Blumensträußen war der Zutritt erlaubt, da vorher die Zeitungen um *spontane* Blumenspenden gebeten hatten. Man fragte den Weisen allerhand. Am beliebtesten war das Thema über *Glück* und *Zufriedenheit*. Die knappe Zeit gestattete nicht restlose Aussprache.

Am Schluß seines Aufenthaltes mußte der Inder auf eine Anhöhe bei Darm-

Sebba

stadt krabbeln, genannt „der Hergottsberg". Dort sollte er eine englische Ansprache an sein Volk am Fußende des Berges halten. Die Sonntags-Nachmittag-Spaziergänger strömten in Scharen hin mit Weib und Kindern. Die Bürger ließen Skat und Biergarten um dieses Ereignisses willen. Die Frauen hatten in Zeitung gewickelten Kuchen mit. Sie hoben ihre Kinder hoch und sagten:

„Willste mal das Tagorche sehe? Da obbe der Mann im grauen Gimono is er!" Dann übersetzte Hermann, Graf Keyserling die englischen Worte. Er hatte einen Panamahut auf und drehte einen Spazierstock mit blinkendem goldenen Knauf.

Tagore begann mit einem Liedergleichnis. Lieder seien Blumen zu Gottes Füßen!

Topical Photo

Der König von England beim Abschreiten einer Ehrenkompagnie

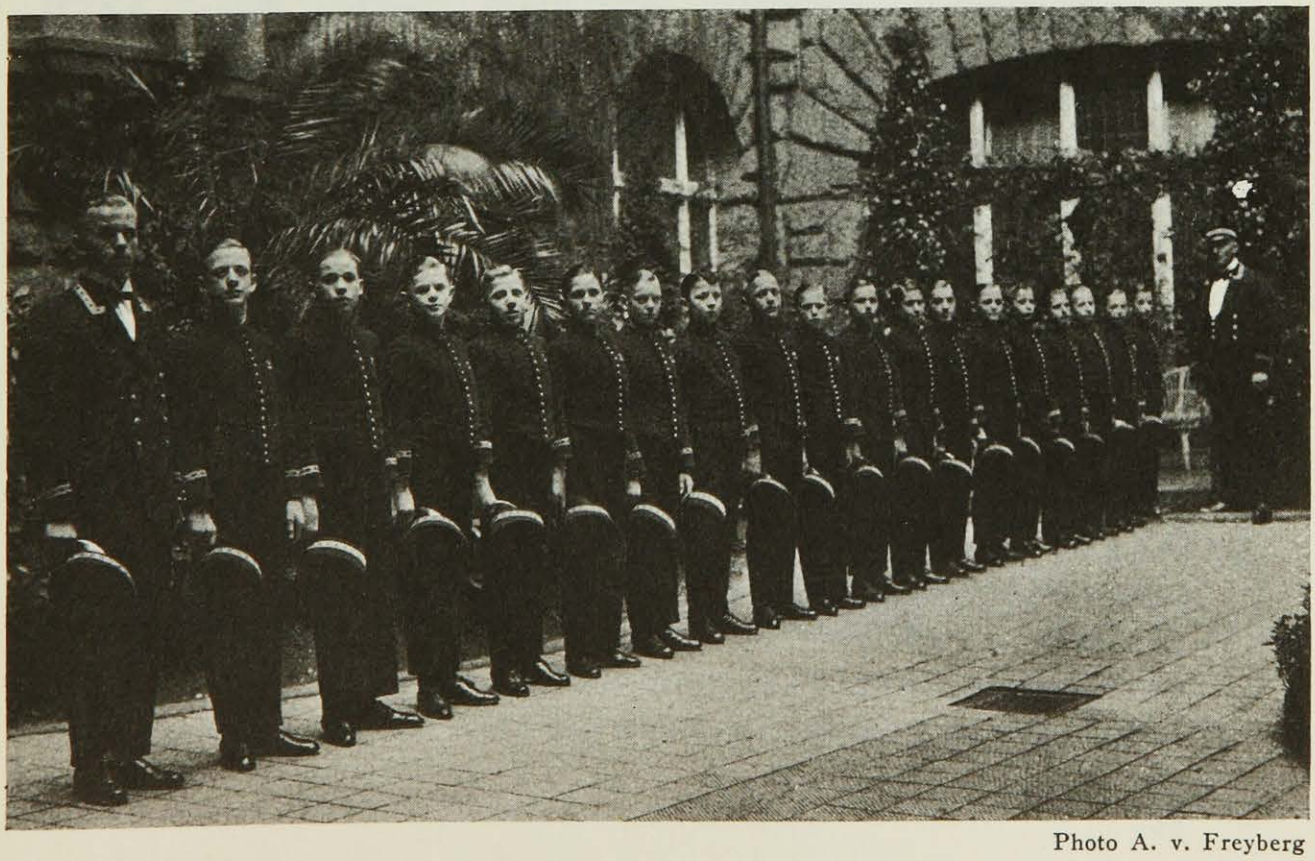


Photo A. v. Freyberg

Morgenappell der Pagen im Hotel Fürstenhof, Berlin

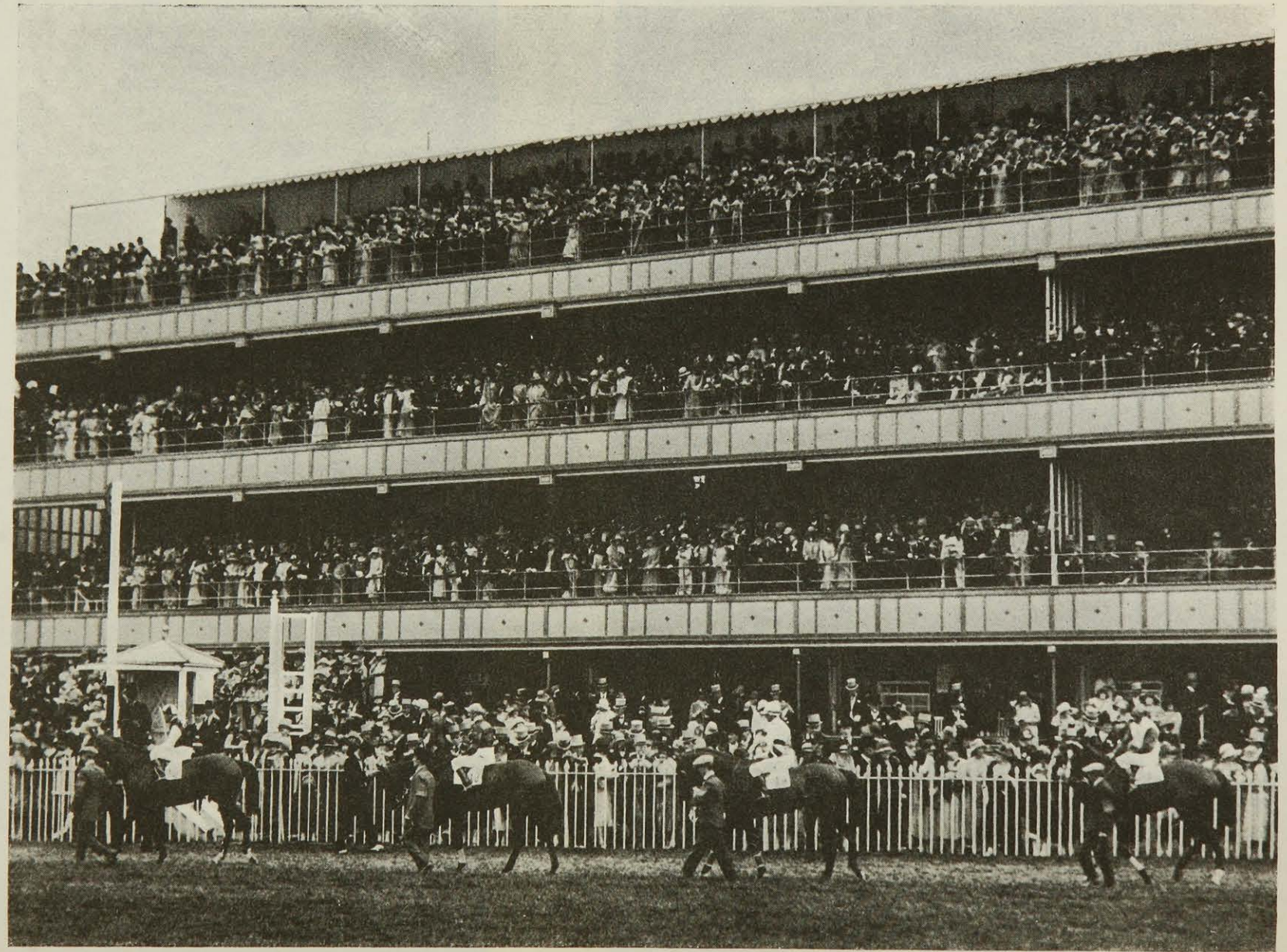


Photo Sport & General

Die Tribünen von Ascot während eines der berühmten Rennen in Anwesenheit des Königspaares

und einer Frauenrechtlerin am besten zum Ausdruck kommen: „Ich habe Maria nur deswegen geheiratet, weil ich meine erotischen Komplexe ein für allemal loswerden wollte."

Auf diese einfachste Weise die erotischen Komplexe loszuwerden, gelingt freilich nicht immer. Ein psychoanalytisch nicht uniformiertes Ehepaar hatte volles Verständnis für die Leiden seines Sohnes, der sich mitten in der Pubertätskrise befand. Er litt unter Schlaflosigkeit, Depressionszuständen, mangelnder Konzentrationsfähigkeit und brachte schlechte Zensuren heim. Zuerst wurde der Hausarzt und hierauf ein fortschrittlich gesinnter Psychiater zu Rat gezogen. Die Therapie wurde eingeleitet, indem man dem Knaben den Schlüssel des für ihn gemieteten Absteigquartiers überreichte. Auch dessen erste Besucherin stellte der liberale Vater noch bei, da man auf jugendliche Scheu und Sprödigkeit Rücksicht zu nehmen habe.

Die Folge war, daß die Depression verging. Das mit der Schlaflosigkeit änderte sich zwar nicht, nunmehr allerdings mit gutem Grund. Die Schulzeugnisse wurden auch nicht besser. Der Knabe aber hat sich bis heute, Jahre nachher, seine seelische Reinheit bewahrt und hält jedes Mädchen vom Kärntnerstraßenstrich für eine Gräfin und für die Einzige. Von Psychoanalyse will er nichts mehr wissen, sondern schwört auf die Individualpsychologie. Diese heißt Adler, jene Freud — und der Unterschied wird wohl derselbe sein wie der zwischen konkav und konkret.

Diese neuzeitliche Strömung mußte ihre Wirkung selbst auf die Kindesseele üben. Die sexuelle Aufklärung liegt in der Luft, wozu veranstaltet man da noch Vorträge über sexuelle Aufklärung? So etwas war auf den Ankündigungstafeln der Straßenbahn plakatiert, der Storch hatte einen schreienden Säugling am Wickel und das Ganze hieß: „Wie sage ich's meinem Kind". Dieses aber, ein hübscher Bub von sieben Jahren, schlug die dunkelblauen Augen zu seiner Mutter auf und bemerkte: „Weißt du, meinetwegen mußt du nicht zu dem Vortrag gehn."

Ein wirksames Pendant hierzu wäre eine Szene zwischen Mutter und kleinem Mädchen. Nicht so sachlich wie die eben angedeutete, nein, eine durchaus sentimentale Angelegenheit. Die Mutter fühlte sich guter Hoffnung, wollte der Kleinen die Veränderung ihrer Gestalt erklären und sagte, daß sie „ein Kind unter dem Herzen trage". Sie war, wie man sieht, eine pathetische Mutter, die gewiß auch erzählte, daß sie das Ungeborene, „Brüderlein" oder „Schwesterlein", mit ihrem Herzblut nähre. Die Kleine war zufrieden mit der Auskunft, um die sie die Mutter nicht gebeten hatte. Bald darauf mußte sie die Schule besuchen, und von da an zog sich das Kind völlig in sich zurück,

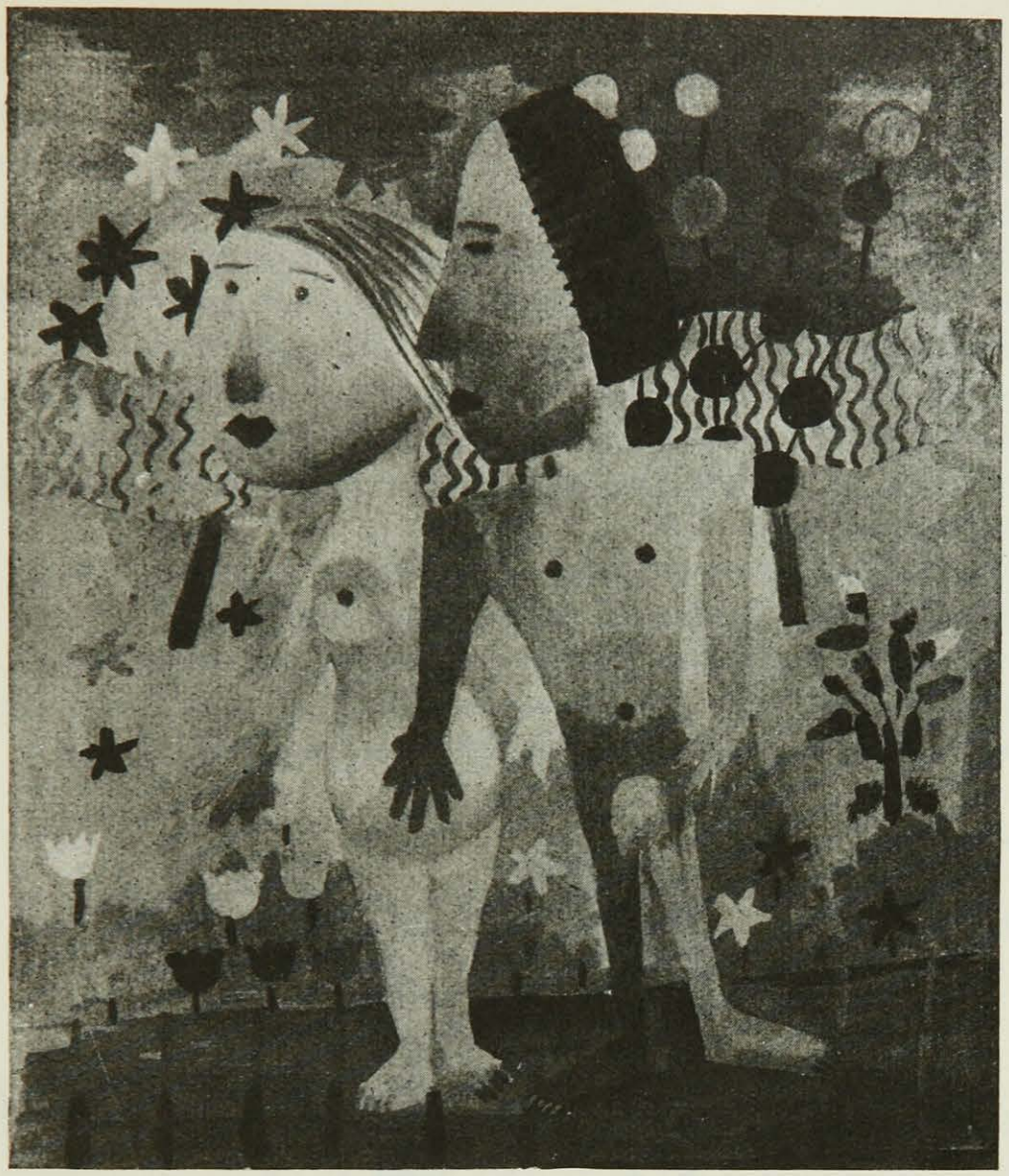
war allen Erwachsenen und besonders der Mutter gegenüber scheu und trotzig und sprach kein Wort. Mit vieler Mühe gelang es, schwere Hemmungen und Hindernisse zu überwinden und bei dem Mädchen wenigstens so viel Vertrauen wiederzugewinnen, daß es mit seinen Vorwürfen nicht mehr zurückhielt. „Warum hast du mich so belogen, Mutter?! Ich werde dir niemals mehr eine Silbe glauben können. Nein, du durftest das nicht tun! Du hast mir gesagt, daß einem die Kinder unter dem Herzen wachsen, und jetzt weiß ich, daß der Storch sie bringt!"

Diesem Mädchen, das so hartnäckig an veralteten Vorstellungen der Kinderwelt hängt, ist eine ungünstige Prognose zu stellen. Denn späterhin wird es einem Seelenwüstling in die Fänge geraten, einem Freudschen Theologie-Studenten mit langen Haaren und analytischem Blick, wie sie eben seit Aufmachung der von Minderwertigkeitsgefühlen erfüllten Menschenbrust zu Hunderten herumlaufen. Der wird die Träumende wecken, die Ahnungslose zum Bewußtsein bringen — dann wird er sich drücken. Er hat nichts anderes zu tun. Seine Sehnsucht ist es, Mädchenseelen zu wecken. Mit deren Inhaberinnen er so weit flirten wird, als unbedingt nötig ist, damit sie ihm ihre Träume erzählen. Denn zur Analyse braucht man Material. Die Mädchen aber fühlen sich geweckt, können nicht mehr einschlafen und wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Jack the Ripper ist ein Genuß dagegen.

Doch das sind nur die Schattenseiten einer Zeit, die sich ihrer Komplexbeladenheit bewußt geworden ist. Aeußerst heiter wirkt dagegen der Freimut, mit welchem man über früher peinliche Themen spricht und dabei die stärksten Worte nicht scheut. Was hier folgt, ist bloß wegen des hinreißenden Schlußsatzes erzählenswert.

Ein junger Gent weilt in Paris, er weilt im Jockey, er weilt bei einer der dort angestellten Damen. Er sendet telegraphische Hilferufe nach Hause, um Geld, um noch mehr Geld, denn er müsse einen Spezialisten konsultieren. Daß er die so erlangten Mittel erst zur Erwerbung der Krankheit verwendete, fanden alle Freunde der Familie, nur nicht die Familie selbst, sehr schick. Doch der Erstgeborene übernahm die Verteidigung des jüngeren Bruders. „Na · — gesund wird er aus Paris zurückkommen!" meinte er zu einem Bekannten. „Du solltest übrigens einmal mit mir hinausfahren. Da schaut's aus! Du würdest staunen. Wo man einen Blick hinwirft, liegt eine T . . . . . spritze!"

Kehren wir zur Psychoanalyse zurück: Ein amerikanischer Millionärssohn (nicht einer von jenen zwei jugendlichen Seelenforschern, die ganz einfach wissen wollten, wie es ist, wenn man jemanden umbringt) — ein anderer Millionärssohn also interessierte sich sehr für diese



Rita Zeltner

modernste aller Lehren, nahm bei einem Psychologieprofessor Privatstunden und ließ sich, da es in einem ging, gleich analysieren. Zwischen Lehrer und Patienten, Arzt und Schüler entspannen sich die heftigsten Beziehungen der sogenannten Haßliebe. Jener war ein sehr strenger Seelenmasseur. Er warf dem anderen vor, daß er ja ein einziger Inferioritätskomplex sei, gehemmt an allen Ecken und Enden, und daß er seine psychische Impotenz in einem Dutzend Flirtations zersplittere. Der andere blieb die Antwort nicht schuldig und führte alles auf Eifersucht und unbefriedigte Sexualwunsche zurück. Sie analysierten einander, sie trieben Selbstanalyse — sie kamen dabei, wie begreiflich, stets zu widersprechenden Resultaten. Fürchterliche Szenen waren dann die Folge. Die Worte Inferioritätskomplex und Hemmungen wirkten auf den Schüler-Patienten wie ein rotes Tuch. Als ihm dieses wieder einmal vorgehalten wurde, erschlug er den Lehrer-Arzt, erstens,

weil er in Wut war, und zweitens, weil er beweisen wollte, daß Minderwertigkeitsgefühle ihm fremd seien. Aber er wurde von dem Sterbenden noch eines Besseren belehrt. Mit brechender Stimme: „Auf die Art hast du gar nichts bewiesen, sondern im Gegenteil! Dies hier ist ein klassischer Fall von Vatermord. Die Hemmungen dagegen konntest du überwinden. Aber diese Hemmungen überwindet man nur aus einem tiefen Minderwertigkeitsgefühl.“ Sprachs und verschied im Triumph. Der Millionärssohn beging heulend Selbstmord.

Es gibt eine neue Krankheit. Es gibt noch keinen wissenschaftlichen Namen dafür. Zu erwägen wäre: Psychoanalysis phantastica. Eine Abart davon, ps. ph. praecox, ist besonders gefährlich und endet in 99 Fällen von 100 letal.

Schön langsam wird sich unser Organismus daran gewöhnen. Man stumpft sich gegen Toxine ab. Man erzeugt Antitoxine.

Professor S. Freud aber feierte vor einigen Monaten seinen 70. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf weitere Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Doibin

Chagall — Radierung

DIE RADIERUNGEN MARC CHAGALLS

Von

PHILIPP SOUPAULT

Marc Chagall liebt die Farbe.

Er sucht sie und findet sie. Im Fluge erfaßt er, was rings um ihn aus den Schatten hervortritt. Man möchte glauben, daß er diese großen Tiere, die man Violett, Indigo, Blau . . . nennt, bändigt. Chagall weiß, was er will. Er fürchtet sich weder vor einem Reflex noch vor einem Strahl. Wenn seine Hand zittert, so geschieht es aus Enthusiasmus.

Marc Chagall liebt die Farbe, aber er bevorzugt das Licht.

Die Freude am Malen und diese Kraft, die ihm aus seinem schmerzensreichen Leben, aus seinen verwickelten Erinnerungen kommt, exaltieren Chagall und erlauben ihm, in einem beliebigen Sujet, in einer Anekdote (er flieht dies nicht, er kann sie nicht fliehen) einen hinreichenden Vorwand für das Wunder des Bildes zu finden. Es steckt in dem Maler Chagall ein großes Teil Optimismus. Er sieht, ohne Zögern, ohne Furcht sein fertiges Bild im Geist vor sich. Er hat mir oft genug erzählt, daß er ein Bild, bevor er es zu Ende malte, auf der Staffelei umdrehte und es so fertigmalte. Diese Sicherheit, die seinen Werken vielleicht etwas Erstarrtes und Mosaikhaftes geben könnte, wird durch den unruhigen Charakter des Malers gemildert. Er gerät immer wieder darüber in Erstaunen, daß er ein Bild beendigt, weil er außerordentlich langsam malt. Aber er weiß genau, er findet mit jedem neuen Tag wieder neue Freudigkeit in sich. Und das eine tröstet ihn über das andere.

Chagall hat in seiner Malerei einen Grund zu immer wiederkehrender Freude gefunden, und wenn er manchmal beunruhigt und gequält ist, so liegt es daran, daß er fürchtet, diese Freude könne vielleicht nicht stark und dauerhaft genug sein. Wenn er eines seiner Bilder zeigt, so sieht er selbst dabei nicht auf das Bild, sondern beobachtet den Ausdruck des Beschauers, und sobald er diesen festgestellt hat, lächelt er oder stellt Fragen.

Alles das ist geeignet zu beweisen, daß Chagall ein Bild zu vollenden versteht. Er pfuscht niemals, das kommt daher, daß er sieht, bevor er malt und wiedererkennen muß. Diese Eigenschaft, die man bei bestimmten Malern Gewissen nennen könnte, verdient, sobald es sich um Marc Chagall handelt, einen anderen Namen. Dieser Maler hat das Bedürfnis, klarer zu sehen. Er begnügt sich nicht damit, zu reproduzieren, was er gesehen hat, was seine Eingebung ihn hat erblicken lassen, er kontrolliert irgendwie, er experimentiert beim Malen, und das Experiment muß gelingen.

Ich habe hiermit in diesen wenigen Zeilen die Natur Chagalls zusammengefaßt. Dies ist seine Lebenslinie. Es gibt wenig Geschöpfe, insbesondere wenig Maler, die derartig absolut ihre Kunst und ihr Leben verschmelzen. Wenn Chagall ein Buch liest, so illustriert er während des Lesens. Er denkt sich die Ausstattung des Buches aus, und manchmal realisiert er sie dann auch. Ich habe ganz erstaunliche Skizzen zu einer Illustration von des Irländers J. M. Synge Meisterwerk: „Der Narr der abendländischen Welt" für ein Theater in Leningrad gesehen.

*

Als man ihn aufforderte, Radierungen zu machen, lächelte er. Sehr bald begann er, über den Tisch gebeugt, wie es seine Art ist, aus voller Kraft und gänzlich hingegeben zu arbeiten. Es handelte sich darum, ein prachtvolles Buch, „Die toten Seelen" von Gogolj, zu illustrieren. Chagall öffnete das Buch, das er früher einmal gelesen und geliebt hatte, und das ihn jetzt zum Lächeln, dann Lachen und Nachdenken brachte.

Zwischen den Zeilen sah er die großen, weißen Landschaften, die Buchenwälder, die schilfbestandenen Teiche, die Straßen, von Geleisen durchzogene Straßen, grundlose, mit Steinen bedeckte Straßen, unabsehbare Straßen, und die Häuser, kleine, große, schmutzige Herbergen, langgestreckte Meiereien . . . auch die Stadt mit den Kirchen, den öffentlichen Gebäuden, den Läden sah er. Und dann gab es noch Gesichter, zahllose Gesichter . . . und noch so viele andere Sachen.

Chagall öffnete das große Buch, und wie durch den Schleier eines Nebels sah er in der Ferne seine eigene Jugend vorüberziehen, und sein Land, sein ganzes, großes Land.

Er öffnete das Buch und schloß dann die Augen. Da hörte er alle die Glocken, all das Schellengeläute, die Lieder der Betrunkenen und Tanzmusik. Er hielt die Augen lange geschlossen, und er sah und hörte so alles, was er damals in seiner Jugend gehört und gesehen hatte.

Er setzte sich an seinen Tisch, einen Tisch in einem Haus von Boulogne bei Paris, und sehr weit entfernt von Rußland. Aber der Himmel, den er durch die Scheiben sah, spiegelte ihm die Vergangenheit wider, und der Regen, der auf die Bäume niederfiel, ließ alles Unterdrückte wieder aufleben.

Er begriff, daß er großen Mut aufzubringen haben würde. Er verdrängte Scheu, Gewissensbisse und Trauer, er lächelte und begann zu zeichnen. Seine Hand zitterte nicht. Sie schien hinter dem Lichte dreinzujagen. Es gab nur noch Schwarz, das ein Menschenfresser, und Weiß, das stark ist wie der Zorn.

Chagall war bestrebt, auf eine einzige Platte und für immer die unsterblichen Züge Tchitchikovs mit seinem Backenbart, seinem schlaffen und verschlossenen Mund, seinen kleinen Schweinsäuglein und seinem spitzen Schädel zu bannen. Da steht er in seinem charakteristischen Gewand und ist nicht wieder zu vergessen. Hinter ihm in der Ferne erblickt man seinen Diener, der von einer bewundernswürdigen Schmutzigkeit ist, und den fluchenden und spuckenden Kutscher. Auch die Pferde sieht man vor der Herberge. Sie

Loulou Albert Lazard — Marc Chagall

stampfen. So wird diese große Epopöe Rußlands lebendiger und uns nähergerückt dank dieser Platten, die sie illustrieren. Gewiß ist es kein Zufall, daß Chagall darauf eingegangen ist, dieses große Buch zu illustrieren. Aber ich glaube, es war ein ganz besonderes Glück, das seinen Verleger die Wahl auf ihn lenken ließ. Wie viele Maler und Schriftsteller haben ihr ganzes Leben lang nach einem Sujet gesucht, das sie über sich selbst hinausheben sollte. Chagall hatte das seltene Glück, aus einem Buche Inspirationen zu schöpfen, die es ihm leicht machten, die Schwierigkeiten des Radierens mit einem einzigen Satz zu überspringen. Wenn Chagall radiert, muß er den Kopf senken und seine Arbeit ganz nah betrachten, die Details gewinnen Bedeutung. So sieht man auf einer anderen Platte, eine von denen, die sofort gefangennehmen und entzücken, einen Wald im Hintergrund. Tausende kleiner Bäume, die in

Wirklichkeit zahllose kleine Zweige sind. Diese Platte, die den Beweis liefert, welche Bedeutung Chagall den Details beimißt, kann auch seinen Wunsch bezeugen, dem Ganzen eine Einheit zu geben, indem er eine so starke Atmosphäre schafft, daß sie uns an der Gurgel zu packen scheint, wenn die Platte abgezogen wird. Und dann kommt dieser Wald, der auf den ersten Blick in der Ferne zu liegen scheint, näher und geht dem Blick entgegen. Bald nimmt er den ganzen Raum ein, aus dem er herausquillt ... er ist lebendig.

Man kann nicht einzig, wie man es sonst bei Radierungen zu tun pflegt, die Feinheit der Details oder die Beziehungen der Valeurs bewundern. Chagall lehrt uns, darüber hinaus eine aus diesen Linien, aus diesen weißen und schwarzen Flächen aufsteigende Atmosphäre zu lieben, zu wünschen und zu fordern.

Man wundert sich auch darüber, daß ein Maler, wie es Chagall so ganz und gar ist, nur so wenig Gebrauch von den Schatten macht, wenn er radiert. Chagall verzichtet freiwillig auf jede „Eselsbrücke". Er begnügt sich, um einen Zug zu gestalten, damit, etwas energischer zu zeichnen, aber er dehnt sein Schwarz nicht aus, er besteht nicht darauf.

Ich glaube nicht, daß alles, was ich bei seinen Radierungen beobachtet habe, das Resultat eines bewußten Willens oder einer virtuosen Geschicklichkeit ist. Chagall ist einfach, während er graviert, von einer Ehrlichkeit durchdrungen, die mit Zartheit gemischt ist und leidenschaftlich genannt werden muß. Er will keine Tricks oder auch nur einfach seine Zuflucht zu den üblichen Verfahren, diesen kleinen Handgriffen, nehmen, die „gut aussehen" und den Amateur in Erstaunen versetzen.

Chagall hat seine Freude daran, mit einem einzigen Griff die Macht einer Linie zu offenbaren.

Dieser Zug, der ein Gesicht, eine Hand, eine ganze Stadt darstellt, hört nicht mehr auf. Man begegnet ihm wieder, wie er neue Gesichter, Hände und Dörfer bildet. Er schreitet auf dem Papier vorwärts und er wird zu der Epopöe Tchitchikovs. Niemals verliert Chagall den Kontakt mit der Wirklichkeit, aber es muß gesagt werden, daß er der Wirklichkeit entgleitet, der Wirklichkeit, die wir als unwandelbar zu betrachten gewöhnt sind. Ein Mann, der grüßt (oder eine Landschaft, die ein weites Gebiet umfaßt), hat ein doppeltes Gesicht. Wer darin nur die unmittelbare Wirklichkeit betrachtet, wer in einer Zeichnung nur einen Anblick sucht, merkt nichts von dem Klang, wenn man so sagen darf, diesem Klang, der die Echos einer tiefen Wirklichkeit weckt. Und gerade das, was in diesen Radierungen zu bewundern ist, ist eben die Resonanz, sind die Reflexe, die von ihr ausstrahlen.

Ich habe oft beim Betrachten der Arbeiten Chagalls an jene düsteren und grauen Landschaften gedacht, die ein einziger Sonnenstrahl verwandelt, oder an das Gegenteil: gewisse von einer zu lebhaften Sonne ausgedörrte Täler, die, sobald eine Wolke die Sonne verschleierte, unvermutete Tiefen zeigten.

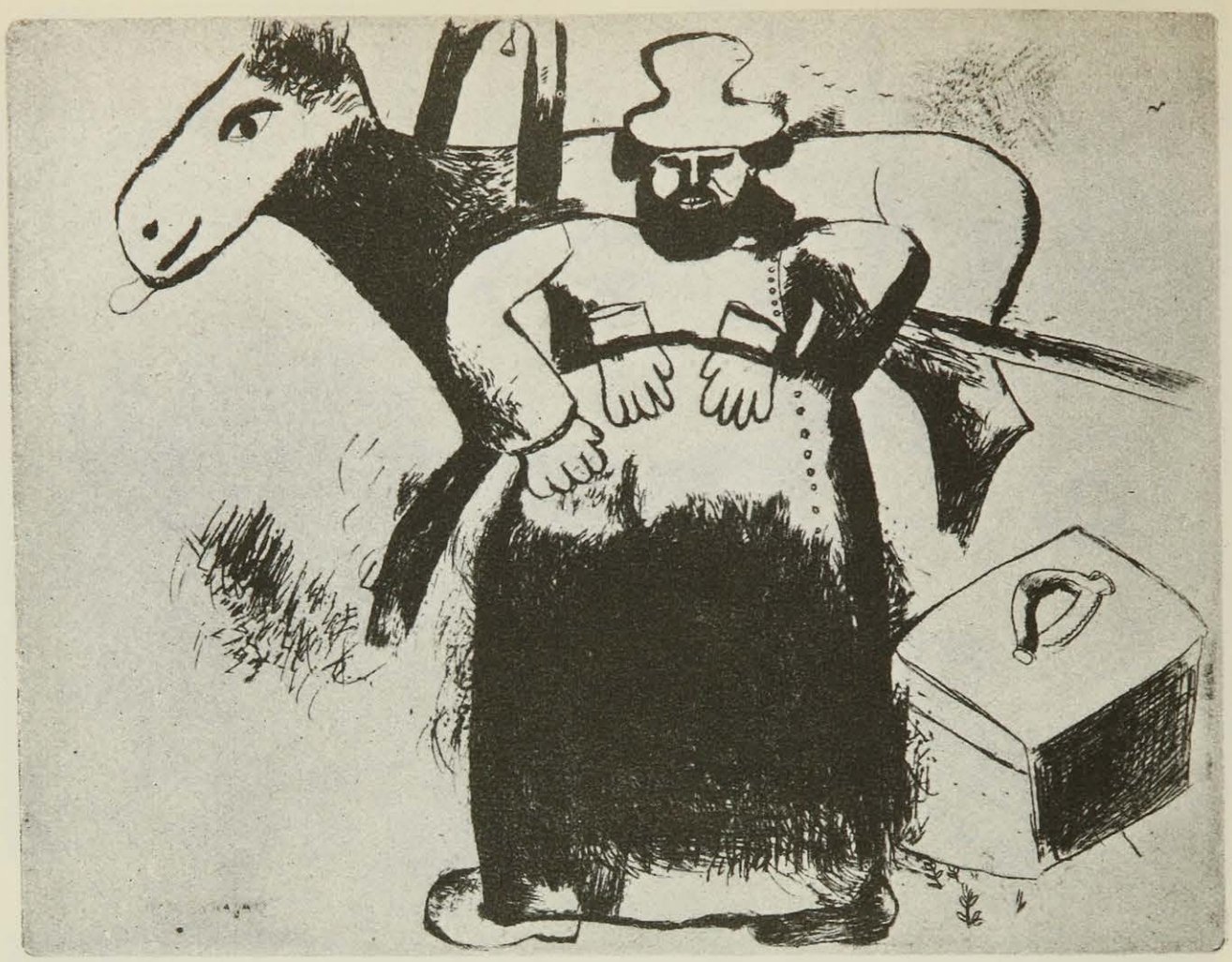
Um den Versuch zu machen, dieses Phänomen in seiner ganzen Ausdehnung zu erfassen, müßte man der Musik entlehnte Vergleiche anwenden. Aber sofort würde alles verfälscht, denn man würde sehr bald Schwierigkeiten zu sehen glauben, wo es nur eine fast erschütternde Einfachheit gibt. Ich schrieb, daß in den Radierungen Chagalls die Einfachheit der Mittel wie die Einfachheit der

Photo P. Barchan

Marc Chagall mit seinem Töchterchen

Marc Chagall, Radierungen zu Gogols „Tote Seelen“ (Verlag Ambroise Vollard)

Marc Chagall, Radierungen zu Gogols „Tote Seelen“ (Verlag Ambroise Vollard)



Marc Chagall, Radierungen zu Gogols „Tote Seelen“ (Verlag Ambroise Vollard)

Molationen die höchste Ziffer erreicht. In Spanien kennt man kaum diese Operation. Wie erklärt sich das?

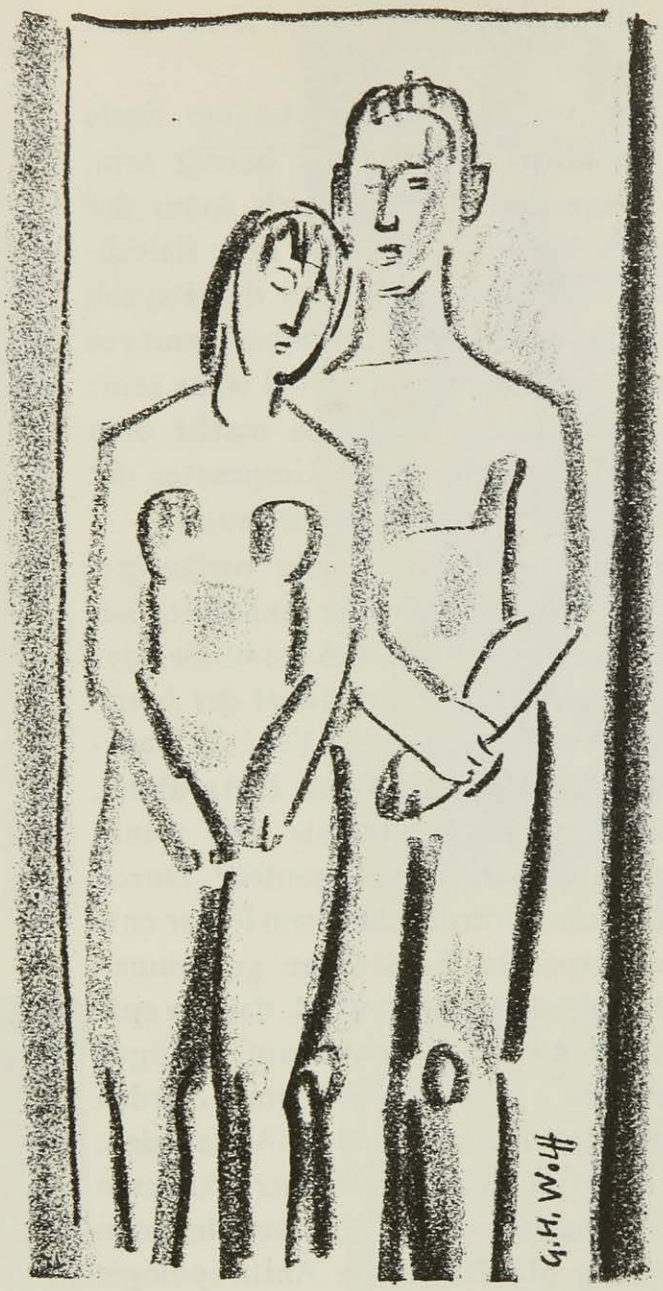
In einem menschlichen Organismus, wo der Körper von der Seele relativ abgesondert ist, wird eine rein körperliche Erotik häufig sein, mit all ihren Folgen. Wo sich das Gegenteil zuträgt, auch wenn der Körper feuriger ist, wird ihn die Seele begleiten und die rein fleischliche Lust durch alle Verfeinerungen und Qualen, welche die Psyche bringt, kompliziert machen. Das Sexuelle wird immer ein wenig amurös sein und fast niemals brutal. Aber auch das Umgekehrte wird wahr sein: Der sanfte Platonismus einer gewissen deutschen Liebe macht dem Spanier den Eindruck einer unwirklichen Neigung, eines Gespenstes der Liebe, denn es fehlt ihr das betont Fleischliche des Wollustfeuers.

Der Beweis dafür, daß diese psychische Bremse — die vorläufige, von der „reflexiven" verschiedene — über den Körper existiert, ist, daß sie im Weib dazu gelangt, beinahe die gesamte Autonomie des Fleisches zu unterbinden. Die Romantiker schufen das Ideal der feurigen Spanierin. Nichts weniger Zutreffendes. Die spanische Frau ist wahrhaft spröde gegenüber dem Begehren des Mannes, denn, trotz allem, was Touristen ohne Scharfblick gesagt haben, besitzt sie sehr wenig Temperament. Das Fleisch zerrt nicht an ihr. Im Gegenteil: Durch ihr Fleisch allein wäre sie kalt. Ihre Seele muß von psychischem Feuer entzündet werden, damit der erschreckte Körper ins Schlepptau genommen werden kann. Die Spanier, die gereist sind, wissen sehr wohl, daß die spanischen Frauen die „diffizilsten" sind. Und es ist interessant, anfügen zu können, daß sie es um so mehr sind, je weiter wir vom Norden Spaniens nach dem Süden kommen, von Galicien nach Andalusien. Diese unzweifelhafte Tatsache, daß die Andalusierin eine der kältesten Frauen ist, die existieren, wirft alle Ideen über den Haufen, die man durch die romantische Literatur und die oberflächliche Anthropologie empfangen hat.

Wir haben die Folgen angedeutet, die diese so enge Bindung zwischen Seele und Körper für den spanischen Körper bringt. Sehen wir jetzt — in Kürze — die Folgen, die sie für die Seele trägt.

Ich glaube, daß der Spanier weniger Seele hat als der Deutsche oder, wenn dies, falsch verstanden, eine Ungerechtigkeit scheinen könnte, daß die Seele des Deutschen reiner: Seele ist. Ich brauche nicht zu sagen, daß in diesen Notizen, da sie sich damit beschäftigen, zu vergleichen, ausschließlich von Relativitäten gesprochen wird, von Präponderanzen, von mehr oder weniger.

Ich wage zu behaupten, daß der Spanier sehr wenig seine Gefühle betätigt. Er neigt dazu nichts andres zu fühlen als Leidenschaften. Es pflegt ihm die sanfte ätherische Note im Liebesvermögen zu fehlen, die



G. H. Wolff

Tönungen und Modulationen eines prächtigen sentimentalen Gamma. Kaum, daß er etwas anderes kennt als Wahnwitz. Er fühlt sich nur dann leben, wenn er sich leidenschaftlich fühlt. Darin gleicht er dem antiken Menschen: seine emotive Fauna setzt sich nur aus wilden Tieren und Helden zusammen — wilde Tiere von der Kehrseite.

Nun mischt sich in die Leidenschaft kraftvoll der Körper hinein. Das Gefühl hat nur eine sehr vage intrakorporale Resonanz. In der Leidenschaft ist diese Resonanz so stark, so präzise, daß der Körper eine muskulare, endocrine und vaso-motorische Haltung einnimmt, so energisch und unzweideutig wie bei einer äußerlichen Handlung. Auf diese Weise zeichnet der Körper unerbittlich das Profil der Emotion; mehr als zeichnen, meißelt er es aus, ohne irgendeine Ungenauigkeit zuzulassen. Daher hat ein Deutscher, wenn er sich zu einer spanischen Seele neigt, den Eindruck von etwas Kaltem, Starrem, Marmornem. Tatsächlich ist unsere Seele nicht atmosphärisch, weit ausladend, nebelhaft wie die deutsche. Sie endigt in einer so bestimmten Linie wie der Schädel. Das Ich des Deutschen wandelt im süßen Nebel seiner fließenden Gefühle eingehüllt: die spanische Seele dagegen schreitet wie nackt und der Witterung ausgesetzt. Sie ist nicht musikalisch wie die deutsche, sondern plastisch.

Und tatsächlich ist unsere Musik hauptsächlich Tanzmusik. Vor allem lebt sie vom Rhythmus, der dem Muskel entspringt, nicht der Melodie, die den Krümmungen eines weichen Gefühles folgt. Die Leidenschaft und der Wahnsinn führen zum Tanz und entladen sich, durch sich selbst, in fast rhythmischen Formen.

Das deutsche Ich und das spanische Ich entspringen zwei Eingangs-

Erfahrungen, zwei ursprünglichen Eindrücken, die vollständig entgegengesetzt sind. Wenn das deutsche Ich geboren wird, — ich will sagen zur Helligkeit erwacht —, befindet es sich allein in der Welt. Das Individuum ist wie in sich selbst eingeschlossen, ohne unmittelbaren Kontakt mit irgendeiner anderen Sache. Dieser Ur-Eindruck metaphysischer Isolation entscheidet über seine fernere Entwicklung. Evident existiert für es einzig sein eigenes Ich; im Umkreis davon vernimmt es ein kosmisches Geräusch, wie das des Meeres, wenn es an die Riffe einer Insel anprallt.

Manolo

Der Spanier erwacht selbstverständlich auf einem öffentlichen Platz; er ist von Geburt ein Mann vom Markt, und sein Erstlings-Eindruck hat einen sozialen Charakter. Bevor er sein Ich wahrnimmt, sind ihm mit höherer Evidenz das Du und das Er gegenwärtig. Die Einsamkeit wird für ihn niemals eine spontane Sensation; wenn er zu ihr gelangen will, muß er sie sich fabrizieren, erobern, und seine Isolation wird immer künstlich und widerruflich sein. Umgekehrt sind für den Deutschen das Du und das Er immer relativ Konstruktionen, keine Absichten und Augenscheinlichkeiten. Er muß aus sich selbst und seinem angeborenen Zustand herausgehen, um einen anderen zu suchen, statt ihn selbstverständlich in sich selbst zu finden. Dies bringt ihn dazu, den anderen zu erfinden, den „alter". Und da dies nur möglich ist, indem ein anderes Ich als das unsere erdichtet wird, ist das deutsche Du immer — relativ — ein alter ego. Daher kommt es wohl, daß der psychologisch praktische Scharfsinn kein deutsches Talent ist.

Dagegen weiß der Spanier, wenn er allein ist, nicht, was er machen soll. Das Leben in sich und mit sich selbst erscheint ihm mit den schrecklichen Eigenschaften einer Verbannung und einer Amputation. Der Spanier hat wenig Innenleben. Von Innenleben weiß nur, wer von Einsamkeit weiß: es sind reziproke Werte. Einsamkeit, Innerlichkeit ... Vielleicht gibt es keine anderen Worte, die im Lauf der deutschen Geschichte beharrlicher ertönen. Eckart, Leibniz, Kant . . .

Das erste, was der Deutsche im All findet, ist sein: Ich; das zweite ist noch nicht das Du. Es ist ..... die Natur. Er genießt eine relative Nähe mit dem unpersönlichen Kosmos. Der Spanier dagegen fühlt sehr wenig die Natur, zum Beispiel die Landschaft. Auch in diesem Sinn ist sein Schicksal vorherrschend sozial und anthropologisch. Wie dem Sokrates die Bäume auf dem Feld nichts sagen, nur die Menschen in der Stadt. Spanien ist sehr arm an Landschaftsmalerei und beschreibender Musik gewesen. Das „Wandern" war bis vor ganz kurzem unbekannt. Dafür kennt der Deutsche nicht den Korso, den Spaziergang, wo die Städter jeden Tag hinkommen, um einer den anderen zu sehen, um sich mit „Gesellschaft" zu nähren.

Die deutsche und die spanische Psyche sind zwei Maschinen, die in sehr verschiedener Weise funktionieren. Wir wollen betrachten, was in beiden vorgeht, wenn eine Erregung aus der Umgebung zu ihnen gelangt, und sie einen Eindruck empfangen. Wer ist eindrucksfähiger, der Deutsche oder der Spanier? Die Frage ist irrig, denn von jedem von ihnen können wir sagen, daß er eindrucksfähiger sei als der andere. Der Spanier ist leichter beeindruckbar, der Deutsche tiefer. Bei einer Erschütterung reagiert der Spanier schneller und auf feinere Antriebe. Der Deutsche entspricht verzögert, und viele Erschütterungen gehen durch ihn hindurch, ohne wahrgenommen zu werden. Wenn er dagegen reagiert, tut er es ganz und gar.

Die Tugenden und Mängel beider Rassen stammen aus der entgegengesetzten Konstitution ihres psychischen Apparates. Es ist vergeblich, im Spanier Kohäsion und vertrauliche Solidarität suchen zu wollen. Er gleitet durch das Leben in einer, um es so zu sagen, punktförmigen Existenz, die aus unzusammenhängenden Momenten gebildet ist. Wenn wir dagegen jedes dieser Momente einzeln nehmen, wird uns die Grazie und der Impuls seines Verhaltens überraschen. Auf was wir verzichten müssen, ist: ein Zusammenstimmen zwischen zwei aufeinander folgenden Momenten zu finden. Die nationale Insolidarität unseres Volkes ist nichts anderes als die Projektion der Insolidarität des Individuums mit sich selbst auf die geschichtliche Ebene. Das spanische Ich ist plural, hat einen kollektiven Charakter und bezeichnet die intime Horde.

Umgekehrt ist die deutsche Seele über die Maßen elastisch und solidarisch. Das Eingangsmoment der Impression, das heißt, wenn ein Punkt ihrer Peripherie sich von Angesicht zu Angesicht allein der Welt gegenüber sieht, verursacht ihr Schrecken. Sie fühlt sich nicht stark, außer wenn die Impression vom Rest der Seele eingehüllt und beschützt worden ist. Friedrich Albert Lange sagte, daß ein deutscher Apotheker nicht eher in seinem Mörser stampfen kann, bis er sich ganz

im klaren darüber ist, was dieser Akt im Weltsystem darstellt. Daher die unvermeidliche Langsamkeit des Lebens-Tempos, das die deutsche Existenz kennzeichnet. Sie ist unfähig, im Presto der Improvisation zu entscheiden: ihre dahintrottende Seele bewegt sich langsam und ist wie jene Karawane, wo das erste Kamel nicht aufbricht, bis das letzte nicht bereit ist. Verschlossen oder offenbar ist das Leben eines jeden Wesens ein Versuch zur Apotheose. Von dem, was wir am besten finden in uns, möchten wir das Höchste im All machen. Nach Voltaire würde ein Pfau, wenn er reden könnte, sagen, daß er Seele habe und daß diese Seele in seiner Federschleppe stecke. Die Philosophie Kants ist eine gigantische Apologie der Reflexion und ein Schmähen aller ersten Bewegungen. In Logik disqualifiziert er die Wahrnehmung, die ein primärer Akt des Bewußtseins ist. Was sie enthält, wird keine Erkenntnis sein; diese beginnt erst, wo die Reflexion sich des Wahrgenommenen bemächtigt und, es zerstückelnd, reorganisiert, gemäß den Prinzipien der Vernunft, was subjektive Formen sind, oder, wie er sie auch nennt: Reflexionsbestimmungen. — In Ethik verweigert er das Attribut des Guten jedem spontanen Akt, jedem Gefühl, das autochthon aus dem persönlichen Untergrund auftaucht. Wie die Wahrnehmung in der Erkenntnis, soll die Emotion in der Moral paralysiert, geprüft werden und ist dann erst sittlich, wenn die reflexive Vernunft, sie zum Range der „Pflicht" erhebend, ihr Gutachten abgegeben hat. Eine und dieselbe Handlung wird schlecht sein, wenn sie spontan von ihr gewünscht ist, und gut, wenn die Reflexion sie in die Form oder Uniform der „Pflicht" eingekleidet hat.

Wo man will, sehen wir Kant alles Spontane aufheben, als wenn es nur ein Infra-Leben wäre, und bei der zweiten Aktivität zu leben anfangen, was die Reflexivität ist. Ohne daß es die Einheit der deutschen Psyche zerbricht, entdecken wir, daß bei Kant das spontane Ich, wie ein Minderjähriger, immer von einem pädagogischen Ich begleitet wird. Und das Seltsamste bei dem Falle ist, daß Kant glaubt, das Spontane sei das letztere, zu Aergernis die Begriffe verdrehend. Und in dieser Wortverdrehung besteht das Wesentliche der Pedanterie. Pedant ist, wer sich aus der Reflexion eine Spontanität macht.

In dieser gerühmten Pedanterie wurzelt die geistige Kraft der Deutschen. Denn Wissenschaft ist unumgänglich Reflexion. Wer sich nicht damit begnügt, ein Weltmann zu sein und ein Mann der Wissenschaft sein möchte, wird notwendigerweise ein wenig Pedant, das heißt, ein wenig Deutscher werden müssen.

Ich würde sagen, daß der Spanier annähernd genau das Gegenteil von einem Kantianer ist.

Deutsch von Máximo José Kahn.

ZWEI GEDICHTE

von

ALEXANDER PUSCHKIN

*

1. DER POET

So nicht zu heiligen Opfergluten
Apollo den Poeten drängt,
Hat er — voll Kleinmut — in die Fluten
Des Weltgetriebes sich versenkt.
Die Seele schwingt in kalten Tönen,
Und seine heilige Leier schweigt,
Von allen nichtigen Erdensöhnen
Ist er der Nichtigste vielleicht.

Doch rührt das gottgewaltige Wort
Kaum ans empfindlich-feine Lauschen,
Hebt seine Seele sich im Rauschen
Wie ein erwachter Adler fort.
Schal wird die Welt und ihre Wonnen,
Fremd, was sie redet oder glaubt,
Und vor des Volkes falschen Sonnen
Beugt niemals er das stolze Haupt.
Und ihm — dem Wilden — folgt das Brausen,
Er flieht, bedrängt von Qual und Traum,
An wüstenöder Wellen Saum,
Ins donnerdunkle Waldes-sausen . . .

2. ERINNERUNG

Wenn für den Sterblichen der laute Tag verflog,
Und wenn in schleierhaften Schatten
Die Nacht das stumme Bild der Gassen überzog
Mit Schlaf, dem Lohn des Arbeitsmatten, —
Dann schleppen sich mir hin, durch diese Stille hier,
Qualvoller Wachheit schwere Stunden,
Ich brüte durch die Nacht und quälend brennt in mir
Der Schlangenbiß der Reuewunden;
Und Träume brodeln auf; im grambeschwerten Sinn
Drängen Gedanken, grauenvolle,
Erinnerung — sie breitet lautlos vor mich hin,
Entfaltet, ihre lange Rolle.
Von Ekel angefaßt les' ich mein ganzes Sein,
Das Grauen packt mich, ich verfluche,
Und weine bitterlich, und dulde bittre Pein,
Doch lösch' ich nichts im traurigen Buche.

Übersetzt von R. v. Walter.

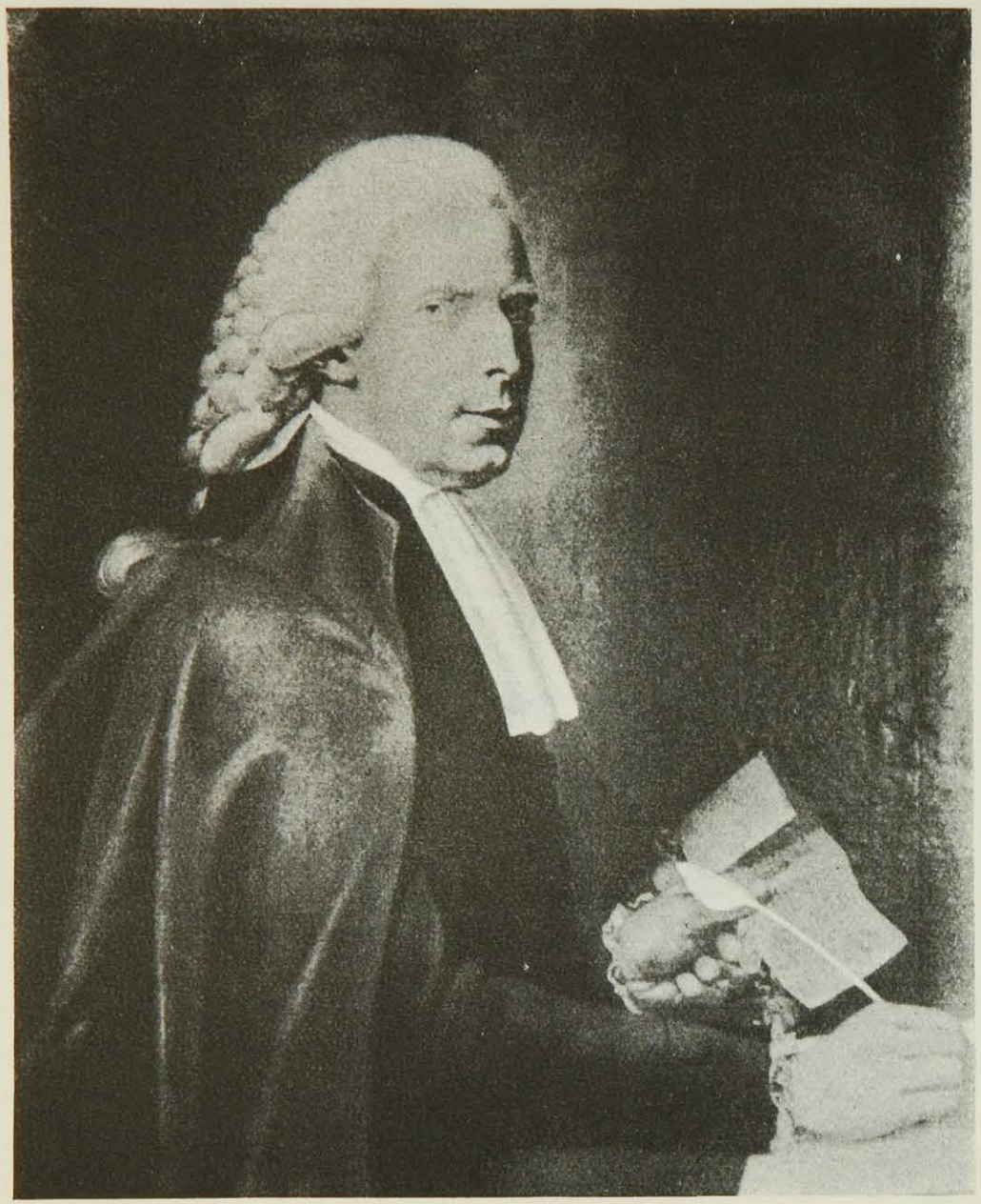
Photo Sport & General

Das englische Königspaar bei einer Ausfahrt

Grupellos Jan-Willem-Denkmal in Düsseldorf

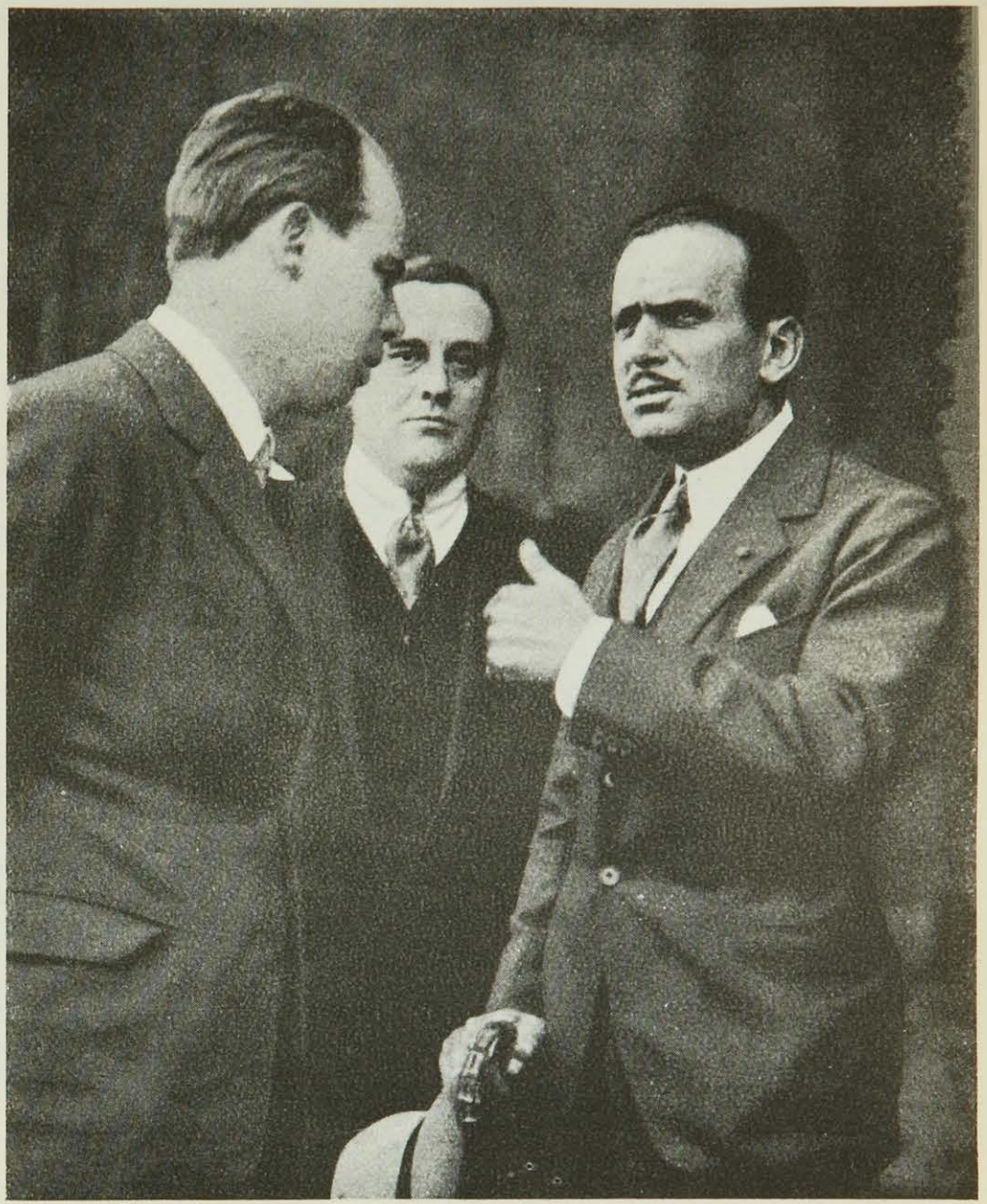
Photo F. Burmann

Kirmes in Veere (Holland)



Focke-Museum, Bremen

Liberius v. Post (1737—1822), Bürgermeister von Bremen, Gemälde von Fehrmann



Douglas Fairbanks bei Jean Renoir

Werner Kraus als Dorfpolizist in dem Phoenix-Film „Ueberflüssige Menschen“ (nach Tschechow)

Atelier Baruch

Der Tänzer Douglas (Charell-Revue)

DER BREMISCHE MENSCH

Von

HINRICH BULTMANN

Die Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, gab ich der Muse nicht Stoff.

Schiller.

Man kennt sich in Bremen gar nicht aus vor lauter klobigen Realitäten. Was nicht zum Geschäft gehört, zur Verhandlung von Tabak, Baumwolle, Wolle, Rotwein und Frachtraum, ist Fiddelsticks und Allotria. Stur und verlegen wird bezweifelt, daß es anderes gibt. Als ich fünfzehn Jahre alt war, fragte mich eine bremische Dame, Tochter eines der größten Weinhändler, was ich werden wollte. Da ich damals viel las und im Sinn hatte, diese Beschäftigung nutzbringend fortzusetzen, entgegnete ich: „Verleger". „Das ist wohl so etwas Aehnliches wie Kunstreiter," meinte sie indigniert lächelnd.*)

Der blaue Himmel ist fahl und träge über Bremen, wenn stundenweise schönes Wetter ist, die Landschaft beklemmend. Die endlosen dunkel-saftigen Wiesen, die blanken, schwarzwässerigen Gräben und Kanäle, die Wümme und die Wörpe, bestanden von schwarz-weißen Birken mit hängendem Laub, ziehen das Innere zusammen. Man muß sich einen Ruck geben, sie zu betrachten: guck mal, das ist Natur. Hat man sie angesehen, ist man schweigsam und spricht so wenig wie ein Torfbauer, dessen Sprache fünfzig oder sechzig Worte hat, von denen er die Hälfte verwendet. Temperament bekommt man da nicht. Nur abends, wenn es den ganzen Tag geregnet hat, was fast immer vorkommt, und am Himmel schwere Wolken jagen, in denen das Meer ist, und ein unbändiger frischer Sturm durch die Bäume und über das Gras saust, hat man das Gefühl, im Freien zu sein, und möchte ein büschen übern Strang hauen.

Von Gottesgaben ist nur dem Rotwein dieses Klima und der Boden zuträglich. In den Kellern, die auf weißem, feuchtem Wesersand errichtet sind, herrscht wunderbar reine, würzige Luft; der Wein kann seine ganze Sanftheit und angenehm blutverdickende Schwere entwickeln. In durch jahrhundertelange Erfahrung erworbener Pflege ist das Getränk ganz anders als überall, wie Kaffee und Bier in Wien und München. An zweiter und dritter Stelle der Rotsponstädte stehen Lübeck und Königsberg. Hamburg muß sich geschlagen geben, ist in dieser Beziehung hinsichtlich Solidität flatterhaft. In Bremen gehören tausend gepflegte Flaschen zum eisernen Bestand des kreditfähigen Kaufmanns: im Krieg und in der Inflation die Anzahl etwas gemindert, ist dies eiserne Prinzip fast in jedem Hause, das auf sich hält, wieder durchgeführt.

Leichtere Sitten des Dezenniums 1914—1924 werden überhaupt wieder verdrängt. Schon rüstete man im vorigen Winter, allerdings noch unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, wiederum die krachende Tafel der Schaffermahlzeit mit knüppeldicken Stockfischportionen, Fleischstücken und braunem Kohl in riesigen Schüsseln zusammengemengt, vereinigten sich die Kaufleute und Kapitäne zu mörderlichem Rotweintrunk und Brand der Tonpfeifen beim drei-

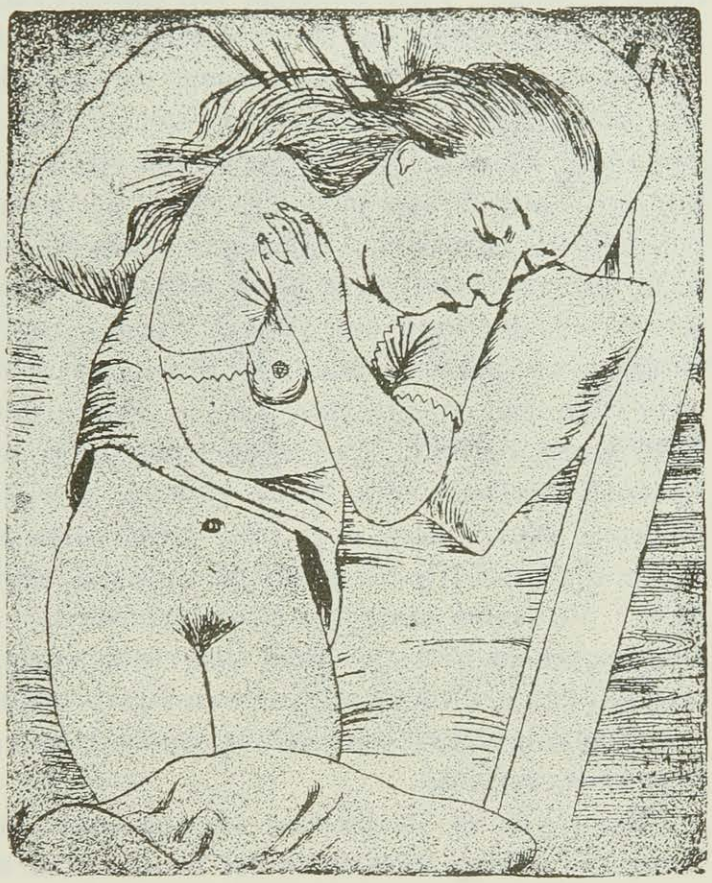
*) Die Gute hätte Anno 26 nicht einmal so ganz unrecht.

fach eingebrauten Seefahrtsbier. Dieser, Spätherbst wird die Mahlzeit wieder öffentlich sehen und Gelegenheit zum Bestaunen des bremischen Menschen geben. Die Brüder Rechnungsführer der St.-Annen-Gesellschaft und der Sankti-Jacobi-maioris- und minoris-Brüderschaft lugen wiederum auf die Menüs aller Schlemmerstätten der Welt, um nach der alljährlichen Rechnungsablage ihres wohltätigen Tuns ihren Kameraden einheizen zu können, daß ihnen die Augen übergehen. Die St.-Annen-Brüderschaft und die Brüderschaft des Jacobi minoris, im XIII. und XIV. Jahrhundert von Domherren, Ratsherren, Grafen und Gräfinnen der Umgegend gegründet zu Ehren ihrer Heiligen (Jacobus, der Schutzherr aller Reisenden und so des Transports) und zur gegenseitigen Versicherung gegen die Qualen des Fegefeuers (durch Gebete), überwanden glatt die Reformation, die sie verdammte, zerstoben wohl ein paar Jahre oder tagten insgeheim, um sich um die Mitte des XVI. Jahrhunderts um so fester zu gründen, zusammengehalten durch neue, starke, bis auf den heutigen Tag befolgte Satzungen, besser Atzungen. Denn das Seelenheil im Jenseits war nunmehr nicht mehr so arg bedroht, ein mächtigerer Stachel hielt die Brüder beisammen: das jährlich zweimalige Mahl der tollsten Küchen-Genüsse, einmal gegeben zwecks Rechnungsablage der Gelder, gesammelt für bedürftige alte Frauen und Männer, das zweitemal zum bloßen Beisammensein. Die St.-Annen-Brüder tagen heute im Frack, die Brüder Jacobi minoris und maioris (letztere Gesellschaft infolge ausgebrochener Zwistigkeiten über die Besetzung der Tafel eine Gründung erst des XIX. Jahrhunderts) noch immer in purpurnen, wallenden Pilgermänteln. Die erlesensten und am meisten ausgefallenen Delikatessen werden in monatelangen Vorbereitungen hergeschafft: aus Australien holt und brät man den fetten Kängeruhschwanz, aus Rußland den Edelstör aus den ehemals kaiserlichen, privaten Gewässern. Die Tafel nimmt sich aus wie das Prunkgelage eines römischen Quaestors zu Lucullus' Zeiten. Jedes Jahr wird ein neues Mitglied gewählt, der Bruder Benjamin, der wird im zweiten Jahre zum Bruder Fiscal ernannt und hat das Mahl in seinen Privaträumen zu veranstalten. Dann ist er lebenslänglich Teilnehmer. Fünfundzwanzig bis dreißig Brüder in jeder Gesellschaft finden sich so zusammen. Geistige Debatten und Gebete für Seelen verbieten sich. Das Essen, unterbrochen durch die Rechnungsablage, die eine halbe Stunde währt, dauert von drei Uhr bis gegen Mitternacht.

Sebba

Dennoch schießt Fiddelsticks, schießt Allotria manchmal üppig ins Kraut.

Bremer, die dem klobigen Treiben abhold sind, fallen ganz auf die andere Seite, Mischung ist nicht möglich. Wenn schon mal, dann wird ordentlich übern Strang gehauen, und Existenzen entstehen, die mit einer Gründlichkeit verkommen, die als einziger Charakterzug noch den Bremer erkennen läßt. In den Strudel inkommensurabeler Werte und Nebendinge gestürzt oder gefallen, wird das Ufer produktiver Kunst auch nicht erreicht; es ist einigermaßen erschütternd festzustellen, daß in Nadlers nach Völkern, Städten und Stämmen geordneter Literaturgeschichte der Name Bremen nur in Verbindung mit einer Zeitschrift, den „Bremer Beiträgen", erwähnt werden kann, die jedoch in Leipzig erschien und keinen Bremer zum Mitarbeiter hatte, ihren Namen von einem Verleger bezog, der aus Bremen stammte. Im XIX. Jahrhundert, das Nadler noch nicht besprach, ist es nicht anders. Bremen hat keinen Anteil an irgendeiner geistigen und künstlerischen Bewegung, ignorierte darüber hinaus glatt mächtigste Strömungen, so fast völlig das Barock. Otto Gildemeister (um wieder auf das XIX. Jahrhundert zu kommen) kann, trotz seines enormen Formtalents, als produktiver Wert nicht zählen. Kein Maler von Rang, kein Komponist von irgendeiner Bedeutung wuchs an den Ufern der Weser dieser Gegend, wo doch der Fluß in seinem Oberlauf die anmutigste, wahrhaft deutsche Gegend durchzieht. Das XX. Jahrhundert besorgte wieder nur einige Verleger, der Insel-Verlag ist bremische Schöpfung und Werk, wenn auch im Grunde allerdings vom Allerweltsblut Heymel gezeugt. E. Rowohlt spricht heute noch und kündet so wenigstens, woher er kommt, bremischen Geist sonst völlig leugnend, ganz in den Strudel gestürzt. Die Bremer Presse (allerdings in München laufend) druckt die am schönsten und sorgfältigsten gesetzten Bücher heute in Deutschland. — Einzig der große Rudi, R. A. Schröder, geistert als Leuchte der deutschen Sprache über satter Bürgerschaft, sein fühlensarmes Innere unbeteiligt lassend an gläserner Klarheit ebenmäßiger, sehr wortschöner Verse, die klirren wie ein kristallener Kronleuchter, durch den der Wind in einem Landhauszimmer am Abend fährt, preziös und fern seelischer Bemühung. — Zu Anfang des XX. Jahrhunderts rang sich eine größere Anzahl junger Bremer der angesehensten Familien aus



A. W. Dreßler Radierung

den Kontoren und wurden Schriftsteller, Maler, Musiker. Mal sehen, was aus ihnen wird. Die Vorzeichen schrecken. Des Verdienens müde gewordenes Blut sickert in Dekadenz.

Putzig, wohin es führt, wenn Fiddelsticks freier Lauf gewährt wird. Seichtes Freidenkertum, das sich vom Nichts-als-Geschäft mit letzthin geheuchelter Geste abwenden wollte, duldete die freiesten Pastoren in Deutschland, jeder, der sonstwo die Seelen auf seine Manier nicht erlösen konnte, fand hier Unterschlupf und versetzte die Gemüter mit Kummer beladener Stiftsdamen und weicherer Denker in uferlose Wallung. Bibel war hübsche Dichtung und nicht über die Maßen wert. Anderes Kunstwerk vermittele die gleiche Erhebung, vage Religion genannt. Viele erhielten von einem Pfarrer am Dom als Konfirmationsspruch einige Zeilen von Peter Altenberg.

Eins war aber schön in Bremen und gab dem einzig tüchtigen Geschlecht der christlichen Vermittler ihren tiefwurzelnden Stolz. Die Banken Englands, Amerikas, Frankreichs, Hollands und Italiens gaben ihnen Kredit, ohne auch nur mit einer Frage eine Unterlage zu bedenken. Denn von diesen dickschädeligen, bebarteten, bäuchigen Männern, die schwierige, begehrte Ware nicht nur verhandelten, sondern auch zur letzten Reife pflegten, brach keiner sein Wort, das karg und schwer wie die Landschaft gegeben wurde und unelastisch und zäh wie lehmiger Boden war. Weiß Gott, in ihren Gesichtern, sieht man sie im Museum und in plüschener Stube der alten Jungfrauen, Schwestern, Nichten, Urenkelinnen von ihnen, wohnt kein Allotria und pfiffiger Umtrieb. Selbstsichere Kaste bildend, sprachen sie auf der Börse, wo die wildesten Kurse nach oben oder nach unten sichtbare Aufregung nicht auslösten, die Geschäfte mündlich ab, ohne daß schriftliche Bestätigung zu erfolgen hätte. Versuchte einer am Wort zu deuteln, war er erledigt. So wuchs ein Stamm, der auswärtigem Adel sich ebenbürtig, ja erhaben dünkte und ihn mißtrauisch ansah. Orden und Ehrenzeichen von Königen und Fürsten anzunehmen, war den Mitgliedern ihrer selbstgewählten, freien, unabhängigen Regierung, den Senatoren, verboten.

Heute gibt es als Extrakt nivellierender Zeit nur ein schwaches Dutzend Leute von Belang, die sich an der Unausrottbarkeit des alten Trotts der anderen erfreuen, ihnen zu leben lassen, aber die Chancen nehmen. Denen ist Geschäft wilde Passion, denen ist die Nacht zu lang, da sie einen Einfall, der ihnen kam, nicht sofort ausführen können, oder die nicht schlafen, da ihnen die denkbar größte Gewinnchance eines Geschäftes noch nicht ins Gehirn sprang. Die verbringen die Hälfte all ihrer Nächte in Schlafwagen und Schiffskabinen, raffen das Geld nicht mit Gier, sondern jagen es wie ein Wild oder wie eine feindliche Armee, die gefangen gesetzt werden soll. Das sind Kerle von einer umwerfenden Intelligenz, von irrsinnigem Mut und tierischer Arbeitskraft, von einer verflucht richtigen Einschätzung menschlicher Dummheit. Die halten auch nicht Kunst für Fiddelsticks, haben weder Wut, noch Mißtrauen, noch Verlegenheit ihr gegenüber, sie existiert für sie entweder als realer Wert (dank gütiger Illusionierung der Kunsthändler) oder als alertes Amüsement. Die sind über Bremen hinausgewachsen und passen überallhin, am besten auf Ministersessel, zu denen sie aber, weiß Gott, keine Lust haben.

PANEUROPA-KONGRESS

Von

MARIE ZABLER

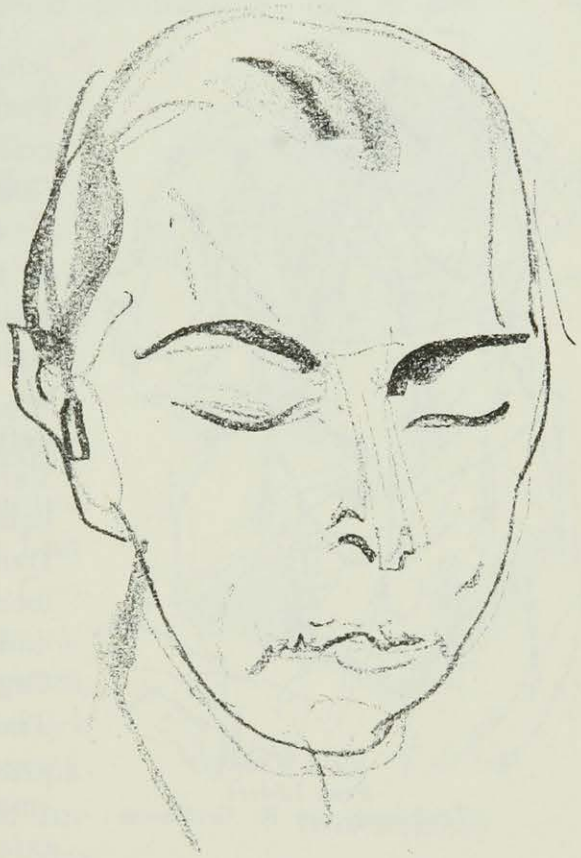
Im großen Saal des Wiener Konzerthauses. — Nachdem Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, die österreichischen Minister, die Delegierten aus allen Ländern und der Begründer Paneuropas, Graf Coudenhove-Kalergi, ihre Plätze eingenommen haben, ertönt eine Bachsche Fuge auf der Orgel. Feierlich und langsam wird danach Paneuropas symbolische Flagge entrollt: Rotes Kreuz in goldenen Strahlen, die Europas Staaten bedeuten, auf blauem Grund.

Irgendwoher blies ein frischer Luftzug, und die kleinen, bunten Fähnchen auf dem Delegiertentisch flattern lustig hin und her und gegeneinander.

An dem Krankenbett des am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Oesterreich hat Paneuropa sich zum ersten Male versammelt. Sanatoriumsstimmung. — Man spricht gedämpft, und streng verboten ist es, von persönlichem Leiden zu sprechen. Taktvoll hatten die Redner jedes Landes Sonderinteresse, jede Reibungsmöglichkeit zu vermeiden.

(Nur Ungarn rollte schmerzlichst den Trianonvertrag von Trianon wieder auf, der peinliche Eindruck wird aber von dem eingreifenden Vizepräsidenten, dem Griechenminister Politis, wieder verwischt.)

Der Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel begrüßt die Versammlung: „Wenn alle europäisch reden, braucht man keine Uebersetzung mehr!“ Die Oesterreicher sprachen im verbindlichsten Wienerisch, Reichstagspräsident Löbe direkter und nachdrücklicher, wendet sich gegen die Miesmacher im voraus, kerndeutsch und humorvoll.



R. Großmann, Graf Coudenhove-Kalergi

Einige Redner werden aufgerufen, die aber nicht erschienen sind, eine Dame aus Danzig windet sich aus dem Zuschauerraum, eilt mit nachschleppender Boa eiligst podiumaufwärts, nur, um etwas atemlos, aber sehr liebenswürdig lächelnd zu erklären, daß sie zum Sprechen absolut unvorbereitet sei und sich ihrer Vorrednerin Frau Karin Michaelis in allem anschließe. Dann entschuldigt sich Dr. Seipel, übergibt den weiteren Vorsitz dem Minister Politis, er hätte eine Trauung vorzunehmen und die Brautleute wollten länger nicht warten. Als Sensation wird Kerenski angekündigt: kurz geschorener Kopf, etwas blaß, zwei vorstehende Zähne, ein durchfurchtes Tatarengesicht, er liest mit zitternder Hand sein Konzept ab. Als letzter spricht Graf Coudenhove, die manchmal etwas langatmigen Ausführungen der anderen kurz und

präzis zusammenfassend, er spricht wie in östlicher Willensversenkung suggestiv von dem, was werden wird, und mit apodiktischer Sicherheit; hinter ihm strahlt die Fahne Paneuropas. Wie jenem vorchristlichen Kaiser ward ihm dies Zeichen: „In hoc signo vinces." Zwischen den Arbeitstagungen wird empfangen, gegessen, gejaust. Ein holländischer Professor mit blaudunkler Brille, halbblind, an meinem Tisch beklagt sich, daß er auf der Tagung nicht zum Reden komme (er habe über Paraspsychologie Entscheidendes zu sagen!). Dafür kriegt er um so mehr zu essen, und da er nicht sieht, ist er gegen den Kellner, der ihm immer neu auflegt, wehrlos; sein materiell holländisches Herz macht sich schließlich in Entzücken Luft: „Das ist ja das Leckeland (Schlaraffenland)", ruft er auf holländisch!

Frau Lüders.
Zeichnung von R. Großmann

Zweiter Tag. Die Sitzungen werden schleppender, Zuhörer spärlicher, dafür sind die Feste um so besuchter. Zwischenhinein ist eine geistige Tagung, auf der Emil Ludwig über Goethe spricht.

Dritter Tag. Empfang in Schönbrunn — Rout, die bis in die späte Nacht dauert. In den historischen Prunksälen: Verwaltungsbeamte aus dem früheren Oesterreich, die schlecht und recht ins neue Regime hinübergeflitscht sind, Gesandte, Exzellenzen, hohe Verwaltungsbeamte, befrackte Diener und Lakaien in der goldstrotzenden früheren Hofgala. Damenflor, similibehängt, Bubiköpfe, üppig gelockelt. Untersetzte, rundliche Figuren umhüllen kühnste Hausschneiderinnenräume, eine Orgie von metallenem, brokatenem, seidenem Tinnef. Ein paar Damen verbeugen sich tief sogar vor den Herren, die ordensgeschmückt empfangen, mit Hofschranzenbückling. Man tafelt — die Bäuche füllen sich, und Paneuropas Ideale flüchten. — Man ist wieder sehr persönlich interessiert. Geschäftsleute begeistern sich vor allem für den Wegfall der Zollgrenzen, den Paneuropa verwirklichen will. Neben dem etwas fadenscheinig gewordenen kulturstaubbedeckten Oesterreicher wird der Preuße, der sich schneller erholt hat, greifbar sachlich, wie ein gut fundierter Onkel aus Amerika. Ein Breslauer Geschäftsmann schiebt allein und vergnügt vor sich hinpfeifend durch die Tanzpaare, seine Zunge, die nicht ganz richtig in der Mundhöhle liegt, spritzt manchmal begeisterten Saft!

„Wissen Sie schon, wie wir heute geehrt worden sind? Die Scheinwerfer haben heute seit Kaiser Franz Joseph zum erstenmal wieder geleuchtet. Das muß ich meiner Partei erzählen, dreihundert hab' ich schon hier (mit einer Geste auf die Brusttasche), zweihundert allein unter meiner Kundschaft in Berlin geworben. Wir brauchen eine sozialdemokratische Regierung für unser Geschäft, mit den Fürsten können wir nichts anfangen."

EURASIER

Von

SUWTSCHINSKIJ

I.

Als ideologische Bewegung hat sich das Eurasiatentum innerhalb der russischen Emigration herauskristallisiert. Es wurde aus der Erfahrung von Menschen einer bestimmten Generation geboren, von Menschen, die einerseits die vorrevolutionäre Vergangenheit in Erinnerung haben und die Revolution bewußt durchlebten, die andrerseits aber befähigt sind, unparteiisch und auf eine neue Weise in die Zukunft zu blicken. Bei den heutigen Bedingungen des russischen Lebens, da die frühere Aufeinanderfolge im Wechsel der kulturführenden Generationen gänzlich ertötet wurde, vermag nur eine solche der Vergangenheit und der Zukunft gleicherweise zugewandte Einstellung eine für Rußland neue, kulturelle und staatliche Tradition zu schaffen.

Isaak Grunewald

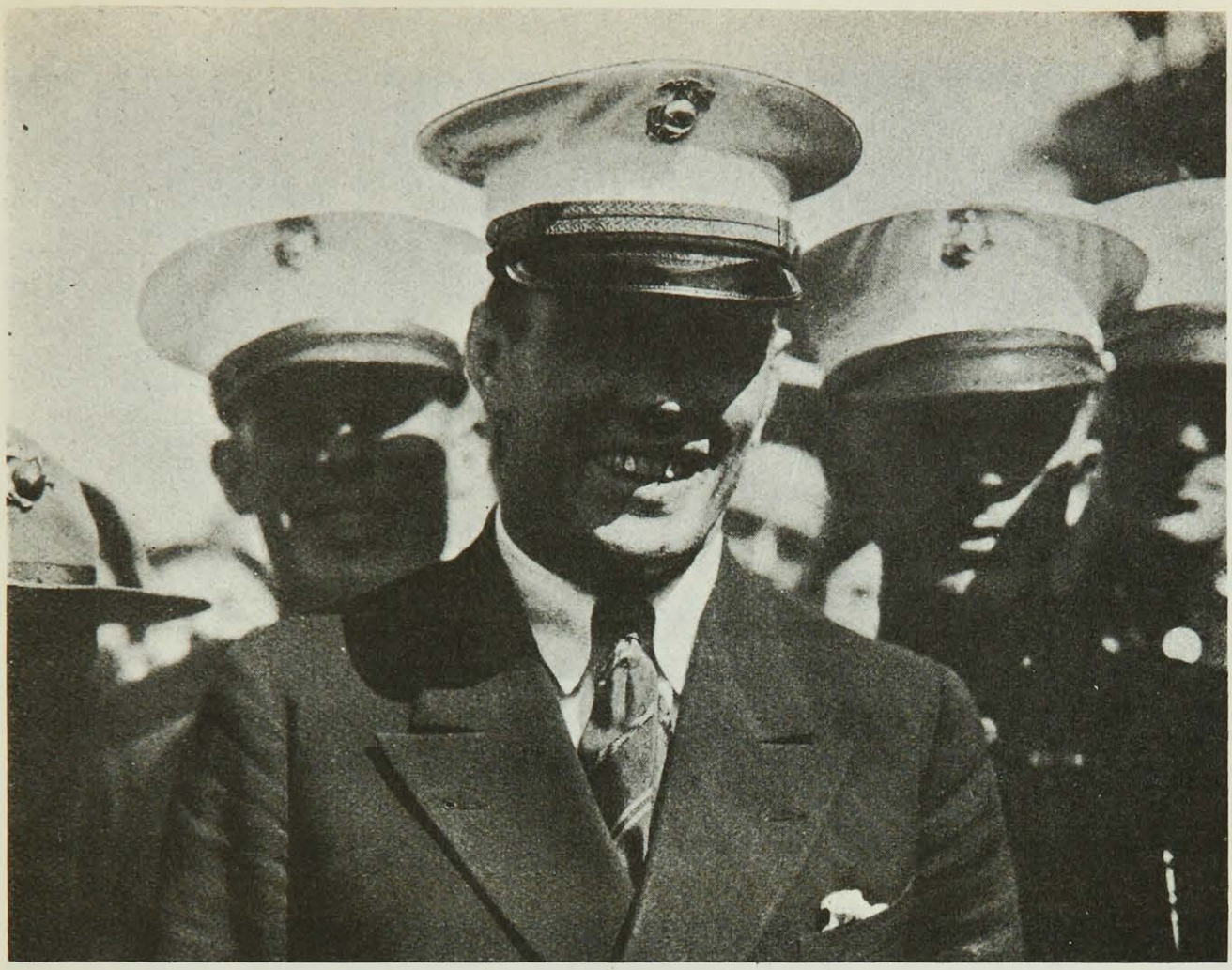
Der Name — „Eurasier" — ist geographischen Ursprungs. Die Dinge liegen nämlich so, daß die Eurasier im Grundmassiv der Länder der Alten Welt, dort, wo die frühere Geographie zwei Kontinente, nämlich „Europa" und „Asien", unterschied, noch einen dritten, mittleren Kontinent wahrnehmen, nämlich „Eurasien" (das die sogenannte „osteuropäische" Ebene, Westsibirien und Turkestan umfaßt). Rußland hat das Grundgebiet der Länder Eurasiens inne. Die Schlußfolgerung, daß die Länder Eurasiens einen selbständigen Kontinent bilden, hat nicht nur geographische Bedeutung. Dieser Schlußfolgerung kommt auch die Bedeutung einer zusammengefaßten, kulturhistorischen Charakteristik zu. Nach Ansicht der Eurasier stellt Rußland eine besondere, in sich selber beruhende, synthetische Kulturwelt dar, einen Kontinent, der durch die Elemente der verschiedensten Kulturen bedingt ist, — der slawo-russischen, der byzantinischen, der turano-türkischen.

II.

Das Erfassen der kulturhistorischen Eigenart Rußlands erscheint im Eurasiatentum durch eine gewisse allgemeine, historiosophische Konzeption bedingt. Die Eurasier verneinen die Existenz einer einheit-

lichen, allmenschlichen Kultur. Sie glauben nicht, daß es Völker gibt, deren ewige Bestimmung es wäre, erwählte Träger der Kultur zu sein. Sie behaupten die Migration der Kultur, d. h. den geographischen Wechsel ihrer Zentren und Mittelpunkte, wobei dieser Wechsel einer gewissen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, die mit hinreichender Begründung nachgewiesen und behauptet werden kann (vgl. „Ausgang nach Osten", Sofia 1921). Insbesondere haben die Eurasier, unabhängig von den in Deutschland ausgesprochenen Auffassungen (Spengler), die These der Verneinung der „Absolutheit" der jüngsten europäischen Kultur und ihrer Eigenschaft, Vollendung des gesamten bisher stattgehabten Prozesses der Kulturrevolution der Welt zu sein, aufgestellt. Die Eurasier behaupten die Relativität vieler, insbesondere ideologischer und sittlicher Errungenschaften und Einstellungen westeuropäischen Bewußtseins. Die europäische Kultur ist nicht eine Kultur der gesamten Menschheit, sondern nur eines bestimmten Teiles der Menschheit, nämlich des romano-germanischen. Für diesen Teil ist sie organisch, kann aber in ihrer Auswirkung auf nichteuropäische Völker schädlich und vernichtend sein. Die Eurasier haben konstatiert, daß der Europäer nicht etwa das als „barbarisch" und „rückständig" bezeichnet, was auf Grund irgendwelcher objektiven Anzeichen als unter seinen eignen kulturellen Errungenschaften stehend anerkannt werden kann, sondern das, was einfach seiner, d. h. des Europäers Manier zu sehen und zu handeln unähnlich ist. Die objektive Überlegenheit der einen Errungenschaft über die andern läßt sich auf ideologischem und sittlichem Gebiete nicht beweisen.

Die eurasiatische Konzeption ist gleichbedeutend mit einem entschiedenen Verzicht auf den kulturhistorischen Europazentrismus. Die Hauptvoraussetzung für diesen Verzicht ist die Verneinung einer universalistischen Auffassung der Kultur, jener Auffassung, die dazu veranlaßt, en bloc die einen Völker als „Kulturvölker", die andern aber als „Nicht-Kulturvölker" zu qualifizieren. Die Kulturen sind nicht gleichwertig, doch ist eine genaue Bestimmung dessen, was ein jedes Kulturmilieu erreichte, nur mit Hilfe einer nach Disziplinen geordneten Kulturbewegung möglich. Das kulturelle Milieu, das sich auf gewissen Kulturgebieten als tiefstehend erwies, hat sich häufig auf anderen Gebieten als hochstehend erwiesen. Ohne Zweifel hat die Urbevölkerung der Osterinseln im Stillen Ozean auf sehr zahlreichen Gebieten des empirischen Wissens und der Technik hinter den heutigen Engländern zurückgestanden. Dies hat sie aber nicht daran gehindert, in ihren Skulpturen ein solches Maß von Originalität und schöpferischem Können zu entfalten, wie es von den Bildhauern des heutigen England nicht erreicht werden kann.



Wide World Photo

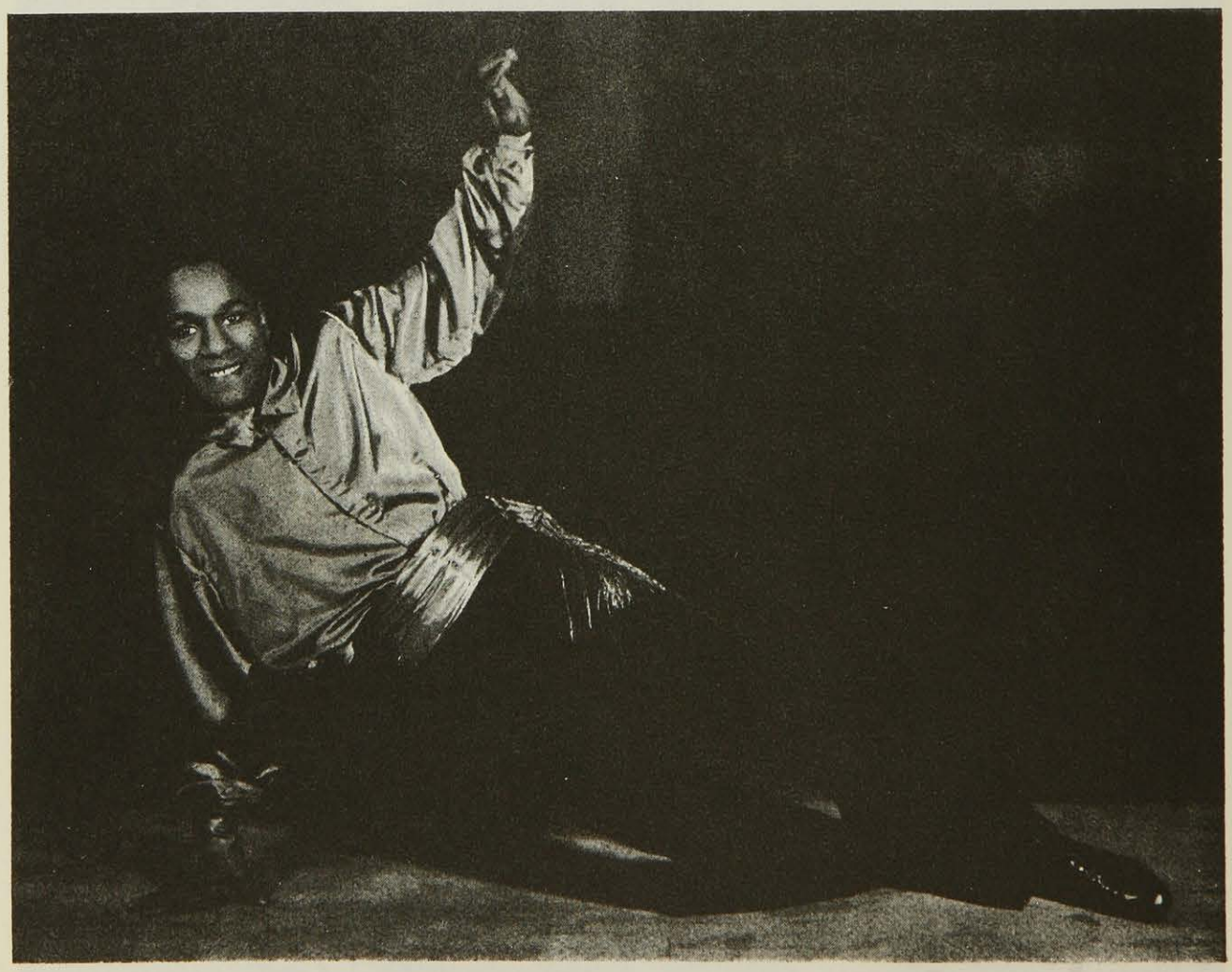
Gene Tunney, der neue Weltmeister im Schwergewicht

Photo L. Brockmeyer, Darmstadt

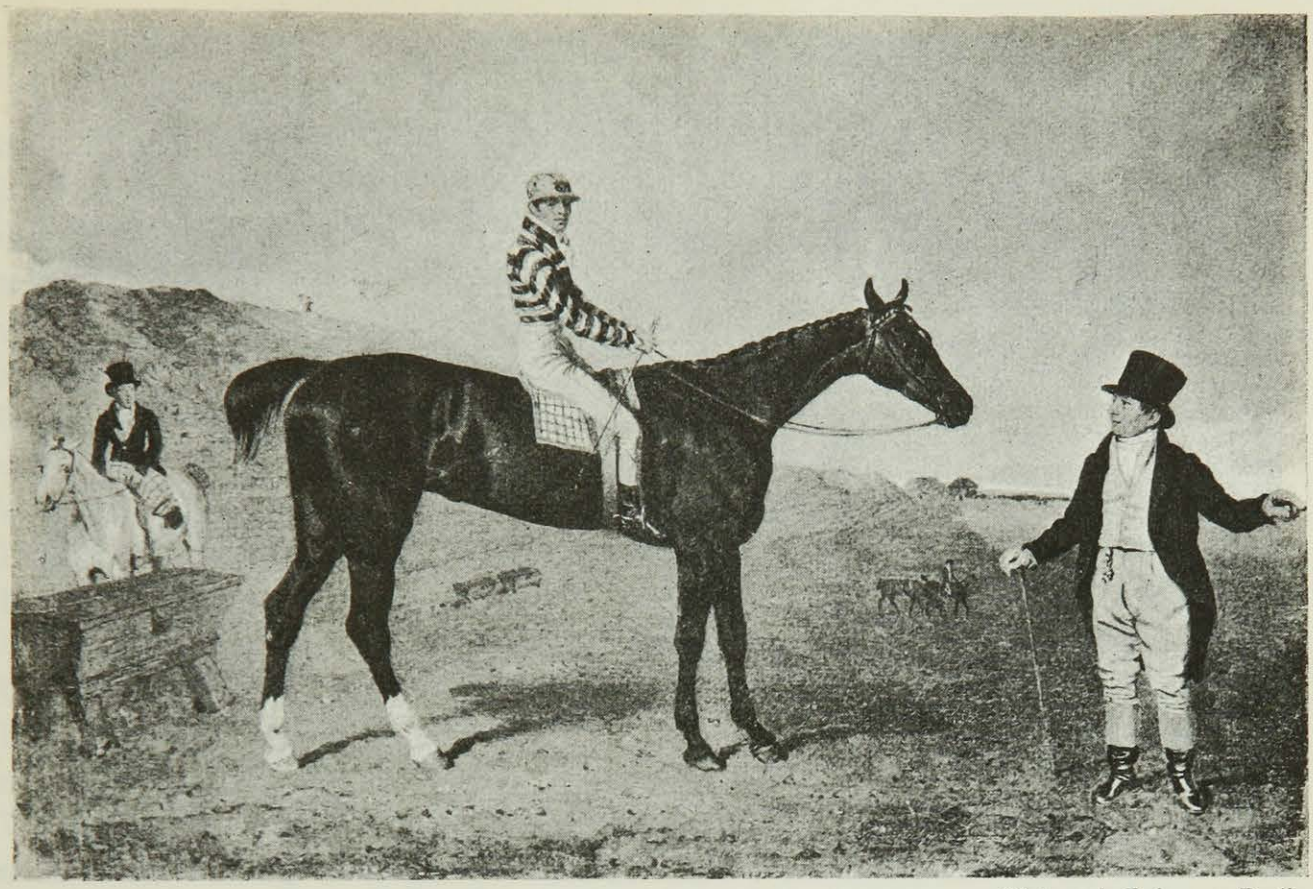
Rabindranath Tagore und Hermann Graf Keyserling

Galerie Flechtheim, Berlin

Aristide Maillol, Der tote Soldat. Bronze, 1926



Clarence Robinson in Florence Mills „Black Birds"



Flatow & Priemer, Berlin

„Bravoura", Oelgem. v. Ben Marshall

E. Cassirer, Berlin

Pferdetorso aus der Han-Zeit. Gebrannter Ton

Photo Graudenz

Dempsey in einer Pause beim Training

Die Braut in der Baßgeige

Aus dem Phoenix-Film „Ueberflüssige Menschen" (nach Tschechow)

III.

Der eurasiatische Kulturgedanke ist einer der Gründe für eine Verneinung des Fortschritts. Wenn die Linie der Entwicklung auf verschiedenen Gebieten verschieden zu ziehen ist, so kann es keine allgemeine aufsteigende Bewegung geben; das eine oder das andere Kulturmilieu, das sich von dem einen Standpunkt aus auf einem Gebiet vervollkommnet, pflegt häufig von einem andern Standpunkt aus gesehen auf einem andern Gebiete zu sinken. Dieses Situationsbild läßt sich im besonderen für das europäische Kulturmilieu feststellen: seine wissenschaftliche und technische Vollkommenheit hat es um den Preis ideologischer, vor allen Dingen aber religiöser Verarmung erkauft. Das Zwiespältige seiner „Errungenschaften" kommt in seinem Verhalten zur Wirtschaft deutlich zum Ausdruck. Im Verlauf vieler Jahrhunderte der Geschichte der Alten Welt hat eine gewisse ideologische Unterordnung des wirtschaftlichen Elements unter das religiös-sittliche Element bestanden; auch war die ganze Behandlungsweise der ökonomischen Fragen von religiös-sittlichen Momenten durchdrungen. Die Wirtschaftsphilosophie der jüngsten europäischen Jahrhunderte ist dieser Auffassung entgegengesetzt: es wird behauptet, der Kreis der ökonomischen Erscheinungen wäre etwas in sich selber Beruhendes, ihm käme Eigenart zu, er beschlösse in sich und erschöpfte die Ziele des menschlichen Seins. Der früheren Philosophie einer „untergeordneten Ökonomik" wird die Philosophie eines „kämpfenden Ökonomismus" gegenübergestellt, als deren schärfster und ausgeprägtester Ausdruck der historische Materialismus in Erscheinung tritt.

Gerade der Materialismus ist es auch, den die Eurasier als ein bestimmendes Moment in der europäischen Kultur betrachten, der früher oder später zu einer zwar logischen, aber furchtbaren Lösung führen muß, nämlich zum Weltkommunismus, zur Weltrevolution. Es kann nur einen Ausweg geben — und zwar, indem der atheistischen, kleinbürgerlichen Zivilisation eine geschlossene, geistige Wesenheit voll kostbaren, vollgewichtigen religiösen Gehaltes gegenübergestellt wird. Die „kritische Epoche" muß durch eine „organische Epoche", durch eine neue Glaubensepoche abgelöst werden. Nun hat sich die verhängnisvolle Gefahr der gleichmacherischen, amorphen und antiplastischen Zivilisation, die unweigerlich zu einer allgemeinen Desintegration führt, herausgestellt. Diese Desintegration ist das grundlegende Fundament religiöser Unbeseeltheit und eines neuen Ikonoklastenkampfes. So würde denn nach Meinung der Eurasier der heutigen Theologie und Kulturphilosophie die Aufgabe bevorstehen, in einer Linie mit vermehrter Betätigung des spekulativ-theologischen Intellekts auch an die andere Aufgabe heranzutreten und

die Gesetze der konkreten Realisierung der religiösen Erfahrung zu ergründen und im Zusammenhang damit auch dem Problem der sozialen Bedeutung der Religion nachzugehen. Eine heilende und in sich geschlossene Weltanschauung muß geschaffen werden, in welcher Glaubensform und Lebensform einander bedingend und lösend wirksam werden. Das geistige Leben muß sich erneut in konkreten Formen des Bekennertums verkörpern, muß zu einem realen, religiösen Tun werden. Die Eurasier glauben, daß es gerade Rußland obliegt, die in der europäischen Kultur verlorengegangene Idee der Theosis wieder zum Leben zu erwecken und zu jenem Gottschauen zurückzukehren, welches die gesamte Empirie und alle Lebensfunktionen heiligt. Rußland hat immer als Volk seinem Glauben bekennerhaft gelebt. Die hervorragendsten russischen heiligmäßigen Frommen waren nicht dogmatische Lehrer und geistige Gesetzgeber der Kirche; vor allen Dingen erstrahlten sie in ihrer Lebensführung als Offenbarer des Guten in der Welt, als schlichte Täter, als unbemerkte Lebenshelden.

Das Eurasiatentum scheut sich nicht, seinen Widerstand gegen die europäische Kultur als These aufzustellen. Es wäre indessen falsch, hierin etwa ein Element der Xenophobie zu sehen. Für uns ist Europa vor allen Dingen ein geistiger Begriff, und das Eurasiatentum bekämpft und entlarvt nur die Geisteskultur und die ganze kulturelle Einstellung der heutigen Zivilisation. Uns will scheinen, daß eine Rettung nur in der Rückkehr zu einer organisch geschlossenen Weltanschauung möglich ist. Man kann es sich schwer vorstellen, daß eine Erneuerung in Europa statthaben könnte, weil Europas verhängnisvolle Tragödie sehr tief und in historischen Fernen wurzelt, und zwar in einigen Einstellungen des Papismus. Hier ist nicht der Ort, dieses Problem detailliert zu erörtern, doch ist der Plan eines dogmatologisch vertieften Verständnisses der Grundlagen der kirchlich-christlichen Weltanschauung grundlegend für die Philosophie und die Historiosophie des Eurasiatentums.

IV.

Was das Verhältnis der Eurasier zum russischen Kommunismus betrifft, so halten sie dafür, daß er nur seinem Maßstabe nach Rußland entspricht, seiner ideellen Wesenheit nach aber von anderer Artung ist. Der heutige russische Kommunismus ist nach Meinung der Eurasier der Abschluß der mehr denn zweihundert Jahre währenden Periode einer gewaltsamen „Europäisierung" Rußlands. (Hier muß wohl beachtet werden: Abstammung des russischen Atheismus von den Ideen der europäischen Aufklärung; Verpflanzung sozialistischer Ideen vom Westen nach Rußland; Verbindung der russischen kommunistischen „Methodologie" mit den Ideen der französischen Syndikalisten;

der Marx-„Kultus" und Marx' Bedeutung im kommunistischen Rußland.) Gleichzeitig rückt das Eurasiatentum die paradoxe Deutung der gegenwärtigen russischen Prozesse in den Vordergrund und behauptet, daß das zwei Jahrhunderte lang auf Rußland lastende Joch der europäischen Kultur zurzeit von Rußland überwunden wird, und zwar in dem äußerst zugespitzten Prozeß des Kommunismus, der in für Rußland seinsfremder Anwendung die Elemente der europäisch-sozialistischen Weltanschauung offensichtlich ad absurdum führt.

Das Eurasiatentum erblickt im Bolschewismus nur insofern ein nationales Element, als dieser, allerdings in entstellter Weise, jedoch in unerhörtem Ausmaß, das nationale Bedürfnis des russischen Volkes offenbart, die Probleme seines Seins in äußerster Zuspitzung und in allseitiger Totalität aufzurollen. Die bolschewistische Ideologie ist eine „finale" Ideologie, d. h. sie behauptet sich am gesamten Horizont menschlichen Handelns und Denkens, von der untersten Tiefe bis hinauf in die höchsten Regionen, in der Verneinung sämtlicher höheren Aspekte des menschlichen Daseins, das auf seine Weise dem religiösen Moment Rechnung zu tragen sucht. Es wäre daher völlig fruchtlos, den Bolschewismus nur auf wirtschaftlicher oder politischer Plattform zu bekämpfen. Das Eurasiatentum ist bestrebt, gegen die bolschewistische Front eine an Breite und Fülle gleich starke Front zu errichten und eine geschlossene Weltanschauung zu fundieren, die sowohl die religiös-kulturelle Problematik als auch die Ideen der formalen Soziologie und der Politik in sich begreift. Die Politik und die Ökonomik müssen für Rußland in unserer Gegenwart mit religiös-kultureller Symbolik und Historiosophie verbunden erscheinen; diese Symbolik und Historiosophie nun soll die erforderlichen plastischen Formen und Gebilde schaffen.

Abschließend muß noch bemerkt sein, daß das Eurasiatentum nicht etwa eine reaktionäre Bewegung ist und in keiner Weise mit den Restaurationsversuchen der russischen Emigration in Verbindung zu bringen ist, denn das Eurasiatentum hält dafür, daß der staatliche Aufbau Rußlands seit Peter dem Ersten in Zusammenhang stand mit dem kulturellen Verfall und mit der Zersetzung Rußlands, und daß eine Rückkehr zur Petersburger Periode undenkbar ist (wogegen die Emigration, die eine Restauration wünscht, gerade hierauf abzielt). Das Neue des Eurasiatentums liegt, wie uns scheinen will, darin, daß es im Sinne der Rückkehr zu den organischen Quellen des Lebens „reaktionär" ist und unweigerlich hieran festhält, hingegen in der Sphäre formal-sozialer Fragen alle wirklich wissenschaftlichen Errungenschaften anerkennt und sich die ganze neue soziale Psychologie und die zeitgenössische Struktur der Gesellschaft zu eigen macht.

Deutsch von R. v. Walter.

ERPROBTE CABARET-TYPEN

Von

PAUL NIKOLAUS

So flechte ich ihnen denn den Kranz:

Zuerst dem *seriösen Sänger,* der teils im Vollgefühl seines Embonpoints, rückgratgestärkter aber noch von seiner kulturellen Mission das Podium besteigt, und teils mit einem Bariton, teils mit anderen, von mir wenig Neugierigem nicht nachgeprüften Mitteln ernsthafte Lieder ernsthaft singt, obwohl es keiner wissen will. Es handelt sich im allgemeinen um irgendeine Familiengeschichte, eine private Liebesaffäre, mit der hier das Publikum belästigt wird, und es scheint absolut der Struktur und der Stimmlage dieser Sänger zu entsprechen, daß diese Affären stets einen sehr traurigen Ausgang nehmen. Der Beifall des Publikums entspringt nicht stets einer dem Spießer angeborenen Sentimentalität, in den meisten Fällen klatscht man aus Angst, sich durch einen verweigerten Beifall dem Verdacht aussetzen zu können, man verstehe nichts von Kunst, oder gar man wisse nicht, daß diese eben produzierte Langeweile das ehemalige Produkt eines von der Kulturwelt anerkannten Künstlers sei. Bisweilen tritt der seriöse Sänger mit einer Partnerin auf: dann singen sie Troubadour.

A. Grunenberg

Eine charmante, gegensätzliche Erscheinung ist der *Witzbold,* auch Humorist genannt, der das Publikum erfreut durch einen Sprühregen alter, erprobter Witze. Daß es mit Vorliebe gerade jüdische Witze sind, hängt teils von der Zusammensetzung des Publikums ab, teils aber auch von der Anschauung des Interpreten, daß jüdische Witze leichter zu erzählen seien. (Wobei dem Fachmann nicht entgeht, daß die schlechte Beherrschung des Jargons lediglich übertroffen wird durch Mangel an Gefühl für die Pointe.) Von einer unbewußten Romantik sind die Uebergänge von einem Witz zum anderen: „Cohn trifft Meyer auf der Straße, sagt zu ihm: ‚Hast du gehört, der Levy hat sich taufen lassen?'; sagt der Meyer: ‚echt jüdisch!'. Aber was soll ich Ihnen sagen, wer geht heute noch auf der Straße, die meisten Leute fahren Elektrische; neulich fahren zwei Leute in der Elektrischen; sagt der eine ..." — Wem nicht die Leichtigkeit dieses Uebergangs aufgefallen ist, eine Leichtigkeit, die Edschmid und Hanns Heinz Ewers mit einem Ruck in den Schatten stellt, der wird auch nicht verstehen, daß ebenso peinlich berühren muß wie dieser Mangel an Stil der Mangel an einem Einstehen für Dinge, die gesagt sein wollen und nicht gesagt werden sollen. Jene Versteckheiten, jene Umschreibungen, mit denen

ein Gegenstand oder ein Geschehnis der animalischen Sphäre, nach falsch verstandener moralischer Auffassung, gedeckt werden soll, wodurch aber erst eine Obszönität geschaffen wird; jene Versteckheiten sind nicht minder peinlich als die unappetitlichen Deutlichkeiten, mit denen die *kesse Vortragskünstlerin* auf der Bühne beweist, daß sie vor jedem Wort zwar, doch vor keiner irgend etwas unterstreichenden Handbewegung zurückscheut. Sie beweist, daß das Wesentliche nicht das ist, was man sagt, sondern wie man es sagt, und sie formt mit Leichtigkeit jede Dichtung zur Pornographie. Die Geste, der Fleiß am falschen Fleck, werden wesentlicher als das Objekt.

Nun aber will ich, da ich in den Verdacht kommen könnte, allzu moralisch zu sein, mich eben gegen jenes allzu Moralische wenden, das Vortragskünstler „mit bewußtem Anstandsgefühl" auf der Bühne produzieren, nach dem großen Vorbild des *Professor Marcel Salzer*. Von ihm haben sie gelernt eine an älteste Filme gemahnende Beweglichkeit, mit der sie jene Dinge zum Vortrag bringen, die sie ad usum delphini bearbeitet haben und dadurch in jedem Fall auf das Niveau des Spießers heben (oder drücken, wie man will). Vortragsstücke, deren Erfolg gesichert ist im Umkreis von Oslo bis Brindisi, weil in keiner Folge ein Ewigkeitswerk fehlt von der Albernheit jener Geschichte des Mannes mit dem Gamsbart, die noch Wochen nachher das Entzücken mündlicher Referate rechtfertigt.

Loulou Albert Lazard

Während diese Art Vortragskünstler sozusagen die bunten Komiker der Geste sind, gibt es daneben noch einen *bunten Komiker* an sich: er trägt ein merkwürdiges Hütchen, eigenartige Kleidung und eine angeklebte Kittnase. Dies sind die Hauptrequisiten seiner Kunst. Er tritt mit Musik auf und einem gesungenen Vierzeiler, etwa so:

„Die Welt dreht sich von ganz allein,
Wir müssen uns darüber freun;
Denn hätten wir sie mitzudrehn,
So könnten wir vor Arbeit, vor Arbeit, vor Arbeit gar manches
hier nicht sehn."

„Ja, meine Herrschaften, so ist es ..." Und damit beginnt eine Prosa, die staunenswerte stilistische Unmöglichkeiten verbindet mit einer ans Phan-

tastische grenzenden Humorlosigkeit. Den Abschluß bildet ein als Ballett angekündigter Tanz, bei dem er die Hosen verliert. Worauf das Publikum in hemmungslose Heiterkeit ausartet.

Und da ich hier vom Tanz spreche, so will ich jene *Tänzerin* nicht vergessen, die in jedem Programm den geometrischen Punkt bildet, in dem sich alle Linien der Langeweile schneiden. Ob sie nun den Anfang des Programms bildet, gewissermaßen als Symbol, daß nichts Besseres zu erwarten ist, oder aber den Mittelpunkt, um dem Publikum eine Ruhepause zu gönnen, sie tanzt stets auf der Spitze, auch wenn sie es nicht kann, und ihr Programm besteht aus Liebesfreud und Liebesleid, einem Matrosentanz oder dem der Republik entsprechenden Fridericus-Rex-Marsch, einer Puppe oder einer Biedermeier-Puderquaste. (Wenn sie unmöglich Spitze tanzen kann, geht es auch ohne.)

Zum Schluß aber will ich einer typischen Erscheinungsform gedenken, die in allen möglichen Variationen sich fast in jedes Cabaretprogramm einschleicht: *der Sketch.* Man benötigt dafür einen Telephon-Apparat, eine spanische Wand und eine Chaiselongue. Zwischen Telephon und Chaiselongue steht die spanische Wand, und während einer telephoniert, zieht sich eine auf der Chaiselongue aus, aber es ist eine Verwechslung, was sich allerdings erst später herausstellt, nachdem einige Witze unzweideutigster Art gefallen sind, wodurch wieder einem versöhnlichen Ende die Wege geebnet und dem Fallen des Vorhangs keine Schranken mehr gesetzt sind.

Sieben Typen, sieben Nägel zum Sarg des Cabarets, und nur ein Trost: daß mit dem Sarg auch die Nägel unter die Erde kommen.

R. I. P. (Ich trage nichts nach.)

Osio Koffler Käte Erlholz

DER AMATEUREMIGRANT

Von

H. v. DISSELHOF

„Paraguay und baltische Barone, wie kann das zueinander stimmen?" sagte Wasili.

Aber der baltische Edelmann, der hoch und wettergebräunt über Berliner Asphalt schritt und so einfach und vornehm ländlich neben den modischen Herren in Wasilis Antiquitätenhandlung saß und die Pfeife rauchte, erzählte Zauberdinge von Maisfeldern, Rinderherden und Kolibris.

Ich war ein blutjunges Kerlchen noch damals, wollte nach einem wilden Leben in dem wilden München (meinte ich) an einer kleinen Universität promovieren und versuchte nun, während der Ferien in Berlin Atome meiner verschiedensten Dürste zu löschen. Das war in der Zeit des Inflationsanfanges, als Charlottenburg und Wilmersdorf von Russen wimmelten. Und die Russen imponierten mir damals mächtig. Ihre Ehrlichkeit erschien mir ungehemmt. Wasili, der russische Gardeoffizier, hatte fabelhafte Reichtümer, Ländereien, Wälder und Schlösser am Rande des Kaukasus und im Schatten des Ural besessen. Deshalb imponierte er mir noch mehr. Später stellte sich heraus, daß er wohl oft köstliche Riesenerdbeeren aus seinen Plantagen mit frischer Sahne darüber gelöffelt hatte, allein sich nicht zu entsinnen vermochte, wie eine Erdbeerpflanze wächst, ihre Ranken wirft und neue feingezackte Blätter bildet. —

Wasili lachte über die baltischen Herren: Was wollten die in Paraguay?

Zwei Abende später kam er zu mir:

„Du weißt morgen nicht, was du für Geld hast, und übermorgen ist es gar nicht so sicher, ob du dir dein Essen bezahlen kannst. In sechs Wochen machst du bestenfalls dein Examen, aber getraust du dich, mit mir auch nur um fünf Dollar zu wetten, daß du eine Anstellung bekommst, die dir ermöglicht, sorglos an einigermaßen rauchbaren Zigaretten zu saugen?

Hiermit frage ich dich, ob du mit mir nach Paraguay auswandern willst?"

Warum ich lachte. — Ja —, das wäre vorgestern gewesen —, und es gebe eben auch andere Balten —, und Baron Y. sei einer von denen —, und ob es überhaupt ein Leben sei, Bilder zu verkaufen, die nichts wert seien —, und ob ich denn Freude daran hätte, während des Semesters tagtäglich und abends auch bunte Mützen angaffen zu müssen.

Ich sagte, ich bäte um zwei Tage Bedenkzeit, ging freilich dann aber schon am nächsten Tage an Wasilis Tür klingeln, war furchtbar bleich und sagte zitternd: „Ja!" —

Dann gelang es mir, ihn zu überzeugen, daß wir einen berufenen Landwirt mit uns nehmen müßten.

Den fanden wir bald. Er war zu uns Edelleuten der schroffste Gegensatz, kahlköpfig mit 24 Jahren, sächsisch, nüchtern, anfänglich bescheiden und — sobald er sich durchgefuttert hatte — großschnäuzig.

Ich selbst war der Begeistertste. Ich hatte auch kein Geld und verstand von

Landwirtschaft so viel wie ein guter Gaucho vom Maisbau: ein wenig vom Dürftigsten, aus der Zeit, in der wir auf unseren Kinderbeeten Salat und Radieschen pflanzten, die wir für Wucherpreise der Küche geliefert haben. Jetzt hatte ich Kunstgeschichte studiert und war der Jüngste.

Um zum Schluß des Anfangs zu kommen: Wir waren ein unalltägliches Auswanderer-Kleeblatt. Der Russe verwöhnter Lebemann. Ich voll des ethischen Triebes, endlich Taten zu tun. Der Landwirt willens, sehr schnell wohlhabend zu werden, und der Meinung, in Südamerika würde ihm das schon gelingen.

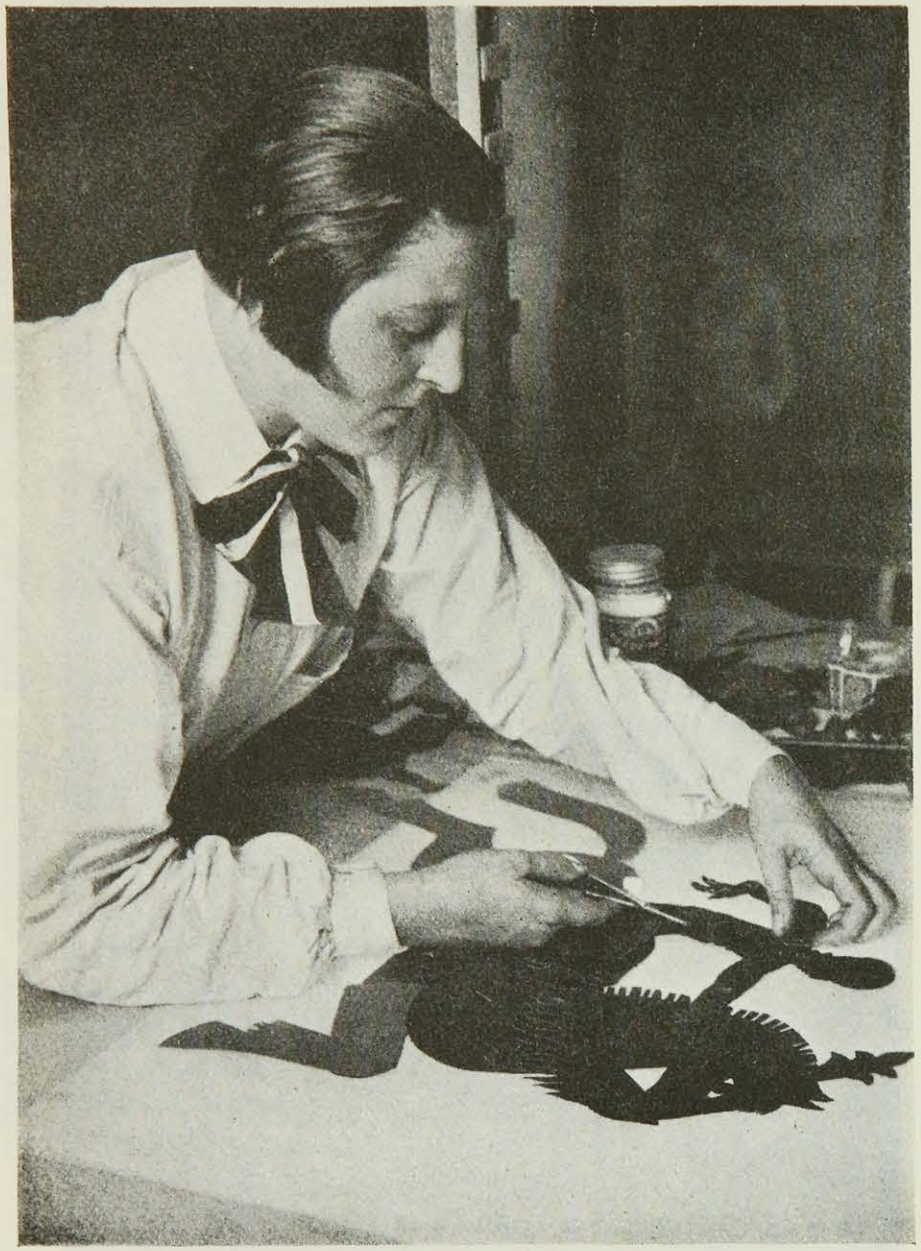
Drei Wochen später schaukelten wir aus der Nordsee hinaus. Das Schiff strotzte von Deutschen, Tschechen, Ungarn, Polen und sogar Italienern vom Mittelmeer. Wir wollten stilgerecht anfangen und reisten Zwischendeckkabine. Wasili fing schon im Hamburger Hafen an, enttäuscht zu sein. Ehe wir den Golf von Biskaya gestreift hatten, hatte ihm für einige Pfunde ein Koch der ersten Klasse seine gut ventilierte Kammer vermietet. In der spielten wir Schach bei Sherry.

Oh, die Reise war schön! Der viele Mut, der hier versammelt war; unendliche Hoffnungen, die sich auf dem kleinen Schiff zusammenstauten! Die Matrosen lächelten mitleidig, höhnisch die dicke Mädchenhändlerin aus Budapest, wenn sie glaubte, niemand sähe es. Abends spielte ein Russe die Balalaika. Wasili war gerührt. Ich sah den Tänzen der Spanier zu, die sich in La Coruña und Vigo eingeschifft hatten, und machte erste Konversationsversuche. Während der junge Landwirt aus Sachsen sich in Qualen der Seekrankheit überstöhnte, näherten wir uns den Kanarischen Inseln. Jäh ragte der hohe Pic von Teneriffa aus der hellen See. Fliegende Fische. Schwere Trauben gelber Weinbeeren.

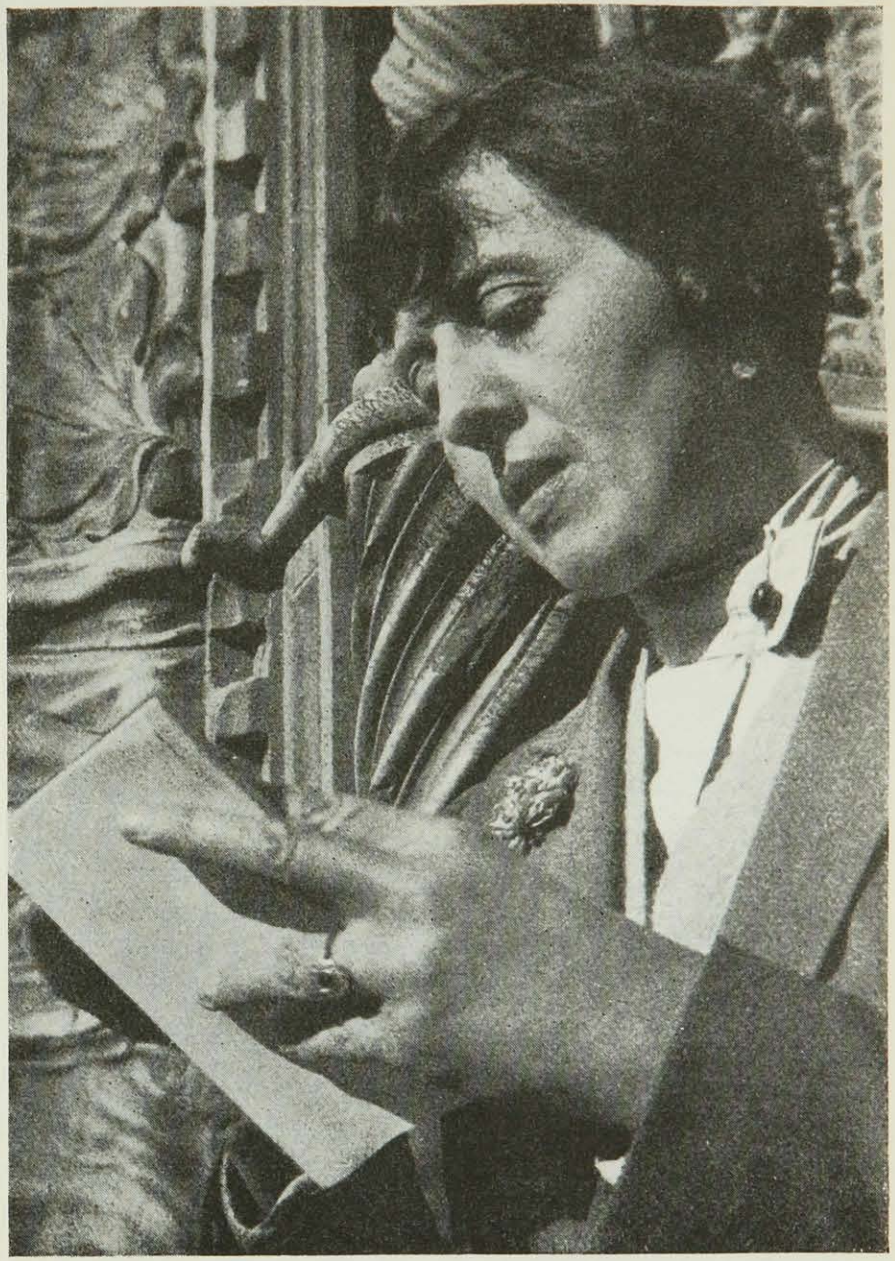
Oh, und die Einfahrt bei Nacht in den Hafen von Rio. Das war zum Verrücktwerden märchenhaft. Die Sterne waren ganz nah. Viele Lichter flimmerten auf den Bergen. Man spürte, daß das Meer zwischen weißen Felsen und Palmendickicht stand. Und die Schwüle berauschte.

Dann am Morgen die großen Meervögel, die zwischen den fremden Schiffsflaggen hindurchflogen, und am Lande in Armut und übertriebenster Eleganz die Neger. Zwischen allem dichtes Aroma von Früchten. —

Einige Auswanderer schifften sich aus. An Bord wurde die Stimmung schon ernster. — Noch sieben Tage Seefahrt in schwerer See. In Buenos Aires wehte Eiswind. Wasili war wieder enttäuscht; denn er hatte sich argentinische Winter milder vorgestellt. Die Häuser erschienen vom Hafen aus unfreundlicher als die der Berliner Friedrichstadt. Die Auswanderer hatten kaum noch ein Wort gesprochen, als der Lotse an Bord gestiegen war, um uns durch das lehmige La-Plata-Wasser zu führen. Dann sah man sie herumirren, verloren, verlassen zwischen den unheimlich vielen Autos, dem nie gesehenen Ueberfluß an „Fords". Frauen zeigten verweinte Augen neben den irre trotzigen ihrer Gemahle, Friseuren, Bäckern, Kellnern, Schneidern, Kommis und Schustern. Wenn ihr nur Schmied statt Schneider, Zimmermann statt Schuster gelernt hättet. Buenos Aires ist voll von euresgleichen und von besseren; denn ihr könnt ja nicht einmal euch verständlich machen, seid stumm unter den Fremden.



Lotte Reiniger schneidet ihren Prinz-Achmed-Film



Die Gattin des Malers Arthur Grimm in Florenz

Photo Block

Renoirs Haus in Cagnes

Claude Renoir, Auguste Renoirs jüngster Sohn mit Frau und Kind in Cagnes

Der Negerskulpturensammler Paul Guillaume bei den Negern

Photo Bonney

Baron R. A. Lehmann, der Vertreter Liberias in Genf

Der Amateur-Emigrant H. v. Disselhoff

Die Maler Arnthal, Detaille, Rudolf Levy, Gesinus Visser und Pascin mit ihren Damen

Ausstellung Flechtheim

Rudolf Levy, Sanary

Eure Photographiermaschinen in Lederhüllen, eure glänzenden Jagdgewehre, deren Einweihung ihr euch noch aufgespart habt, sicher, Herrengewohnheiten im freien Amerika pflegen zu dürfen — die besten Staatsstücke eurer Frauen, eure Selbstladepistolen und sogar eure Trauringe und Feldstecher wird man in einigen Tagen in dem oder jenem Schaufenster — zwischen all dem Krimskrams eurer älteren Leidensgenossen — in der Calle 25 de Mayo sehen. Dort lauern die „Haifische" einer neben dem andern in ihren muffigen Ladenbuchten auf euresgleichen. —

Nicht alle von euch sind Amateuremigranten. Viele zwang ein Entweder — Oder. Bestenfalls zehn Prozent, die allerhartnäckigsten und gesundesten, werden in der Tat mit der Zeit Herren über Land und Leute werden, was in Europa ihnen immer unmöglich geblieben wäre. —

Wasili war entzückt über die Schaufenster. Das ist ja Paris. Und die Hühner, die sich am Roste drehen, die phantastischen Konfitüren. Das ist Petersburg. Und willst du bestreiten, daß die Frauen auf der Florida elegant sind? In Berlin sieht man fast nur bei Russinnen diese Grazie.

Indessen bekam der Landwirt trübe Augen und war unglücklich, wenn er an die deutsche Gemütlichkeit dachte. —

Im Konsulat wartete ein Brief auf uns. Nach acht Tagen fuhren wir nach dem warmen Norden, an die brasilianische Grenze. Unser baltischer Freund hatte sich wegen einer Revolution aus Paraguay nach Argentinien zurückgezogen. Er empfing uns nach der vierzigstündigen Reise auf der kleinen Bahnstation. Die Luft war schwül. Millionen kleiner Frösche läuteten, als ob alle blühenden Orangenbäume voll Holzglöckchen hingen. Nachher überm dumpfen Bett schwirrten 100 000 Moskitos.

Anderntags ritt man auf geliehenen Pferden hinaus, um sich nach Land umzusehen. Es war selbstverständlich, daß man reiten konnte. Nur ich schlug an die sechsmal ins Gras und war wütend, daß überdies aus allen Strohhütten, an denen wir vorüberritten, schwarze Frauen- und Kinderköpfe spöttisch grinsten, weil ich eine Stute ritt.

Binnen vier Tagen hatten wir Land gekauft. Alte Orangenbäume über einem Ziegelsteinhaus mit Strohdach. Weiter im Tale floß ein breiter Bach mit blauen Schwertlilien und Aalen. Er endete noch in unserm Gelände in einer Schilflagune, Genist von Wildenten, Schlangen und Sumpftruthähnen.

Wasili wurde seiner Haltung und Gepflogenheiten wegen bald allgemein der Fürst genannt. Er konnte sich erst acht Tage später entschließen, zu uns hinauszuziehen, nachdem wir eine alte Indianerin mit ihren Hühnern, Kindern und Flöhen aus dem Hause getrieben hatten.

Nun konnten wir uns in Ruhe beim Pflügen abwechseln. Alle drei Stunden hörte man eine andere Stimme zornig die indianischen Namen der Ochsen schreien. Wir säten Mais, Erdnüsse, Bohnen, Baumwolle, Mandiocawurzeln. Alles, was man sich denken kann. Es wurde bald offenbar, daß der gute Landwirt aus Sachsen noch weniger von argentinischer Landwirtschaft verstand als wir. Er ritt wie ein Stück Infanterie, der Russe auf seinem weißen Lammfell wie der Großmogul, ich mit fliegenden Armen wie ein Gaucho. Jeder hatte zwei Pferde.

Das Leben war schön, besonders Aale fangen, Pferde in die Schwemme reiten und, am Feuer sitzend, Mate trinken und der Ziehharmonika lauschen.

Jedoch stellte sich nach vier Monaten heraus, daß wir pleite gehen würden. Wir waren von Deutschen, die das Land schon länger kannten, jämmerlich betrogen worden, und unser lieber Baron aus Livland noch ärger als wir. Aber über unserem Frühstückstische schwirrten die Kolibris wie große Schmetterlinge, und das versöhnte mit vielem.

Wasili hielt noch eine Zeitlang aus, dann hatte er bald Rheumatismus vom kalten Südwind, der nach jedem tollen Gewitter einsetzte, bald schmerzten die Nieren infolge des starken Nachttaus. Dazu schien das Ungeziefer sein fürstliches Blut ganz besonders zu lieben. Zum Fürchten war, daß wir täglich drei Schlangen totschlugen. Tröstlicher wirkte, wenn unerwartet eine vermeintlich als Jungfrau abhanden gekommene Henne, stolz aufgebläht in ihrer Frauenwürde, mit Dutzenden kleiner Kücken zurückkam. Auch Wasili freute sich über solche Dinge, aber schließlich war er eben immer leichter enttäuscht, fuhr nach Paris und überließ uns und sein Land seinem Schicksal. Da fuhr der deutsche Landwirt über den Uruguayfluß nach Brasilien, nachdem er einen Pachtvertrag auf Halbpart abgeschlossen hatte. Ich fand, ich weiß nicht wie, eine Lehrerstelle bei einem reichen argentinischen Estanciero. Ich schrieb damals nach Hause: „Das Land ist schön in seiner Freiheit. Ich liebe die unermeßlich weiten Grasebenen. Mir würde es schwer werden, nach Europa zurückzukehren, aber ich habe doch nicht die Courage, meinen europäischen Menschen gänzlich aufzugeben, indem ich mich hier festsetze."

Vom Sachsen hörte ich indessen, daß er in Brasilien höllisch betrogen worden war und Geld vom Vater erwartete, um die Rückreise anzutreten.

Ich mußte schadenfroh lachen, fühlte, daß ich mich im anderen Klima, bei der Raubtiernahrung, zwischen anderen Menschen und auf anderer Erde stark zum Raubtier hin verändert hatte ... Ich lebte wie ein Edelmann, ritterlich zu Pferde, mit gutem Jagd- und Fischgerät versehen ...

Daß sich die fleischige Hausfrau in meine blauen Augen vergucken mußte! Ich hätte es viele Jahre bei solchem gesunden Tagewerk ausgehalten. Weil ich treu wie ein Hund war, wurde ich zum Joseph vor der Frau des Potiphar und war gezwungen, mich selbständig zu machen.

Jemand verkaufte mir einen Apparat für Schnellphotographie, wie man sie in den Buden auf den Jahrmärkten findet. Da man in jenen Ländern sein Erspartes noch nach solidem Brauche in lebendem Vieh anzulegen pflegt, war ich mit Pferden gut versehen und ritt von Campschenke zu Campschenke. Eigentlich verdiente ich nur Sonntags ein paar Centavos. Die betrunkenen Gauchos waren entzückt über ihre Schönheit auf meinen Bildern, einige freilich auch erzürnt, daß so eine Photographie nicht alles faßte wie ein kubistisches Bild: Rücken und Stirn, Peitsche, Sporen, Revolver und Messer. Einmal stach man nach mir mit dem Messer.

Aber noch lästiger waren die Mädchen, weil sie immer weißer aussehen wollten, als die Minderwertigkeit meines Apparates und ihre natürliche Hautfarbe zulassen konnten. Sie puderten sich zuweilen die hübschen Bronze-

gesichter weiß wie Puppen. Weil mir die Bildchen dann selbst nicht gefielen, verschenkte ich sie und kam zuletzt nach ein paar Monaten an den Bettelstab. Das Leben war so herrlich gewesen unter dem weiten Sonnenhimmel, auf der freien, weiten Ebene. Ich hatte meine Stuten wie Bräute geliebt, nun mußte ich sie für fünfzig Pesos verkaufen, um nach Buenos Aires zu kommen. Ohne Geld kam ich an. Zum Glück erkannten mich die Hotelkellner noch aus des Fürsten Zeiten her und hielten mich für einigermaßen wohlhabend. Ich suchte meine Empfehlungsschreiben anzubringen; aber niemand wollte borgen. Endlich schrieb ich, von Angst gepeinigt, einen Artikel über das Museo de Bellas Artes in Buenos Aires, obwohl absolut nichts darüber zu sagen ist. Man honorierte mich der Aufgabe des Artikels entsprechend, so daß ich mich nach Comodoro Rivadavia, dem patagonischen Oelfelderbezirke, einschiffen konnte.

Als ich ankam, fand ich keine Arbeit. Die deutsche Kompanie, bei der ich nach langem und mühseligem Suchen eingestellt wurde, hatte offenbar nur aktive Unteroffiziere als Bohrmeister. Das war eine harte, schmutzige Arbeit im Bohrturm. Dazu die trostlose Landschaft: Sandhügel hinter Sandhügel. Kein Baum, kein Gras, aber Wind in Fülle, ein Tag wie der andere. Oft drang der Flugsand durch die Fugen unserer Wellblechhäuser und lag auf den Betten und machte die Bissen sauer erarbeiteter Speisen knirschen.

Die Arbeit im Bohrturm war mir zu hart. Ich suchte Arbeit bei den Minen des argentinischen Staates und fand eine Stelle als Heizer unter internationalen Gesellen, Türken, Griechen, Italienern, Montenegrinern, Russen, Ungarn, Serben. Wir vertrugen uns alle musterhaft. Auch viele Chilenen waren dort und Argentinier aus den armen Nordwestprovinzen, Grenzbezirken des alten Inkareiches. Das waren Burschen mit blauschwarzem, strähnigem Haar und seltsamen, melancholischen Augen, — Indianerblut, goldene Seelen.

Einschläfernd gleichmäßig gingen die Tage. Nur hin und wieder feierten wir eine Nacht in unseren ärmlichen Buden aus Wellblech. Wir tranken Rotwein oder Zuckerrohrschnaps, und die Chilenen, Catamarqueñer und Riojaner spielten Gitarre und tanzten. — Oh, wie sie spielten! Und mit welcher Hingebung tanzten sie! Ihre schwachen singenden Stimmen waren so feierlich!

Ein Sommer verging und ein harter Winter. Wir blieben meistens in unseren Campamenten, ohne Sehnsucht nach dem Städtchen, das ja auch fast nur aus Wellblechbuden bestand, — wenn man auch wie in den Goldgräberstädten alles kaufen konnte: französische Parfüme und seidene Hemden, scotsh whisky und pommerische Spickgans, nur keine Bücher. Man kam ja doch jedesmal mit leeren Taschen wieder. Für die Art Weiber lohnte sich der ganze Katzenjammer wirklich nicht. —

Gleichmäßige Arbeit, tagaus und tagein, Werktags und Festtags. Der quälende Gedanke, man könnte gänzlich vertroddeln, wurde zuletzt immer stärker. Ich faßte den Entschluß, mich nach Europa einzuschiffen. Je näher ich zur Nordsee kam, desto trauriger wurde mir zumute. —

Von den Kleeblattblättern habe ich keines wiedergesehen. — Aber wenn ich hier in Barcelona vor einem Café sitze und ein Blinder kommt, einen argentinischen Tango zu geigen, möchte ich den Tisch umwerfen, meine Schuhe ausziehen und mir Sporen an die nackten Füße schnallen. — So reißt's!

BÜCHER-QUERSCHNITT

ELEONORE DUSE, Bildnisse und Worte. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelssohn. Rudolf Kaemmerer, Verlag, Berlin.

Der Eindruck, den Eleonore Duse auf hervorragende Zeitgenossen gemacht hat, manifestierte sich je nach ihrer sprachlichen Begabung und Ausdrucksfähigkeit in Stufungen vom Gedicht gewordenen Hymnus bis herab zur pathetischen Banalität. Was in diesem Buche festgehalten wurde, sind solche unterschiedlich wertvollen Denksteine für die Duse. Hofmannsthal, Shaw, Hermann Bang, d'Annunzio, Kerr, Rilke, Pirandello, Hauptmann, Bahr und einige andere kommen zu Wort, wenn sie es auch nicht alle fanden. Unvergeßlich sind die Bilder, nach dem Alter geordnet, ein Kalvarienberg schmerzlicher Gesichte, die Genialität einer alternd nur immer schöner werdenden Frau beweisend. *A. B.*

ERNST BERGMANN, Geschichte der deutschen Philosophie. 1. Band: *Die deutsche Mystik.* Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Die Absicht des Autors, nicht nur Systeme, sondern auch Persönlichkeiten, also Idee und Gestalt zu zeigen, ist ihm zu verwirklichen gelungen. Es ist so etwas entstanden wie eine kurze Geschichte der Kunstwerke des philosophischen Gedankens in Deutschland. Etwas kühn ist es, die acht Philosophen-Porträts als „Bildersaal" anzugeben. *A. B.*

ELIZABETH RUSSEL, „Die unvergeßliche Stunde", Roman. Ullstein.

Es gibt eine typisch englische Form der Betrachtung monotoner Zustände im Familienkreise, fast einfältiger, gedehnter Episoden, die die Haupthandlung nur wenig vorrückt, und trotzdem still amüsiert. Von solchen sanft-komischen Bildern ist die im Grunde ernsthafte Geschichte der Mrs. Cumfrit umgeben, die einen jungen Mann heiratet, weil er so verliebt ist, und weil es so unwiderstehlich verlockend ist, als alternde Frau schwärmerisch geliebt zu werden. Er entführt sie von dem Landsitz ihrer puritanischen Tochter; eine Verjüngungskur bringt im weiteren Verlaufe aktuellen Einschlag; ein Todesfall gibt den Hintergrund für den Schluß. Das Idyll ist anziehender als das Problem: des Altersunterschieds zwischen Liebenden. Aber wesentlich bleibt der Eindruck der Episoden in einem Abstand der Anschauung — eben nahe genug, um Herzlichkeit zuzulassen, und fern genug für liebenswürdig-ironische Ueberlegenheit. Elizabeth Gräfin Arnim-Russel hat ihren Namen als Schriftstellerin bisher der Oeffentlichkeit entzogen, ihr erstes Buch „Elizabeth and her german garden" ist anonym erschienen, nach seinem weithin großen Erfolg zeichnete sie spätere Bücher als Verfasserin dieses ersten. *gf.*

HANS UEBERSCHAAR, Die Eigenart der japanischen Staatskultur. Verlag Theodor Weicher, Leipzig.

Fern der sentimentalen Romantik europäischer Touristen wird das Pathos des japanischen Staatsglaubens von einem Kundigen analysiert und dem auf ewiges Kirschblütengestöber vorbereiteten Europäer männliches Gesetz vorgestellt. *A. B.*

ALFRED MOMBERT, Der Thron der Zeit. Walter Hädecke Verlag, Stuttgart.

Diese Exstase ist antiquiert, erinnert an überalterte Wandervögel und ist besonders peinlich, weil sie mit Plunder gewordenem Vokabular hantiert, Requisiten eines schillerkragenden Fürsichseins, eines trotz allem tief und stark Empfindenden. *A. B.*

PIERRE FRONDAIE, „Der Mann mit dem 100-PS", Roman. Ullstein.
Ein Auto bestimmt das Schicksal. Auf dem Wege nach den Kolonien, wo er seine Armut vergraben will, gerät George Dewalter leihweise in den Besitz eines eleganten Hispanowagens. Durch ihn gewinnt er die Frau seines Lebens, Frau eines andern, Luxusgeschöpf, der er die Komödie seines Reichtums spielt. Unversieglich ist die Sehnsucht nach dem schönen, großmütigen, eleganten, skrupellosen, dabei tief edlen Liebespaar! Aber in diesem graziös und schwungvoll gemachten Roman ist diesen Idealen ein Gegenspiel gestellt, der Gatte, ein in Zynismus und Abwegigkeit von Vitalität strotzender Kerl, unwahrscheinlich, aber glaubwürdig, viel schicksalhafter als das Auto, und vom Standpunkt der literarischen Geschicklichkeit eine ausgezeichnete Balance in der schön geschwungenen Handlung.
gf.

ARNOLD ZWEIG, Regenbogen. Erzählungen. Verlag J. M. Spaeth, Berlin, 1925.
Eine sympathische Art zu erzählen, mit viel Bemühen um die Formulierung. Vor allem handelt es sich bei Arnold Zweig um Menschen und Situationen unserer Art, also um für uns alle wichtige, aktuelle Dinge, um Verknüpfungen, die aus der Kenntnis der Zeit kommen. Vielleicht ist dabei noch zuviel Jean Paul in ihm, trotz der Leute von heute und morgen, die er schildert. Aber es ist der Weg zu den kurzen Geschichten, denen die künftige Prosa gehört. *A. B.*

RUDOLF LEONHARD, Die Ewigkeit dieser Zeit. Verlag Die Schmiede, Berlin.
Wenn je guter Wille und ungeklärtes Wollen, Anstand der Gesinnung und sinnloses Anstehen vor allen Toren der Welt in einem Schriftsteller vereinigt waren, so ist es Rudolf Leonhard. Der Möglichkeit zur reinen Lyrik und reinen Darstellung beraubt er sich durch einen aktiv politischen Sendungsglauben. Er bleibt schließlich nur Geschäftsführer seines privaten Chaos. *A. B.*

INAYAT KHAN, Aus einem Rosengarten Indiens. Rotapfel-Verlag, Erlenbach, Zürich und Leipzig.
Der indische Wanderer Inayat Khan gibt hier das Wesentliche seiner Lehre: Die Alleins-Einsicht und die unzerrissene Bedeutung des Individuums als Mensch, Rasse und Staat. Gegenüber der lyrischen Flachheit Tagores im Geistigen stehen die Ansprüche Inayat Khans an die geistige Existenz als notwendige Korrelate eines Aristokraten von Zucht und Haltung. *A. B.*

LORENZ DÜRR, Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung. Ein Beitrag zur Theologie des Alten Testaments. Verlag C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.
Als ein Beitrag zur Theologie des Alten Testaments bezeichnet sich diese Arbeit, in der die Frage nach dem Alter und dem Gang der Entwicklung der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung so beantwortet wird, daß chiliastische Erwartungen und die mit dem Heilsgedanken verbundene Messiasidee als uralt vorausgesetzt werden. *A. B.*

HERMANN PIES, Kaspar Hauser. Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse. Robert Lutz, Verlag, G. m. b. H., Stuttgart.
Nach den Empfindsamkeiten Wassermanns wurde Kasper Hauser wieder Gegenstand von Deutungsversuchen durch Menschen, von denen sich auch kein einziger zu wirklichem Quellenstudium verstehen wollte. Die hier zusammengetragenen Dokumente — Vorarbeit einer großen Aktenpublikation — bringen zuerst wirklich Quellen-Aufzeichnungen von Zeitgenossen und verzichten auf billige Deutungen. *A. B.*

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny*

Unter den Ereignissen des Antiquariats und Kunsthandels hat keins mehr Aufsehen erregt als der Verkauf der auf Pergament gedruckten 42zeiligen Gutenbergbibel aus dem Benediktinerstift St. Paul im Lavanthal in Kärnten an den Inkunabelnsammler Dr. Otto F. Vollbehr in New York. Der Preis betrug rund 1 200 000,— M. Nachdem die bedeutenderen Antiquare der Welt zur Konkurrenz herangezogen worden waren und sich mit ihren Angeboten immer höher gesteigert hatten, vermittelte schließlich der Frankfurter Antiquar Dr. Felix Kaufmann mit seinem Höchstgebot für Vollbehr den endgültigen, monatelang hinausgezögerten Verkauf. Trotzdem Vollbehr einer der wirklich verständigen und wohlorientierten großen Sammler ist, wurde doch daran gezweifelt, ob er die Gutenbergbibel für sich selbst oder für einen noch prominenteren anonymen Auftraggeber gekauft hat. Vollbehr ist auf jeden Fall ein Sammler von solcher Bedeutung, daß es sich lohnt, über ihn und die Gutenbergbibel einiges (nach dem ausgezeichneten Bericht von Reichner in der „Frankfurter Zeitung" vom 2. Oktober) mitzuteilen. Vollbehr, der ein gebürtiger Deutscher ist, lebt erst seit kurzem in den Staaten. Er hat vor 1910 Handschriften, Flugblätter und Drucke über das Leben Mohammeds und die Entstehungszeit des Koran zu einer einzigartigen Sammlung vereinigt und der Bibliothek des Sultans in Konstantinopel übergeben, ob geschenkt oder verkauft, weiß ich nicht. Danach spezialisierte er sich auf das Sammeln von Inkunabeln und trat mit seiner Inkunabelbibliothek ebenbürtig neben Pierpont Morgan und den kalifornischen Eisenbahnmagnaten Huntington in Pasadena. Gelegentlich des Eucharistischen Kongresses in Chicago hatte Dr. Vollbehr diesen Sommer seine 3000 liturgischen Drucke, die noch jetzt im National Arts Club in New York zu sehen sind, ausgestellt und bewundernde Anerkennung der doch wirklich verwöhnten vatikanischen Sachverständigen gefunden. Uebrigens wurde aus dieser Sammlung das Officium Mortuorum gestohlen, das aber bald wieder in die Sammlung zurückgelangte.

Vollbehr besitzt über 3000 vor dem Jahre 1500 gedruckte Bücher und damit wohl ein Zehntel aller bekannten erhaltenen Frühdrucke in allen Sprachen, in denen überhaupt vor dem Jahre 1501 gedruckt worden ist, über alle Wissensgebiete jener Zeit. Er hat allein 466 bisher gänzlich unbekannte Drucke. — Von der berühmten 42zeiligen Gutenbergbibel sind heute zehn auf Pergament und 41 auf Papier gedruckte Exemplare erhalten. Pergamentexemplare besitzen in Amerika außer Dr. Vollbehr noch die Morgan-Bibliothek und die Sammlung Huntington; in Europa die Preußische Staatsbibliothek in Berlin, die Universitätsbibliothek in Göttingen, die Vatikanische Bibliothek in Rom, die Pariser Nationalbibliothek, das Britische Museum, die Leipziger Universitätsbibliothek und das Leipziger Buchmuseum.

Interessant ist auch die Uebersicht Reichners über die Preisentwicklung für 42zeilige Gutenbergbibeln seit dem Jahre 1769 bis heute.

Pergament-Exemplare

1769	Auktion Gaignat	2 100 Frc.	
1817	Auktion Max Carthy	6 260 „	
1873	Auktion Perkins	3 400 £ =	68 000 Mk.
1911	Auktion Hoe	50 000 $ =	210 000 „
1926	St. Paul Expl.	275 000 $ =	1 155 000 „

Papier-Exemplare

1793	Bodleiana-Expl.	100	£ =	2 000	Mk.
1832	Münchener Dublette	350	fl.		
1858	Auktion Butsch	2 336	„		
1873	Auktion Perkins	2 690	£ =	54 000	„
1884	Auktion Syston Park	3 900	£ =	78 000	„
1889	Auktion Hopetoun	2 000	£ =	40 000	„
1891	Auktion Ives	14 800	$ =	62 000	„
1896	Auktion Ashburnhan	3 000	£ =	60 000	„
1908	Auktion Amsherst	2 050	£ =	41 000	„
1911	Auktion Huth	5 800	£ =	116 000	„
1912	Auktion Hoe	24 000	$ =	113 000	„
1926	Auktion Melk. Expl.	123 000	$ =	516 000	„

Sonst verdient von alten Büchern weitere Aufmerksamkeit nur die Versteigerung der Inkunabeln-Sammlung Kurt Wolff, die einen recht mäßigen Erfolg hatte. Sehr viel ging zurück, und auch die besten Stücke erzielten Preise, die kaum über die Schätzungen hinausgingen. Mit gutem Erfolg konnte Paul Graupe Ende September eine Sammlung deutscher Erstausgaben versteigern, darunter einen Sammelband mit Handzeichnungen von E. T. A. Hoffmann, der von den überhaupt erhaltenen 70 Handzeichnungen Hoffmanns allein 52 enthält. Von wirklich inhaltlich beachtlicher Bedeutung war die von S. M. Fraenkel-Berlin versteigerte Sammlung kulturhistorischer Werke.

Zur Autographen-Auktion bei J. A. Stargardt-Berlin am 7. und 8. September sind noch einige allgemein interessierende Preise nachzutragen: ein Brief der Droste-Hülshoff 700 Mk., Görres an Gneisenau 220 Mk., Hebbelbriefe 215—290 Mk., Lenau-Porträt von Schwind 610 Mk., Hölderlin: Gedicht 750 Mk., das Originalmanuskript von Hosemanns „Kinderstreichen" 1910 Mk., ein Briefentwurf von Mozart 1100 Mk.

Die Autographen-Versteigerung bei Henrici brachte keine sensationellen Preise, wohl aber den Eindruck, daß auch die kleineren Sammler wieder lebhafter einkaufen, und zwar vor allem unter Abwendung vom geschichtlichen Interessenkreis zu inhaltlich belangreichen Handschriften aus der Literatur. Ein Brief mit drei eigenhändigen Schlußzeilen und der Unterschrift des Erasmus von Rotterdam kostete 710 Mk., eigenhändige Goethebriefe 100 bis 700 Mk., ein Brief Mozarts an seine Frau 1600 Mk., ein Brief Lessings 920 Mk. Sehr wichtig ist die Mitteilung, daß die berühmte Sammlung von Musik-Autographen aus dem Nachlaß von Wilhelm Heyer in Köln Ende November durch die Firmen Henrici und Liepmannssohn im Hause Henrici zur Versteigerung gelangt. Damit wird die wohl bedeutendste und umfangreichste Musik-Handschriften-Sammlung der Welt wieder zerstreut werden. Leo Liepmannssohn veranstaltete selbst nach längerer Zeit wieder eine Auktion, deren Katalog, mit besonderer Sorgfalt angefertigt, die schönsten und interessantesten Dinge aufweist, so besonders unter den ausländischen Rubriken solche Raritäten wie Eigenhändiges von Burns, Shelley, Keats, Oliver Goldsmith, Macpherson, Swift, Thomson, Torquato Tasso.

Am 16. Oktober, dem Todestage Chodowieckis, versteigerten Hollstein & Puppel in Berlin eine große, nahezu vollständige Chodowiecki-Sammlung, gleich darauf eine Sammlung von Kupferstichen alter Meister aus dem Besitz des Geh. Oberkriegsgerichtsrats Dames in Hannover. Für den 18. November und die nächsten Tage haben Hollstein & Puppel in einem prachtvollen Katalog eine ausschließlich aus ehemalig fürstlichem Besitz kommende Sammlung von französischen und englischen Kupferstichen, vorwiegend des 18. Jahrhunderts, angekündigt. Darunter sind

die herrlichsten Farbendrucke und Schabkunstblätter der größten Meister, in bei uns kaum bekannten Zuständen. Darunter Janinets Aquatintablett „Toilette der Venus" nach Boucher in Farben gedruckt, zwei Originalgouachen von Lavreince, prachtvolle Farbendrucke der Genrebilder von Wheatley, die Hauptfolge der Monuments des Costumes, als höchstgeschätztes Stück Debucourts berühmte „Promenade Publique" in Farben mit breitem Rand von geradezu unerhörter Schönheit dieses an sich schon seltenen Blattes. Wirklich eine fürstliche Sammlung, deren sich die Nachfahren der mecklenburgischen Großherzöge hier entäußern.

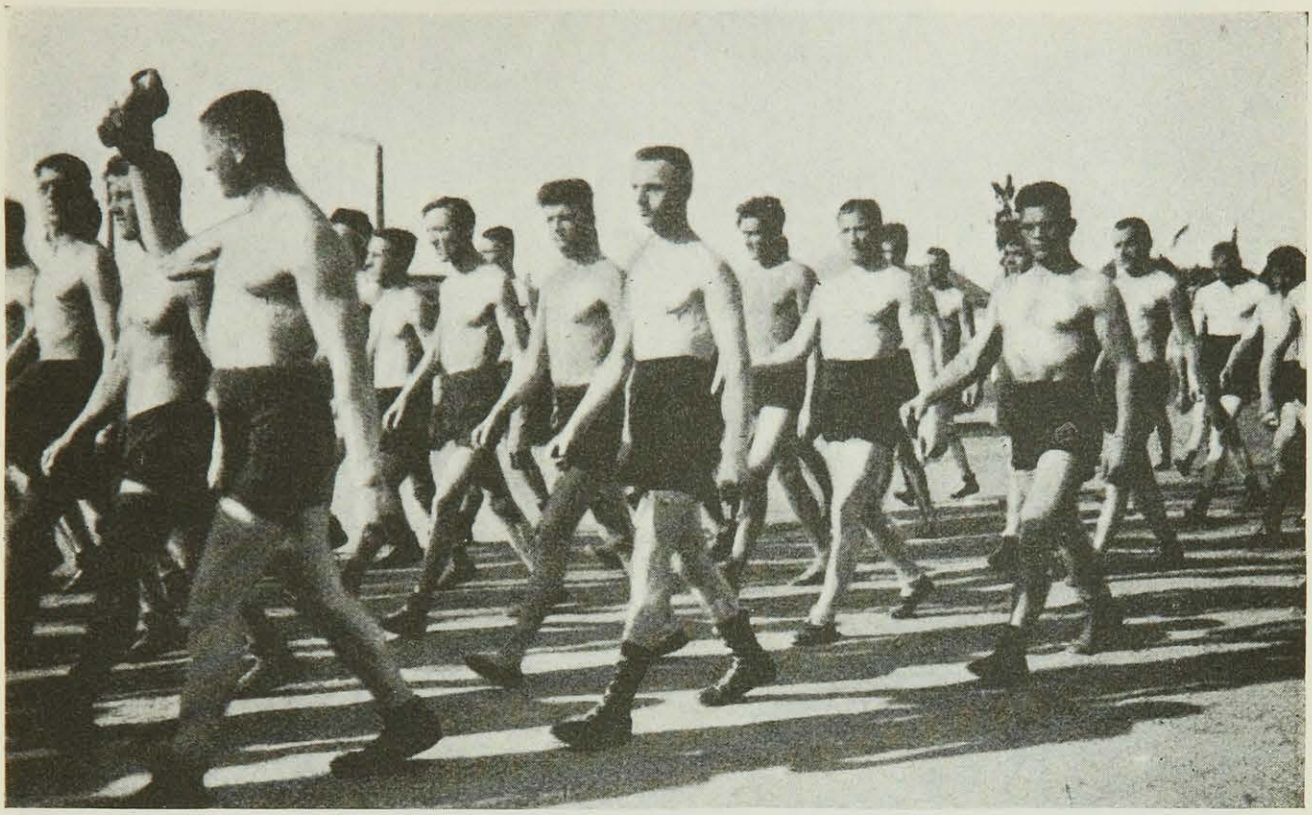
Eine andere Graphiksammlung von fürstlicher Provenienz, und zwar die Dubletten der Sammlung des 1854 verstorbenen Königs Friedrich August II. von Sachsen, wird vom 10. bis 12. November von Boerner in Leipzig versteigert. Die Sammlung selbst kommt derjenigen des Erzherzogs Albrecht, eines Onkels des Königs, der berühmten Albertina an Wert durchaus nah. In dieser Kupferstichsammlung höchsten Ranges sind nicht weniger als sechs Blätter des Meisters E. S. Jedes dieser Blätter ist nur in ganz wenigen Exemplaren bekannt, und Boerner hat wohl nicht unrecht, wenn er meint, daß die hier vorliegenden Drucke wohl die letzten sind, die überhaupt in den Handel noch kommen können. Nicht weniger selten ist das Blatt des Meisters b g „Die Heiligen Antonius und Paulus", ferner „Das Urteil des Salomon" des Meisters B. M. Es würde wohl zu weit führen, auch nur die bedeutendsten Seltenheiten aufzuführen, nur dreißig Blätter von Schongauer, dreizehn von Zasinger, sechs von Jan Duvet, solche von Kampagnola und Mantegna seien erwähnt; vor allem der „Kampf der zehn Gladiatoren im Walde" von Pollajuolo. Schließlich sei noch auf das große Dürer-Werk und die 120 Blätter mit 14 der seltensten Landschaftsradierungen Rembrandts hingewiesen.

Die Firmen Cassirer und Helbing hatten sich wieder zusammengetan und versteigerten Ende Oktober unter anderen Gemälden auch die Sammlung des Direktors Theodor Schall; gleich hinterher die Ost-Asien-Sammlung Richard Seeligsohn. Von großer Bedeutung für den Sammler asiatischer Kunst dürfte die von Paul Graupe für November vorgesehene große Versteigerung sein, in der besonders persische und indische Miniaturen von hohem Rang auf den Markt kommen.

Bei Hampton & Sons wird Ende November der Nachlaß des Lord Mitchelham versteigert, der außer den schönsten Porträtwerken von Romney, Gainsborough, Raeburn vor allem hervorragende Möbel und herrliche Gobelins enthält. Mitchelham selbst soll für Romneys „Anne Lady de la Pol" 800 000 Mark gezahlt haben. Bei Muller in Amsterdam kommen die berühmten Sammlungen Ditel mit den Bildern der Barbizoneschule und Petri mit prachtvollen alten Holländern am 30. November zum Verkauf.

Auktions-Kalender.

Anfang November: *Berlin, C. Hecht,* Graphik.
1. u. 2. November: *Dresden, Emil Richter,* Antiquitäten, Bilder.
2. November: *Frankfurt a. M., R. Bangel,* Gemäldesammlung Graf Fonehé d'Ostrante.
4. November: *London, Sotheby,* China-Porzellane.
5. November: *London, Sotheby,* Keramik und Porzellan.
4.—6. November: *Berlin, P. Graupe,* Luxus- und Pressendrucke.
9.—11. November: *Berlin, R. Lepke,* Mobiliar und Kunstgewerbe.
10.—12. November: *Leipzig, Boerner,* Dubletten der Kupferstichsammlung König Friedrich August II. — Dürersammlung Grisebach.
16. November: *Berlin, R. Lepke,* Alte Gemälde. — Moderne Graphik.
16. November: *Frankfurt a. M., Helbing,* Gemälde und Handzeichnungen.
18.—20. November: *Berlin, Hollstein & Puppel,* Französische und englische Kupferstiche des 18. Jahrh.
21.—22. November: *Wien, A. Kendl,* Gemälde.
22.—24. November: *Brüssel, G. Giroux,* Sammlung Prinz Arenberg: Fayencen, Gobelins, ostas. Kunst.
23. November: *Frankfurt a. M., Helbing,* Sammlung Sproesser: Chines. Kunst.
30. November: *Amsterdam, Muller & Co.,* Gemälde-Sammlungen: Dietel & Petri, Barbizon-Schule, Holländer, Italiener.
30. November: *Berlin, R. Lepke,* Sammlung Mühsam: Holzplastik, Möbel, Keramik, Gobelins, Kleinkunst.
1. Dezember: *Berlin, R. Lepke,* Sammlung Mühsam: Holzplastik, Möbel, Keramik, Gobelins, Kleinkunst.
9.—10. Dezember: *Berlin, R. Lepke,* Keramik-Sammlung Girtanner. Europ. und ostas. Porzellan.



Reichsarbeitersporttag im Düsseldorfer Stadion

Renée Sintenis und die Läufer Heinz Natan und Gettkant

Angelica Kaufmann

Auguste v. Zitzewitz

Galerie Flechtheim

Masereel, Schreibmaschinendamen

Galerie van Diemen

Aert de Gelder, Familienbildnis

Handwerksburschen auf der Walze

Photo Graudenz

Der Allround-Athlet, Philosoph und Globetrotter Josse Walker auf der Wanderschaft

Chodowiecki, Zeichnung in einem Brief (Autographen-Auktion Henrici)

MARGINALIEN

Faustfilm

Beinahe wäre es für Hans Kyser, den sympathisch klugen und ehrlichen Verfasser des Manuskriptes, zum Zweifrontenkrieg gekommen. Denn, wenn er zu seinem Werk, das sich als „Eine deutsche Volkssage" gebärdet, auch Motive der Volksbücher und Puppenspiele verwendet, in der Hauptsache bleibt er doch bei der Gretchentragödie, die Goethes Eigentum ist, und so entsteht wohl oder übel ein Wettdichten mit Goethe. Dazu hatte aber noch Gerhart Hauptmann seine Beteiligung an dem Sängerkrieg auf der Ufa angemeldet. In letzter Minute gelang es Kyser vermittels eines sehr „Offenen Briefes" in der „B. Z.", Hauptmann zur Zurücknahme seiner Nennung zu bewegen.

Die von Hauptmann gereimten Bildtitel erschienen also nicht auf der Leinwand. Aber im Foyer waren sie zu haben, als Buch, auf Kunstdruckpapier. Und staunend las man:

„Ich hasse dieses Volk von Menschlein unter mir:
Gott liebt sie, aber seine Allmacht ist
Der Drüse meiner Bosheit nicht gewachsen!"

Oder:

„Beim tugendsamsten Mägdelein
In dieser tugendsamen Stadt
Steigt eben jetzt ein Buhle ein,
Der sich gewaschen hat."

Oder:

„Ich kenne dich nicht, Weib, mit dem quäkenden Packen!
Seine Nüsse soll jeder sich selber knacken!"

Oder:

„Gretchen, Mädchen, drückt dich was? —
Du bist ja wie ein Laken so blaß!"

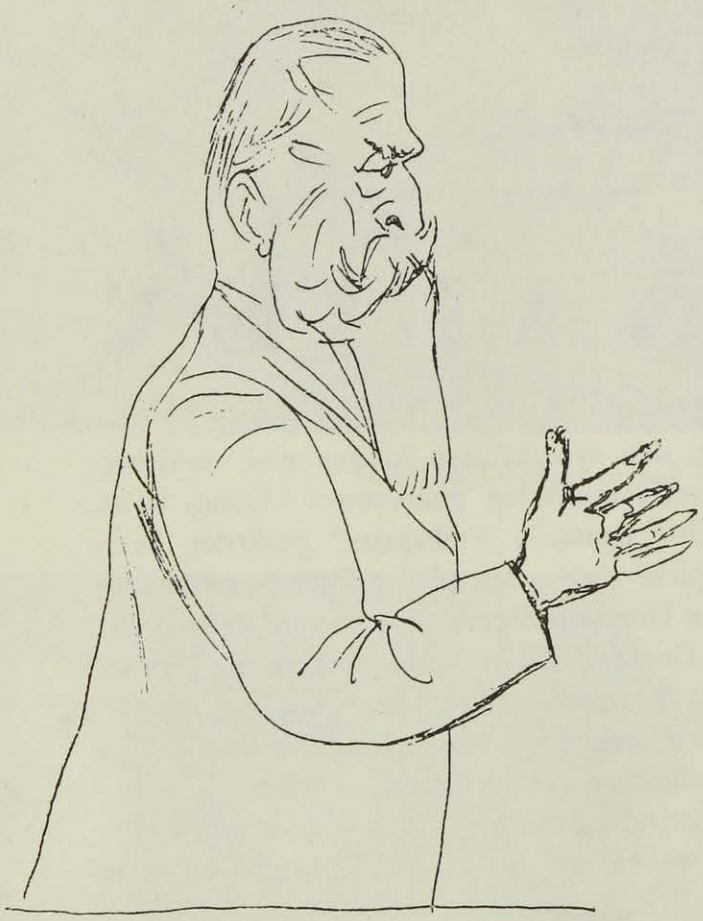
Oder:

„Hure, fort! Du hast mich besudelt!
Meinen Mörder in deinem Bette gehudelt!"

Hat Goethe die Konkurrenz Hauptmanns zu fürchten?
Hat es Hans Kyser?

Fränne.

Sexualkongreß. Freud sagte mal: Im wissenschaftlichen Betrieb sollte für die Scheu vor dem Neuen kein Raum sein.



R. Grossmann Prof. Steinach

Und es wurde, so schien es wenigstens dem Außenstehenden, diesmal jede Scheu überwunden, fast alle möglichen Themen, die irgendwie auf die Bauchnabelgegend Bezug hatten, neuartig und kühn angeschnitten. Und wenn Zivilisation Erkenntnis und Disziplin des Triebes bedeutet, so ist die Menschheit diesmal um ein Erkleckliches weitergekommen.

Aerzte, Gelehrte, Priester, Psychoanalytiker, Lehrer, Staatsanwälte, — aus allen Weltteilen waren sie gekommen.

Aber nicht nur der primitive, dunkle Sexualtrieb wurde uns physiologisch, psychologisch, biologisch, zoologisch, chirurgisch bis zum Zeugungshorror immer klarer, man kriegte auch eine Einsicht in die Naturbeschaffenheit des Menschengeistes in all seinen Variationen.

Von dem kühl beobachtenden, physiologischen Geist, der das, was in den Keimdrüsen der Ratten und Schweine vor sich geht, uns sachlich und sauber mit Scheinwerfern an die Wand warf, von dem philosophisch-psychologischen, der vom Menschen als betrachtende Ursache ausgeht, bis zu dem religiösen Geist, der allem Gestaltwerden feindlich, aus Erschütterungen äußerer Wirklichkeit hinweggetragen, himmelstürmend entrückt ist, waren alle Abarten vertreten und sprungbereit, in die Tiefen und Untiefen des menschlichen Liebesspieles zu tauchen. Nebenbei erfuhr man, daß man Hennen zum Krähen und Hähne zum Eierlegen bringen kann, und daß der Krieg mit Homosexualität zusammenhänge.

Dem greisen, etwas antiquierten, aber oratorisch glänzend geschulten Physiologen E. Gley aus Paris schwillt am Rednerpult sein gallisches Wagemütchen; er hüpft nur so am Vortragstisch herum und zeigt sich in immer neuen überraschenden Ueberschneidungs- und Verschwindungspunkten.

Alfred Adler aus Wien „trainiert die Nervösen erotisch" mit der psychoanalytischen Wurschtigkeit, der nichts Menschliches fremd ist.

Steinach ist am Rednerpult erschienen, obgleich er an der Zunge einen Abszeß hat! (Psychoanalytische Aufgabe: warum das verflixte Grodeksche „Es" gerade das Glied sich aussuchte, das uns so Wichtiges mitzuteilen hat.)

Trotz hohen Alters zeigen Bart und Augenbrauen einen preziös hellrötlichen Schimmer, was ihm bei seiner aufrecht stolzen, etwas stackigen Haltung das Aussehen eines schönen, alten Hahnes gibt. Ob er seine Verjüngungsoperation an sich selbst erprobte?

Nicht weniger als 85 Redner sprachen (Diskussionsredner nicht inbegriffen), fast jede einzelne Rede war in soundsoviel Exemplaren getippt. Eine junge Schöne verteilte mit graziöser Hingebung den gelehrten Herren die Elaborate: „Ueber die Mysterien des Orgasmus", über „Trisexualität", über „Einfluß der Steinachschen Operation auf die Catarakta senilis bei Hühnern", über: „Temperatur des Scrotums" (Hoden)! usw. Draußen im Treppenhaus feierten dreier Buchhandlungen leuchtende Titelblätter ihre stille Orgie.

Und über all diesen Monumenten der Liebe schwebte der verdienstvolle Präsident des Kongresses, Geh. Sanitätsrat Moll, er, der ihn ins Leben gerufen hat, als ein strenger, etwas fahler Eros. *Marie Zabler.*

Paul Wieglers „Geschichte der Weltliteratur" (Verlag Ullstein, Berlin), die lange Zeit vergriffen war, ist vor kurzem, in Text und Illustration bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführt, in vierter Auflage erschienen.

LYDIA SERGIJEWNA

Roman. 18. Taus. Halbl. M 5.50, Ganzln. M 7.—

Es ist das Liebesidyll eines führenden Petersburger Bankiers mit einem jungen Mädchen der obersten Gesellschaftsschicht. Auch das werden heute schon nicht viel Autoren mit so feinen Strichen zu zeichnen wissen. Aber nun die Umwelt der beiden, nicht nur im engeren Sinne ihrer Gesellschaftssphäre, sondern des zusammenstürzenden Petersburgs, des in Kriegs- u. Revolutionsfieber zuckenden Rußlands. (Berl. Tageblatt)

+

VERLAG C. WELLER, CO LEIPZIG

CLAUDE ANET

RUSSISCHE FRAUEN

Novellen. 12. Tausend. Frauenliebe in Rußland, Nadja, Wera Alexandrowna, Sonja Grigorijewna. Halbln. M 3.90, Ganzleinen . . . M 5.—

+

Drei Frauen verschiedener Gesellschaftskreise läßt er vor uns erstehen. Für unsere westlichen Begriffe ist das Buch von ziemlich dünner Moral. Dafür aber steckt es voll innerer Wahrheit. (Berner Bund)

Paneuropäische Damen

Karin Michaelis. Von allen Seiten mehr oder weniger hofiert, saß sie bei der Tagung unter den Delegierten in der ersten Reihe ... eine sehr freundliche und bescheidene Frau, entspricht absolut nicht der Vorstellung, die man sich von der Entdeckerin des „gefährlichen Alters" gemacht hatte!

Diese rundliche Dame, unzertrennlich von ihrer undefinierbaren Kopfbedeckung, Kreuzung von Sportmütze und Kapott (sie trug sie im Spiegelsaal von Schönbrunn im Schimmer hundertfacher Kerzen, bei der Rundfahrt durch den Wiener Wald, bei den Sitzungen), hat sich nach Ueberwindung des „gefährlichen Alters" auf das Mitleidsproblem geworfen! Als sie bei der „geistigen Tagung" als erste auf die Rednerbühne gelassen wurde, begann sie über Mitleid mit Greisen, Kindern und Tieren zu philosophieren. Niemand konnte sich erklären, was das eigentlich mit „Paneuropa" zu tun habe??! Man applaudierte.

Es klang rührend und überzeugend, was die gütige Frau mit ihrer feinen, etwas singenden Stimme vorbrachte ... und sie sprach so allerliebstes Deutsch! Man applaudierte stürmisch, als Karin mit der Vivisektion fertig war; aus welchen Urgründen diese Begeisterung kam, wurde erst durchsichtig, als ihr Nachfolger, Emil Ludwig, voller Anerkennung die „Kürze" seiner hochverehrten Vorrednerin lobte!

Hoffen wir, daß bei der paneuropäischen Union ein Sekretariat für oder vielmehr gegen Menschen- und Tierquälerei errichtet werden wird; die erlösten Kreaturen haben es dann der blonden Karin aus dem „kleinen" Dänemark zu danken, welcher Mitleid als das Wichtigste in Paneuropa erscheint!

Anita Augspurg trug schon einen „Bubenkopf", als noch keine andere Frau daran dachte, gründete eine „internationale Frauenliga", als die Ehemänner der pazifistischen Frauen sich noch in den Schützengräben gegenüberstanden! Ist ungemein klug, sie weiß ganz genau die Grenzen zu ziehen zwischen männlicher und weiblicher Einstellung zu Paneuropa. Sie stellt fest: der Mann will Macht, Herrschaft, Freiheit, er grübelt, er überwindet. Die Frau will Recht, Schutz, Selbstbestimmung, sie erschaut, sie überzeugt. Daß die Eigenschaften des Mannes einer überwundenen Epoche der Menschheitsgeschichte angehören, weiß Anita einwandfrei klarzulegen! Mit ihrer klaren, ruhigen Stimme erklärt sie, daß „Paneuropa" für die Frauen längst eine Selbstverständlichkeit gewesen sei!

Ida Roland, Gräfin Coudenhove-Kalergi: Frau eines berühmten Mannes und Schauspielerin von größtem Ruf, und vor allem die einzige große Dame auf der Bühne. Sie zeigte sich auf dem großen Empfang in Schloß Schönbrunn im Stilkleid, ganz aus Spitzen, mit Stuartkragen, als Gattin des Präsidenten der paneuropäischen Union; in schwarzer Seide, streng auf Linie gebracht, als Prophetin des geeinigten Europa, als „Clou" der geistigen Tagung. Sie „spielte" ausgezeichnet; wie eine Fanfare ließ sie ihre Stimme über das staunende Auditorium: „Stimmen brausen. Immer näher, näher, unaufhaltsam dröhnt der Zukunft Schritt. Brüder, reißt die Brüder mit: unter diesen Sternenhimmel tritt frei und aufrecht hin: der Europäer!"

SEINE GRUNDLAGEN

AUSGESUCHTESTE ROHSTOFFE, 130 JÄHRIGE ERFAHRUNG, GESCHULTE ARBEITSKRÄFTE

MACHTEN ES ZUM INSTRUMENT DER MEISTER

LISZT · WAGNER · REGER · STRAUSS

MAN ERFRAGE KATALOG,
PREISLISTE »O« UND DIE ERLEICHTERTEN KAUFBEDINGUNGEN FÜR IBACH-FLÜGEL, -PIANINOS UND -EINBAUINSTRUMENTE, BESONDERS FÜR DAS KLEINE IBACH-PIANINO UND DEN IBACH-ZWERGFLÜGEL

VERKAUFSSTELLEN FÜR GROSS-BERLIN:

IBACH-HAUS, W 35, POTSDAMER STRASSE 39 UND AUTOR. IBACH-VERKAUFSSTELLE HANS REHBOCK & CO., W 30, MOTZSTRASSE 78

ALLE ANFRAGEN ZU RICHTEN AN DAS STAMMHAUS IBACH, BARMEN

In der Maske des „jungen Aar", auf der Bühne des habsburgischen Burgtheaters als Beherrscher Europas, erträumt, aber verunglückt, umschrieb sie meisterhaft den engen Lebenskreis des armen Schwächlings, der Europa mit Zinnsoldaten und Landkarte unter ein Szepter bringt!

Ida Roland führte die künstlerische Regie des Kongresses, der mit Bach anfing und mit Chopin ausklang, eine ausgezeichnete Regie; unter den Bildnissen der Vorkämpfer von Paneuropa: Napoleon, Nietzsche, Kant, Victor Hugo, Saint Pierre, Mazzini, Komenski, unter der Fahne mit dem roten Kreuz auf goldener Sonne gab die Gräfin Coudenhove die Botschaft der Zukunft: das geeinigte Europa!

Viele Männer redeten klug und verständig, die Selbstverständlichkeit des Glaubens war bei den Frauen . . . *A—Z.*

Gesellschaftspoesie: Zu Dr. Ludwig Jaffés 60. Geburtstag

So wandelt er in höhern Regionen —
Des Strebens und des Denkens — meisterhaft!
Trotzdem beansprucht — das möcht ich betonen —
Das Industriegetriebe seine Kraft!
Und war sein Kopf mit Samt, Velours de laine
Gefüllt, und sonst'gen Sorgen allerhand,
Umspannt die Welt der Flug auch seiner Pläne —
Ihm war doch a priori alles — K a n t !
Und wenn die Welt auch noch so hirnverbrannt ist,
L a ß L u d e l s i e ! Du weißt, was Dir der Kant ist!

Polizeiausstellung. Annähernd eine halbe Million Menschen haben sich staubschluckend und drängelnd durch diese Ausstellung gewälzt, deren Gelände fast so groß ist wie das einer Weltausstellung. Gute geschlagene vier Stunden dauert es, bis man von der Menge durchgeschoben worden ist, die gemessenen Schrittes stetig voranwandert und nur bei besonders erfolgreichen Ausstellungsobjekten stockt. Die nette kleine Guillotine im Puppenstubenformat zählt dazu, die sogar funktioniert, wenn man am Schnürchen zieht. Hier bleiben die guten runden Mittelständler gerne stehen und können sich gar nicht genug tun, das legale Beilchen einmal heruntersausen zu lassen. Dann blitzen die hämischen Äuglein hinter den Fettpolstern, und die Frau Gemahlin schaut stolz zu ihrem Gebieter auf, das Stullenpaket an den wogenden Busen gepreßt.

Für Damen reizvoller scheint die entzückende Puppenstube zu sein, die dem Schlafzimmer Herrn Großmanns nachgebildet ist, mit Messerchen, Beilchen, Bettchen und allen sonstigen Berufsattributen dieses Metiers.

Die Sammlung von Folterinstrumenten dagegen wirkt veraltet; mit Recht ist eine Ehrenwache von drei Sipos vor ihr aufgebaut in zeremonieller Feierlichkeit, wie drei weiland königlich-bayerische Hartschiere. Bei Castan war die Folterkammer viel schöner gemacht mit lebensähnlichen Delinquenten aus Wachs, die die Augen verdrehen und die Brust heben konnten. Die vergrößerten Fälschungen, Leichenphotos, das mit Schnaps zu füllende Schmuggelbaby, ein Leichenauto, der plastisch aufgebaute Mord, das alles sind Dinge, die unserem Zeitempfinden viel näher liegen. Aber auch hier desillusioniert die

referierende Sachlichkeit. Man ist enttäuscht, denn man hat ja das Glück gehabt, das alles im 8-Uhr-Blättchen viel saftiger vorgesetzt zu bekommen, den Lustmord mit feinem Humor gewürzt, den Raub mit moralischer Wertung verbrämt.

Weite Stände der Industrie mit Messetumult, Anreißern und Autogehupe zeigen Signale, Waffen, Autos, Fressalien und Stoffe, Unterhosen für Sipos und Dekorationen des Kölner Stadttheaters für den Ring der Nibelungen. Unergründlich sind oft die Zusammenhänge dieser Riesenausstellungs-Pastete, deren fade Masse erfolgreich mit Blut und Grauen getrüffelt ist.

Während man von der Menge willenlos weitergeschoben wird, löst der Sipo, der in dem Musterpolizeirevier am Ende der einen Halle mit ausgestellt ist, sein 183. Kreuzworträtsel. So oft er dabei eine Bewegung macht, dröhnt das ganze Revier und macht: „Peng", wie eine vereinsamte Klempnerei, denn die Möbel dieser Musteranstalt sind alle aus Blech gemacht, und äußerlich als Attrappen mit einer Maserung wie Holz bemalt.

Das Können und Wissen der Kriminalisten auf ihren Spezialgebieten muß wirklich ungeheuer sein, imponierend ist manchmal die Entwicklung einer Aufdeckung aus kleinem Detail. *Wie* z. B. der Berliner Kriminalkommissar Schneikert Handschriftenfälschungen nachweist, nachträgliche Zusätze zu Testamenten feststellt, ist genial in seiner Klarheit.

Und dann geht es von Mord zu Mord weiter über Sauerstoffgebläse, Wasserleiche, Kinderschändung, Leichenraub und Höllenmaschine; ein Weg des Grauens und Entsetzens vor einer Kultur, um die uns die Aschantineger angeblich beneiden. *Matheo Quinz.*

SOEBEN ERSCHIEN:

EMIL ORLIK

NEUE 95 KÖPFE

95 Lichtdrucktafeln nach neuen Porträtzeichnungen Orliks nebst einer Vorrede des Künstlers.

In Ganzleinenband Mark 17.50
Vorzugsausgabe Mark 50.—
(50 numerierte Exemplare in Halbpergament mit einer Originalradierung Orliks)

Bekannte Köpfe der Kunst, des Theaters und der Musik, des Kinos und des Sports, der Industrie und der Politik sind hier vereinigt. Als Kostproben hier nur einige Namen aus dem amüsanten Nebeneinander: Harden · Schacht · Scheidemann Stinnes · Einstein · Bode · Justi · Flechtheim Rowohlt · Poelzig · Archipenko · Chagall Dix · Großmann · Gulbransson · Hofer Kollwitz · Mopp · Slevogt · Zille · Fried Kleiber · Schönberg · Schreker · Stiedry Schnabel · Kreisler · Ivogün · Auburtin Döblin · Anton Kuh · Thomas Mann Pirandello · Ringelnatz · Herwarth Walde Reinhardt · Bois · Grätz · Kortner · Morga Wegener · Asta Nielsen · Rosa Valetti Claire Waldoff · Josephine Baker · Louis Douglas · Grock · Yvette Guilbert · Jushny Whiteman · Diener · Nelly Neppach usw.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Illustrierte Prospekte kostenlos.

BRUNO CASSIRER
VERLAG / BERLIN

E. Barna

Die Revuen in Berlin, New York und auf der Oktoberwiese. Drei der fünf Ausstattungsrevuen für die Prunkliebhaber mit dem Zementherzen sind bereits in Berlin wieder verschwunden, Bemühungen um eine künstlerische, leichte, witzige Revue einstweilen eingestellt. Ihre lebhafte Propagierung hatte den einzig greifbaren Erfolg, daß auf der Oktoberwiese in München sechs Buden ihre Attraktionsschauen Revuen nannten, sich von diesem Titel den meisten Erfolg versprechend, und zwischen den Feuerschluckern, Abnormitäten und Gedankenleserinnen Tillerchöre aus Giesing und Berg am Laim einflochten.

Wichtige Autoren in behaglicher Konservativität trotz aller Exzesse mühen sich verzweifelt um die Herstellung der dritten, respektive fünften Akte, des Schlusses, des Ausgangs, des Endes. Sie wissen noch nicht um den schönen inneren Rhythmus einer echten Revue, die Vergewaltigungen in der Darstellung menschlichen Lebens ausschließt und gar nicht in Erwägung zieht. Es bleibt zu hoffen, daß sie sich, was Komödie und Lustspiel anbetreffen, nicht mehr allzulange und allzuviel um verstaubte, leergewordene Tradition kümmern und in ihren Bemühungen der letzten eineinhalb Jahrhunderte wenig gedenken. Was aber das Drama anlangt, so ist Handlung geboten, doch ist der Schluß menschlichem Ermessen zu entziehen, dem auch nur mit fünfzigprozentiger Notwendigkeit zu überzeugen versagt ist.

In New York laufen in der neuen Saison auch nur sechs Prunk-Revuen, eine Anzahl, die höchstens noch um eine bis zwei vermehrt werden wird. Sie bringen zwar die größten Einnahmen (zwischen 25—40 000 Dollar die Woche bei sechs Abend- und zwei Nachmittagsvorstellungen), aber der Pomp verschlingt zu irrsinnige Summen, und das Publikum hat sich allmählich an ihm

Roban Seffmann

JEAN-RICHARD BLOCH

SIMLER & CO.

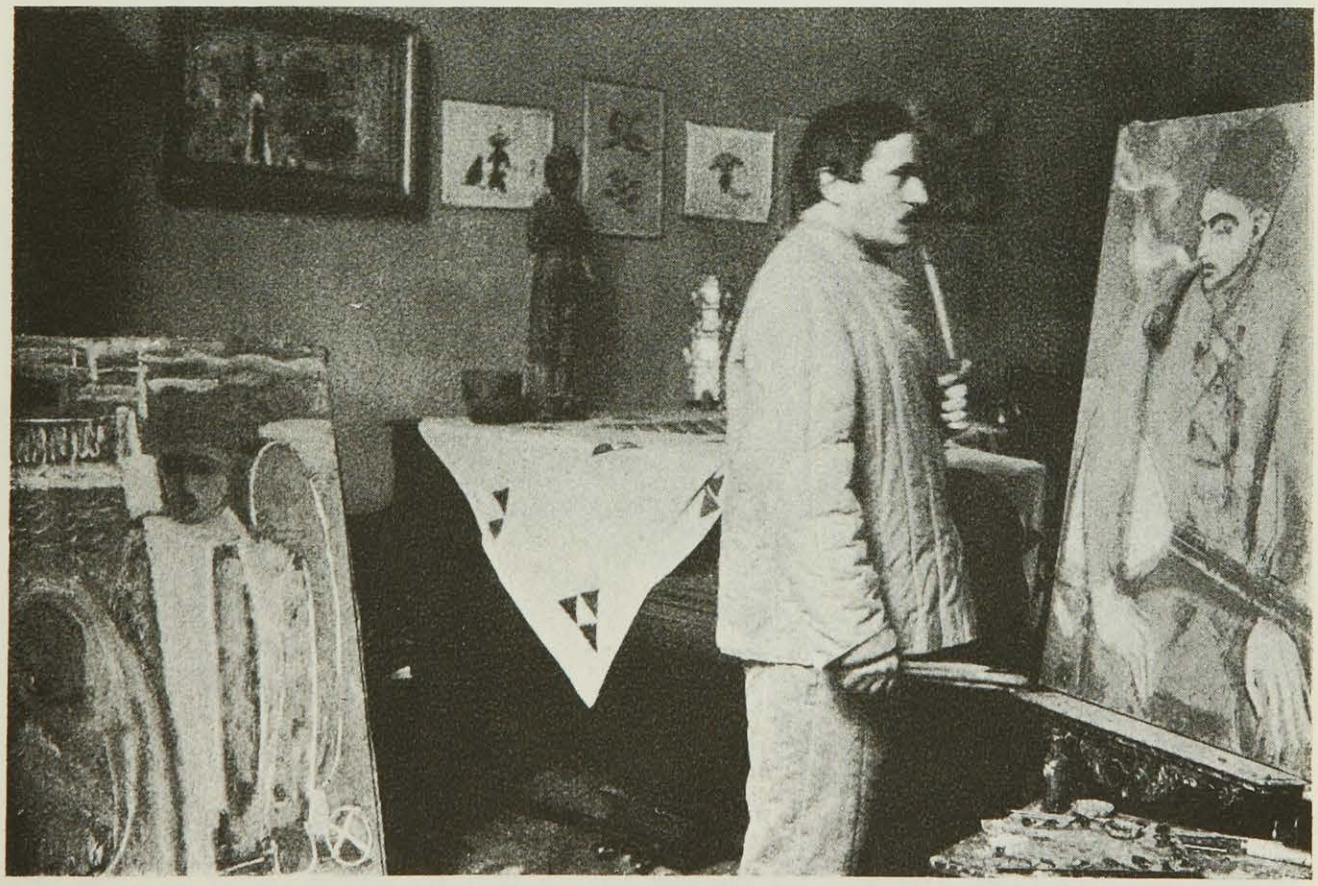
Übersetzt von Paul Amann. Mit einer Einführung von Romain Rolland. Geb. M 8.—

Romain Rolland schreibt in seiner Einführung: „... Jedesmal, wenn ich dieses Buch las, erstand vor mir Balzacs Genie. Ohne Vorbehalt wage ich deshalb auszusprechen, daß dies unter allen mir bekannten französischen Romanen der einzige ist, der den Meisterwerken aus der „Menschlichen Komödie" (Balzacs) an die Seite gestellt zu werden verdient. Er ist vom gleichen Holz... Die Verwandtschaft liegt im Wesen des Künstlerischen selbst: in der ungeheuren Dichte des Stoffes... Der Stoff ist umfassend. Zwei oder drei große Probleme sind darin ineinander verwoben. Einmal das Problem der „Compagnie", die den Menschen auffrißt. Dann das Problem des Juden, der einer fremden Rasse eingepflanzt ist..."

ROTAPFEL-VERLAG / ZÜRICH UND LEIPZIG

Photo Hugo Block

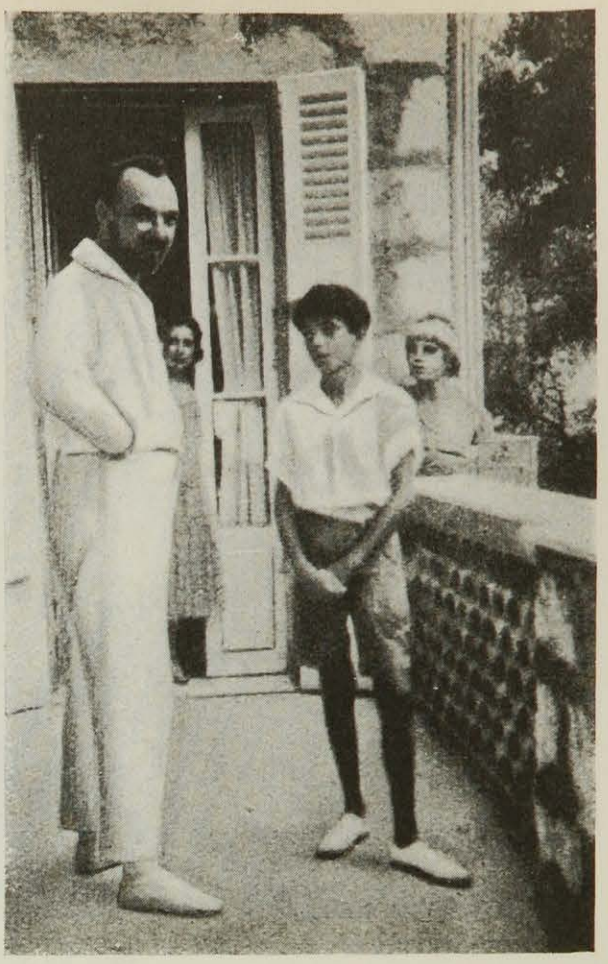
Der Maler Perkins in Sanary



Robert Genin in seinem Berliner Atelier

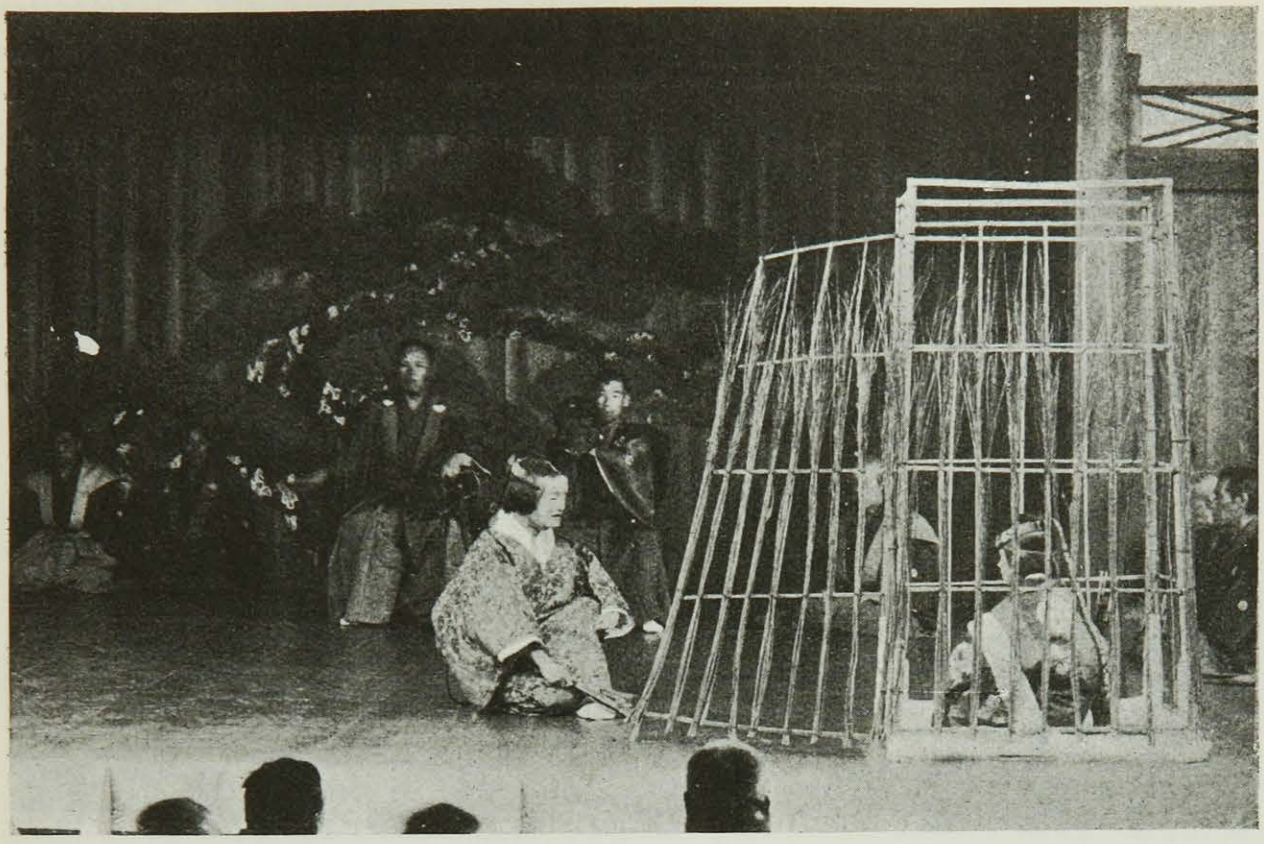
Photo Graudenz

Der Weltmeister Gene Tunney mit seinem Aeltesten



Der Schauspieler Pierre Renoir mit seinem Sohn Coco in Cagnes

George Grosz mit seinem Söhnchen Peter Michael

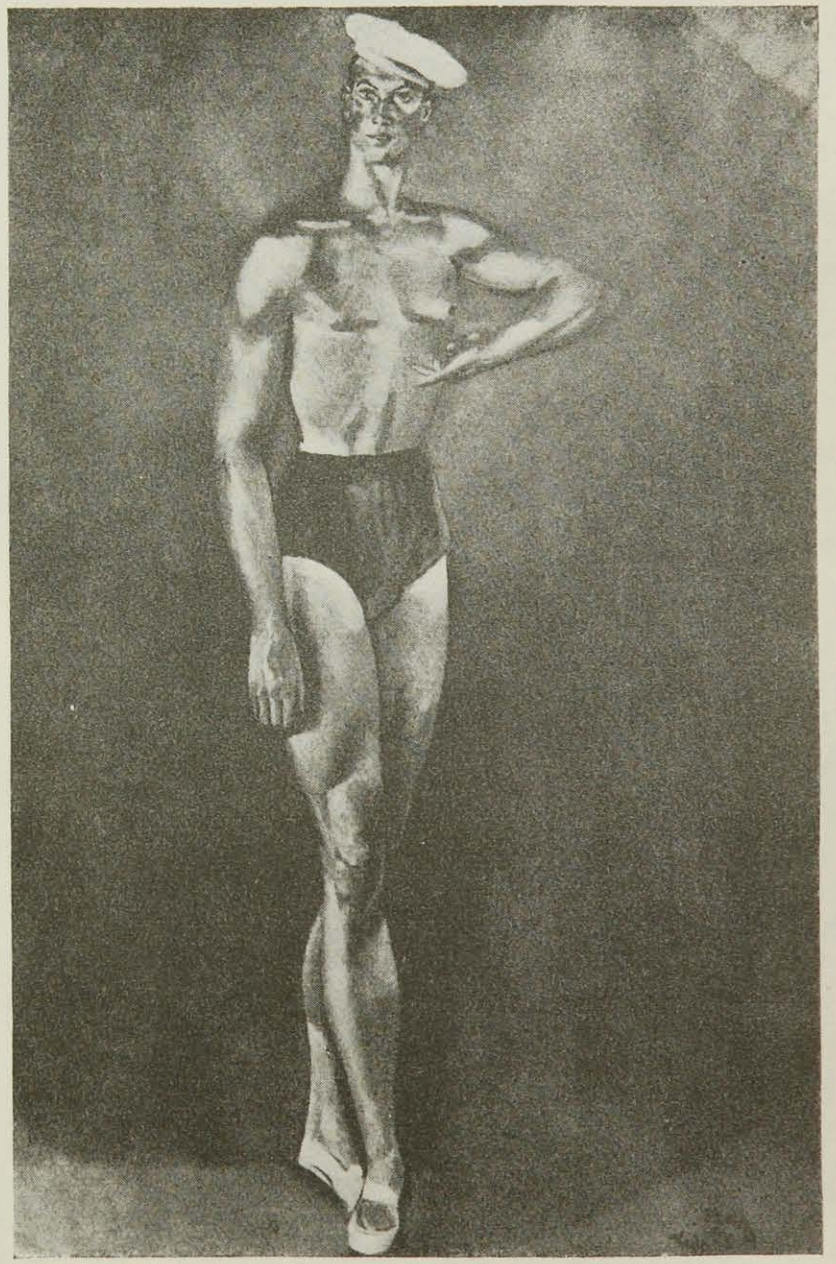


Szene aus dem No-Spiel „Hibari-yama“ von Kwanze Motokiyo Seami

El Retablo de Maese Pedro von Manuel de Falla. Aufführung in Amsterdam.
April 1926

Photo Man Ray

Der Tänzer Sergei Lifar als „Romeo"



Pedro Bruna, Lifar als „Matrose". Oelgemälde

sattgesehen. Ein sogenanntes Comedy-Drama, „Broadway", das lose, vorzüglich gesehene Szenen aus down-town bringt, eine Art realistischer Sprechrevue, trägt bei geringen Kosten, weil eben der Text glänzend ist, 25 000 Dollar die Woche, ein Fingerzeig dafür, was man in Berlin anfangen sollte. Der Import von Lesbierinnen-Dirnen-Mörder- und Geisterstücken mit Ausgang (es ist übrigens in nicht geahnter Entwicklung neuerdings in New York möglich, gewagtere Dinge auf die Bühne zu bringen als selbst in Paris und Berlin) wird sich nicht als sehr ergiebig erweisen, einmal wegen des stets törichten Ausgangs und dann, weil wir geneigt sind, diese prächtigen Schinken nicht als Schinken ernst und hingegeben zu spielen, sondern wie Reinhardt in „Regen" seelische Kompliziertheiten hineingeheimnissen wollen, die gar nicht vorhanden sind. Von der Sorte laufen zurzeit etwa zwanzig in New York bei Einnahmen zwischen 8000 bis 15 000 Dollar in der Woche. Die amüsanten, gepfefferten „Gradle Snatchers", freche, lose Szenen ohne Musik und ohne „Ende", die seit sechzig Wochen die „Music Box" füllen und im ganzen über 800 000 Dollar (notabene nur in dem einen Theater) gebracht haben, werden wir bald in Berlin sehen.

E. Barna

Die Pomprevuen und die Revuen der Oktoberfestwiese sind letzten Endes akkurat das gleiche, beide sind auf den Geschmack einer Laufkundschaft, der durchreisenden Provinz- und Landbevölkerung gestellt. Natürlich wird die nicht alle, und die Begriffe Sündenpfuhl und Großstadt sind wohl für immer für sie untrennbar. Aber es wird auf die Dauer in Berlin mit Haller auskommen können, der aus durchaus verwandter Natur die Wünsche seines Publikums nachtwandlerisch sicher trifft. Die anderen Direktoren und Autoren sollten sich endlich ernsthaft um die Herstellung einer echten Sprechrevue kümmern. Wie New York zeigt, sind damit erstaunliche Erfolge zu erzielen.

W. B.

Verlag Rütten & Loening

GEORGES DUHAMEL

PRINZ DSCHAFFAR

Novellen und Bilder aus Tunis. Übersetzt von Erwin Rieger. Gebunden M 7.—

Duhamel sagt darin von Hadsch Cheriff, dem Dichter: „Wenn er gut erzählt, ist es, weil er kennt, was er schildert." Duhamel gleicht dem braunen Geschichtenerzähler. Auch er kennt, was er schildert, die Wüste, die Grabesruhe der Oasen, die wimmelnde Stadt, das Labyrinth der kühlen, fensterlosen Häuser. Er ist mit allen umgegangen, mit dem feierlich-komischen Würdenträger, dem tapfren, weißen Kolonisten, dem naiven, frischen Kind des Volkes, dem Juden, den Militärs, den Ingenieuren. Bunt und farbensprühend, von geistreicher Ironie ist sein Bild.

ROTAPFEL-VERLAG / ZÜRICH UND LEIPZIG

Drei Tänzerinnen.

Stierkämpfe in der Arena von Stettin ist ungefähr wie *Argentina* im Blüthnersaal mit der bronzierten Orgel im Hintergrund, ganz geschaffen für Männerchöre, die des Ewigen Ehre rühmen. Die Bronze der Orgel guckt über das schwarze Tuch, das der Länge nach über die Bühne gespannt ist: jetzt wird gleich der Sarg hereingetragen und die Orgel hebt an. Man hat die Empfindung, daß die Bespannung teuer ist, vielleicht Cheviot. Gleich, der Stumpfsinn des „Uni" schafft immer noch Neutralität.

Dies dünn getanzte Mädchen, Argentina, eine Parallelerscheinung zu Liebeslauben-Carsavina, war wie diese letztere einmal frisch und heftig, in diesem Zustand ging sie in Städte wie Paris. Mit Berlin wartete sie bis jetzt, wo sie hoffnungslos verdorben in Sentimentalität und Literatur für jedes bessere Publikum salonfähig geworden ist. Sinngemäß, wie so vieles in unserer Stadt (in der z. B. anstandslos der Name Piccadilly auftaucht), strömt plötzlich der Zauber des Südens durch den Saal, dank der Hilfe einer sehr begabten, spanisch harten und unbeseelten Klavierspielerin, die die Aufgabe hat, mit ihren Feuer-Rhythmen das Publikum in Stimmung zu hämmern.

Argentina ist dünn, ihr Ausdruck blaß, aber die Stöckelbeine taugen für eine tadellose Technik. Es war ganz unspanisch, daß das Beste der musiklose Tanz war, und zwar nicht wegen des Mangels an Musik, was immer zieht, sondern wegen des Mechanisch-Technischen der Beine, in Verbindung mit einer gleichfalls ganz unspanischen Art von übertriebenem Kastagnettengeklapper. Wo ist der spanische Stolz, wo sind die großen spanischen Allüren, und wo ist der spanische Busen? Traurig denkt man, wenn es nun schon mal Romantik sein soll, an so herrliche Weiber wie Otero und Rosario Guerrero, wie sie in Hans Breitensträters Junggesellenheim hingen.

*

Valeska mit ihrer Dreiviertel-Schnüß tanzte am Abend nachher, trotz Ueberfülle für sich allein, weniger frech als vielmehr mutig und unberührt. Sie ist die Tänzerin ohne Konzession, sie empfindet so ungemischt und präzis, daß sie ohne den Umweg über den Intellekt (wie unsere Geistigen) zur Darstellung schreiten kann. Sie kümmert sich den Däubel um das Problem des Raumes und seine Aufteilung, wie es der intellektuelle Kritiker verlangt. Sozusagen — da sie nun mal „sinnlich eingestellt" ist — entscheidet Valeska über die Potenz des Zuschauers.

In ihrer unbekümmerten Selbstversenkung liegt ein gutes Teil Gleichgültigkeit beschlossen, das sich ausdrückt in einer höchst geistreichen Ordinärheit, aber auch in einem Mangel an Konzentration. Sie hat alles oder das meiste, einen selten — besonders um die Hüften herum — eleganten Körper, Technik, Geist, und vor allen Dingen genaue Einsicht in das, was tot ist und lebendig.

*

Palucca ist hart und glatt wie Pitchpine-Holz, was sie vielleicht dazu verführt hat, herbe sein zu wollen. Herbigkeit und Süße ist Gartenlaube, das

RENÉ SCHICKELE

Das Erbe am Rhein

Roman in zwei Bänden
In Ganzleinen gebunden **15** RM.

Ein Buch, das an zauberhafter Anmut kaum seinesgleichen hat in der deutschen Sprache. (Weltbühne)

Als dichterisches Kunstwerk ist Schickeles Roman bewundernswert. (Kölnische Volkszeitung)

Schickeles wundervoller Roman wagt es, von der Liebe zu reden, er wagt es Leute hineinzuzaubern, die für die Liebe Zeit haben. So reine Farben, so reines Deutsch .... das hat es schon lange nicht gegeben. (Berliner Tageblatt)

Hier hat ein Dichter das Wort, und hoffentlich so nachhaltig, daß er Nachfolger findet. (Die Literatur)

Die Sprache dieses Romans scheint mir für die deutsche Kunstprosa epochemachend. Kaum je zuvor fand man eine so kristallene Helligkeit mit so schwebender Leichtigkeit vermählt. Einzelne Sätze haften im Gedächtnis wie Mozartsche Melodien. (Deutsche Rundschau)

Wir wünschen dem Werk den starken Erfolg, den es verdient, und daß es in die Massen dringe und hier etwas zurücklassen von seinem weltumspannenden Elsässertum, dem elsässischen Europäertum, diesem elsässischen Erleben der Heimat und Welt .. (Nationalzeitung, Basel)

Jetzt erst lese ich Schickeles „Erbe am Rhein" und bin ganz einfach in einem Taumel von Begeisterung! Das ist der beste, weil dichterischste Roman seit Jahren. (Max Brod, Prag)

.... ich liebe dieses Buch, wie ich eine Frau lieben würde ... ich komme nicht dazu, zu prüfen, denn dies Buch geht mich so sehr an, daß ich nicht außerhalb, sondern es innerhalb seiner Form miterlebe ... (Wilhelm Hausenstein, Frankfurter Zeitung)

Solche Lobeshymnen auf das wundervolle Buch könnten wir noch zu Hunderten zitieren!

Die Auflage geht zu Ende. Auf Wunsch des Dichters wird das Buch in dieser Gestalt nicht wieder aufgelegt werden. Eigentümliche Fassung mancher Abschnitte werden diese Erstausgabe aber für Literaturfreunde immer begehrenswert machen, ähnlich wie das bei der ersten Fassung von Kellers „Grünem Heinrich" der Fall ist. In neuer Form erscheint das Buch zu Weihnachten, vom Dichter von Grund aus neu bearbeitet, in einem Bande unter dem Titel

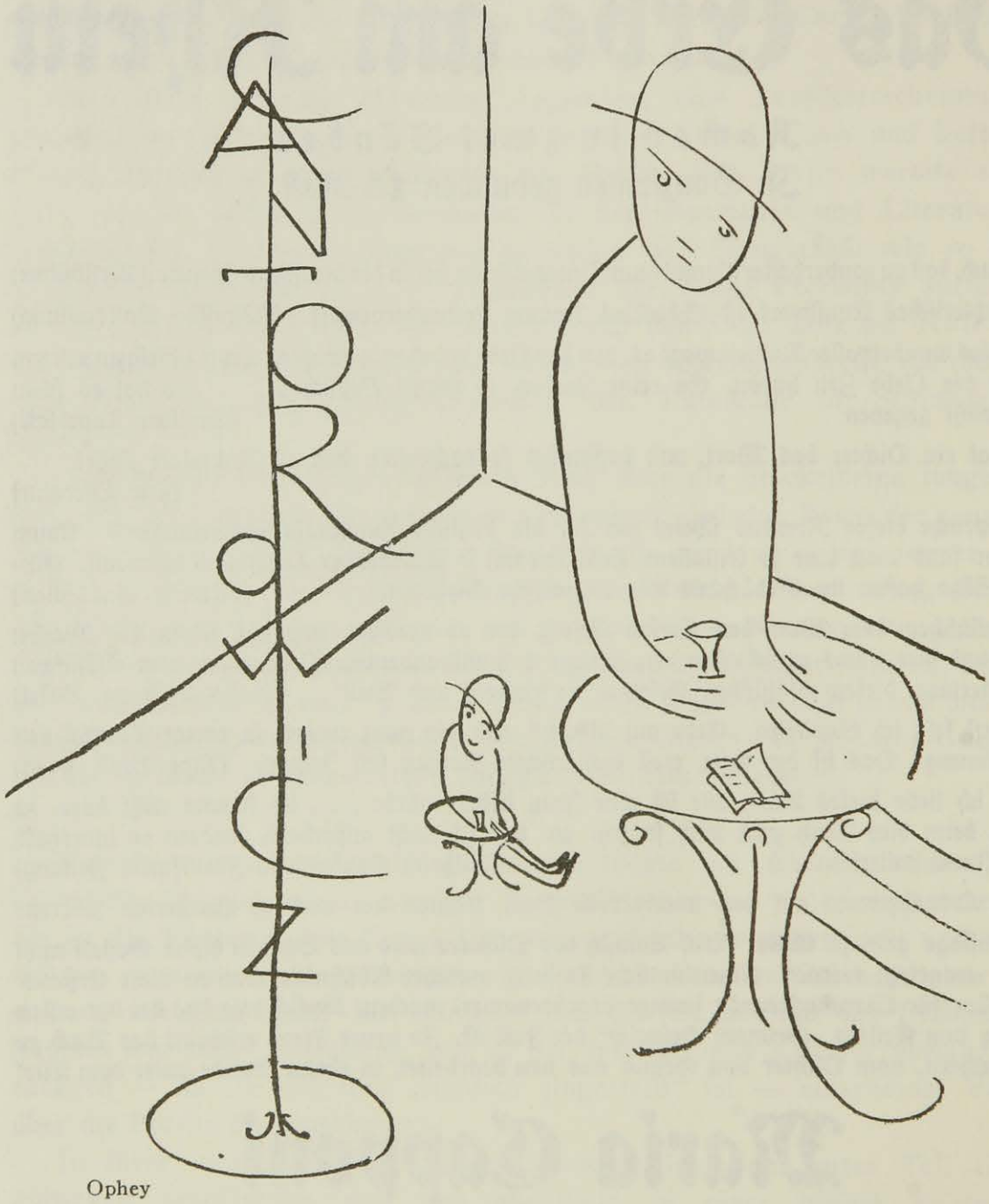
Maria Capponi

480 Seiten in bester Ausstattung in Leinen gebunden RM. 8.—

In allen Buchhandlungen erhältlich

KURT WOLFF VERLAG MÜNCHEN

Abstrakte, in dem sie höchst gefährlicherweise herumstakt, ist es nicht immer, sondern nur insoweit, als es von Mary Wigman herkommt (Mischung von „Fingerhut im Walde" und Mittelstandsdämonie). Warum, fragt man sich, muß dies frische, kernige, mit einer ausgezeichneten Nase begabte Kind Ausdruckskobolze schießen? Ein großer Fehler zu meinen, man könne sich



Ophey

Abstraktes ausdenken. Daran ging wohlverdient, aber nicht schnell genug, der Expressionismus zugrunde. Sondern Abstraktes basiert auf Anschauung, auf Gegenstand, ist nichts als eine Synthese des bis zur letzten Kleinheit empfundenen Konkreten. Andernfalls ergibt sich Leipziger Allerlei.

Palucca mit ihrer glänzenden Technik und vor allem der seltenen Gabe der physischen Attraktion, die nicht auf Erotik schlechthin beruht, sollte sich etwas mehr umsehen in der Welt der realen Dinge. Vom stillen Kämmer-

lein läßt sich verhältnismäßig mühelos in Abstraktion machen — mit solchen Programmen wie „Schwungvoll", „Leicht", „Gemäßigt", „Mächtig" aber mehr für ein Publikum, das wie in Dresden an der Kette des Gefühls liegt. Und vor allem eines wäre abzustreifen: Das Epheben-Pyjama, eine schwabing-sächsische Erfindung seltsam versponnener Art. Und welche Tänzerin verfügt über solche Möglichkeiten der Spannung, welche kann solche bis zum Stumpfsinn gesunden Ammen, Kellermumien und verkehrte Charleston-Tänzerinnen darstellen, welche Tänzerin kann sprechen, welche Schauspielerin kann tanzen?! *H. v. Wedderkop.*

Jüdischer Box-Klub Machabi.

Wenn Flechtheim traurig ist, ein Geschäft sich zerschlagen hat, eine Hoffnung fehlging und er sich aufrichten will, geht er abends in den jüdischen Box-Klub Machabi, sieht sein Volk boxen. Sagt: „Siehe, wie tüchtig macht sich mein Volk in den Seilen!" Und in der Tat, es sind fast lauter hübsche, nette Jungens, die man da sieht.

Der Klub liegt in der Friedrichstraße, im Norden, im Vestibül hängt ein Bild des alten Kaiser Wilhelm, hinter dem Schanktisch steht der übliche Wirt, unaufhaltsam fließt helles Bier, und draußen ist nicht fern der Stettiner Bahnhof. Man ist inmitten einer fremden Rasse und deren ungezähmter Eigenheiten. Aber diese jungen, jüdischen Epheben brauchen keine Stütze an Sentimentalität. Sie springen frisch in den Ring und haben kaum in den Bewegungen etwas Jüdisches. Es war kein orthodoxes, kein rechtgläubiges, sondern ein frisches Boxen, so daß man schon fast an eine Schiebung dachte, da die Vertreter der verschiedenen Gewichte teilweise auch rein arische Hinterköpfe hatten, während andererseits die Gegner wieder durchaus nicht etwa typisch germanisch aussahen. Dies Durcheinander bewirkte, daß man der Konfessionsfrage überhaupt keine, dagegen dem Sport alle Aufmerksamkeit zuwandte. Dieser Sport war ausgezeichnet, besonders wenn man bedenkt, daß diese Leute tagsüber in Büros herumsitzen. *H. v. W.*

„...Jack London ist ein Beobachter von unerhörten Qualitäten, ein Erzähler von Natur, wie Homer, wie Tolstoi es war." (E. Weiß).

Jack London

„Amerikas erfolgreichster Schriftsteller und größter Dichter" (F. Mark)

Südseegeschichten
Erzählung aus der Inselwelt des Stillen Ozeans

Abenteurer des Schienenstranges Trampfahrten durch Nordamerika

In den Wäldern des Nordens
Aus der Goldgräberzeit in Klondyke

Der Seewolf Unter den Robbenfängern der Beringssee

König Alkohol
Ein autobiographischer Roman

Ein Sohn der Sonne
Abenteuerfahrten in der Südsee

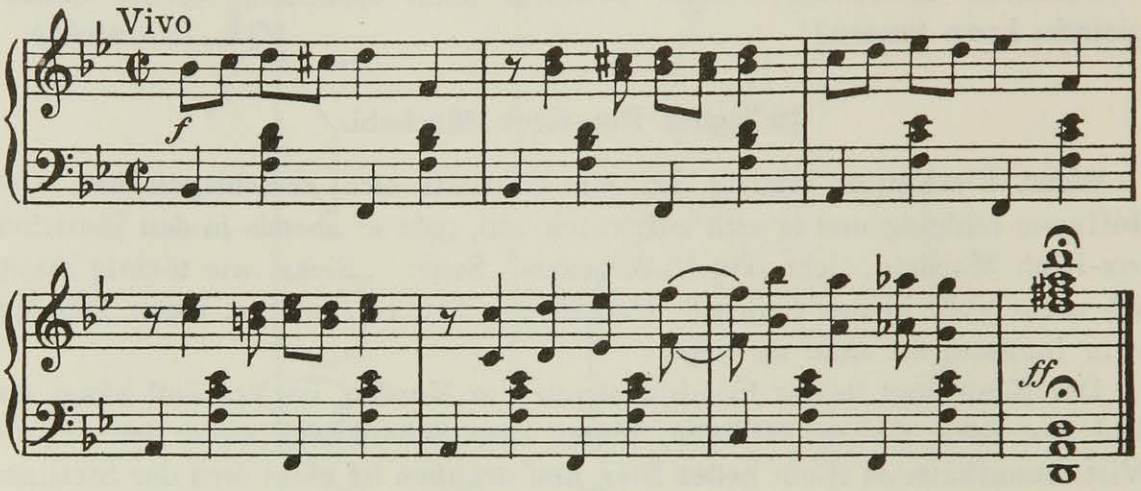
Preis eines jeden Bandes: Broschiert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.80, Halbleder M. 7.—, „Der Seewolf" Broschiert M. 3.50, Ganzleinen M. 5.50, Halbleder M. 7.50

Universitas D. V. A., Berlin W50, Tauentzienstr. 5

Der beste Einfall der Haller-Revue

Fledermaus-Original.

Haller-Bearbeitung.



Jack London. Vor ein paar Tagen bat in einem Restaurant ein eleganter, großer Herr einen ebenso eleganten Herrn zu einer kurzen Unterredung hinaus auf den Gang und servierte ihm dort einige Kinnhaken und Upper-cuts, daß das Blut nur so floß. Der gebende Teil war eine Art südamerikanisch-frankfurterischer Filmhidalgo, der beschenkte ein deutscher Poet. Grund der Hiebe: Jack London. Der Hidalgo hätte sich frisch und froh auf seinen Liebesbeutezügen in Rom und, weiß der Teufel, wo noch, als der Original-Jack London ausgegeben, behauptete der verhauene Dichter, und dabei unerhörte Verheerungen unter den Frauen angerichtet. Vor allem aber habe er allen Nicht-Jack-Londons das Leben und Lieben sauer gemacht, weshalb er, der Dichter, den Schwindel aufgedeckt habe — womit er nur bewiesen hat, daß er kein wirklicher Dichter ist und keine Ahnung von Jack London hat; während man dem Hidalgo konzedieren muß, daß er durch seine Hiebe sein feines und inniges Verständnis für den Mann bewiesen hat, auf dessen Konto er seine Aventüren erlebt hat.

Erst seit ein paar Jahren rumort Jack London mit seiner Tramp-Romantik in Deutschland. Seine Yankee-Doodle-Vitalität spukt nicht nur in den Köpfen von Pennälern und Wandervögeln, auch der seßhafteste deutsche Kleinbürger wird mitgerissen von diesen Ellbogenhymnen aus Amerika, dessen grenzenlose Romantik man bei uns fast vergessen hat; *so* viel hat man in den letzten Jahren von Völkerbund, Anleihen, Wolkenkratzer, Rekord, Ford, Broadway, Prohibition und Film gehört, daß man die weiten amerikanischen Wälder ganz vergessen hat, die seligen Jagdgefilde Karl Mays. Aber Jack London hat auch Karl May niedergeboxt, schmählich groggy geschlagen, wie der Filmhidalgo neulich abend den Schreibtisch-Dichter. Der schreibende Original-Tramp, Walfischjäger, Goldwäscher, Zeitungsverkäufer, Leichtmatrose und Austern-

Photographie E. Schneider, Berlin

„Den kriegt Papa zu Weihnachten!"

MINIMAX A. G. / BERLIN NW 6

dieb hat den kleinen, bramarbasierenden Schulmeister und Bärentöter aus Sachsen zurückgejagt in seine kleine muffige Bürgervilla Shatterhand in Radebeul bei Dresden.

Zehn Jahre ist Jack London tot. Wer nur eines seiner Bücher gelesen hat, will es nicht glauben, und nicht einmal die zwei dicken Bände in Ueber-Lexikon-Format, die ihm seine Witwe Charmian London als Biographie aufs Grab gelegt hat, sind schwer genug, um ihn darin festzuhalten. Die unbändigen Gestalten seiner stories machen zuviel Krach, singen ihre „Dank- und Stoßgebete in Hemdsärmeln" mit derartigem Gegröl, Gerülpse und Gottvertrauen, daß man von ihrer unbekümmerten Glückseligkeit angesteckt werden muß. Sie sind so grimmig und so stolz, wenn sie über die Meere und Savannen wie Könige des Lebens dahintorkeln. Sie saufen, hauen ihre Bäume um und knallen schnell mal einen nieder, wie es gerade trifft. Und sie leben; leben in fast 50 dicken Bänden, in die Jack London sie in 20 Jahren Erleben und nachfolgenden 20 Jahren am Schreibtisch hineingetrieben hat. In die 20 Jahre Schreiben fallen allerdings noch ein paar Jahre, in denen ihm der Job mit dem Federhalter zu lächerlich erschien und er als Goldgräber nach Alaska ausrückte, und dann eine dreijährige Seereise rund um die Welt herum. Vierzig Jahre war Jack London alt, als er seinem Pap mit dem langen, weißen Patriarchenbart nachfolgte ins Jenseits. Damals war Krieg; da wurde das alte Abenteurerherz auf einmal still: das war kein Abenteuer mehr für ihn, das ihm erlebenswert erschien.

In ein paar Jahren. *Robin Hood*

GESCHICHTE DES SPORTS

aller Völker und Zeiten

Unter Mitarbeit von 20 der ersten Fachleute.
Herausgegeben von Dr. G. A. E. Bogeng.
Eingeleitet von Staatssekretär a. D. Th. Lewald.

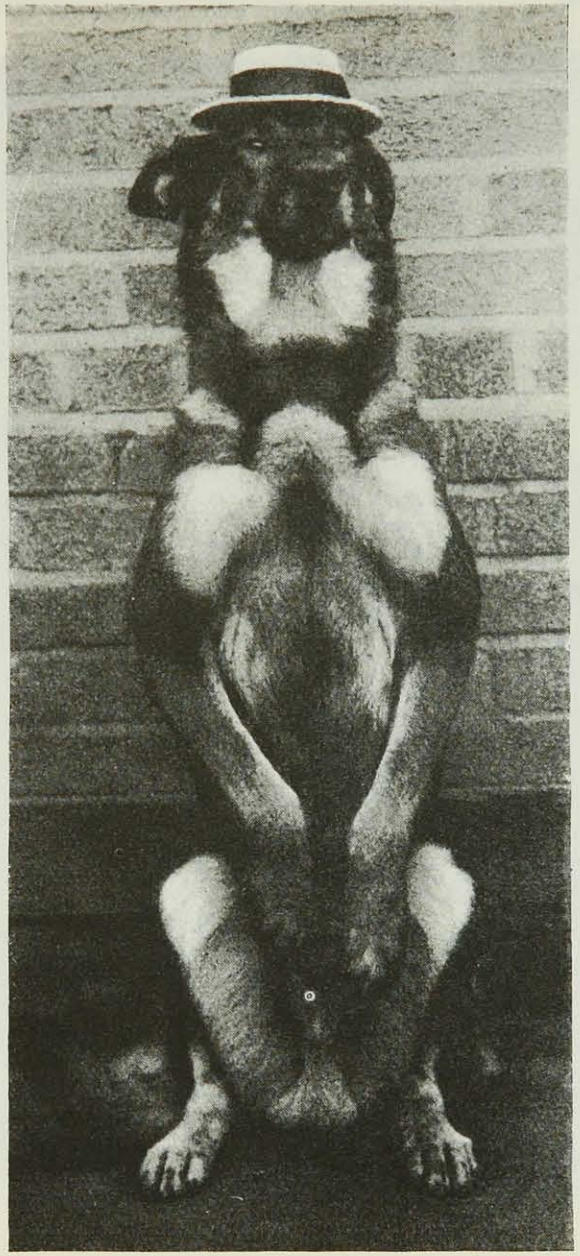
Zwei prachtvoll ausgestattete Leinen-Bände mit etwa 800 Abbildungen und 18 Tafeln.
Subskriptions-Preis jedes Bandes Mark 35.—. Band I ist soeben erschienen, Band II erscheint im Dezember.

EIN MONUMENTALWERK DES SPORTS DAS SEINESGLEICHEN NICHT HAT.

E. A. Seemann / Verlag / Leipzig

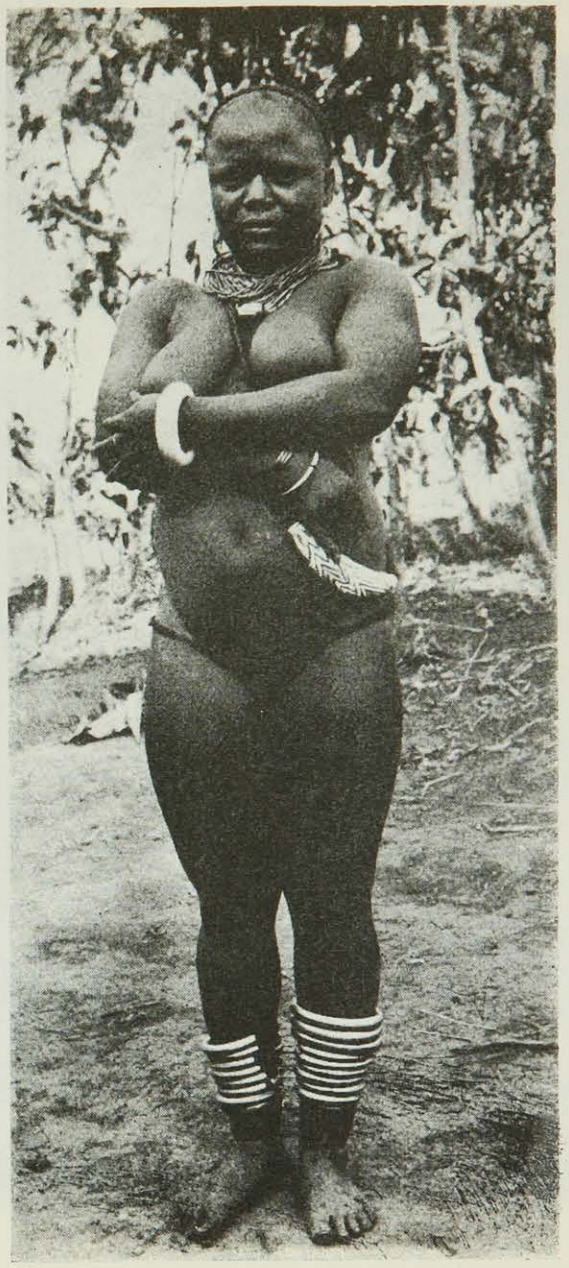
Wide World Photo

Amerikanische Badeschönheit in Los Angeles



Wide World Photo

Rin-tin-tin



Frau aus Kamerun

Der Bettlertanz aus dem „Dybuk“ des Moskauer Habima-Theaters

Hamsuns „Munken Vendt" als Heidelberger Festspiel. Eine abendfüllende Saga von sieben bis Mitternacht, eine handfeste Begebenheit mit Wolfsgrube und Schießgewehr, Klassenjustiz und Flucht des Verbrechers, Gewichtsfälschung, Sturz in Wogengrab und Heldentod, der an Länge ‚Hanneles Himmelfahrt' streift. Als ‚Buffalo Bill in Lappland' fängt's an und schließt als nordischer Klippfischfang in Weltanschauung und Theodizee. Buffalo Bill — halb Volksballade, halb Gerstäcker — wird leider nicht georg-kaiserlich schmissig heruntergerissen, sondern von Knud dickflüssig gereimt; und der Ringkampf mit Gott veranlaßte Hartungs Regie, von vornherein feste Pedal zu geben, anstatt die Bilderfolge als eine Art Gösta-Berling-Spiel über die Szene zu jagen. Bewährte rührende Volksliedmotive wurden faustisch verdickt und in ihrem naiven Schwunge, wie sie Hamsun meinte, gelähmt: ein Bankert vom Herrengeschlecht z. B. wirft sein Theologiestipendiatentum weg und haust mit Büchse und Waidmesser im Hochwald droben: — verfemter Recke und Traum aller Weiber; dazu ein gestrandeter Goldschatz: verschoben, gehoben, verschwendet; Büchsenknall im Walde: ein falsches Opfer fällt und hat es lang verdient; Unschuldig verurteilt schustert im Gefängnis; der Bankert und Ausgestoßene von eh' kommt in Frack und Claque, geschwellten Portefeuilles just recht, um den Hof der Frau des anderen, Legitimen (— böser Kahlkopf) zu ersteigern, die — seine und Hamsuns ewige Liebe — aus ‚Viktoria', ‚Pan', ‚Unter Herbststernen' (vergl. weitere Titel zahlreich in Alb. Langens Verlagskatalog) wohlbekannt, als Glut im Eisblock sich und den Helden lockend-versagend lebenslänglich narrt (— sie kunnten zusammen nicht

Das musik-literarische Ereignis in Frankreich!

GUY DE POURTALÈS

Un homme d'amour ou la vie de Franz Liszt

Autorisierte Übertragung von Herm. Fauler erscheint unter dem Titel

Franz Liszt / Roman des Lebens

Broschiert in zweifarbig. Umschlag 6.— M., Ganzleinen 8.50 M.

Mit großer Geschicklichkeit versteht es Pourtalès, den Künstler Liszt zu zeichnen - trotz Liebesabenteuern und Erlebnissen, die an und für sich diesem Buch den Publikumserfolg sichern. Es wurde nach eingehenden Studien in Weimar, Bayreuth, München und Paris geschrieben. (Dresdner Neueste Nachrichten, in einer Besprechung des franz. Originals.)

ANTON FENDRICH

Tagebuch eines rein sachlichen Vagabunden

In reizvollem Ganzleinenband 6.— M.

Ein Reisebrevier und Lebensbuch auch für andere Leute als vagierende Philosophen. Es gibt die innere Entwicklung des Tagebuchführenden an äußeren, nicht nur landschaftlichen Erlebnissen. Eingestreut sind geistreiche Aphorismen und allerlei Reiseratschläge, ohne den glänzenden Fluß des Buches zu unterbrechen.

URBAN-VERLAG / FREIBURG IM BREISGAU

kommen, ihr Kopf war viel zu dick). Dazu Gott und Wald, Sonne und Mond in Kinderfestspielklingelreimen deutscher Uebersetzerin: — kurz alles Ingredienzen, die Hartung bestimmen konnten, ‚Munken Vendt' als neunordischen Faust aufzuziehen.

Hamsun gibt in dieser illustrierten Volksballade, die den Epiker nirgends verleugnet, einen Dramatiker nirgends offenbart und über so viele Lebensjahrzehnte Munkens wie Abendstunden des Publikums wegspielt, nichts, was er nicht schon lange und oft besser gesagt hätte. Doch offenbart das Bühnenspiel — als Lektüre unmöglich — in seiner faustdicken Handgreiflichkeit (kein schlechtes Filmmanuskript veralteten Genres), die langatmig nichts schenkt und kein Schnellerblättern erlaubt, Eindringliches, weil zeitlos geschichtlich Wahres: den Typ des Germanen. Kontinental bis auf kleine Enklaven rassenmäßig versulzt und vor sich selbst verstummt, lebt er im skandinavischen Bauern: was den Heldensang der Völkerwanderung mit Schild- und Schwertpathos erfüllte, verrutschte auf die Ebene von Raufen und Saufen. Aber der germanische Held: voll Lust der Selbstqual, indianerhaft Schmerz verbeißend, sich nie nichts merken lassend, wo homerische Helden — Ajax, Philoktet, Achill und Ares — brüllen und heulen, jene echte Lebenseinheit — verzwickt aber wahr — der Komponenten, die Ibsen in ‚Brand' und ‚Peer Gynt' auseinanderriß und einzeln präparierte, jenes donquichoteske Rittertum: augenblicks bereit, Lebensbelange einem Moment Ehre zu opfern, Besitz und Zukunft in bengalischer Geste aufzubrennen, vor Triumph und Trumpf der Situation Zeit und Welt zu vergessen, Aufwirbeln im rein Gegenwärtigsten, ewiger Durst nach Totalität des Moments, sich selbst Verschwenden im Heut und Hier — egal woran: Gott oder Genever, Frau oder Magd —, dieser dionysische Drang zur Selbstverwrackung —: urgermanisches Erbe.

Heinrich Zimmer, Heidelberg

Kleistpreis — Talentprobe

Vogeljagd. Von *Alexander Lernet-Holenia*

Noch ist der Begriff von ähnlichem wie der von der innerlichen Scheu des Falkoniers vor dem höchst Heilig-Wilden des Jagdvogels hier und da bis auf uns überliefert, etwa in dem Bezug berühmter Reiter zu den Pferden, in der Sorgfalt und Hochachtung vor dem Tier überhaupt, das immer unaufgeklärter, komplizierter und geheimnisvoll-lebendiger sich darstellt, je mehr menschliche Kunst, zu bestimmtem Zweck, sich mit ihm abgibt: beständig, je eindringlicher die Beschäftigung mit ihr zunimmt, wächst die Achtung vor der Kreatur, nie scheint sie so groß gewesen zu sein wie während des Herrichtens, des Abtragens eines Vogels zur Jagd.

Schattenspielfigur. Die in Heft 10, Seite 766, als islamische Schattenspielfigur bezeichnete Abbildung stammt, wie wir nachträglich erfahren, aus dem Prinz-Achmed-Film, geschnitten von Lotte Reiniger.

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Die Romane von Herman Bang

Neuausgaben in beſter Ausſtattung

Die Bände sind einheitlich ausgestattet, einzeln käuflich und nicht numeriert

Die Umwertung und Höherwertung der Perſönlichkeit Herman Bangs veranlaßt den Verlag, ſeine Werke, deren Texte ſorgfältig durchgeſehen und in den Überſetzungen nach der endgültigen däniſchen Originalausgabe einheitlich revidiert wurden, in neuem ſchönen Gewande darzubieten. Wir haben die unhandliche, im Gefolge der Kriegsnöte entſtandene Gesamtausgabe aufgelöſt und bauen das weſentliche, in den Novellen bedeutend ergänzte Oeuvre der Erzählungen aus würdigen Einzelbänden wieder auf.

Soeben erſchienen:

Das weiße Haus / Das graue Haus

In einem Band

Am Wege Ludwigshöhe Michael

Preis jedes Bandes in Ganzleinen 5 RM. Weitere Bände befinden ſich in Vorbereitung

*

Die Romane von Joſeph Conrad

ſtellen dem deutſchen Publikum einen Dichter vor, der in den letzten zehn Jahren zu Weltruhm gelangt iſt. Als moderner Schilderer der Meere, der er nach einem langen, abenteuerlichen Seefahrerleben wurde, hat er nicht ſeinesgleichen. Darüber hinaus lehrt er uns in allem, was er mit ſeiner Kunſt ergreift, auf eine ſtarke neue Weiſe ſehen und hören.

Soeben erſchienen:

Der Geheimagent

Roman

Deutſch von Ernſt W. Freißler / 1.–5. Aufl.
Mit einer Einleitung von Thomas Mann
Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Die Schattenlinie

Roman

Deutſch von E. Mc Calman 1. bis 5. Aufl.
Mit einem Vorwort von Jakob Wassermann
Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 4.50 RM

Spiel des Zufalls

Roman

Deutſch von Ernſt W. Freißler / 1.–5. Aufl.
Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Jugend

Drei Erzählungen

Deutſch v. Ernſt W. Freißler / 1. bis 5. Aufl.
Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 6 RM

Urteile über Joſeph Conrad

Thomas Mann ſagt: »Als ich vor Jahren den Haag beſuchte, hielt Galsworthy dort eben einen Vortrag über ‚Conrad und Tolſtoi'. Ich hatte keine Ahnung, wer das ſei, den man da mit dem ruſſiſchen Giganten zuſammenſtellte; und mein Erſtaunen wiederholte ſich, als ich hörte, daß André Gide engliſch gelernt habe, ausdrücklich, um Conrad im Original leſen zu können ... Ich gebe zu, daß das tiefſte und perſönlichſte dichteriſche Erlebnis dieſes Mannes das Meer, die gefährliche Kameradſchaft mit dem Elemente geweſen iſt und daß ſeine auffallend künſtleriſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete liegen. Aber ſein männliches Talent, ſein Engländertum, ſeine freie Stirn, ſein feſter, kühler und humoriſtiſcher Blick, ſeine erzähleriſche Verve, Kraft und ernſte Luſtigkeit bewähren ſich nicht weniger, wenn er ſich auf dem Trockenen hält und das geſellſchaftliche Leben des Feſtlandes anſchaut, durchſchaut und kritiſch-plaſtiſch geſtaltet.«

Der bedeutendſte amerikaniſche Kritiker der Gegenwart H. L. Mencken ſagt: »Dich hören und fühlen, und vor allem dich ſehen zu lehren, war im Grunde Conrads Ziel, und er ging ſeinen Weg nicht mit großen Geſten und fliegenden Fahnen, ſondern mit ſcharfem Auge und ruhiger Hand. — Conrads Realismus ging weit über wahrheitsgetreue Schilderung hinaus; er verblüffte durch die innere Realität der Dinge ... Keiner iſt ihm gleich, keiner iſt auch nur entfernt ihm gleich. Er ſieht und ſchildert nicht nur die Liebe dieſes Mannes oder die Begeiſterung jener Frau, ſondern den blinden Sturm univerſaler Kräfte« ...

Der engliſche Dichter H. G. Wells ſagt: »Eins meiner Hauptverdienſte in der Welt iſt, daß ich die erſte lange anerkennende Kritik über Joſeph Conrads Werk geſchrieben habe.«

Proſpekte über die Romane von Herman Bang und Joſeph Conrad koſtenlos

S. FISCHER VERLAG · BERLIN W

Aus einem Auktionskatalog. Ein fahler Lichtstreif im Osten kündet den kommenden Tag, leichtes Rot beginnt ihn zu färben, zuckende Lichter eilen der Wiederkehr des Tagesgestirns voraus, bis sie, die Majestätische, selbst erscheint. Ein intensiveres Leuchten ist es, mit dem die Sonne die Walhalla, in die Richard Wagners Kunst Odins und der Nibelungen Geist bannte, begrüßt, gloriol vergoldet sie den First der geweihten Stätte, um dann ihre Strahlen niederzusenken zum marmornen Ebenbild des Meisters, der, im Syringenbusch ruhend, die hehre Stätte betreut. Und weiter wandert das Tagesgestirn, dem Friedensengel Leben verleihend, um dann zu ruhen auf einer Stätte, die Wittelsbacher Kunstsinn geschaffen, dem 1753 erbauten Kleinod, das Residenztheater. Mozart ist hier eingezogen und gibt vereint mit Meister Richard Wagner München das, was man vom alttraditionellen München gewohnt war, und was es auch stets im reichsten Maße gab. Die Kunststadt. In hehrer Begeisterung wallt die Menge zu diesen Tempeln der Kunst, von ehrlicher Begeisterung erfüllt betritt sie die geweihten Räume, die Körper werden wesenlos, die Seele gewinnt die Oberhand, und nur widerstrebend tastet sie sich in ihre Hülle zurück. Schweigend, zum körperlichen Leben erst allmählich wieder zurückkehrend, verlassen die Besucher die festlichen Räume. Ein Strahl Lunas dringt durch den Busch und läßt Meister Wagners Züge ein Lächeln des Dankes umspielen.

Professor von Stucks antikes Heim vermittelt nicht nur den Weg zum Tempel Richard Wagners, seine Werke bilden auch die Vermittlung der Malerei zur Musik, sie führen uns in das Reich des Mythus und leiten über zu dem Inhalte des nachstehenden Kataloges. Franz von Stucks Fassung zur Sünde, deren Augen jener Blick entströmt, dessen nur die Sünde fähig ist, einschmeichelnd, verlockend und tötend zugleich, und dann „Pluto der Höllenfürst" am Tore zu seinem Reiche sitzend, jenem Reiche, das durch die Sünde geschaffen wurde; dieses sind Schöpfungen, die nur das Einleben in den Mythus, das Mitfühlen mit Dante und die gottbegnadete Künstlerseele schaffen können.

(Aus dem Auktionskatalog der Firma Hugo Helbing, München.)

Einem großen Teil der Auflage dieses Heftes liegt ein **Prospekt der Firma Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.,** bei, der u. a. eine Sammlung Monographien religiöser Gestalten in der Kunst zeigt.

Katechismus der Magie

Von Dr. S. Friedlaender / Preis broschiert 4.— Mark

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG

Ausstellung Georg Baschwitz in der Galerie Joseph Billiet, Paris, September 1926

Unser Freund Georg Baschwitz hat in Paris einen großen Erfolg gehabt:

Le Plaisir de Vivre : 25. 9. 26.

Des fleurs, des ananas, des plantes grasses et d'agréables visages.

Les fleurs sont en majorité, Lumineuses, en pleine pâte, et d'un relief étonnant. L'on s'étonne, à toute minute, de ne point entendre le bruit léger de leurs pétales tombant sur le tapis.

Georg Baschwitz est un peintre allemand. Certes, il a subi des influences françaises. Voici une nature morte, avec un vase, un éventail et un masque, qui rappelle Renoir, et qui, cependant, garde une grande personnalité.

Baschwitz est un peintre classique; mais un classique qui sait parfois être moderne, comme en font foi deux portraits placés vis-à-vis. Le premier, portrait de femme contemporaine, traité un peu à « l'ancien » tandis que le second, une tête XVIII^e^, éclate d'un coloris moderne frais et joyeux.

Le Temps : 24. 9. 26.

..... je considère *ses Cactus* comme un des morceaux les plus riches et les plus savoureux de la peinture moderne.

Le Crapouillot, Octobre 1926.

Donc voici un Allemand authentique qui peint des fleurs, des fruits et des visages. Lui aussi, l'autre rive l'attire. Il peint tantôt comme un Monticelli triste, dans une manière qui date déjà, ornée de coruscantes aspérités qui veulent faire le coup du tempérament débordant; tantôt, dans un style plus germanique, *comme un Derain assagi et nostalgique.* Mais on n'échappe pas à son atmosphère. Toutes ces choses sont vues à travers *le vert d'un aquarium, le vert-wagon d'Allemagne, le vert des campagnes, des uniformes et des feutres prusso-tyroliens.*

Dr. Emil Waldmann erzählt aus seinen Erinnerungen: Als Rodin seinen „Homme qui marche" im Palazzo Farnese aufgestellt hatte, bummelte er auf dem Korso. Da wurde er von einem jungen Mädchen angesprochen. Darauf er: „L'homme qui marche ist im Palazzo Farnese."

Eine zeitgemäße Kunstgeschichte:

Künstlerhoroskope

von FRITZ WERLE
enthält u. a. die Horoskope von R. M. Rilke, Stefan George, Richard Strauß, Hans Pfitzner, Arnold Schönberg Wilhelm v. Scholz, Theodor Däubler, Georg Kaiser, Lovis Corinth, Max Liebermann, Pechstein. Mit ganzseitigen Photos und Horoskopen der Künstler. Kart. ca. M. 6.50, Ln. ca. M 8.—.

Urteile:

Charlotte Berend-Corinth: »Corinths Horoskop ist beseeligend, erschütternd . . .«

Alfred Kubin: »Wohl kann ich sagen, daß ich einfach starr war über Ihre intuitive Gabe der Ausdeutung eines Horoskops . . . . . finde ich es erstaunlich wie Sie die zahlreichen scheinbaren Widersprüche eines Charakters zu einem einheitlichen und doch lebendigen Bild fassen können, ohne mich persönlich zu kennen.«

Friedrich Schnack: »Sie haben mit diesem Buch bahnbrechende Arbeit getan: sicher sich einen hohen Platz in der geisteswissenschaftlichen und kritisch deutenden Literatur erworben. Ich bin auf das ganze Werk wie lange nicht auf ein Buch, gespannt . . .«

Otto Wilhelm Barth-Verlag GmbH. München-Planegg

DAS AUSLAND

RUSSLAND:

Der Dichter als Bigamist. Die gerichtliche Verhandlung wegen des Testamentes von Serge Jessenin, des hervorragenden Dichters und ehemaligen Mannes der berühmten Tänzerin Isadora Duncan, hat ergeben, daß Serge Jessenin ein Bigamist war.

Der Dichter nahm sich das Leben im Dezember vorigen Jahres in Leningrad. Die Sowjet-Richter und -Anwälte zerbrechen sich jetzt den Kopf, wie sie das hinterlassene Vermögen verteilen sollen zwischen seinen drei Frauen, seinen Eltern, seinen zwei Schwestern und seinen vielen ehelichen und unehelichen Kindern, die alle ihre Ansprüche geltend machen.

Obgleich Isadora Duncan bisher noch keine Ansprüche geltend gemacht hat, dreht sich ein großer Teil der Verhandlung um ihre Person.

Gemäß den Urkunden waren die drei Frauen Jessenins der Reihe nach: Zinaida Meyerhold, eine bekannte Schauspielerin und frühere Frau des berühmten revolutionären Dramatikers und Regisseurs Meyerhold, dem sie zwei Kinder schenkte; Isadora Duncan; und Sofia Tolstoi, eine Enkelin des Grafen Leo Tolstoi. Jessenin hatte außerdem zwei Söhne von anderen Frauen.

Die älteste Schwester des Dichters legte dem Gericht ein Testament von Jessenin, datiert vom 10. April 1925, vor; nach diesem Testament sollte sie ihres Bruders gesamtes Vermögen einschließlich der Vertragsrechte seiner Gedichte usw. erben.

Auffallend ist bei diesem Testament, daß es zu der Zeit geschrieben wurde, als er mit Sofia Tolstoi rechtmäßig verheiratet war.

Die Ansprüche Sofia Tolstois als rechtmäßiger Erbin werden von den Eltern des Dichters bestritten mit der Begründung, daß Jessenins Heirat mit Isadora Duncan, die 1922 stattfand, noch zur Zeit seines Todes zu Recht bestand.

Hierauf erwidert Sofia Tolstoi, daß Jessenin sie am 18. September 1925 auf das Standesamt einer kleinen Provinzstadt führte, wo er eine Scheidungs-Urkunde vorlegte, wonach seine frühere Ehe geschieden war. Darauf stellte ihm der Beamte eine neue Heiratserlaubnis aus. Es scheint nun aber, daß Jessenin, anstatt eine Scheidungs-Urkunde seiner Ehe mit seiner zweiten Frau, Isadora Duncan, vorzulegen, die Scheidungs-Urkunde seiner Ehe mit seiner ersten Frau, Zinaida Meyerhold, vorzeigte. Trotzdem entschied das Gericht, daß eine bigamistische Handlung Jessenins seine Heirat mit Sofia Tolstoi nicht ungültig mache, und gab deswegen dem Antrag von Jessenins Eltern, die Heirat ungültig erklären zu lassen, nicht statt. Das Gericht, von den vielen gegensätzlichen Aussagen vollkommen verwirrt, hat die Angelegenheit vertagt, um den vielen Erben und Prätendenten Gelegenheit zu geben, weitere Beweise vorzubringen. *(Aus New York Herald.)*

Neger in Rußland. Letzten Sommer erschien in der Moskauer Tageszeitung „Isvestia" eine Reihe Artikel von Fräulein Z. Richter, einer russischen Journalistin, die über eine Reise im Kaukasusgebirge viel Interessantes berichtet.

WICHTIGE UND AUFSEHENERREGENDE BÜCHER AUS DER SAMMLUNG „ROMANE DES XX. JAHRHUNDERTS“

DAS NEUESTE WERK VON

HENRI BARBUSSE

KRAFT

3 NOVELLEN

Bisher nur in deutscher Sprache erschienen

Broschiert M 3.—, Pappband M 5.—, Leinen M 6.—

„Ein Leidenschaftlicher steht auf gegen Ungerechtigkeit und Unwahrheit, ein aufrüttelnder Anwalt der Unterdrückten plädiert. Ein Aktivist ruft zur Tat und entschlossenem Ernst.“ *Vossische Zeitung.*

FRANZ KAFKA

DER PROZESS

Pappband M 7.—, Leinen M 8.50

„Was ist das wieder für ein seltsames, aufregendes, wunderliches und was für ein beglückendes Buch. Es ist, wie alle anderen Werke dieses Dichters ein Gespinst aus zartesten Traumfäden.“

Hermann Hesse im Berliner Tageblatt.

EIN HUNGERKÜNSTLER

4 NOVELLEN / Pappband M 3.—, Leinen M 4.—

„Meisterhaft ist für diese Erzählungen ein viel zu gebrauchtes und viel zu oft mißbrauchtes Wort. Aber wie anders soll man diese Erzählungen nennen, in denen jedes Wort mit so ungeheurem Formsinn, jeder Gedanke mit so durchleuchtendem Tiefsinn hingestellt ist, daß sich auch der Fremdeste gegen diese Zauberwelt nicht wehren kann, sondern ihr widerstandslos sich hingeben muß.“ *B. Z. am Mittag.*

RAYMOND RADIGUET

DEN TEUFEL IM LEIB

Pappband M 5.—, Leinen M 6.—

„Den Teufel im Leib“ heißt der Roman einer wirklichen Liebe zwischen einem jungen, beinah halbwüchsigen Menschen und der Frau eines im Felde stehenden Soldaten. Nicht oft ist in der europäischen Literatur die Leidenschaft eines Jünglings so unerbittlich dargestellt worden. *Frankfurter Zeitung.*

DAS FEST

Pappband M 5.—, Leinen M 6.—

„Was so sonderbar aufwühlt, ist die unheimliche Klarheit dieses neunzehnjährigen Auges, das die leisesten Vibrationen eines Frauenherzens verfolgt und dann die unter tausend Geflechten der Zivilisation und der konventionellen Lüge verborgene Seele des Gesellschaftsmenschen.“

Neue Leipziger Zeitung.

VERLAG DIE SCHMIEDE A-G BERLIN

Unter anderem erzählt sie, daß sie in einem kleinen Dorf in der Nähe von Suchum am Schwarzen Meer einige Neger-Familien entdeckte.

Es wird von den Bauern des Ortes berichtet, daß die Neger seit Generationen dort wohnen. Ihre Anwesenheit war den russischen Gelehrten und dem großen Publikum aber unbekannt, bis Fräulein Richter auf die Erzählungen des „Abchasia"-Volkes aufmerksam wurde und auf die Suche nach „Negri" ging. Den Forschungen gemäß scheint es, daß die Fürsten von Abchasia die Vorfahren der jetzigen Neger als Sklaven im Anfang des 19. Jahrhunderts importierten. Später wurden die Neger befreit, blieben jedoch mit ihren Familien an Ort und Stelle. Sie befreundeten sich mit den dortigen weißen Einwohnern und nahmen viele der dortigen Sitten an, unter anderem die Sprache. Die Neger von Abchasia sind ebenso stolz und würdevoll wie die eingeborenen Kaukasier und sind als „Jigiuts", d. h. als Parforcereiter, den anderen Einwohnern nicht unterlegen. Sie sind außerdem arbeitsam, ehrlich und besitzen bedeutende musikalische Fähigkeiten.

Die Anwesenheit von Negern auf russischem Boden erregte großes Aufsehen, doch ist es eigentlich nicht so verwunderlich.

Kennern Rußlands sind solche Fälle nicht unbekannt.

Es war eine uralte Sitte im alten Rußland, Neger als Sklaven einzuführen, als Geschenke für den Zaren oder andere Prinzen.

Sie wurden „Arappes" genannt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil der einfache Sklave keinen Unterschied zwischen einem Neger und einem dunklen Araber kannte. Von den eingeführten schwarzen Sklaven ist der Fall Ibrahim Hannibal am bekanntesten.

Er kam als Sklave in St. Petersburg 1705 an, starb jedoch als reicher General und Besitzer von Tausenden weißer Sklaven; seine Söhne brachten es auch zum General, und sein Urenkel, Alexander Puschkin (1799—1837) war der Gründer einer neuen Epoche in der russischen Literatur.

In der berühmten Komödie „Gore ot Umä", von A. S. Griboyedoff (1816 bis 1823 geschrieben), kommt auch eine Negerin vor.

Es kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß Hunderte, ja vielleicht Tausende von Negern auf die russischen Sklavenmärkte zwischen 1700 und 1850 gebracht wurden. Was geschah mit ihnen, wo sind ihre Abkömmlinge geblieben?

Ein neues Buch von **SIGRID UNDSET**

In neuer Ausstattung erschien soeben:

Sigrid Undset / Jenny

Ein Roman

Brosch. M. 4.50, in Leinen M. 6.50, in Halbled. M. 10.-.

Hans E. Kinck †: Welch' ein Roman! Welch' geschickte, lebendige und kluge Hand, die ihn gebaut hat! ... Man schließt das Buch mit einem ganz tollen Entzücken, daß soviel dichterische Kraft möglich ist.

Soeben erscheint:

Frühling

Ein Roman

Broschiert M. 5.-, in Leinen M. 7.-, in Halbled. M. 11.-

Ein Liebesroman, voll so unerhörter Zartheit und Stimmung, mit solch lebenden Worten von Zärtlichkeit und Schwermut geschildert — niemand sonst kann heute so etwas schreiben!

Universitas D. V. A., Berlin W 50, Tauentzienstr. 5

Außer der von Fräulein Richter entdeckten Ansiedelung müßten noch andere Neger- und Mulatten-Siedelungen in verschiedenen versteckten Winkeln von Rußland sein. Unter dem russischen Volk selbst war kein Haß oder Vorurteil gegen die Neger. Schwarze und weiße Sklaven mußten jahrelang zusammenleben, und daher waren Aberglaube oder Scheu den Schwarzen gegenüber unmöglich. Zweifelsohne sind viele Ehen unter schwarzen und weißen Sklaven entstanden.

Ein ernster Forscher der russischen Archive wird wahrscheinlich interessante Dokumente entdecken, die die Sache aufklären und Spuren nachweisen, wo weitere Siedelungen von Negern in Rußland zu finden sind.

(Aus „Opportunity")

Tote Seelen. Die Zeitschrift „Smechatsch" veröffentlicht folgendes Protokoll: „Heute, am 17. 5. 1926, ist von mir, dem Mitgliede des Kreissowjets von Bogorodsk, nachstehendes zu Protokoll genommen worden: Um 2 Uhr 15 Minuten des heutigen Tages erschien bei mir die Bürgerin der Stadt Bogorodsk im Kreis Bogorodsk des Gouvernements Moskau, namens Sch., und erklärte, daß sie folgende Urkunde verloren hätte: ihre Sterbeurkunde, die ihr die hiesige Miliz ausgestellt hat." Die Zeitschrift bemerkt dazu: „In Bogorodsk also erhalten die Einwohner ihre Sterbeurkunde bereits bei Lebzeiten. Und es kann geschehen, daß eines guten Tages die ganze sich sonst sehr wohl befindende Bevölkerung von Bogorodsk ins Buch der Verstorbenen eingetragen sein wird. Das ist eine Sache! Da lebt man dann sorglos wie ein Vogel dahin und braucht keine Steuern zu zahlen. Denn ein Verstorbener kann doch nicht zur Steuerzahlung herangezogen werden! Bitte sehr, das ist durch keine Gesetzsammlung in U. S. S. R. vorgesehen!"

Moskauer Arbeiter in der Sommerfrische. Nach der vorläufigen Berechnung der zuständigen Stelle haben in diesem Jahre über 120 000 Moskauer Arbeiter und Angestellte in Sanatorien, Erholungsheimen und Kurorten ihre Kur gemacht oder sich ausgeruht. Ueber 105 000 Arbeiter und Angestellte verbrachten ihren Urlaub in Erholungsheimen des Südens und der Umgebung von Moskau. 13 000 wurde die Kur in den um Moskau gelegenen Sanatorien bewilligt und 3000 wurden nach den in Frage kommenden Kurorten verschickt.

(Prawda.)

SAMOGON

Rendez-vous der Leidenschaften

Das entzückendste Geschenkbuch für die Dame
Ein reizender kleiner Pappband für zwei Mark

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG

Koscheres Sowjetfleisch. Der „Proletarij" berichtet: „Tod dem Kapital! Es darf keine Privathändler mehr auf unseren Märkten geben!" entschied der Zerabkoop (die Leitung der Arbeiterkonsumgenossenschaften. D. U.) in Poltawa. Und nahm sich vor, in erster Linie die jüdischen Fleischhändler zu erledigen. Wie sollte man ihnen aber beikommen, den Teufelskerlen? Man sah sich gezwungen, Filialen zum Verkauf von koscherem Fleisch zu eröffnen. Aber die Konsumenten schienen dennoch nicht recht an die Festigkeit der religiösen Ueberzeugungen der sowjetistischen Konsumgenossenschaften zu glauben. Da ging der Zerabkoop heldenmütig noch einen Schritt weiter: er beschloß, auf die Stellenvermittlung der Gewerkschaften zu verzichten und nur solche Hilfskräfte in den koscheren Fleischereien anzustellen, die vom Rabbiner empfohlen wurden. Jetzt ist nichts mehr zu wollen: das Fleisch ist 100 Prozent koscher!

Faustkämpfe. Zwischen den Bauern des Dorfes Knjasewka in der Nähe der Stadt Saratow und den eigens zu diesem Zwecke herbeigereisten Stadtbewohnern fand eine Schlägerei statt, die vier Stunden lang gedauert hat. Als Ergebnis dieses ‚Treffens' sind Tote und Verwundete zu verzeichnen."

Die Rückkehr der Romanow. Die „Iswestija" läßt sich am 27. August 1926 aus Odessa telegraphieren: „Der Vollzugsausschuß des Sowjets in Odessa erhielt aus Italien ein an das ‚Zentralexekutivkomitee von Odessa' gerichtetes Schreiben von einer der Töchter Alexanders II., Frau Romanowa-Selenina, der früheren Besitzerin von ‚Livadia' (Sommerresidenz des Zaren am Schwarzen Meer). Die Romanowa schreibt: ‚Livadia ist mir durch das Wort meines Vaters, des Zaren Alexander des Befreiers, hinterlassen worden' und bittet um Erlaubnis, aus Italien nach Odessa zurückzukehren. Der Vollzugsausschuß hat die Bitte der Romanowa-Selenina um einen Paß zur Einreise nach U. S. R. R. abschlägig beschieden."

Moral auf dem Technikum. In Nowgorod ist ein äußerst seltenes Exemplar eines vorsintflutlichen Wesens ausgegraben worden, das wohl aus dem tertiären Abschnitt der mesozoischen Periode stammt. Allen diesbezüglichen bekannten archäologischen Gesetzen zum Trotz stellte man bald fest, daß dieses Wesen der Leiter des Technikums zu Nowgorod, Maskowkij, sei. Als der Herr in einer schönen Maiennacht auf dem Hof des Technikums ein sich küssendes Pärchen entdeckte, berief er eigens zur Beratung dieses Verbrechens unverzüglich eine außerordentliche Konferenz der Lehrkräfte.

Die Konferenz beschloß mit 15 gegen 10 Stimmen, den Studenten P. wegen seines unmoralischen Benehmens aus dem Technikum auszuschließen. Seine Freundin wurde gleichfalls ausgeschlossen, und zwar durch den Rektor selbst, da er der Ueberzeugung war, daß die Studentin ihre Jungfräulichkeit verloren hätte. Das Mädchen wurde außerdem zum Arzt des Technikums geschickt. Das Aktenstück, das sie mitnehmen mußte, lautete: „Das Rektorat des Technikums bittet, die Studentin des VI. Semesters Soundso in bezug auf ihre Jungfräulichkeit zu untersuchen." Die Aerzte bestätigten daraufhin, daß die junge Dame „sich noch im Zustand der Jungfräulichkeit befindet". Das ist alles. Und das Vorsintfluttier? Nun, das befindet sich nach wie vor im selben Technikum zu Nowgorod und geht einer pädagogischen Tätigkeit nach ...

Wodka. Der „Kommunist" veröffentlicht folgende Urkunde: „Ich, die Bürgerin Pistimija Simeonowna Okopna, verkaufe meinen Ehemann Simeon für eine Flasche Wodka der Marfa Osirnja, dabei waren anwesende Menschen im ganzen fünf Mann. Ich unterfertige: Pistimija Okopna, es unterzeichneten: für Terentij-Dunjka Suchina, M. Shrik, Belun W., Belun N., Okopny Kirion." Das Gegenstück bringt der „Smechatsch": „Ich, der Bürger Grischa Semerenko, erkläre hiermit durch diese meine Unterschrift, daß ich, Grischa Semerenko, meine Frau Domna für zwei Maß Wodka dem Genossen Nikita Newelitschka verkaufe, was ich und die Zeugen durch Unterschrift bestätigen. Semerenko. Die Zeugen sind folgende: Philipp Schuljak und außerdem unterfertigen auch Nikita Newelitschka und die Zeugen: Babij Gordy, A. Kopernogij. Wird bestätigt. Der Arbeiterrat des Dorfes: Fedor Bridskij, Mitglied des Arbeiterrats."

Der **S. Fischer Verlag** feierte am 22. Oktober sein vierzigjähriges Bestehen. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Unser Freund und Mitarbeiter **Drach** weilt zurzeit auf einer Nordseereise, und zwar ist er nach Bremen gefahren, um bei der Ablösung des Rotersand-Leuchtturms mitzuwirken. Drach interessiert sich für dies Spezialgebiet schon seit längerer Zeit. Die Ueberfahrt findet statt mit Tonnendampfer „Weser". Den eventuellen freiwilligen Beitrag von M. 1,— ist, wie Drach uns sagte, er fest entschlossen, nicht zu zahlen.

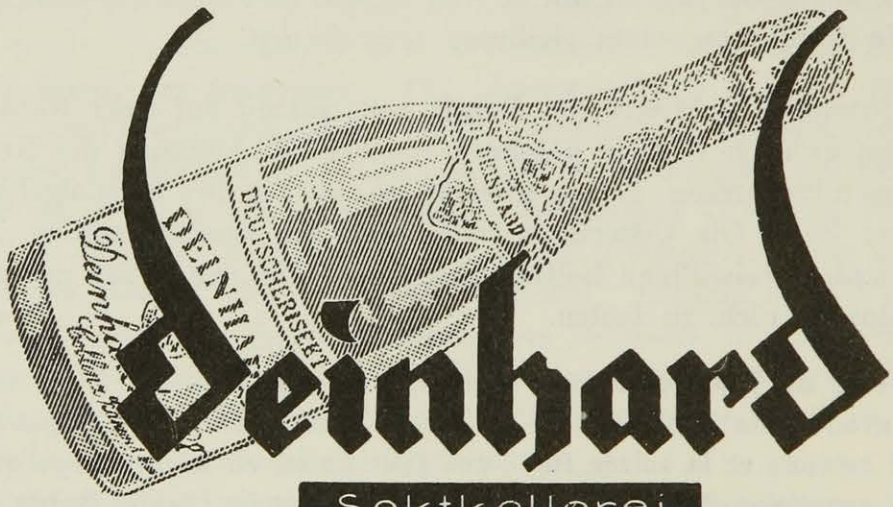
« **L'Avenir de Juan-les-Pins** » schreibt: « Dimanche soir a été donné, au Casino, le grand gala fleuri. Ce fut un succès considérable. Plus de 300 couverts avaient été retenus et la soirée fut d'une folle gaité, en même temps que *d'une impeccable correction.* Notés parmi l'élégance assistance : André Barde, l'auteur de « Pas sur la bouche », le Comte et la Comtesse de Beaumont, M. Pierre Renoir, M. et Mme Pablo Picasso, M. et Mme Alfred Flechtheim, M. et Mme Claude Renoir, M. Henri Duvernois, le fin conteur et romancier, M. et Mme. Hemingway, le poète americain, retour d'Espagne, M. Moïse, directeur du Boeuf sur le toit, et celle qui fut et qui restera toujours la belle Otéro. — Voilà qui va donner un nouvel essor à la belle saison d'été.

Sie haben die Wahl

zwischen zwei Genußmitteln, beide gleich in ihren Genußeigenschaften, das eine aber (**Kaffee Hag,** coffeinfreier Bohnenkaffee) **bestimmt** unschädlich, das andere (gewöhnlicher Bohnenkaffee) vielleicht schädlich. Welches werden Sie gebrauchen?

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen

Trinkt Deinhard Wein!



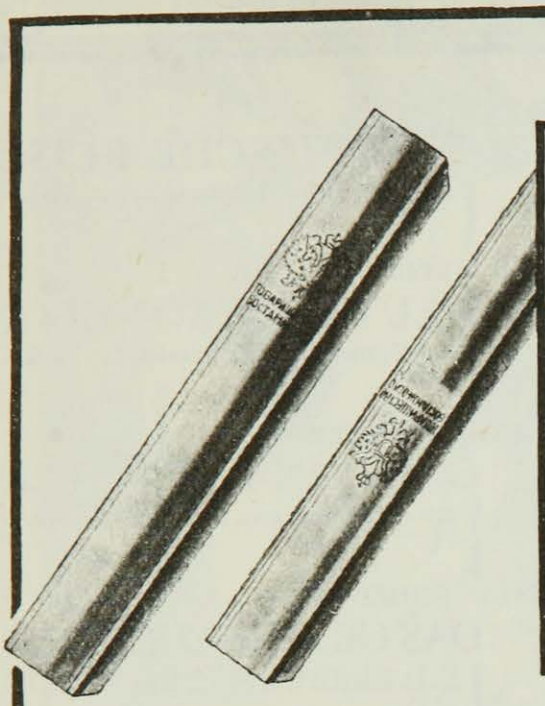
SAMMLUNG

KOMMERZIENRAT JACQUES MÜHSAM · BERLIN
Holzplastik · Möbel · Gobelins · Keramik · Kleinkunst

Katalog 1966 mit ca.
45 Abb., Taf., M. 10.—

AUSSTELLUNG: Sonnabend, den 27. November, bis Montag, den 29. November, von 10—2 Uhr
VERSTEIGERUNG: Dienstag, den 30. November und Mittwoch, den 1. Dezember ab 10 Uhr

RUDOLPH LEPKE'S KUNST-AUCTIONS-HAUS
BERLIN W35, POTSDAMER STRASSE 122a/b



БОСТАНЖОГЛО
ПАПИРОСЫ
ИМЕЮТСЯ ПОВСЮДУ

BOSTANJOGLO
RUSSISCHE ZIGARETTEN
IN ALLEN GUTEN
ÜBERALL ERHÄLTLICH

SOCIÉTÉ BOSTANJOGLO, HAMBURG
(N.J. BOSTANJOGLO AUS MOSKAU).

Unsere alte Tradition:
Einfache Packung, kostbarer Inhalt

№4	№102	№24	№51	№52	№11
4 Pf.	5 Pf.	5 Pf.	6 Pf.	8 Pf.	10 Pf.

S. Mastbaum
Kiel

Das führende Modehaus
Verlangen Sie Zusendung
von illustrierten Angeboten

Soeben erscheint:

LARISSA REISSNER †

Im Lande Hindenburgs

Eine Reise durch die Deutsche Republik

Wer war diese Larissa Reissner? Eine Revolutionärin, eine Schriftstellerin, eine Frau, und zwar von solcher Kraft, Fülle, Größe, daß man sie Vorbild nennen muß. Als Tochter eines deutschen Universitätsprofessors 1895 geboren, mit allen europäischen Ländern und allen Kulturen bekannt, beginnt ihr Leben und ihr Werk in der Stunde des Bürgerkriegs. Als die Kugeln der Tschechoslowaken die roten russischen Matrosen umkrachen, als über Rußland die große Welle der bolschewistischen Revolution dahinbraust, einer tausendjährigen Knechtschaft Ketten zerbrechend, da steht Larissa Reissner in den Reihen der wachsenden Roten Armee als Soldat und Berichterstatter zugleich. Deutschland verfügt über 2 Dutzend brillante Stilisten und eine Handvoll glänzender Reporter. Sie wirken wie Schreibtischkritzler neben diesem kampferfüllten Menschen. Das revolutionäre Proletariat hat in seinen Reihen Tatmenschen von Mut, Wissen und Charakter. Wie bläßlich aber schimmern ihre Artikel und Werke neben den journalistischen Kunstwerken aus dieser glühenden Feder. (Aus einem Nachruf von G. Pohl.)

Broschiert M 0.90, Leinen M 1.50

Ferner erschien von derselben Verfasserin:

Die Front 1918/19

Schilderungen der Kämpfe der Roten Armee

Broschiert M 0.90. Im November 1926 erscheinen:

Gesammelte Schriften

Herausgegeben und eingeleitet von Karl Radek ca. 500 S. Broschiert ca. M 3.—, geb. ca. M 4.—

Bezug durch jede fortschrittl. Buchhandlung oder von

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN NW 7

NEUERSCHEINUNGEN

HANS BETHGE

AEGYPTISCHE REISE

mit 48 Tafeln. Leinen . . . . . M 14.—

KARL VIETOR

DEUTSCHE SONETTE

von Opitz bis Rilke u. Werfel, Lein. M 8.—

LUDWIG MEIDNER

GANG IN DIE STILLE

mit 5 Radierungen. Leinen . . ca. M 6.—

GUSTAV SCHIEFLER

DAS GRAPHISCHE WERK

E. L. KIRCHNER · EMIL NOLDE

Reich illustrierte Prospekte kostenlos.

EUPHORION VERLAG

BERLIN / FASANENSTRASSE 85

BAUTEN

DER LETZTEN JAHRE

in dem soeben erschienenen Buch

Berliner Wohnungsbauten

aus öffentlichen Mitteln

203

Abbildungen, Lagepläne, Grundrisse

Preis Mk. 6.50

in Halbleinenband

BAUWELT-VERLAG

BERLIN SW 68

DÜNNDRUCK-AUSGABE

Shakespeare

DRAMATISCHES GESAMTWERK

In vier schlanken Bänden. Schlegel-Tiecksche Übersetzung. 4. Tausend. Preis in Ganzln. M 32

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Kölner Volkszeitung: „. . . Man braucht sie nur mit einer der üblichen Klassiker-Ausgaben zu vergleichen, um zu erkennen, wie groß der Unterschied zwischen stumpfer Wiedergabe und buchkünstlerischer Herausgestaltung des Textes ist. Die klargezeichnete Schrift verlockt im Verein mit der wohlabgewogenen Satzanordnung das Auge zu längerem Verweilen und gibt der Lektüre eine fördernde Leichtigkeit und Freude . . . So ist diese Ausgabe ein kunstgewerblich hochwertiges Erzeugnis moderner Buchgestaltung."

PHAIDON-VERLAG / WIEN

I · HIMMELPFORTGASSE 25

Nr. 159 Otto Müller

FERDINAND
MÖLLER

VERLAG POTSDAM

*

Zeitgenössische Graphik
Mappenwerke
Plastik

*

STÄNDIGE AUSSTELLUNG

Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis

TIEFDRUCKE
KUPFERDRUCKE

einfarbig und mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 131/132 / Fernsprecher: Hasenheide 2100/2101

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

„Bleibe gut und bleibe schlank!"

Das Ullstein-Sonderheft der Kalorien-Lehre, das jeder lesen sollte, ehe es zu spät ist! Für M 1.25

Benutzen Sie zum Aufbewahren Ihrer kostbaren Schallplatten unsere

Schallplatten-Alben

Marke

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte

Album-Fabrik

Leipziger Buchbinderei A.G.

vorm. Gustav Fritzsche

Leipzig-R. **Berlin S 42**

NIEDERRHEINISCHE TÖPFERSTUBE

CLAUS BARTHELMESS

Atelier und Werkstätte für künstlerischen keramischen Schmuck der Innen- u. Außen-Architektur

DÜSSELDORF / NEUSS AM RHEIN UND GODESBERG

TEILHABER

tätig, energ. erfahrener Kaufmann von Geschmack und wahrem Interesse für Kunst, m. kleinem Kapital gesucht. Export von Kunstgewerbe u. Handwerk. Offerten Qu. 147 Ullstein Chiffre-Dienst, Kochstr.

Von dem berühmten

Handbuch der Kunstwissenschaft

begr. von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger, München, fortgesetzt von Univ.-Prof. Dr. A. E. Brinckmann, Köln und in geistvoller Weise bearbeitet von namhaften Univ.-Professoren und Museumsdirektoren

(beim Verlag nicht mehr zu haben)

können wir noch einige Exemplare abgeben!

Sehr günstige Subskriptionsbedingungen!

Auf Wunsch auch Ansichtssendung

★

ARTIBUS ET LITERIS

Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft, Abteilung 32

POTSDAM

OKASA FÜR MÄNNER

Neue Kraft durch das neue Kräftigungsmittel „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorrag. begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. Eine Original-Packung (100 Portionen) 8.50 M. Das echte Präparat erhalten Sie nur durch **Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W. 156** Friedrichstr. 160 (zw. Unter den Linden und Behrenstr.) Hochinteressante Brosch. kostenl. in verschl. Doppelbrief.

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G Herrmann. Tel. 5

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Wunderbare Heilerfolge hat man im Auffrischungs- und Verjüngungs-

Radiumbad Oberschlema

wo die stärksten Radium-Bäder der Welt verabreicht werden bei Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden, Adernverkalkung, Stoffwechselstörungen. Die Zahl der Gäste verdoppelt sich jährlich. Eine Kur dauert 2-3 Wochen.

Besonders geeignet für

HERBST- UND WINTERKUREN

Kurtaxe frei. Geschlossen vom 19. Dezember 1926 bis 3. Januar 1927. Versand der hochradioaktiven Wässer nach allen Gegenden. Prospekt von der Badeverwaltung Radiumbad Oberschlema im sächsischen Erzgebirge.

AUKTIONS-PREISE

BEILAGE ZUM »QUERSCHNITT«

VERZEICHNIS 3 — NOVEMBER 1926

GEMÄLDE

26. April. Galerie Giroux, Brüssel

Netscher, Porträt Königin Maria v. Modena mit Sohn	5800	belg. Fr.
Jan Steen, Trinker	5000	,,
Van Utrecht, Nature morte	15000	,,
Jean Clouet, Reiterporträt Franz I.	42000	,,
Greuze, Die Taube	36000	,,
Pater, Ländliche Gesellschaft	30000	,,
Nattier, Porträt Mlle. Clermont	14000	,,
David, Porträt Mme. Marey	27000	,,

15. und 16. Juni. M. Meusing (im Hause F. Müller), Amsterdam

Pieter Breughel d. Aelt., l'envie (Federzeichnung)	4000	fl.
,, Watermolen (Federzeichnung)	5400	,,
P. Breughel II., Felsenlandschaft mit Schloß	450	,,
Alb. Cuyp, Stadtansicht mit Mühle	5100	,,
Ad. Elsheimer, Taunus-Landschaft	2500	,,
Cl. Lourain, Baumstudie	1500	,,
Jan van Goyen, Flußufer	1050	,,
,, Dünenlandschaft	400	,,
Franc. Guardi, Markusplatz	625	,,
Wenc. Hollar, Alte Häuser in Prag	240	,,
Jac. Jordaens, Schlafzimmer	1800	,,
Pisanello, Vier junge Leute	2600	,,
Rembrandt, Kain tötet Abel, Federzeichnung (17×24 cm)	4700	,,
,, Abreise der Rebekka, Federz. (18×30 cm)	5600	,,
,, Saul u. David, Federzeichnung (16×21 cm)	2600	,,
,, Tempelszene, Federz. (18×27 cm)	2400	,,
,, Houtewael bei Amsterdam (13×27 cm)	22000	,,
Maurice Quentin la Tour, Porträt, Gouache auf Pergament	4500	,,

23. Juni. Hotel Drouot (Hémard), Paris

Berchem, Einschiffung	7500	fr. Fr.
Dietrich, Die Badenden	8000	,,
Ph. Wouwerman, Nach der Gemsenjagd	23000	,,

7. September. Helbing, München

Andr. Achenbach, Rettungsboot	1590	M.
Adolf Lier, Starnberger See	1220	,,
Ed. Schleich, Viehherde	900	,,
Defregger, Brünettes Mädchen	1800	,,
,, Tirolerin	2030	,,
H. F. Gude - Berlin, St. Wolfgang mit Schafberg	2500	,,
G. Ant. Rasmussen, Sagnefjord (1879)	1800	,,
Lovis Corinth, Stilleben mit jap. Vase (16×14 cm)	1010	,,
Edg. Degas, Der Reiter, Pastell	1610	,,
Edg. Degas, Der Reitter, Pastell	1610	,,
Gabriel v. Max, Blondine	935	,,

5. Oktober. Jac. Hecht, Berlin

Mich. Jansz Mierevelt, Porträt Prinz v. Oranien	1310	M.
J. C. C. Dahl, Schiffe in nordischer Bucht	500	,,
Diaz de la Pena (wahrscheinlich richtig: Monticelli), Bacchantinnen	1000	,,

5. Oktober. Rudolf Bangel, Frankfurt a. M.

Andr. Achenbach, Felsengrotte	1200	M.
,, Aufzieh. Sturm	2800	,,
,, Aufnahme des Lotsen	3100	,,
Fritz Boehle, Porträt C. Treutlein	2100	,,
Benjamin Constant, Bildnis eines jungen Spaniers	7500	,,
Lovis Corinth, Junge mit Hund	3800	,,
,, Stilleben	2800	,,
Ans. Feuerbach, Inntalerin	4900	,,
Th. Géricault, Flucht in der Campagna	6200	,,
H. L. Th. Gurlitt, Krissaische Ebene	1300	,,
Carl Hofer, Tänzerinnen	2000	,,
W. Leistikow, Felsenküste	1400	,,
,, Abendfriede	1350	,,
M. Liebermann, Garten in Wannsee	3200	,,
H. v. Marées, Pferdemarkt	5000	,,
G. Schönleber, Einfahrt Vlissingen (100×145 cm)	8200	,,
C. Spitzweg, Jäger i. Wald (2. 19)	4100	,,
,, Kapelle	1900	,,
W. Trübner, Garten a. Starnberger See	6000	,,
,, Reiterbildn. (150×100)	3200	,,
F. G. Waldmüller, Genesung	9200	,,

GRAPHIK

Mitte September. Pignatelli, Schloß d'Auxon

Manet, Farbenlithographie . . . 5100 fr. Fr.

1. und 2. Oktober. Paul Graupe, Berlin

H. G. Beham, H. Erasmus . . . . . 100 M.
Albr. Dürer, Adam und Eva, später Abzug auf Pergament 60 „
„ Kupferstich - Passion, 16 Blatt . . . . . 100 „
„ Kupferstich - Passion, alt koloriert, mit Gold gehöht . . . . . 2000 „
„ Maria mit dem kurzen Haar . . . . . 220 „
„ Kleine säugende Maria 440 „
„ Jungfrau von Engel gekrönt . . . . . 700 „
„ Maria mit der Birne 800 „
„ Melancholia . . . . . 2200 „
„ Die große Passion, 12 Blatt (im Druck verschieden) . . . . . 900 „
„ Die große Passion, 12 Blatt (mehrere besonders gute Abzüge) 1900 „
„ Die kleine Passion (altkoloriert, mit Silber und Gold gehöht) 2000 „
„ Offenbarung Johannis, 16 Blatt (im Druck verschieden) . . . . . 1500 „
„ Johannes, das Buch verschlingend . . . . 240 „
„ D. babylonische Hure 280 „
„ Das Tier mit den Lammhörnern . . . . . 250 „
„ Joachim vor d. Engel 240 „
„ Christus im Tempel lehrend . . . . . 250 „
„ Die hl. Familie mit den drei Hasen . . . . 900 „
„ Ulrich Varnbuler . . . 500 „
Franc. Goya, Los Caprichos (1. od. 2. Ausg. 1799 od. 1803) 1100 „
„ — dasselbe 6. Ausg. 100 „
„ Los Proverbios (5. Ausgabe) . . . . . 95 „
„ La Tauromachie (5. Ausgabe) . . . . . 125 „
Giov. Batt. Piranesi, Vedute di Roma, 106 Orig.-Rad. meist Zustand der 1. Pariser Ausgabe . . 1200 „
Rembrandt, Hl. Familie m. d. Katze 200 „

HANDZEICHNUNGEN

Nic. Berchem, Hirtenfamilie . . . . 140 M.
Alb. Cuyp, Bellender Hund . . . . . 100 „
Jan van Goyen, Eisvergnügen bei Haarlem, sign. . . . . 200 „
Giulio Romano, Antike Szene . . . . 105 „
Domenico Tiepolo, Heiliger predigend . . . . . 140 „
„ Kreuzabnahme . 140 „
G. Tintoretto (?), Krönung Mariae 400 „
Paolo Veronese, Allegorie auf die Astronomie . . . . . 500 „

MODERNE GRAPHIK

Ernst Barlach, Alte Frau, Orig.-Z. 73 M.
„ Mann und Frau sitzend, Original-Zeichn. Feder . . . 82 „
„ Der arme Vetter, mit 34 Orig.-Lithos (Vorzugsausgabe) . 93 „
Max Beckmann, Frauenkopf. Orig.-Radierung, sign. . . . . 7 „
Frank Brangwyn, Santa Maria della Salute. Orig.-Rad., sign. . . . . 62 „
Wilh. Busch, Bauernküche. Orig.-Bleistift-Zeichn., sign. . . . . 60 „
Paul Cézanne, Schlucht. Orig.-Bleistift-Zeichn., aquarelliert (47×36) 150 „
Marc Chagall, Musikant. Orig.-Rad. sign. auf Japan . . . . . 18 „
Lovis Corinth, Weiblicher Akt. Orig.-Blei-Zeichnung, sign. und dat. (52×34 cm) 105 „
„ Strandlandschaft. Orig.-Blei-Zeichnung, sign. und dat. . . . . 40 „
„ Mädchen im Hut mit Maske. Farb. Orig.-Lith. sign. 1. Abz. a. Japan 210 „
„ Obstgarten. Orig.-Lith. Probedruck auf Japan . . . . 30 „
„ Der Künstler u. der Tod. Orig.-Rad. Probedruck mit Korrekturen 31 „
James Ensor, Le roi peste. Orig.-Radierung . . . . . 32 „
August Gaul, Schweine im Morast. Orig.-Zeichn. Kohle u. Blei, sign. . . . . 100 „

August Gaul, Schweine, Orig.-Rad. signiert . . . . . 35 M.
Otto Greiner, Der Tanz, Orig.-Lith. signiert . . . . . 41 „
Seymour Haden, Breaking up of the „Agamemnon", Orig.-Rad. sign. . 200 „
„ Windsor. Orig.-Rad. sign. . . . . 60 „
Ludwig von Hofmann, Rhythmen. 10 Orig.-Lith. sign. . . . . 25 „
Th. Hosemann, Jüngling mit Mandoline. Orig.-Aquarell sig. u. dat. (11,5×14,5 cm) . . . . . 90 „
Max Klinger, Der Herrscher. Orig.-Radierung . . . . . 25 „
„ Brahms-Phantasie, 41 Blatt auf Japan . . . 1200 „
Oskar Kokoschka, Bildnis Tilla Durieux. Original-Lith. sign. . . . 20 „
„ Hiob (m. 14 Original-Lith.) . . . 60 „
„ Bach-Kantate m. 11 Orig.-Lith. . . 100 „
Käte Kollwitz, Mütter. Orig.-Kohlezeichnung . . . . . 170 „
„ Bauernkrieg. 7 Bl. Orig.-Rad. sign. . . . 150 „
„ Frauenakt. Original-Rad., sign. . . . . 21 „
„ Selbstbildnis. Orig.-Lith. sign. . . . . 12 „
Marie Laurencin, Selbstbildnis. Original-Lith. sign.. . . . . 21 „
Louis Legrand, l'Amateur. Orig.-Rad. sign. . . . . 21 „
Wilh. Leibl, Bauer mit Hut und Stock. Orig.-Rad. . . 155 „
„ Ochsengespann. Orig.-Radierung . . . . . 100 „
„ Der Trinker. Orig.-Radierung . . . . . 14 „
Max Liebermann, Dünenlandschaft, Orig.-Kohlezeichn. sign. (11×16 cm) . 70 „
„ „ Junge Holländerin, nähend, Orig.-Bleizeichng. sign. u. dat. . . . . 130 „
„ „ Landschaft, Orig.-Rad. sign. . . . . 60 „
„ „ Selbstporträt, Orig.-Rad. sign. . 30 „
Max Liebermann, Porträt Siegfried Ochs, Probedruck-Rad. sign. . . . . 40 M.
Ed. Manet, Olympia, Orig.-Rad. . . . 35 „
Franz Marc, Stella peregrina, 18 Orig.-Zeichn., Pastelle, Aquarelle usw. . . . . 800 „
Hans Meid, Balkonszene, Orig.-Rad. 20 „
„ „ Don Juan, 15 Orig.-Rad., Vorzugsausg. auf Japan 800 „
Ad. Menzel, Neujahrskarte 1849, Orig.-Federzeichng. . . 150 „
„ „ 6 Blatt aus d. Armeewerk, Federlith., Handkolor. . . . . 40 „
„ „ Fürst Leopold v. Dessau, Orig.-Holzschnitt (Probedruck zu Kugler, Friedrich d. Gr.) . . . 8 „
„ „ I. Bataillon Garde, Original-Holzschn., Handkolor. . . . . 54 „
Ed. Munch, Berliner Tiergarten, Orig.-Rad. sign. . . . . 41 „
„ „ Alte Frau, Orig.-Rad. sign. . . . . 75 „
Emil Nolde, Brunnenplatz, Orig.-Rad. sign., 2. Zustand 155 „
„ „ Freundinnen, Original-Rad. sign. . . . . 30 „
Ernst Oppler, Pawlowa als sterbender Schwan, farb. Orig.-Kreidezeichng. sign. . . . . 200 „
Emil Orlik, Bildnis, Orig.-Rad. sign. 20 „
Max Pechtstein, Vier Fischer am Strand, Orig.-Aquarell, sign. . . . . 40 „
„ „ Zwei Frauen, Orig.-Lith. sign. . . . . 15 „
Aug. Renoir, Le chapeau épinglé, farb. Orig.-Lith. . . . . 310 „
Aug. Rodin, Petit Amour, Orig.-Rad. sign. . . . . 80 „
„ „ Antonia Proust, Orig.-Rad. . . . . 61 „
Paul Signac, Seine-Landschaft, Orig.-Aquarell . . . . . 100 „
Max Slevogt, Don Quichote, Orig.-Rad. sign. . . . . 40 „
„ „ Reiter, Orig.-Rad. sign. 38 „
„ „ Mozarts Don Giovanni, 9 Orig.-Lith. . . . . 250 „
„ „ Insel Wak-Wak, 47 Lith., Vorzugs-Ausg. 1000 „

Hans Thoma, Schwarzwaldbach, Orig.-Rad. . . . . 35 M.
Toulouse-Lautrec, Au Moulin Rouge, farb. Orig.-Lith. . 85 „
„ Yvette Guilbert, 14 Orig.-Lith. v. d. Schrift . . . . 450 „
„ Elles, 10 farb. Lithos a. Bütten 1000 „
„ Au cirque, 22 Bl. farb. Lith. . . . . 300 „
Anders Zorn, Badendes Mädchen, Orig.-Rad. . . . . 280 „
„ „ Nils Krenger, Orig.-Rad. . . . . 800 „
„ „ Gammal Ballad II., Orig.-Rad. . . . . 700 „
„ „ Albert Engström, Orig.-Rad. . . . . 200 „
„ „ Selbstporträt, Orig.-Rad. . . . . 150 „
H. Daumier, Ne vous y frottez pas, Orig.-Lith., China . . . 160 „
„ Rue Transnouain, Orig.-Lith., China . . . 260 „

16. Oktober. Hollstein & Puppel, Berlin (Chodowiecki-Sammlung)

Apollo auf dem Pegasus, Original-Federzeichnung, getuscht . . . . . 225 M.

(Original-Radierungen)

Le passe dix od. Der Würfler. Orig.-Abdruck mit Plattenschmutz . . . 185 M.
Friedrich d. Gr. zu Pferd. Abdr. mit Rand . . . . . 115 „
Der kleine L'hombre-Tisch. (Vor der Schraffierung) . . . . . 850 „
Das Brandenburger Tor . . . . . 155 „
Cabinet d'un peintre (Familienbild des Meisters) . . . . . 260 „
Die Zelte im Tiergarten (mit 4—7 cm breitem Rand) . . . . . 225 „
Die Schlittenfahrt . . . . . 500 „
Bildnis Goethes . . . . . 105 „
12 Blatt Totentanz . . . . . 88 „
24 Blatt zu Richardsons Clarissa . . 160 „
3 Blatt zu Goethes Hermann und Dorothea (mit Plattenschmutz, z. T. noch unzerschnitten) . . . . . 255 „

18. Oktober. Hollstein & Puppel, Berlin

H. Aldegrever, Rankenornament, unten 2 Kinder . . . . . 120 M.
Alb. Altdorfer, Dido sich erstechend 110 „
H. Seb. Beham, Dame und Narr . . . 100 „
J. Callot, 18 Blatt: D. großen Kriegsübel (frühe Abdrucke) . . . . . 280 M.
Ant. Canale il Canaletto, Prà della Valle . . . 160 „
„ Am Canal der Brenta 220 „
„ 4 Blatt: Ponte Rialto, Osteria, Terrasse, Brenta-Ufer (1. Ausg. auf starkem Papier) . . 320 „

BÜCHER

22. und 23. September. Max Perl, Berlin (Bibliothek Caesar Flaischlen)

Kant, Kritik der reinen Vernunft, 1. Ausg., 1781 . . . . . 140 M.
G. Keller, Gedichte, 1. Ausg., 1846 . 81 „
Kugler-Menzel, Friedrich d. Gr., 1. Ausg., 1840 . . . . . 110 „
Racine, Oeuvres, 1768, Kalblederbde. 155 „
Boccaccio, London 1757 (illustr. von Gravelot etc.) Lederbde. . . . . 320 „

24. und 25. September. Paul Graupe, Berlin (Deutsche Literatur)

A. v. Arnim und Cl. Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 3 Bde., sämtl. in 1. Ausg. m. dem Anhang „Kinderlieder“ . . . . . 265 M.
Jacob Boehme, Alle Theosophische Wercken, 10 Tle. in 6 Bdn., Amsterdam 1682. (Aus dem Besitz u. m. Anmerkgn. Franz v. Baaders) 250 „
Cl. Brentano, Gockel, Hinkel, Gakeleja, 1. Ausg., 1838 . 240 „
„ Godwi, 1. Ausg., 1800 bis 1802 (Ohne die Titelkupfer) . . . . . 105 „
„ u. J. Görres, Geschichte von Bogs dem Uhrmacher, 1807 . . . . . 200 „
Bürger, J. H. Voß u. Leop. Stolberg, Phantasien in drei priapischen Oden (ca. 1790), 1. Ausg. . 140 „
Campe, Robinson d. Jüngere, 2 Tle., 1. Ausg., 1779—80 . . . . . 200 „
Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1. Ausg., 1808 . . . . . 60 „
S. Geßner, Schriften, 2 Bde., 1777, Quartausgabe mit den Kupfern . . 85 „

Goethe, Schriften, 4 Bde., 1775—1779, Gr. 8°, Pappbde. d. Z. 350 M.
„ Schriften, 8 Bde., 1787—1790, Gr. 8°, Kalblederbde. d. Z. Alle Bde. im 1. Druck 210 „
„ Schriften, 8 Bde., 1790, u. Neue Schriften, 7 Bde. (Die beiden ersten rechtmäßigen Gesamtausgaben) . . . . . 370 „
„ Werke, 20 Bde., Stuttg. u. Tüb., d. C. Cotta, 1815—19, Halblederbde. d. Z. . . . . 170 „
„ Werke, 26 Bde., Wien, Armbruster, Halblederbde. d. Z. . . . . 170 „
„ Vollst. Ausg. letzter Hand, 60 Bde., Groß 8°, Pappbde. d. Z. . . . . 350 „
„ Das Römische Carneval, Berlin 1789 . . . . . 1400 „
„ Faust. Ein Fragment. Ächte Ausg. Lpzg., Göschen, 1790. 1. Ausg. . . . . 1100 „
„ — Ein Trauerspiel. Lpzg., Göschen, 1787, Variantdruck d. 1. Ausg. des Fragments, aus Bogen von Bd. VII der „Schriften" auf holl. Bütten . . . . . 200 „
„ Gedichte. Tübingen, Cotta 1812. 1. Ausg. . . . . 150 „
„ Götz v. Berlichingen, 1773, 1. Ausg. . . . . 1550 „
„ Taschenbuch für 1798, Hermann u. Dorothea, 1. Ausg. 200 „
„ Iphigenie auf Tauris, 1787, 1. Ausg. . . . . 180 „
„ — Abdruck zur Feier des 7. Novemb. 1825, Kl. 4°, mit eigenh. Widmung Goethes an Fr. M. Klinger . . . . . 1600 „
„ Taschenbuch auf d. J. 1804. Die natürliche Tochter. (Exzeptionelles Exemplar mit Titelkupfer v. Chodowiecki u. Schreibtafel) . . . 265 „
Weimarische Pinacothek, 1. Heft, 1821 . . . . . 200 „
Propyläen, 3 Bde., 1798—1800 . . . 145 „
Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus, 1671, 4. rechtm. Ausg. . 185 „
J. G. Hamann, Des Ritters v. Rosencreuz letzte Willensmeynung, 1. Ausg., 1770 . . . . . 410 „
Heine, Deutschland, Ein Wintermährchen, 1844, 1. Ausg. . . 150 „
Heine, Tragödien, 1. Ausg., 1823 . . 115 M.
„ Deutsch-Französ. Jahrbüch., 1844 . . . . . 110 „
E. T. A. Hoffmann, Ausgew. Schriften, 10 Bde., 1. Ges.-Ausg. 1827 205 „
„ Ges. Schriften, 12 Bde., 1. v. Hosemann illustr. Ausg. . . . . 180 „
„ Meister Floh, 1. Ausg., 1822 . . . 105 „
„ Kater Murr, 1. Ausg., 1820—22 . 70 „
„ Nachtstücke, 1. Ausg., 1817 . . . 71 „
„ Serapionsbrüder, 1. Ausg., 1819—1821 . . . . . 100 „
„ Prinzessin Brambilla, 1. Ausg., 1821 . . 110 „
Jean Paul, Sämtl. Werke, 62 Bde., 1. Ausg., 1826—37 . . . . . 120 „
Immermann, Münchhausen, 4 Bde., 1. Ausg., 1838—39 . . . . . 175 „
Journal des Luxus und der Moden, Bd. 1—38, incompl. . . . . 250 „
G. Keller, Gedichte, 1. Ausg., 1846 . 60 „
F. M. Klinger, Werke, 12. Bde., 1. Ausg., 1809—16 . . . . 80 „
„ Orpheus, 5 Tle., 1. Ausg., 1778—80 . . . . 71 „
Lavater, Physiognomische Fragmente, 4 Bde., 1. Ausg., Lpzg. u. Winterthur. 1775—78, Halblederbände d. Z. . . . . 1000 „
J. M. R. Lenz, Lustspiele nach Plautus, 1. Ausg., 1774 . . 150 „
„ Die Soldaten, 1. Ausgabe, 1776 . . . . . 105 „
Lessing, Vermischte Schriften, 30 Bde., 1. Ges.-Ausg., 1771—94 . . . 200 „
Der Teutsche Mercur, Jahrg. 1773—1785, 26 Bde. . . . . 85 „
Ed. Mörike, Gedichte, 1. Ausg., 1838 95 „
„ Maler Nolten, 2 Bde., 1. Ausg., 1832 (mit der Musikbeilage) . . . . . 205 „
Mommsen, Römische Geschichte, Bd. IV. (In Wirklichkeit: Sonderdruck a. „Hermes", XIII. Jahrg., enthält 1. „Der letzte Kampf der Röm. Republik", 2. „Trimalchios Heimath u. Grabschrift") Exemplar Nr. 41 von wahrscheinl. 100 110 „

Nestroy, Der böse Geist Lumpacivagabundus, 1. Ausg., 1835, mit Autograph von N. . . . . 135 M.
Rost, Die schöne Nacht 1754. Ganz in Kupfer gestochenes erot. Gedicht . . . . . 265 „
Schiller, Die Räuber, 1. Ausg. 1781 800 „
„ Der Venuswagen, 1. Ausgabe 1781 . . . . . 170 „
„ Fiesco, 1. Ausg. 1783 . . . 60 „
„ Wilhelm Tell, 1. Ausg. 1804 . . . . . 50 „
Friedr. Schlegel, Lucinde, 1. Ausg. 1799 . . . . . 100 „
Schlegel, Brüder, Athenaeum, 6 Stücke, 1798—1800 . . . . . 195 „
Shakespeare, Dramat. Werke, übers. A. W. Schlegel u. L. Tieck, 12 Bd., 2. vollst. Ausg. 1839—40 . . . . . 160 „
Musenalmanach für 1776—1804, Göttingen, 35 Bde. . . . . 325 „
Musenalmanach für 1776—1798 u. 1800, Hamburg, 24 Bde. . . . . 160 „
(Vossischer [Hamburger] Musenalm.)

5. und 6. Oktober bei Jos. Baer & Co., Frankfurt a. M.
(Inkunabelnsammlung Kurt Wolff)

Abraham ben Ezra, liber de nativitatibus 1485, ed princeps . . . . 350 M.
Albertus Magnus, Compendium theologicae veritatis, Ulm ca. 1478 300 „
Joh. Andreae, Ictus Bonon., Quaestiones mercuriales, Pavia 1483 . 500 „
Angelus de Gambilionibus de Aretio, Lectura super titulo de actionibus, Venedig ca. 1472. (Nur 2 Exemplare bekannt) . . . . . 450 „
Anianus, Compotus, Rom 1493 . . . 750 „
S. Antonian, Confessionale, italien. ca. 1473 . . . . . 1550 „
S. Augustinus, De consensu evangelistarum, Lauingen 1473 . . . . . 3900 „
„ Liber . . Quinquaginta, Augsburg 1475
Turrecremata, De efficacia aquae benedictae, Augsburg ca. 1475
Avicenna, Canonis libri III et IV, 3 voll., Venedig ca. 1499. (Außer diesem nur noch das Mazarinexemplar bekannt.) . . . . . 1150 „
Bartholomaeus (de Glanvilla) Anglicus, De proprietatibus rerum, Haarlem 1485 . . . . . 1700 „
Bartholomaeus (Sacchi) de Plantina, De honesta voluptate, Cividale 1480 . . . . . 3500 M.
Jacobus Bergomensis, De plurimis claris selectisque mulieribus, Ferrara 1497 . . . . . 2550 „
S. Bonaventura, Soliloquium, Schoonhoven 1500 . . . . . 4200 „
Seb. Brant, Stultifera navis, Basel 1497 . . . . . 1100 „
Bernh. Breydenbach, Reise ins heilig Land, Speyer 1495 . . . . 6100 „
Chronicon Slavicum — Wendesche Kroneke, Lübeck 1485 . . . . . 2950 „
David ben Jos. Abudrahim, Commentar. super ordinem precum, hebräisch, Lissabon 1489 . . . . . 4000 „
Dialogus Creaturarum, Antwerpen 1491. — Ganz unbrochiert . . . . 4000 „
Dialogus Creaturarum, editio princeps, Gonda 1480 . . . . . 2550 „
Herbarius seu de virtutibus herbarum, Passau 1485 . . . . . 3100 „
Isidorus episcop. Hispalensis, Etymologiarum libri XX., Augsburg 1472 . . . . . 1250 „
Joh. Lichtenberger Prognosticatio, Straßburg 1500 . . . . . 1350 „
Missale Ratisbonense, Bamberg 1492, auf Pergament gedruckt . . 1800 „
Regiomontanus, Ephemerides annorum 1476 etc., Nürnberg 1474 . 1650 „
Regula brevis vitae Matrimonialis, Bologna 1489 (Unicum) . . . . . 3300 „
Joh. de Turrecremata, Expositio super toto Psalterio, Turin 1482 3800 „
Benedictus de Barsis, Tractatus materia Quarantigiae, Siena 1498 (Sonst unbekannt, wohl Unicum) 2400 „
Biblia Prima Germanica, Die erste deutsche Bibel, Straßburg ca. 1466 10000 „
Biblia Nona Germanica, Die neunte deutsche Bibel, Nürnberg 1483 . 3200 „
Ant. de Canaro, De executione instrumentorum, Pescia 1491 (Unicum) . . . . . 2100 „
Evangelien und Episteln, Augsburg 1495 (Nur 2 Exemplare bekannt) . . . . . 7000 „
Stephan Fridolin, Schatzbehalter, Nürnberg 1491 . . . . . 2800 „
Levi ben Gerson, Perusch ha — Tora, hebräisch, Mantua 1476 . . 6000 „

Officium beatae Mariae virginis, Neapel 1478 (auf Pergament gedruckt, vollständig reich illuminiert . . . . . 4100 M.
Titulus triumphalis causa passionis et mortis Christi, Leipzig 1492. Einblattdruck — Wohl Unicum.) 1400 „
Vincentius Bellovacensis, Speculum historiale, Augsburg 1474 . . . 1200 „
„ „ Speculum naturale, Straßburg 1470 . . . 2500 „
Zeichen der falschen Gulden, Augsburg 1481. (Aelteste gedruckte Münzverwarnung.) . . . 1150 „

KUNSTGEWERBE

8. Mai 1926. Hotel Drouot (Lair-Dubreuil) (Miniaturen auf Dosen)

Mlle. Voullemier, Frauenporträt 1100 fr. Fr.
Richard Collins, Frauenporträt (Ende 18. Jahrh.) . . . . . 5200 „
Jeh. Lempi l'ainé, Frauenporträt 3300 „
Weyler, Herrenporträt . . . . . 6650 „
Deranton, Portrait einer jungen Frau . . . . . 3000 „

31. Mai. Hotel Drouot, Paris (M. Hérpard)

FranzösischerGobelin,18.Jahrh., Ein Kind am Rand eines Teiches (2,75×4 m) . . . . . 22500 fr. Fr.
12 Holzmalereien, Jagdszenen, 16. Jahrh. . . . . 56500 „

21. Juni. Hotel Drouot (Baudoin), Paris (Bildteppiche)

Aubusson, 17. Jahrh. (2,75×2 m) 7000 fr. Fr.
„ 18.Jahrh.,reiche Bordüre (2,85×4,70 m) . 20900 „
„ 17. Jahrh., Allegorie d. Jahreszeiten (3×2,35 m) . . . . . 19000 „

21. und 22. Juni. Hotel Drouot (Lair-Dubreuil), Paris

Flandrisch, Ende 16. Jahrhundert (2×1 m) . . . . . 4100 fr. Fr.
„ 17. Jahrh., Diane mit Gefolge (2,05×2,10m) 18000 „

2. Oktober. Hotel Drouot (Buzot), Paris (Uhren)

Astronomische Uhr . . . . . 8200 fr. fr.
Zwei Boule-Uhren . . . . . 4000 „

12. und 13. Oktober. Hugo Helbing, München (Nachlaß Prof. Nerzbacher)

3 Fliesen, persisch . . . . . 105 M.
Enghalskrug, Ton, Kaukasus (35 cm) 190 „
Pistole, mit tauschierter, vergoldeter Silberbekleidung, Kaukasus . . . . 155 „
2 georgische lange Gewehre . . . . . 225 „
Alte Moschecampel, Kupfer, persisch 370 „

12. und 13. Oktober. Rudolf Lepke, Berlin

Holzrelief, Kreuztragung, Renaissance, deutsch, 36×39 cm . . . . 680 M.
Directoire-Sessel . . . . . 275 „
Sessel, Barock . . . . . 760 „
Halbhoher Eckschrank, Rosenholz mit Intarsien, 18. Jahrh. . . . . 2150 „
Ein Paar großeEmpire-Kandelaber, Goldbronce (130 cm) . . . . . 1500 „
Ein Paar Empire-Vasen, dunkelgrüner Marmor (62 cm) . . . . . 780 „
2 Brüsseler Gobelins (Geschichte Jakobs), 17. Jahrh. (repariert) . 10800 „
Großer Deckelhumpen, 17. Jahrh., Silber . . . . . 1500 „
Kleiner Deckelhumpen, 16. Jahrh., vergoldet, getrieben . . . . . 1200 „
Großer Deckelpokal, 17. Jahrh., reiche Treibarbeit . . . . . 2000 „
Deckelpokal, Nürnbergisch, um 1590, Silber vergoldet . . . . . 2400 „
Kelch mit Drahtemail, Anfang 16. Jahrh., gotische Form . . . . . 2450 „
Große Monstranz, mit Teilvergoldung, 17. Jahrh. . . . . 1800 „
Hifthorn, geschnitzt, silberne Fassung . . . . . 700 „
Giov. da Bologna, italien., Broncegruppe, Venus und Satyr . . . . 1000 „
Empire-Bronze, Italien, Jugendlicher Apoll als Leierspieler . . 1200 „
Große Emailminiatur, Kaiserin Katharina II. mit Pelzmütze, dat. 1791 (Durchm. 13,5 cm) . . . . . 500 „

(Porzellan)

Meißner Figur, Sitzender Harlekin, ca. 1740 . . . . . 150 M.
„ Landkartenverkäufer, Mitte des 18. Jahrh. . . . . 170 „
„ Schreibzeug in vergold. Bronzefassg. 205 „

(Möbel)

Barock - Garderobeschrank, Rüsternholz . . . . . 400 M.
Zylinderbureau, Mahagoni, bunte Intarsien, schwedisch, um 1780 . 1160 „

Garnitur (Bank, 2 Sessel, 2 Stühle) Buche, Chippendale, 18. Jahrh. . 1200 M.

(Medaillen)

Donatello-Schule, Spielende Putten, Renaissance . . . . . 560 M.
Anton. Pisano, gen. Pisanello, Lionello Piste, Porträt: Markgraf von Ferrara . . . . . 3650 „
Chinesisches Cloisonné-Gefäß (Kugelflasche), Ming-Beschläge spät. 1200 „

AUTOGRAPHEN

6. September. K. E. Henrici, Berlin
(Historische Autographen)

Aug. Bebel, Eigh. Brief m. Unterschrift, 6 S. . . . . 30 M.
Bismarck, Eigh. Brief mit Unterschrift, 10½ S. . . . . 600 „
„ Eigh. Br. m. Unterschr., 2 S. (an Wilhelm I. kurz v. Ausbr. d. Krieg. 1866) 1000 „
Rob. Graf v. Essex, Brief m. eigh. Unterschr. (1598) 1 S. . . . . 155 „
Jeane Kennedy (Kammerfrau der Maria Stuart), Notariatsakt mit eigenhändiger Unterschrift . . . . 125 „
Karl Marx (an Lassalle), eigh. Brief mit Unterschrift, 2 S. . . . . 115 „
Ludendorff, Eigh. Brief mit Unterschrift (2 Zeilen) . . . . . 10 „
Karl August Großherzog v. Weimar, Eigh. Schriftst. (üb. Napoleon I.) 380 „
Napoleon I., Brief mit eigh. Unterschrift, 4 S.. . . . . 360 „
Robespierre, Eigh. Brief m. Unterschrift, 1 S. . . . . 770 „
Trenck, Orig.-Urteilsblatt gegen Trenck . . . . . 250 „
Yorck v. Wartenburg, Eigh. Br. m. Unterschrift, betr. Konvention v. Tauroggen . . . . . 300 „

7. und 8. September. J. A. Stargardt, Berlin

R. Dehmel, Eigh. Brief m. Unterschrift, 1¼ S. . . . . 25 M.
Droste-Hülshoff, Eigh. Brief mit Unterschrift, 2 S. . . . . 700 „
J. Görres, Eigh. Brief mit Unterschrift (an Gneisenau), 2½ S. . . 220 „
Grillparzer, Eigh. Gedicht („Poesie d. Wirklichkeitçç), 2½ S. . . . . 120 M.
Wilh. Hauff, Verlagskontrakt über den „Lichtenstein“ . . . . . 170 „
Hebbel, Eigh. Brief m. U., 3½ S. . . 285 „
Heine, Eigh. Gedicht a. einer Orig.-Porträt-Zeichn. v. Peter Lyser . . 1440 „
Hölderlin, Eigenh. Gedicht („Der Herbst“), 1¼ S. fol. . . . . 750 „
Th. Körner, Eigh. Br. m. Untschr. 150 „
Th. Hosemann, Original seines Kinderbuches „Kinderstreiche“, 21 Blatt m. eigh. Aquarellen u. Text 1910 „
Mozart, Eigh. Briefentwurf, 2 S. . . 1100 „

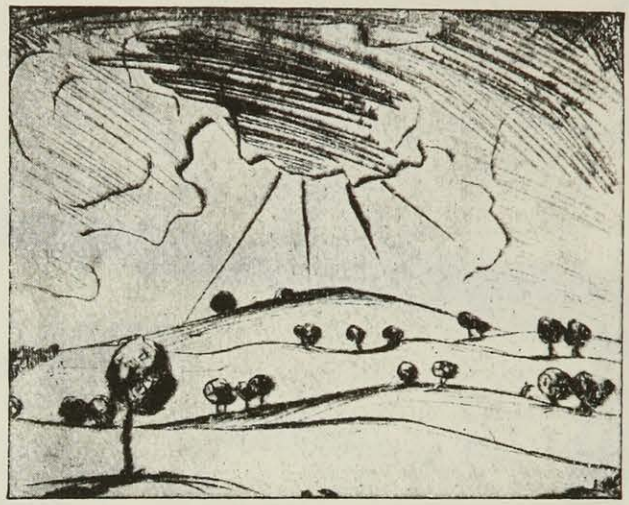
30. Sept. bis 2. Okt. K. E. Henrici, Berlin

Andersen, Eigh. Br. m. Unterschr. 43 M.
Cl. Brentano, Eigh. Brief m. Unterschrift, 1½ S. . . . . 180 „
Simon Dach, Eigh. Albumblatt mit Unterschrift (1642) . . . . . 250 „
Erasmus v. Rotterdam, Brief m. drei eigenh. Zeilen u. Unterschrift . . 710 „
Theod. Fontane, Eigenh. Brief mit Unterschrift, 2 S. . . . . 6 „
Ludw. Fulda, Eigh. Manuskript mit Namenszug, 1 S. . . . . 3 „
Goldoni, Eigh. Brief m. Unterschr. (1766), 3 S. . . . . 185 „
Goethe, Eigh. Brief m. Unterschr., 2 S. (1782) . . . . . 400 „
„ Eigh. Brief m. Unterschr., 2 S. (über den Ankauf seines Hauses am Frauenplan) 700 „
„ Eigh. Brief a. Carl August, 2 S. . . . . 650 „
Hartleben, Eigenh. Autobiographie, 6½ S. . . . . 51 „
Heine, Eigenh. Brief m. Unterschr., 2 S. (1846) . . . . . 180 „
E. T. A. Hoffmann, Eigh. Brief m. Unterschrift, 2 S. . . . . 205 „
Hoffmann v. Fallersleben, Eigenh. Msc., 1 Strophe vom Deutschland-Lied . . . . . 260 „
Hölderlin, An die Nachtigall, eigh. Ged--Msc., 1½ S. . . . . 550 „
„ Eigh. Schriftstück aus d. Wahnsinnszeit, signiert „Buonarotti“, 1 S. . . . . 150 „

Feinnervige Menschen
reagieren spontan auf den frischen, gesunden
Duft gut gepflegten Haares. Man verwende
Dr. Dralle's Birken-Wasser
Die tägliche Waschung mit ihm erhält dem
Haar Fülle, Geschmeidigkeit und Glanz,
erfrischt wohltuend die Nerven und legitimiert
durch seinen feinen, unaufdringlichen Duft
die Zugehörigkeit seines Trägers zur guten
Gesellschaft.
Preis: M 2.- und 3.50,
½ Ltr. 5.75, 1 Ltr. 10.-.
Dralle
Birken
Haarwasser

Ferdinand Möller Verlag

Potsdam



In meinem Verlag erschien:

Emil Bizer, Alemannische Landschaften

mit Vorwort von René Schickele

Sechs Kaltnadelradierungen, Handdrucke des Künstlers auf Zandersbütten in Mappe. Nur 20 Exemplare RM. 130.—

S. Mastbaum Kiel

Das führende Modehaus

Verlangen Sie Zusendung von illustrierten Angeboten

Soeben erschien:

DIE GROSSE LIEBE WIE SIE STARBEN

Dichter- und Frauenporträts

von

PAUL WIEGLER

Mit 24 Bildbeigaben in Tiefdruck

Jakob Wassermann:

Ich habe die Aufsätze von Paul Wiegler mit herzlichem Vergnügen gelesen. Es handelt sich hier um biographische Dichtungen, deren Besonderes die beseelte Reproduktion halb realer, halb imaginärer Vorgänge ist, gleichsam die Darstellung der inneren und gesetzmäßigen Wahrheit in der Existenz großer Menschen.

Stefan Zweig:

Solch essayistische Kunst ist unter den Deutschen von heute kaum einem zweiten dermaßen zu eigen als Paul Wiegler, diesem erlesensten und belesensten unserer Stilisten.

Aus dem Inhalt:

Goethe und Frau von Stein / Michelangelo und Vittoria Colonna / Musset und George Sand / Balzac und die Hanska Mirabeau und Sophie / Kleist / Goethes Tod / Byron / Hölderlin / Lassalle / Stifter / Rossetti / Flaubert / Wilde / Tolstoi u. a.

In Leinen mit echter Goldprägung M. 8.50
In Leder M. 17.–

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

AVALUN-VERLAG HELLERAU/DRESDEN

BÜCHERSTUBE HANS GÖTZ

Ankauf und Verkauf

◆

Bibliophilie. Alte und neue Graphik. Japanische Farbenholzschnitte. Hamburgensien. Erstausgaben deutscher Literatur. Illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts. Moderne Vorzugsdrucke und Pressendrucke. Handeinbände. Übernahme geschlossener Sammlungen zur Versteigerung.

Vertretung auf allen wichtigen Auktionen des Kontinents
Kataloge auf Verlangen

BUCH- UND KUNST-ANTIQUARIAT / HAMBURG, GR. BLEICHEN 31

Ihre Figur

erscheint so vorteilhaft, so schlank und so biegsam in einem Gentila Gürtel, und Sie fühlen sich so wohl darin, daß er Ihnen bald Ihr Lieblingskleidungsstück sein wird!

KATALOG F 3 (für Damen) oder H 3 (für Herren) kostenfrei!

J. J. Gentil G. m. b. H. Berlin W 9
Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)

Europas größtes Spezialhaus für Damengürtel, Herrengürtel, Gummistrümpfe / Gegr. 1900

8 separate Anproberäume / Geöffnet von 9 bis 6 Uhr

Kunst-Haus Dahlheim

Original-Gemälde
Handzeichnungen
erster Künstler

*

Original-Werke von:

Menzel . . . von Mark 150 an
Liebermann von Mark 100 an
Thoma . . . von Mark 75 an
Corinth. . . von Mark 60 an

Berlin W
Potsdamer Straße 118 b

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m. b. H. LEIPZIG

1000 Jahre europäische Geschichte

Neuerscheinung:

FERDINAND GREGOROVIUS

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Neue, vollständige Ausgabe in zwei Bänden in Dünndruck mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Fritz Schillmann. 3000 Seiten. Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen

In Leinen gebunden . . . . . Mark 50.—
In Pergament gebunden . . . . . Mark 70.—
In Leder gebunden . . . . . Mark 80.—

Das monumentale Geschichtswerk, das 1000 Jahre europäischer Geschichte umfaßt, in neuer, vollständiger Ausgabe zum ersten Male mit 240 Tafeln nach alten Vorlagen überraschend illustriert.

VERLAG WOLFGANG JESS / DRESDEN

Die Vossische Zeitung mit ihrem Weltdienst

4,30 Mk. monatlich

Bestellungen bei der Post und beim Verlag Berlin SW 68

BEDEUTENDE NEUERSCHEINUNGEN

H. G. WELLS

Die Geschichte unserer Welt

Deutsch herausgegeben von Otto Mandl

Wells sieht die Weltgeschichte als Ganzes von Erd- und Menschheitsentwicklung und erzählt sie mit leichtem, großartig beschwingtem Vortrag. Entgegen der Doktrin von einer Vergreisung der Welt sieht der berühmte englische Romancier den Menschen erst in seinem Jünglingsalter stehen und betrachtet die bisherige Geschichte als Vorspiel einer ungeheuren Evolution.

Taschenausg. auf Dünndruckpapier, Pappbd. M 5.60, Ganzleinenbd. M 7.-, Ganzlederbd. M 12.-

FRANZ WERFEL

Verdi
Roman der Oper

51.-55. Tausend

Werfels Verdi-Roman ist eine Tat. Wohl das Beste, was in den letzten Jahrzehnten an historischen Romanen erschienen ist. (Bund, Bern.)

Geheftet M 5.50, gebunden in Halbleinen M 7.50, Ganzleinen M 8.25, Halbleder M 13.–, Jubiläums-Ausgabe flexibel in Ganzleinen M 9.50, numeriert und signiert M 16.–

Paulus
unter den Juden

10. Tausend

Dies neue Werk zeigt Werfel auf einem Standort, auf den der Blick der Gewöhnlichkeit ihm nicht mehr folgen kann. (Neue Freie Presse.) Ein Werk, dessen dialektische Leidenschaftlichkeit und meisterhafte Sprachwucht tief erschüttern. (Leipziger Tageblatt.)

Halbleinenbd. M 5.50, Ganzleinenbd. M 6.25

JOHN GALSWORTHY

Die Forsyte Saga

Roman

50. Tausend

Der bedeutendste Roman des heutigen Europa. (Hermann Graf Keyserling.)

Drei Bände gebunden in Halbleinen M 14.–, in Ganzleinen M 16.—, in Halbleder M 30.–. Dünndruckausgabe in einem Band gebunden in Ganzleinen M 16.–, in Ganzleder M 22.–

Der weiße Affe

Roman

30. Tausend

Dieser Roman, ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, setzt die weltberühmte Forsyte Saga fort und führt die äußere und innere Umschichtung der Gesellschaft vor.

Halbleinenband M 6.–, Ganzleinenbd. M 7.–, Halblederbd. M 13.–

Übersetzt von Leon Schalit

HEINRICH MANN

Das Kaiserreich

DIE ROMANE DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IM ZEITALTER WILHELM II.

Der Untertan / Die Armen / Der Kopf

Heinrich Mann erkennt die tiefste Aufgabe des Romanciers: nicht bloß Menschen zu zeichnen und Episoden darzustellen, sondern Epochen. Er gibt den Deutschen ein großes Bild ihrer Wirklichkeit, ein Werk, wie es Honoré de Balzac, Emile Zola, Anatole France, Romain Rolland den Franzosen zu geben versucht haben. (Stefan Zweig.)

2 Bände in Kassette. Halbln. M 17.40. Ganzln. M 19.–, Halbld. M 26.–

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN-WIEN

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 12

INHALTS-VERZEICHNIS

Dorethea Hofer-Dernburg ..... *Baby von heute*
Christa Hatvany-Winsloe ..... *Ich fliege Sturz*
Sean O'Casey ..... *Der Pflug und die Sterne*
Jean Cocteau ..... *Barbette*
Curt Glaser ..... *Edvard Munch*
William Blake ... *Aus den Gesängen der Erfahrenheit*
Michael Terry .. *Quer durch das unbekannte Australien*
Emil Szittya ..... *Die künstlerische Formgebung des Reiches*
Max Hermann Bloch ..... *Du kannst Dir bald ein Auto leisten*
Arnold Palmer ..... *Elektra, die Elektrische*
Emil Hilb ..... *Wie ich New York kennen lernte*

Sammel-Querschnitt / Bücher-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

Beilagen:
Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 4)
Welche Bücher kauft der Querschnitt-Leser zu Weihnachten?

*

Umschlagzeichnung von Francisca Stoecklin

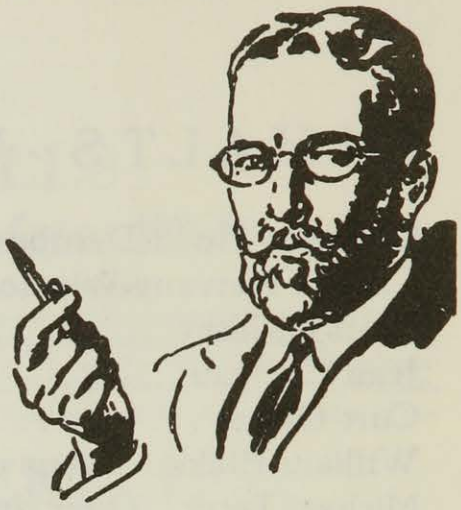
PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

6 Millionen Deutsche

sind dankbare
und zufriedene Verbraucher
von

Brotella



Glückwunsch eines Arztes!

Die Schaffung der Brotella und ihre Einführung in den Heilschatz war eine der glücklichsten Ideen, die es je gegeben hat. Bei mir vergeht kein Tag, an dem ich nicht Brotella verordne. Sie erleichtert die Behandlung ungemein. Mit dem Erfolg bin ich nach jeder Richtung hin zufrieden. Brotella ist für das Heer der Verstopften eine Erlösung und für den Arzt eine Unentbehrlichkeit. Alles in allem: Die Schaffung und Einführung der Brotella ist wert, eine Lebensarbeit zu sein.
Meinen Glückwunsch. Dr. med. Winkler.

Brotella ist eine unvergleichlich gesunde, wohlschmeckende Suppenspeise aus Früchten, die den Magen verjüngt, den Darm kräftigt, reinigt, glättet und zur Selbstarbeit erzieht. Für Kinder und Erwachsene ist Brotella das gegebene Frühstück und Abendessen. Für alt und jung, Kranke und Gesunde gibt es nichts Besseres, Gesunderes. Esst täglich einen oder 2 Teller Brotella. Ihr werdet Brotella dankbar sein.

Brotella-mild, Pfd. M 1.40, Brotella-stark, Pfd. M 2.–,
Spezial-Brotella für Korpulente, Pfd. M 3.50, für Zuckerkranke, Pfd. M 3.50, für Nervöse Pfd. M 3.50. Neues Brotella-Kochbuch 25 Pf.

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern.

WILHELM HILLER / HANNOVER

CHEMISCHE UND NAHRUNGSMITTEL-FABRIK

Käte Knorr

BABY VON HEUTE

Von

DOROTHEA HOFER-DERNBURG

„Nein." — Wenn Baby dick, rund und gut gewaschen auf dem Wickeltisch sitzt und „nein" sagt, zum allerersten Mal in seinem Leben, so schließt es ab mit seiner frühesten Vergangenheit, es hat sich zur Selbständigkeit bekannt, es beginnt den dornenvollen Lebenspfad unter seine sanft gerundeten Beine zu nehmen und in eigener Verantwortlichkeit zu handeln.

Es ist kein Säugling mehr, es ist ein „Baby".

Made oder Säugling bis zum ersten Geburtstag, Puppe oder Baby bis zum dritten, Schmetterling oder Kind vom dritten aufwärts, je nach Begabung unbegrenzt. „Stadien auf dem Lebensweg."

Jedes Baby ist das schönste der ganzen Welt. Es heißt Rosenbär, süße Wurst oder Rosenpudding, es ist weich, seidig, fett und ungeschickt. Von liebender Mutterhand auf das unzweckmäßigste behängt mit Bändchen und Rüschchen wie ein Christbaum, spaziert es vorsichtig lugend durch die Welt. Es steht noch nicht sehr sicher auf den Beinen, aber es ist durchströmt von dem unbeschreiblich hinreißenden Fluid seines Willens; mit einem Wort: es befindet sich im Kulminationspunkt der genialsten Periode des menschlichen Lebens, in der eine tolle Verschwendung der Natur ihr Spiel treibt, mit einem kleinen, ständig wachsenden, sich aufwärts schiebenden Geschöpf, das in der kurzen Spanne zwischen seinem ersten und dritten Lebensjahr ein Pensum bewältigt, wie es niemandem je wieder gestellt wird, und wie es niemand je wieder erfüllte.

Jetzt gilt es, sich auseinanderzusetzen mit unzähligen Dingen, mit Worten, hinter denen ein Begriff steht — etwas Unfaßliches wie Zeit: gestern — heute — morgen! Wer kann das begreifen? Aber Baby hat Kühnheit und Phantasie. Es hört, es wiederholt und denkt sich sein Teilchen. In sehr schwierigen Fällen geht es sozusagen phototechnisch vor. Es packt ein Wort im Negativ, erwischt es am Schwanz und erfindet auf diese Weise herrliche Dinge. Beispielsweise: Den „Saftbeerhimmel". Ist das nicht endlich Himbeersaft im

Extrakt? Oder eine „Kamergießen!" Wird sie nicht so etwas Verständiges und Brauchbares? Eine Gießkanne, mit der man wirklich gießen kann?

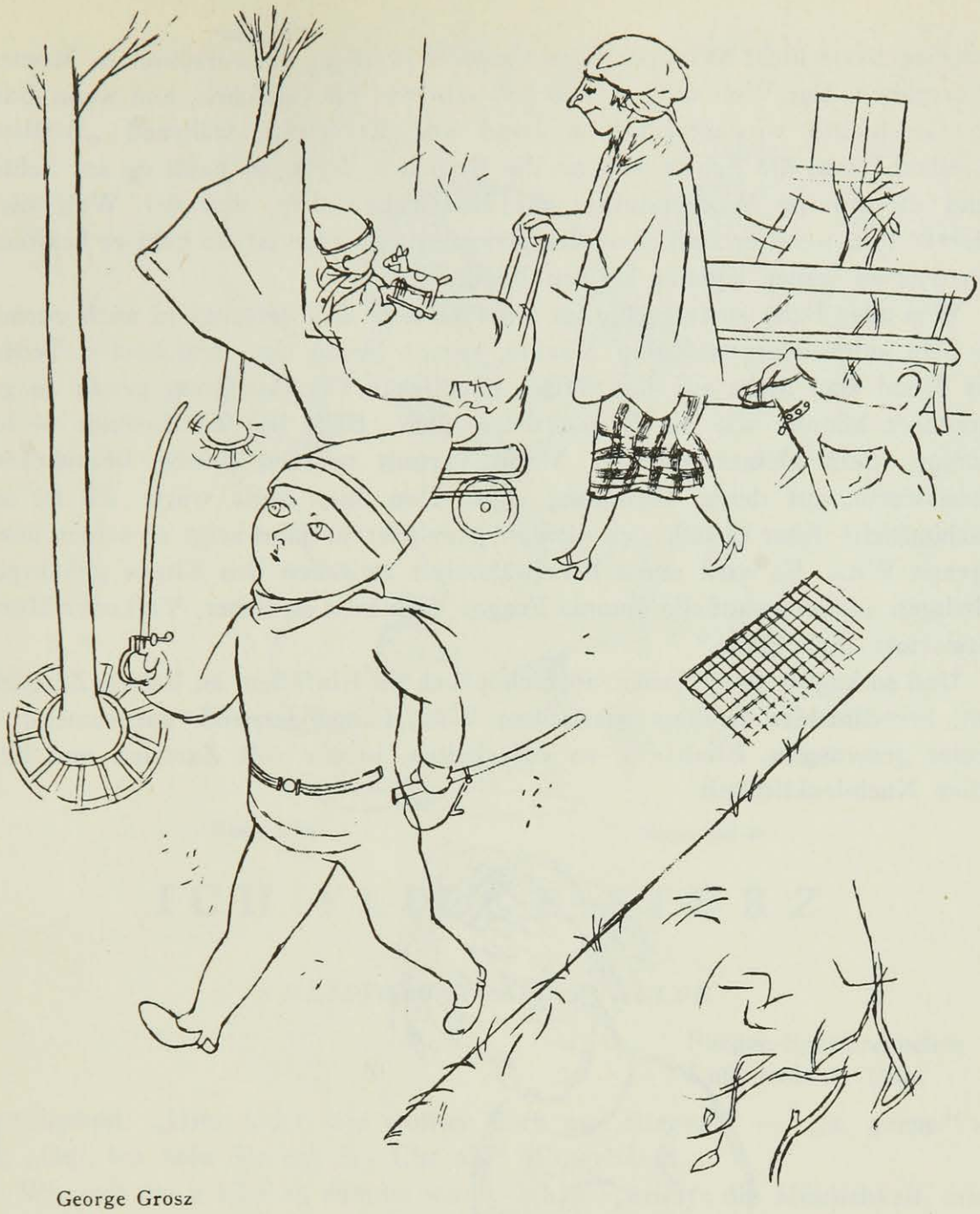
„Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich an die Luft komm." Wer vermutet perfide feinere Unterschiede zwischen Himmel und Luft? Sagt Mutter nicht: „Mach', daß du an die Luft kommst!" und ist Mutter nicht so gut, wie der liebe Gott? Nein, es ist nicht leicht für Baby! Aber so, auf diese und ähnliche Weise wird seine Auseinandersetzung mit der Sprache eine der intelligentesten Leistungen seines ganzen Lebens. Wenn wir später einmal chinesisch lernen sollten, so haben wir nicht mehr zu tun, als zu übersetzen. Baby aber schafft ja erst die Welt! Und obendrein liegt es noch im Kampf mit ihrer Verschleierung, ihrer Verstellung. Weshalb? Darum, weil Babys Situation ja von vornherein nicht mehr so einfach ist, wie früher. Als „Alleinkind" von heute, kein Freund der Typisierung, nicht mehr erzeugt am laufenden Band, in einer Serie von zwölf und mehr, ist es in seinem Kreis eine Einzelerscheinung und will als solche gewertet werden. Jeder freut sich, es zu sehen, jeder liebt es, weil es eine kleine Besonderheit ist, weil hinter ihm nicht ein halbes Dutzend Orgelpfeifen mit den gleichen Mänteln und Mützen auftauchen, die das Haus mit Lärm und Unordnung erfüllen. Nein, Baby ist ganz für sich da, man kann sich mit ihm beschäftigen, oder es sich selbständig beschäftigen lassen, auf alle Fälle ist es nicht schwer, mit ihm umzugehen. Man kann es jederzeit beliebig abgeben bei allen Verwandten. (In Amerikas großen Warenhäusern gibt es eine Babyaufbewahrungsstelle, wie man sie bei uns für Stöcke und Hunde hat.) Ist es aber zu verwundern, wenn das Zweijährige Skeptiker wird, da es der Erscheinungen Flucht sieht?

„Puppe, die Milch ist alle" oder „es gibt keine Schokolade mehr." Baby sieht dich an mit seinen wunderbar unbeirrbaren Augen, und sagt mit Engelsmiene „Laß mich nachsehen". Es glaubt an nichts, als was es selbst sieht.

„Marianne pfui! So ein großes Kind macht noch in die Hosen!" Und Marianne schiebt ihre reizende Schippe vor, ihr Näschen glänzt von Tränen, und ihre hängenden Aermchen sind trauriger als je. „Wenn ich in die Hosen mache", sagt sie, „bin ich immer groß." Welch' überlegene Belehrung! Welch' schwerer Vorwurf! Sie, — Marianne, winzig klein, 24 Monate alt — zu nichts zu gebrauchen, immer belehrt, zu allem viel zu dumm zu sein, sie macht man verantwortlich, weist sie hin auf ihre Größe in einem Moment, wo sie sich gar nicht klein und schutzbedürftig genug vorkommen kann ..... „Aber so ein großes Kind!" ..... Marianne steht hoffnungslos als Philosoph und Skeptiker vor dem Problem des Sophismus.

Brüderchen ist leidenschaftlicher Birnenverzehrer. Aepfel mag er nicht. Einmal schält man ihm doch einen, weil nichts anderes da ist und bemerkt dazu, es sei eine Birne. Er beißt hinein, und während man sich der gelungenen List freuen will, sagt er leise und taktvoll, um niemand zu blamieren, „die Birne schmeckt aber sehr nach Apfel." Man kann nicht gut zartfühlender beschämt werden.

Im allgemeinen aber lebt Baby in Frieden mit der Erscheinungswelt, wie immer sie sei. Alles ist ja doch auf einer Ebene, alles jenseits von Gut und Böse, allem weiß es eine liebenswürdige Seite abzugewinnen.



George Grosz

Der Vater sagt: (weil er es nämlich auch einmal wo gehört hat) „Der Wille des Kindes muß bis zum zweiten Jahre gebrochen werden, sonst wird's nie etwas." Er findet sich sehr imponierend, und die Mama findet es auch, weil schließlich alles Unverständliche einmal am besten geeignet ist, zu imponieren. Nur Baby bleibt gottlob unberührt von der moralischen Kraft solcher Erziehungsmomente.

„Der kleine Willem" sagt es entzückt, „der muß gebrochen sein! der will immer das Bilderchen haben, aber der kiecht das nicht! Ich kiech es!" Und in seinen strahlenden Augen steht der Triumph der guten Sache. „Der kleine Willem" ist eine Realität von nun an, mit der man rechnen kann, und wenn er sich einstellt, so schickt man sie beide hinaus. Baby kommt dann allein und versöhnlich zurück, und alle haben recht. Baby liebt es überhaupt nicht, eine Sache verloren zu geben. Es hat eine unerschütterliche Güte, es kann den Sinn

vom Gegensatz nicht akzeptieren, es versucht in allem, das versöhnliche Moment zu erspähen. Der Wolf muß ebenso lieb sein wie die Geißchen, und wenn Baby die Geschichte wiedererzählt, glühend vor Erregung, während „Bettlies" (Liesbeth) ihm die Schuh'chen an die Beinchen dreht, so heißt es am Schluß „und da tun die Wackersteiner ins Bauch'chen drin, daß der Wolf nicht friert!" Und wenn er endlich in den Brunnen geworfen ist, so geht er bestimmt von dort zu seinen eigenen kleinen Kinderchen.

Was aber Baby so freigebig an Güte verteilt, das verlangt es auch zurück. Es liebt keine übergeordneten Mächte, keinen lieben Gott und keinen Teufel, mit denen man nicht auf dem Wege friedlicher Verständigung genau so gut verkehren könnte, wie die Erwachsenen auch. Baby hat Zärtlichkeit — hat Humor. Sein kleiner feuchter Mund verteilt tausend Küsse, bezaubernde Liebesworte, auf deren Erfindung jeder Don Juan stolz wäre. Es ist unerschöpflich! Aber es läßt sich niemals provozieren, dann zeigt es seinen überlegenen Witz. Es wird einen Rivalitätsstreit zwischen den Eltern gebührend erledigen, indem es auf die dumme Frage: Wen hast du lieber, Vati oder Mutti, antwortet: „Schuklade."

Und so kugelt Baby daher, unerschöpflich an Einfällen, an holder Zärtlichkeit, berechnender Schläue, zierlichem Witz, immer lernend, aufnehmend — immer gezwungen, Eindrücke zu verarbeiten, immer voll Zartsinn und lieblicher Nachdenklichkeit.

Arthur Wellmann

Ernst Udet Selbstporträt

ICH FLIEGE STURZ

Von

CHRISTA HATVANY-WINSLOE

Fliegen-Spazierengehen
Luftakrobatik-Tanz

Telephon: „Hier Udet, Sie wollten doch mal fliegen?" — „Ja, gerne." — „Gut, ich hole Sie um ½3 Uhr ab." Eingehängt.

Wir mir um 2 Uhr 15 zumute war? Ich präparierte die Möglichkeit, mich von meinem Magen blamiert zu sehen.

Im kleinen, rotgrauen Amilkar rast Udet mich nach Schleißheim: 80, 90, 100 Kilometer. Ich sollte wohl einen Begriff bekommen, was das ist eine Maschine, wenn er sie in der Hand hat. Udets überlebensgroßer Bulli auf meinem Schoß blinzelt mich von der Seite an, als wollte er sagen: „Das ist noch gar nichts, meine Liebe! —"

Herr Kern, Udets Flamingoflügeladjutant, behandelt mich mit Sorgfalt wie ein hilfloses Kind. Er schubst mich auf den Seitenflügel des Flugzeugs hinauf in den Passagiersitz vor dem Piloten. Er schnallt mich fest und entnimmt meinen Taschen Gegenstände, die beim Purzelbaumschlagen etwa hinausfliegen könnten. „Also, Sie wollen ein bißchen Akrobatik machen?" höre ich hinter mir Udet sagen. Will ich? Akrobatik ist ein scheußliches Wort. Die Vorstellung, ein Muskelartist nähme mich unter den Arm, mich einladend, seine Luftsprünge von Reck zu Reck mitzufliegen, läßt mich nicht los.

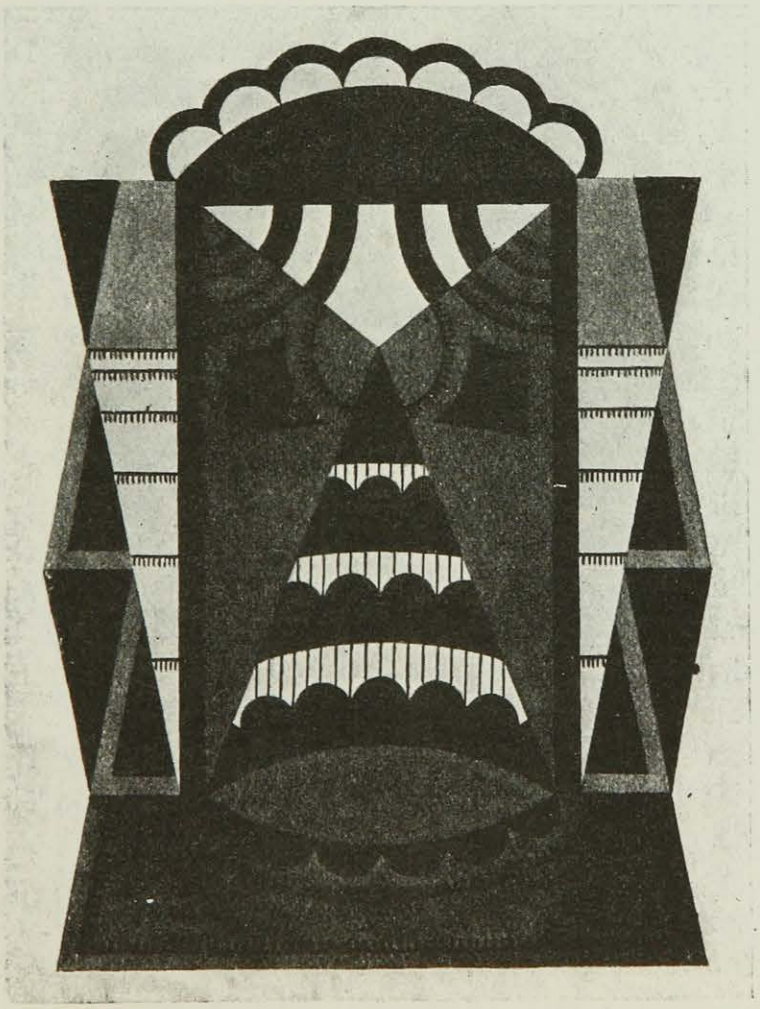
Herr Kern steht vor dem Apparat und reißt den Propeller an: „Kontakt" — „frei" antwortet Udet. Der Motor schweigt noch, „frei" ruft es von unten, „fertig" antwortet es von oben, und der Motor springt an. Ach, gut bekannte Stimme, es ist wie ein Wiedersehn — Grüß' Gott, Flamingo! Schau, diesmal bin ich dein Gast, steh nicht unten und sperr' den Mund auf vor Staunen! Ich sitze hier schrecklich zufrieden und voller Erwartung. Habe ich Herzklopfen, meinst du? Vielleicht vor Aufregung — wie lange habe ich mir diesen Moment nicht gewünscht! Flamingo hebt sich und trägt uns, wir steigen. Der Flugplatz sinkt herab. Schloß Schleißheim sieht den alten Stichen gleich, die seinen Grundriß darstellen. Der Park mit den Teppichbeeten liegt wie aufgezeichnet am Boden. Der Sternmotor, Flamingos phantastischer Stachelkopf, hebt sich plötzlich kerzengerade vor mir zum Himmel hinan — einen Moment lang liege ich mit dem Rücken an den Sitz gepreßt und — — — schon zeigt der Motorkopf wieder steil zur Erde, fängt sich und wir liegen wagrecht auf dem Wind. So scheint es mir wenigstens. Ach, herrlich! Bitte noch mal, Flamingo! Ich hebe meine Hand und winke Udet zu, der sich durch einen freundschaftlichen Puff auf meinen Hinterkopf erkundigt, wie mir das erste „looping" bekam. Jetzt wieder: Es reißt hinauf, die Erdkugel dreht sich ein wenig, wir sausen wieder hinab und liegen wieder richtig, als sei weiter nichts geschehen. Seekrank zu werden vergaß ich. Noch, bitte nochmal! Zu Flamingos Glück ist die Konversation einigermaßen beschränkt. Aber was geschieht jetzt? Flamingo ist ernst und zielbewußt geworden. Er will zur Stadt. Da liegt der Häuserhaufen mit den zwei grünen Kügelchen, die Frauenkirche. Wir halten auf Schwabing — aha, wir werden mein Haus besuchen — da liegt es: kleines rosa Häuschen im grünen Rasen. In steiler Kurve umkreisen wir es. Eine kleine helle Gestalt im Garten, das Fischbassin, alles Spielzeug. Udet gibt einem Neubau eine kleine Vorstellung. Wir fliegen ziemlich tief. Ich sehe von oben herab in drolliger Perspektive den Bauch des dunkel bekleideten Bauleiters, der seine Füße unter sich verdeckt. Die Leute winken. Ahnen sie, wie selig einem da oben zumute ist? Es gab eine Zeit, wo Autos zugewinkt wurde, das ist lange her, und Autos machten sich seither reichlich unbeliebt. Kann das so einem herrlichen Vogel auch passieren? Ich wünsche dir, lieber Flamingo, ein glückliches Schicksal — dich soll man grüßen dein Leben lang!

Jetzt steigen wir wieder hoch, nochmal hoch, noch höher — da stellt Udet den Motor ab. Der Propeller vor mir rotiert langsamer, bis er stillsteht. Ich hatte diese elegante Schraube ganz vergessen. Diese zwei Luftruder lassen einen durch ihre leichte Wellenform an ausgewaschene Ufersteine oder vom Wind gewehte Sandfurchen denken. Sie packen den Wind mit seiner eigenen Hand.

Jetzt erst werde ich gewahr, daß wir ruhig weitergleiten — ja wieso denn — ohne Motor, ohne Propeller? Jetzt fliegen wir eigentlich erst wirklich, ein wenig hinab, ein wenig hinauf, die zerschnittene Luft singt in den Drähten. Von mir aus hätte das noch eine ganze Weile so weitergehen können — aber mein Pilot fand wohl, daß wieder etwas geschehen müsse — Gott weiß durch welch geheimnisvolles Manöver, hinter meinem Rücken senkt sich plötzlich der Motorkopf pfeilgrad in die Tiefe — wir sausen ab. In den Drähten schreit es: — Unheimliche Sturmsirenen. „Absturz!" ruft Udet zum Spaß — und fängt

sich wieder — die Erde ist noch weit unten — wir hätten ruhig noch tiefer fallen können. „Schauen Sie her", ruft's von rückwärts. Udet schnallt sich die Schulterriemen ab, steht vom Sitz auf, hebt erst die Arme in die Luft, dann schaukelt er, als packe er Flamingo an beiden Flügeln, auf und ab, wie übermütige Kinder einen Kahn ins Wanken bringen. Das Ganze begleitet er mit lautem Indianergesang. Jetzt liegen wir auf der Seite, parallel mit meinem linken Oberarm liegt die Flugwiese, mein rechter Ellbogen zeigt in die Wolken. Udet demonstriert, wie bequem man bei dieser Lage des Apparates seekrank werden kann, man braucht nur den Kopf etwas nach links zu wenden und senkrecht fällt zur Erde, was von der Erde kam — meint er. Ich war leider noch nicht so weit, um von dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen, aber mein Magen schickte doch eine bescheidene Anfrage nach oben: Wird das noch lange dauern? — Nachdem wir einmal nach links hinunter und nochmal nach rechts hinunter abrutschten, fragte Udet: „Wo soll ich landen?" Mitten auf dem grünen Rasen ist ein kleines, weißes Zeichen, genau dort setzt sich Flamingo nieder.

So jetzt habe ich die Reise „beschrieben", aber was ich eigentlich erlebte: die Freude an der Bewegung, die Lust am Tanz im Blau, das Vertrauen zum Unglaublichen und Unverstandenen, ach Gott, Udet hat recht: Ueber das Fliegen kann man nicht schreiben — es ist viel zu schön!



Auguste Herbin

DER PFLUG UND DIE STERNE

Tragödie in 4 Akten*)

Von

SEAN O'CASEY

Irlands innere und äußere Kämpfe der Jahre 1915 und 1916 mit den Augen des großen dramatischen Gestalters gesehen. Wir sind plötzlich mitten drin im Aufruhr, im Leiden des Volkes, des einzelnen, der gesamten Menschheit. Des Maurers Frau trägt das Leid der Frauen aller Nationen durch das Stück. Sie kann es nicht fassen, daß der geliebte Mann fürs Vaterland sterben muß und daß dies wichtiger ist als ihr Glück. Sie unterliegt den Schrecknissen — sie endet im Wahnsinn und bleibt — Tragödie des Lebens — gerade sie bleibt dem Leben erhalten. Während um sie herum dem Tode verfällt, was leben möchte. Leben möchte — selbst in einem Milieu, das das ärmste ist; ein Milieu, in dem man täglich um seine Existenz zittern muß, um sein Stückchen Platz ringen. Aber auch ein Milieu, in dem — wenn zwar mit Ellbogen und derbsten irischen Worten gekämpft wird — tiefstes Mitgefühl für den anderen herrscht, Nächstenliebe bis zur Selbstaufopferung und eine grenzenlose Zugehörigkeit zu Irland, Irland, Irland! —

Die vorliegende Szene zeigt aus dem Stück einige Hauptfiguren, ihr Zusammentreffen in einem Gasthaus und ihre Einstellung zum Krieg, zur Liebe und zueinander. *Grete Scherk.*

II. Akt.

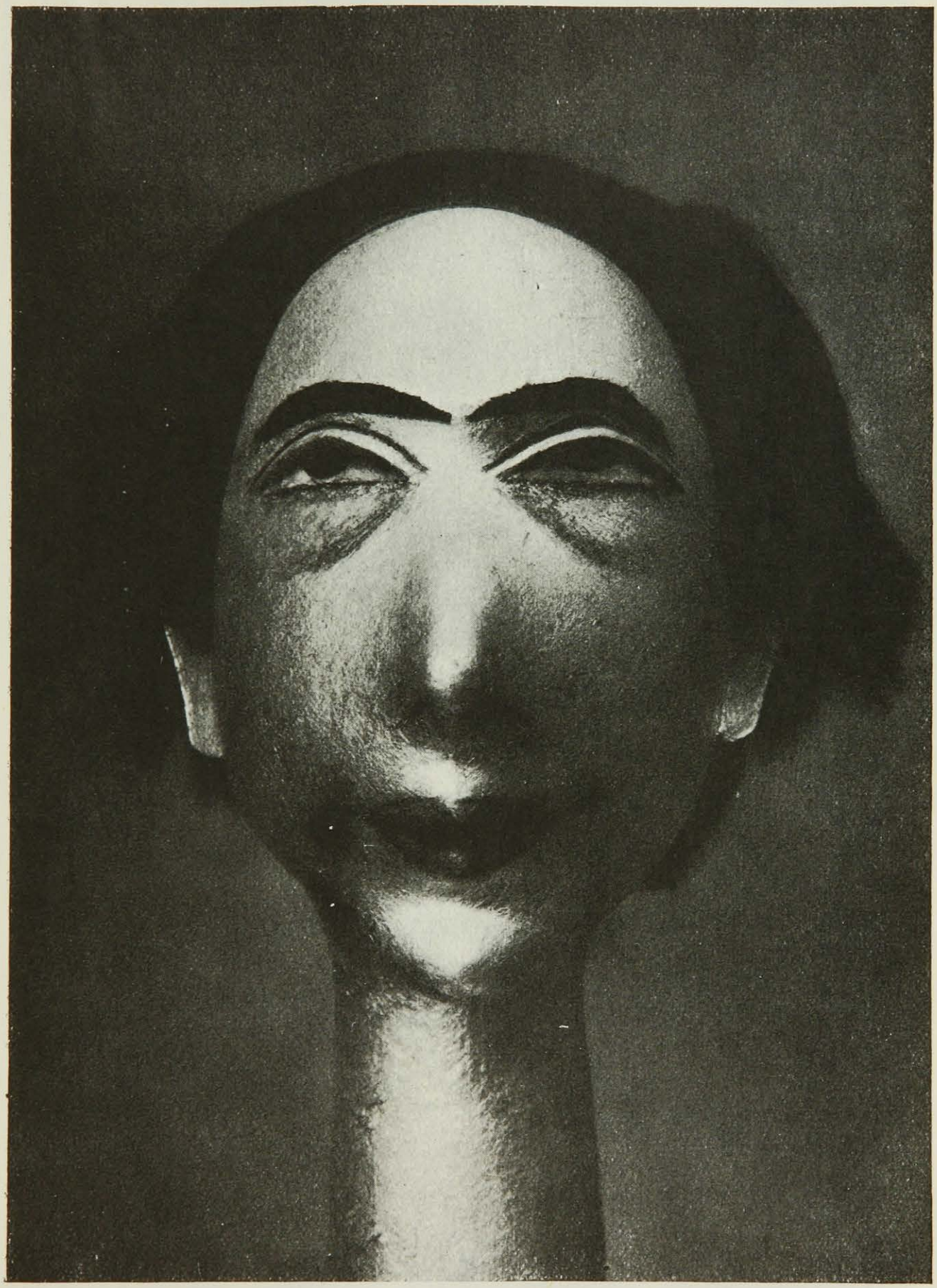
Dekoration: Ein gemütliches Wirtshaus an der Straßenecke, wo die Versammlung von der Tribüne I angekündigt wurde. Die Südseite des Gasthauses ist dem Publikum sichtbar. Ein Büfett beginnt an der Hinterwand und nimmt ein Viertel von der Breite des Raumes ein, geht quer über die Bühne, zwei Drittel der Länge ausfüllend, macht dann einen Bogen und verliert sich nach links. Rosie steht am Schanktisch und spielt mit einem Weinglas, in dem der Rest eines halben Whisky ist. Sie ist ein derbes, 20jähriges Mädel, glänzend gewachsen, nett und keck in ihrer Art, trägt eine cremefarbene Bluse mit einem suggestiv betonten Halsausschnitt, ein grauwollenes Kostüm, braune Schuhe und Strümpfe. Im Haar ist anmutig ein billiger, von falschen Brillanten glitzernder Schmuck befestigt. Man sieht den Barmann.

Barmann *(den Tisch säubernd)*: Is' nich viel los in deinem Karree heute, was Rosie?

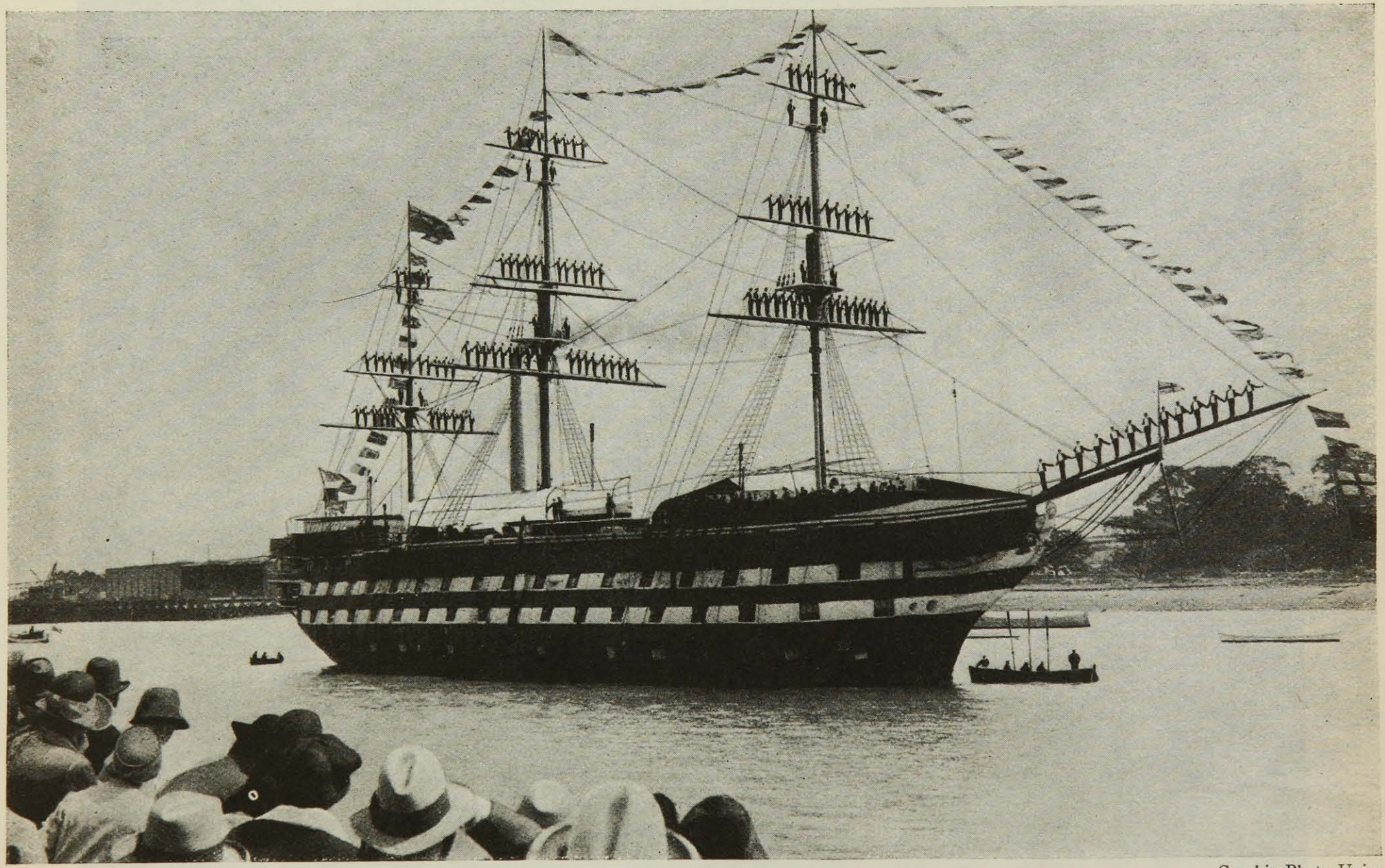
Rosie: Verdammt wenig, Tom. In so 'ner Nacht kuckt kein Schwein nach 'm hübschen Unterrock ... Da sind alle in heiliger Stimmung, glotzen feierlich, und nu marschieren se alle zur Versammlung. Man könnte se wahrhaftig für die heiligen Heerscharen halten und für die fabelhaften Armeen von Märtyrern, wie se durch die Straßen vom Paradies stampfen. Die denken alle an was „Höheres" als an'n Mädel und Strumpfbänder ... 'ne fürchterliche Angelegenheit; vier Tribünen haben se — da draußen is' ja einer von denen, gradeüber vom Fenster.

Barmann: Ach ja; wenn der Redner hier *(Handbewegung)* nu bald zum Schluß kommt, kann man 'n sicher ganz sehen und fast alles hören, was er von sich gibt.

*) Erschienen im Macmillan-Verlag, London.

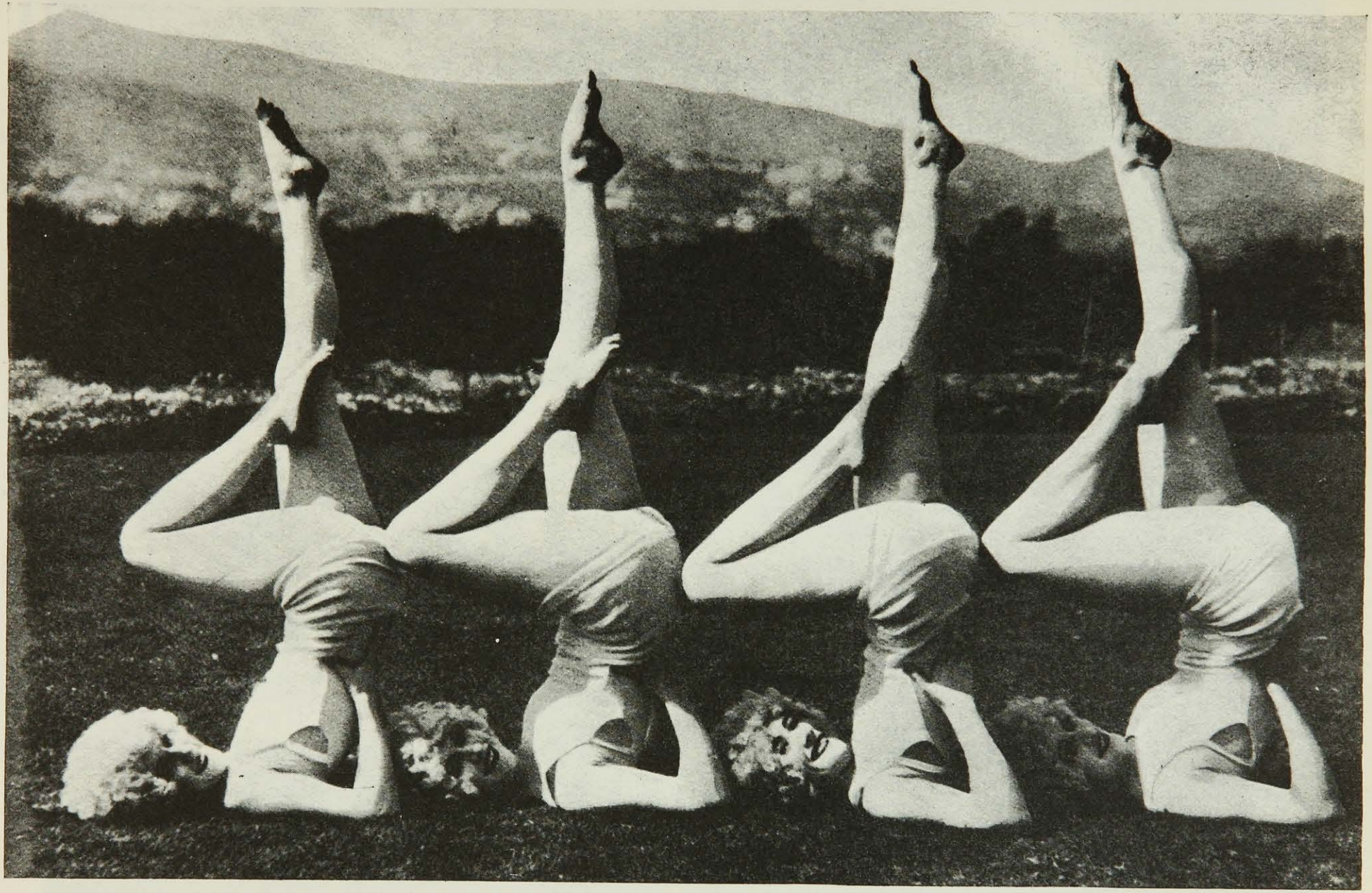


Maria Wasilieff, Der Maler Guérin (Stoffpuppe)



Graphic Photo Union

Parade auf einem Schulschiff



Lebende Geometrie

Wide World Photo

Alain Renoir. Sohn von Jean Renoir und Catherine Hessling

Photo M. Soulié

Rosie: Is' doch, weiß Gott, kein Kinderspiel, 55 Schilling die Woche für Unterhalt und Wäsche aufzubringen, und denn muß unsereins noch 'n Pfund extra zahlen für die eigene Bude, wenn man nachts 'n Herrn mitbringt. . . . Wenn ich bloß 'n paar Pfund auf die hohe Kante legen könnte, für 'ne Kluft. Denn wär' ja alles herrlich im Garten des Herrn — — —

Barmann: Schscht, damit wir hören, was er sagt. *(Durchs Fenster sieht man die Gestalt eines großen Mannes, der zur Menge spricht. Der Barmann und Rosie schauen aus dem Fenster und hören zu.)*

Die Stimme des Mannes: Es ist eine glorreiche Sache, Waffen in der Hand von Irländern zu sehen. Wir müssen uns an den Gedanken von Waffen gewöhnen, wir müssen uns an den Anblick von Waffen gewöhnen, wir müssen uns an den Gebrauch von Waffen gewöhnen . . . Blutvergießen ist eine reinigende und heiligende Sache, und wehe der Nation, die es für eine Schmach ansieht, sie hat ihre Mannheit verloren. Es gibt Dinge, die weit schlimmer sind als Blutvergießen — zum Beispiel Sklaverei! *(Die Gestalt verschwindet nach rechts und ist nicht mehr sichtbar noch hörbar.)*

Rosie: Glaubste, daß das die heilige Wahrheit is', was der Mann da eben gesagt hat?

Barmann: Wenn ich bloß 'n bißchen jünger wär', da wär' ich sofort mitgegangen.

Rosie *(die noch immer aus dem Fenster sieht)*: Ach, da sind ja die beiden Herzchen; die kommen wieder rübergelaufen wegen ihr'm Stoff!

(Peter und Fluther treten geräuschvoll ein; sie sind heiß und geladen und hitzig erregt von den Dingen, die sie gesehen und gehört haben. Bewegung schäumt hoch in ihnen, so daß sie essen und trinken mit der Fülle gesteigerter Leidenschaftlichkeit. Peter geht zum Büfett.)

Peter *(hervorsprudelnd zum Barmann)*: Zwei Halbe . . . *(Zu Fluther)*: So 'ne Versammlung wie eben — Mensch, da könnt' ich immer den ganzen Erinn-See aussaufen!

Fluther: Man könnte auch gar nicht anders fühlen in so 'ner Zeit. Da schlägt einem doch das Herz bis zum Halse 'rauf, wenn man so für die Freiheit kämpft; na ja; marschierst mit schlotterndem Gebein deine Straße, egal, ob se zum Galgen führt, und in'n Ohren hörste immer so'n Summen, so als ob weit weg Flintenschüsse losgehen, die eim' det letzte bißchen Lebensatem ausblasen, das sich noch so schwach im Körper anklammert.

Peter: Ich hatt' 'n Gefühl, als ob man 'n glühenden Klumpen in mich reingeschmissen hätte, wie die Kapelle das „Soldatenlied" spielte; da mußte ich dran denken, wie wir selbst mit Musik im Militär marschiert sind, und die Menschen uns von beiden Seiten angestarrt haben, und wir den Stolz und den Mut von ganz Dublin zum Grabe von Wolfe Tone getragen haben.

Fluther: Bringste die Dubliner auf de Beine, dann gehn se durch dick und dünn, besonders, wenn vielleicht gar einer versucht, se von dem abzubringen, was se grade wollen, während die Bengels vom Land beim geringsten Versuch von irgend 'n Kompromist gleich davonhinken!

Peter *(eilig zum Barmann)*: Noch zwei, Tom . . . *(zu Fluther)*: Die Erinnerung an alles, was das Volk getan und gelitten hat, klebte mir förmlich im

Schädel fest. Jeder Nerv in meinem Körper, der kribbelte, irgend 'ne ganz verzweifelte Anstrengung zu machen!

Fluther: Wie ich nu so eingekeilt in der Menge war, hörte ich den Reden zu, die auf die Köppe der Leute runterpladderten, wie Regen uffs Kornfeld; ich vergaß jeden kleinlichen Gedanken und sagte zu mir selber: „Fluther," sagte ich, „jetzt kannste sterben, Fluther, denn du hast gesehn, wie die Schattengestalten der Vergangenheit in die Körper der Lebenden hineingeschlüpft sind, der Lebenden, die uns beweisen, daß, wenn wir jahrhundertelang ohne ein Tittelchen Kurage wär'n, wär'n wir jetzt vice versa!" Sieh her, Mensch! *(Er streckt seinen Arm aus, hält ihn Peter vors Gesicht und rollt den Aermel auf.)* Das Blut kochte mir in den Adern!

Peter *(der in seinem Enthusiasmus das Auftauchen der Gestalt des Redners vor dem Fenster nicht beachtet, zu Fluther)*: Ich brannte darauf, mein Schwert zu ziehen und 's über mir zu schwingen — — —

Fluther *(Peter überschreiend)*: Vielleicht hörste mit deinem Geblöke mal für 'n Augenblick auf, damit wir mal zuhörn können, was er sagt!

Stimme des Mannes: Kameraden! Soldaten der irisch freiwilligen Armee und der Nationalgarde! Wir genießen diesen furchtbaren Krieg. Das alte Herz der Erde mußte mit dem roten Wein der Schlachtfelder gewärmt werden... Solch erlauchte Huldigung wie diese ist einem Gott noch niemals dargebracht worden; die Ehrerbietung von Millionen Leben, freudig aus Liebe zum Vaterland hingegeben. Und wir müssen bereit sein, denselben roten Wein in diese Opferschale zu gießen, denn ohne Blutvergießen gibt es keine Errettung!

Fluther *(stürzt den Rest des Whiskys hinunter und rennt hinaus)*: Los, Mensch, komm! Das is' zu schön, um nich dabei gewesen zu sein!

Peter *(trinkt langsamer aus, wischt sich beim Hinausgehen mit dem Handrücken den Mund ab und stößt auf Covey, der gerade eintritt. Sofort reckt er sich wie ein junger Hahn, streckt das Kinn vor, Brust heraus und schreitet mit einem Blick voll Würde und Verachtung hinaus).*

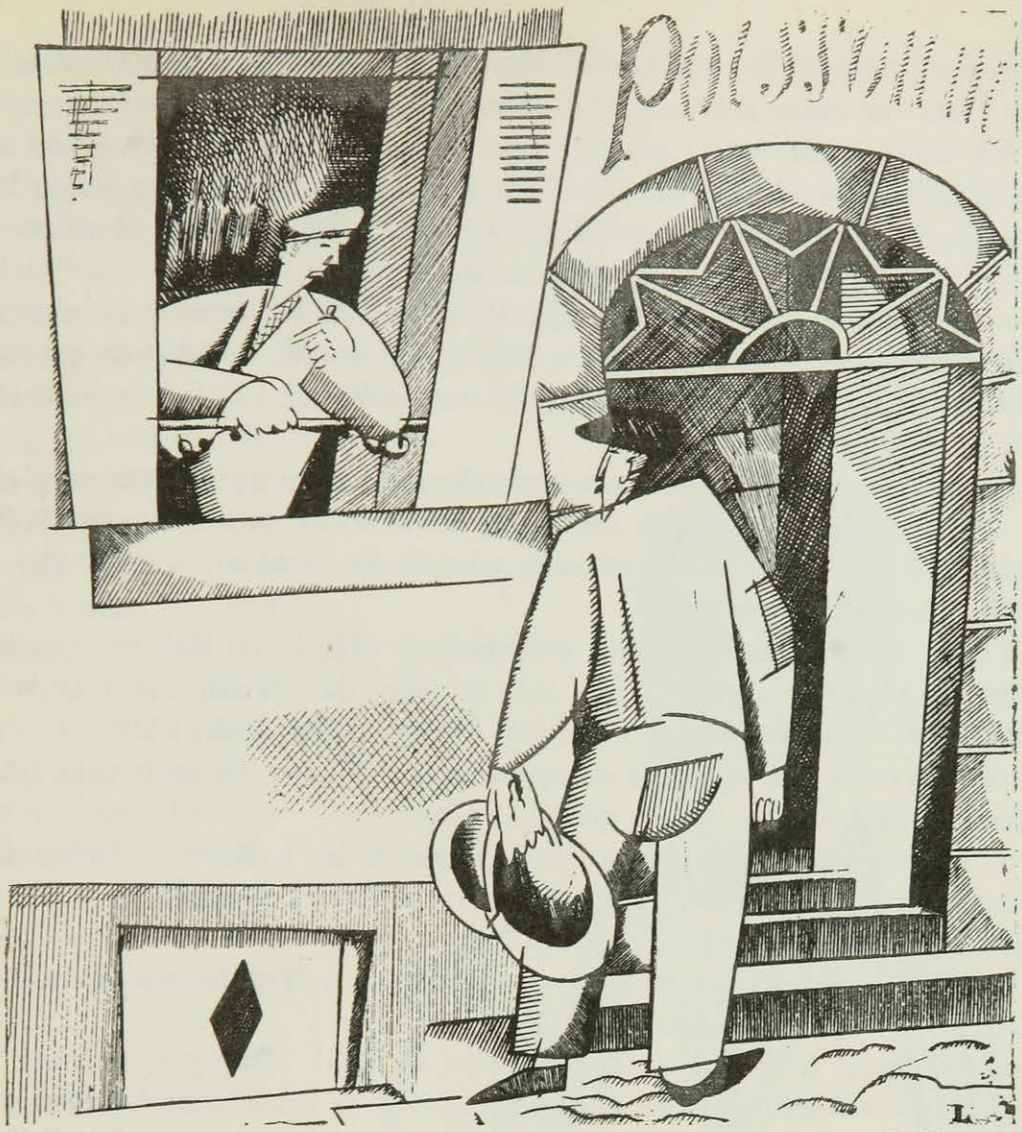
Der junge Covey *(am Büfett)*: Geben Sie uns in Gottes Namen 'n Glas Malzbier; ich muß mich erst ein bißchen aufrappeln von dem traurigen Anblick, der da eben hinausgewankt ist!

Rosie *(ganz geschäftlich, kommt zum Büfett hinüber und stellt sich dicht an Covey)*: Noch einen für mich, Tommy! *(Zum Barmann)*: Ich seh's den jungen Herrn an sein 'n linken Augenwinkel an, daß er mir einen spendieren will. *(Der Barmann bringt das Getränk für Covey und stellt es auf den Schanktisch; Rosie kippt es.)*

Barmann: He, he, willste wohl, Rosie!

Rosie *(zum Barmann)*: Was stotterste so? Haste nich gehört, wie der Herr gesagt hat, daß er 'ner süßen kleinen Puppe nischt abschlagen kann. *(Zu Covey)*: Stimmt's, Süßer? *(Covey sagt gar nichts.)* Siehste, Tommy, geht in Ordnung! Die Rosie kann 'n jungen Mann haarscharf sagen, was er für Gedanken im Koppe hat. Stimmt's, Süßer?

(Covey stiert mißlaunig vor sich hin, rückt dann etwas ab und zieht die Mütze über die Augen.)



J. E. Laboureur — Radierung

Rosie *(rückt nach)*: Große Angelegenheit da draußen, hm? Schließlich 's geht ja jeden an — jeder kämpft für die Freiheit!

Covey *(zum Barmann)*: Noch zwei bitte! *(Zu Rosie)*: Freiheit! Was nutzt die Freiheit, wenn's keine nutzbringende Freiheit ist!

Rosie *(emphatisch, mit ausgebreiteten Armen und gezücktem Zeigefinger)*: Genau das habe ich vorhin gesagt, ehe Sie reinkamen. 'n Haufen Gauner, habe ich gesagt, die gar nicht wissen, was Freiheit is', wenn se 's auch mitjekriegt haben. *(Zum Barmann)*: Hab' ich das nich gesagt, Tommy?

Barmann: Ich kann mich nicht erinnern.

Rosie: Du kannst dich erinnern! Denk' mal nach: Du hast selbst gesagt: „'s is' nur so'n Aufflackern." „Gut — Aufflackern" — sage ich, „oder nich Aufflackern. Die Rosie Rednond," sage ich, „die kriegen se nich dazu, für 'ne Freiheit zu kämpfen, für 'ne Freiheit, die man nich mal bei's Austrudeln gewinnen möchte."

Covey: Für die arbeitende Klasse gibt es nur eine Freiheit: Kontrolle der Einkommen aus den Landeserzeugnissen und die gerechte Verteilung der Erträge. *(Rosie auf die Schulter klopfend)*: Hör' zu, Kamerad! Ich werde morgen abend eine Kopie von Jenerskys These über „Ursprung, Entwicklung und Verdichtung von der welterschütternden Idee des Proletariats" für dich hierlassen.

Rosie *(schmeißt ihren Schal auf das Büfett, zeigt ihren vorbildlich weißen, glatten Hals und einen schönen Busenansatz oder noch etwas mehr davon)*: So wahr ich Rosie heiße, es ist herzzerreißend, einen jungen Burschen zu sehen, der an alles andre denkt und alles andre bewundert, bloß nich beim netten Mädel schöne, durchsichtige seidene Strümpfe, die fabelhaft die Beine markieren!

Covey *(rückt erschrocken etwas weiter ab)*.

Rosie *(rückt nach)*: Draußen im Park 'n schöner warmer Sommerabend mit einer kleinen süßen Puppe — 'n bißchen gedrückt, 'n bißchen geknutscht *(sie versucht, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen)*. Du — 'n bißchen gedrückt, 'n bißchen geknutscht? —

Covey *(erschreckt)*: Na, na, was machen Sie denn da? Nichts dergleichen jetzt — nichts dergleichen. Ich habe noch etwas mehr zu tun, als mit Weibsen herumzuschäkern! *(Er wendet sich weg, aber Rosie rückt nach, ihn weiter Aug' in Auge behaltend)*.

Rosie: Mein Häschen, mein schüchternes Häseken! Hat noch nich mal Muttern bei der Hand gefaßt, wie soll er denn da wissen, wie man mit 'm kleinen Mädel schmust *(krabbelt ihn am Kinn)*. Kille, kille, kille.

Covey *(reißt sich weg und stürmt hinaus)*: Hören Sie doch auf! Ich will mit einem Mädel wie Sie nichts gemein haben!

Rosie: Jesses nee! Man könnte ja gleich in 'n Kloster verbannt sein und 'n ganzen Tag knien und beten, daß man 'n Teufel austreibt!

Covey *(von draußen)*: Kuckuck!

(Peter und Fluther treten wieder ein, gefolgt von Mrs. Gogan, die ein Baby auf dem Arm trägt. Sie gehen zum Büfett.)

Peter *(recht ärgerlich)*: Zum Kotzen ist das! Der junge Covey kann nicht an mir vorbeigehen, ohne zu kohlen. Hast du ihn Kuckuck sagen hören, wie wir vorbeigegangen sind?

Fluther *(erregt)*: Ich würde doch weiß Gott die Ohren nicht spitzen, um ja jedes Geflüster zu hören, das so um mich rum getuschelt wird. Das is' nu mein Prinzip: ich rühre mich nich, solange es nich direkt gefährlich wird, mich nich zu rühren. Das is' doch keine Erniedrigung, wenn einer Kuckuck ruft!

Peter *(weinerlich)*: 's is' ja nich das Wort, 's is' ja, wie er's sagt. Er sagt's ja nie so grade raus, er murmelt ja immer so mystisch vor sich hin, wie so'n Wellengemurmel.

Fluther: Nu wenn schon! Und wenn er's mit Posaunen verkündet! *(Zu Mrs. Gogan)*: Was soll's denn sein, Muttchen?

Mrs. Gogan: Ach — ein halbes Malzbier, Fluther.

Fluther *(zum Barmann)*: Drei Halbe, Tommy. *(Barmann bringt die Getränke.)*

Mrs. Gogan *(trinkend)*: Die Jägeruniform is doch fabelhaft! So was hab' ich in der Pantomime noch nie gesehen, hm. Und das Schönste, das sind die Straußenfedern. Wenn man so sieht, wie sie nicken und wippen und schwippen, denn muß ich immer denken, wie ihr so an der Strippe hängt und aus'm letzten Loch pfeift, so mit richtige Glotzaugen, die Beine verkrampft und verzwickt und denn nach Luft japst, — und dabei versucht ihr, für Irland zu sterben!

Fluther: Wenn einer an der Strippe hängt, dann wird's nich für Irland sein.

Peter: Willst du eigentlich Coveys Spiel weitertreiben, indem, daß de weiter redest und nachquasselst? Da sind nich viele dabei, die sagen können, se haben in 25 Jahren keine einzige Pilgerfahrt nach Bodenstown versäumt!

Fluther: Du prahlst dauernd von wegen nach Bodenstown gehen. Glaubste, nur du allein kannst nach Bodenstown gehen?

Peter *(klagend)*: Ich prahle ja gar nicht. 's vergeht kein Jahr, wo ich nich da bin und 'n Blatt von Tone sein Grab pflücke. Grade is mein Gebetbuch beinah ganz voll von Blättern.

Fluther *(höhnisch)*: Na, der Fluther, der kennt die Brüder von vorn bis hinten, die sich Efeublätter in die Gesangbücher legen. Mit 'n Seitenblick auf die Geistlichkeit, und dabei versuchen se, sämtliche Heilige auszustechen und tun, als ob se selbst 'n glänzendes Diadem mit alle Sternbilder d'ran auf'm Kopp hätten. *(Wütend)*: Es ist mir scheißegal, ob du in Bodenstown pennst. Von mir aus kannste am Grabe frühstücken, Mittag essen und Tee trinken.

Mrs. Gogan: Um Gottes willen, Kinder, pöbelt euch doch nicht rum! Ich habe doch nur sagen wollen, was das für 'ne nette Tracht is', doch schöner — vergeb's Gott, wenn ich's sage — zum mindesten anständiger, wie die kurzen Soldatenröckchen.

Fluther: Na, wenn man ihn ankuckt, denn weiß man wirklich nich, macht er sich über 's Röckchen lustig, oder 's Röckchen über ihn.

Karl Holtz

Barmann: Na, nu seid doch vernünftig, wir wollen doch hier kein Geschieße haben!

(Covey, von Bessie Burgeß gefolgt, kommt herein, sie gehen auf die andere Seite des Büfetts und fixieren die andere Gruppe.)

Covey *(zum Barmann)*: Zwei Gläser Malz!

Peter: Na also, da is er ja; ich wußte, daß es nich lange dauern würde, bis er mir nachkommt.

Bessie *(die zu Covey spricht, in Wirklichkeit aber ihre Rede auf die anderen münzt)*: Meiner Herr und Seel', ich begreife das nich, wie die Leute sich Katholiken nennen können, wenn sie auch nich mal 'n Finger rühren, um dem armen, kleinen katholischen Belgien zu helfen.

Mrs. Gogan *(mit lauter Stimme)*: So, so — und was is mit'm armen, kleinen katholischen Irland?

Bessie *(zu Mrs. Gogan hinüber)*: Kümmern Se sich doch um Ihren eignen Dreck und betäuben Se Ihren Blödsinn mit Alkohol!

Peter *(ängstlich)*: Nehmen Sie doch gar keine Notiz von ihr, beachten Sie sie gar nicht. Die bringt sich doch nur selber hoch, damit sie mit'm andern 'n Krach kriegt.

Bessie: Ich hab 'ne Sauwut, wenn ich an all die armen Tommies denke, und mein armer Junge is auch mit — im Wasser halb versoffen und mit Blut durchtränkt, so tappen se ihren Weg dahin, bis se schließlich im Granatenhagel zerfetzt werden! Junge Männer, die noch das ganze Leben vor sich haben, opfern ihre weißen Körper, in Atome oder Blutklumpen zerfetzt, auf dem Altar, den Gott selbst aufgestellt hat.

Mrs. Gogan: Das is ja nu wunderbar — da muß man so 'm Mädel stille zuhör'n und weiß dabei ganz genau, daß es manche Leute gibt, die sich mehr aus'm Halben Malz machen als aus alle Heiligen.

Fluther: Wenn se voll is, artet se immer aus und wird gefährlich. Das beste Mittel, um se von ihrer Bosheit zu kurieren, is, einfach die Tatsache hinzunehmen, daß se 'n schwaches weibliches Wesen is, das mit normalen Menschen aber auch gar nischt mehr gemein hat.

Bessie: Frauen zu sehen, die in so 'ner Zeit herumstronzen, das läßt ein' die Seele aus'm Leib platzen ... Eine Frauensperson allein, nur mit Kerls und denn herumsaufen — das is ja ein vorbildliches Stück Dr... Also, wenn eine Frau mit einer Frau säuft, is das ihre Sache; eine die mit ihresgleichen trinkt — wenn se auch säuft — is aber immer noch 'ne Frau. Backfische sind wiederum 'ne Kategorie für sich; aber eine verheiratete Frau in mittleren Jahren, die sich zum Mittelpunkt von Kerls macht, die is prahlerisch und gefühllos und hat keine Berechtigung —

Covey *(zu Bessie)*: Bedenke ich, was es alles für Probleme zu lösen gibt, denn macht's mich ganz krank, wenn ich erwachs'ne Menschen seh', die aufgeschirrt herumsteigen, als ob se grade aus'm Spielwarenladen entsprungen wären.

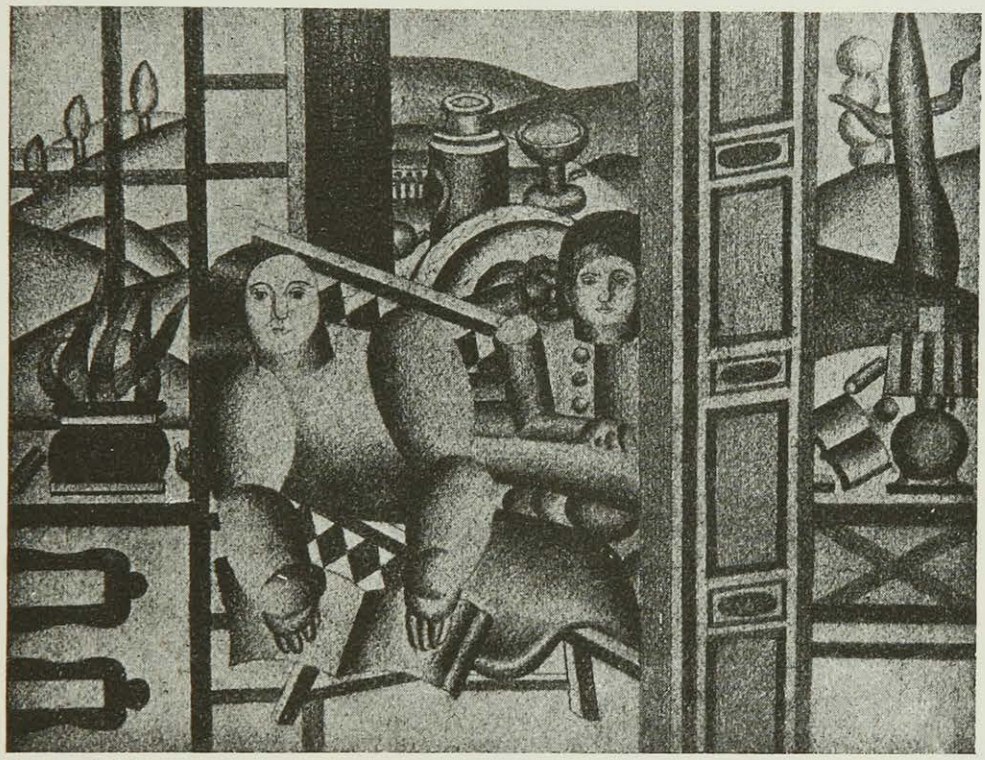
Peter: Heiliger Vater, gib mir die Ruhe, daß ich mir das Geschwafel von dem Grünschnabel, hier mitten im Lokal, anhören kann.

Mrs. Gogan *(steckt einen Finger in den Whisky und befeuchtet damit die Lippen ihres Babys)*: Cissie Gogan ist eine Frau, die nu bald 25 Jahre in

ihrem eignen Zimmer wohnt und sich nie um andere geschert hat. Aber da muß se sich denn doch wundern, wie die Leute so unzufrieden sein können, selbst wenn se in alles ihre Nase stecken und nischt tun als aufpassen, was der andre macht.

Bessie *(will antworten, da erscheint wieder die große, dunkle Gestalt vor dem Fenster und die Stimme des Redners spricht in leidenschaftlichem Ton weiter).*

Stimme des Mannes: Die letzten 16 Monate sind die glorreichsten gewesen in der ganzen Geschichte von Europa. Heldenmut ist wieder über die Erde gekommen. Krieg ist eine furchtbare Sache, aber Krieg ist keine schädliche Sache. Die Irländer fürchten den Krieg, weil sie ihn nicht kennen. Irland hat seit über 100 Jahren das Ermunternde des Krieges nicht kennengelernt. Wenn Krieg über Irland kommt, muß man ihn, wie Engel von Gott gesandt, willkommen heißen.



Fernand Léger

(Die Gestalt des Redners verschwindet wieder aus Seh- und Hörweite.)

Covey *(zu allen Anwesenden)*: Is ja Quatsch! Es gibt nur einen Krieg, der wert ist, geführt zu werden: der Krieg für die wirtschaftliche Gleichberechtigung des Proletariats.

Bessie: Von mir aus sollen se ruhig weiterkrächzen; aber 's wär' besser für manche, wenn se sich 'n bißchen umkrempeln würden und nu mal allmählich aufhören würden, auf der Lauer zu liegen und auf den großen Heiligen zu warten, vor lauter Angst, man könnte se grade erwischen beim Bierverwässern, mit 'm Engelsgesicht, das direkt glänzt vom Strahl der Lüge und Heuchelei!

Mrs. Gogan: Und ein gewisses Mädel steht unentwegt mit gespitzten Ohren an ihrer Tür und lauert darauf, daß ein Nachbar mal ein paar Kleinigkeiten sagt, die gegen den Buchstaben des Gesetzes oder die Vorschriften der Kirche verstoßen.

Peter *(zu Mrs. Gogan)*: Wenn ich Sie wär', Mrs. Gogan, würde ich einfach ihrem Geschnatter dadurch ein Ende machen, daß Sie ihr gar keine Antwort geben. Das wird ihren gemeinen Ausdrücken die Kraft nehmen, in Ihr Gemüt einzudringen und Sie zu verletzen. Es ist stets besser, diese Art Leute der Rache Gottes zu überlassen.

Bessie: Bessie Burgeß gibt gar nicht vor, viel zu wissen und hat Gott sei Dank nie eine hochmütige Art; se gibt nur soviel von sich, wie se mit ihrem guten Gewissen vereinbaren kann. Alles, wo's hingehört! Hier 'n bißchen und da 'n bißchen, aber *(mit einem wütenden Wehen ihres Schals)*, dem Himmel sei Dank, se weiß, wann, wo und wie! Während es andere Leute gibt, die sich mit einem glänzenden Trauring schmücken, und die nicht schlecht reinsegeln würden, wenn se ihren Trauschein zeigen müßten!

Mrs. Gogan *(springt mit einem wilden, hysterischen Anfall mitten in den Raum)*: Du Lügenmaul, du dreckiges, mein Trauring ist in 20jährigem Zusammensein mit meinem Mann, Gott hab' ihn selig, verdient; wo uns der Pfarrer Dempsey selber getraut hat, in der St.-Judes-Kapelle in der Weihnachtswoche im Jahre 1895 — und jedes Kind, das die Jinnie Gogan seitdem gekriegt hat, ob lebend oder tot, ist mit rechten Dingen und den Gesetzen der zehn Gebote zur Welt gekommen! — Und das is weiß Gott mehr, als manche von euch von sich behaupten kann, die nur durch 'n paar dösige Tugendgrundsätze vorm Untergang bewahrt wurden.

Bessie *(Mrs. Gogan ins Gesicht springend und dabei scharf in die Hände klatschend, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen)*: Sie sind auch eine Lügnerin, Sie erst recht. Tratscht über andrer Leute Anständigkeit und is selber so ausgekocht und mit allen Hunden gehetzt, daß auch nich ein Fetzen von einem anständigen Weibsbild in ihr steckt, nur ihre abgefeimten Kniffe, die se bei den Mannsbildern anbringt.

Barmann: Nich doch; nich doch! Wer wird denn! Ihr könnt euch doch hier nicht prügeln; ihr könnt doch hier keinen Krach machen!

Fluther *(der Mrs. Gogan zu beruhigen versucht)*: Aber Jinnie, Jinnie, hör doch mal; es is reinweg erniedrigend, so 'n Abend wie heute mit so 'n Stunk zu beschließen; man wird ja ganz aus dem Gleis geschmissen, anstatt alles vice versa zu betrachten!

Peter *(der versucht, Bessie zu beruhigen)*: Ich bin schrecklich mitgenommen, Mrs. Burgeß, und eine Rauferei macht mich für 'ne ganze Woche elend — — — Bitte, Mrs. Burgeß, versuchen Sie doch, vor sich selbst ein bißchen Achtung zu haben, wenigstens ehe noch Blut fließt!

Bessie *(gibt Peter einen Stoß, daß er gleich bis in die äußerste Ecke fliegt)*: Mensch, türme! Du Prediger in der Westentasche! Kleines gelbfratziges Biest! Kleiner Wichtigtuer! Kleine Qualle! Kleines Miststück du!

Mrs. Gogan *(kreischend)*: Kusch, Fluther, ich laß mir doch von der nich die gemeinsten Verleumdungen ins Gesicht schleudern. Die bringt einen als anständige Frauensperson hoch bis aufs Blut mit ihren andauernden Lügen. Die lügt ja, daß 'n Heiliger von hinten zu beten anfängt.

Bessie *(herausschreiend)*: Das weiß ja überhaupt jeder, daß man an

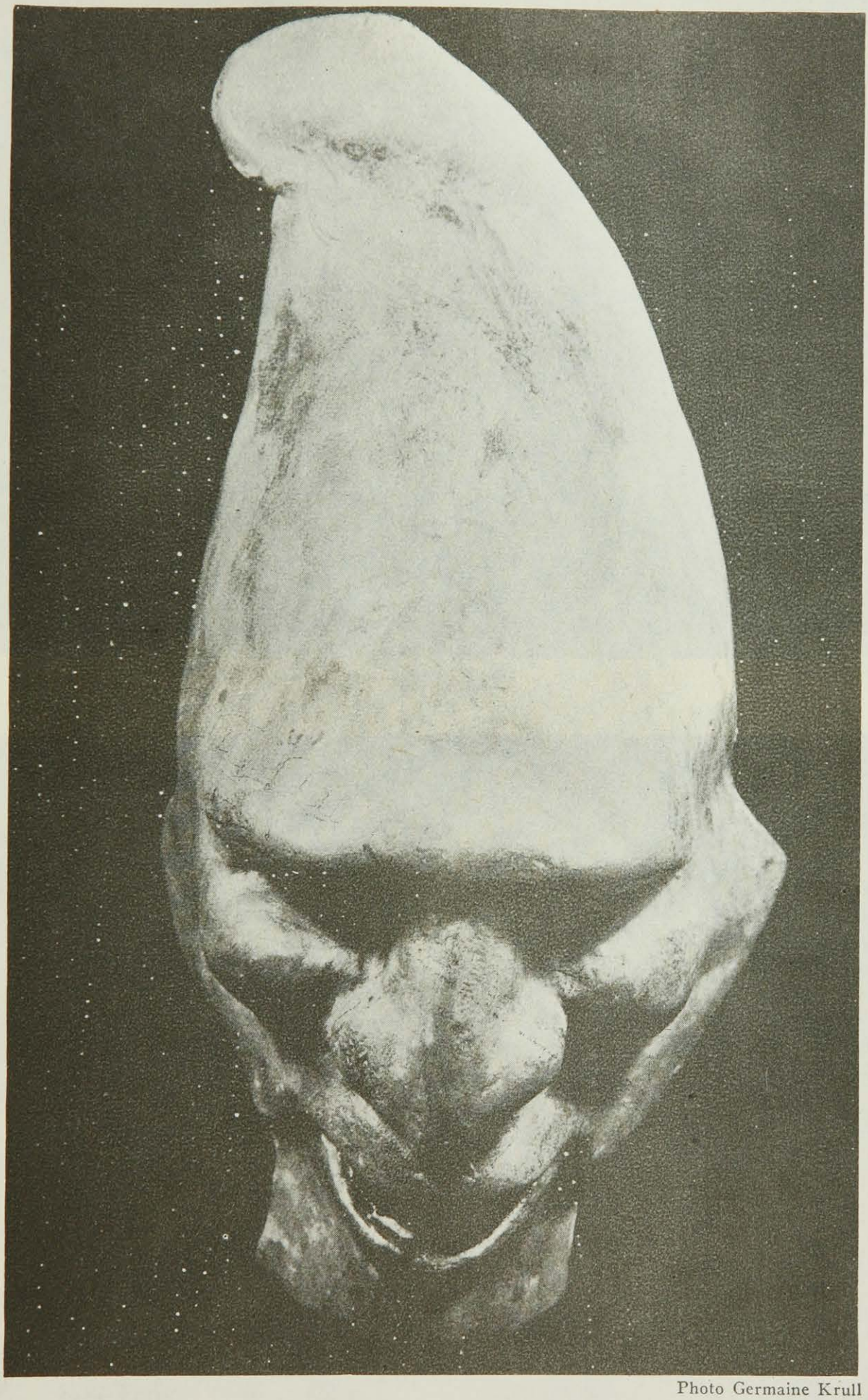


Photo Germaine Krull

Jan Hawermann, Maske zu Strawinskis „L'Histoire d'un soldat"

Wide World Photo

Mutterglück

Graphic Photo Union

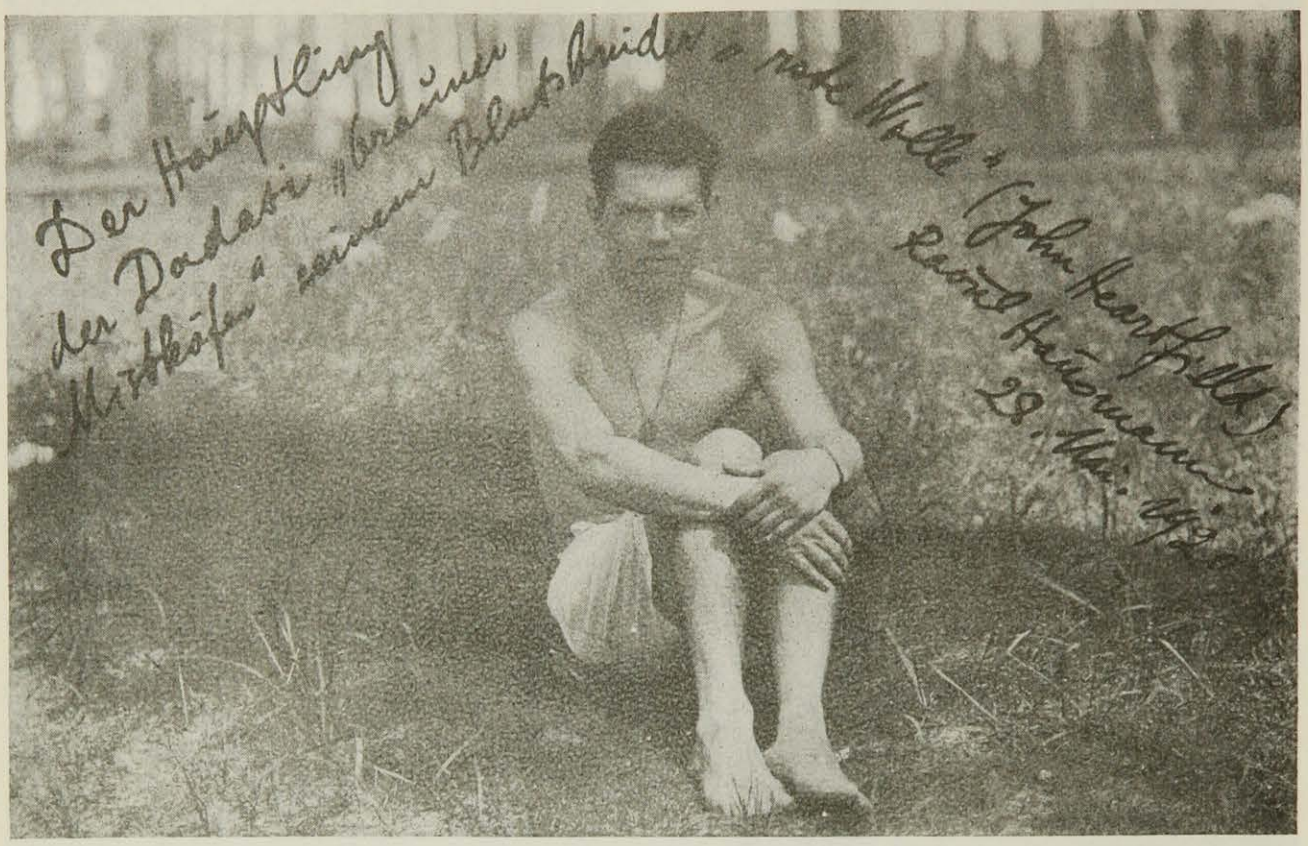
Hundefamilie

Graphic Photo

Bulldogge

Graphic Photo

Irischer Terrier



Der Maler Raoul Hausmann, jetzt Herrenschneider

Der Maler Fritz Kronenberg auf der Hochzeitsreise

Ihnen die größte Barmherzigkeit tut, wenn man Ihnen nicht die Wahrheit direkt ins Gesicht sagt, soweit unser gütiger himmlischer Vater das zuläßt!

Mrs. Gogan *(wie verrückt)*: Hier, haltet's Kind! Einer von euch! Haltet's Kind! 'N Moment! Das schadt' nischt. Ich will der jungen Frau bloß mal 'n bißchen Bescheid stoßen — — — *(Zu Peter)*: Halten Sie's Kind! *(Ehe sich's Peter versieht, legt sie ihm das Kind in die Arme.)*

Mrs. Gogan *(zu Bessie, vor der sie in Kampfstellung steht)*: Nu mal ran, Fräuleinchen! Sie sterben ja so tieftraurig fürs kleine katholische Belgien! Wenn Jinnie Gogan dich erledigt hat, denn wirste Zeit genug haben; denn kannste dich im Liegen mit Nachdenken und Gebeten für dein'n König und Vaterland beschäftigen!

Barmann *(kommt hinter dem Büfett hervor, tritt zwischen die beiden Frauen und bemüht sich, sie zur Tür zu bugsieren)*: He, he, wenn ihr 'ne kleine Meinungsverschiedenheit nich freundschaftlich austragen könnt, dann werdet ihr schnell draußen sein. Los, setzt euch wo anders auseinander. Ich habe keine Lust, mir euretwegen die Konzession entziehen zu lassen.

Peter *(ängstlich zu Mrs. Gogan hin)*: Hier, bitte, nehmen Sie Ihr Kind zurück. Wie nett, es grad' mir in die Arme zu stopfen!

Covey: Na, sie hat sicher gewußt, wem sie 's gibt!

Peter *(hitzig zu Covey)*: Jetzt warne ich Sie aber feierlich, mein junger Covey, weiter Ihren Hohn und Spott an mir auszulassen — denn — eines Tages stürze ich raus an die Front, so wahr mir Gott helfe, und das kostet Sie das Leben!

Barmann *(stößt Bessie hinter Mrs. Gogan zur Tür hinaus)*: Raus jetzt! Wollt ihr wohl raus!

Bessie *(im Hinausgehen)*: Wenn Sie vielleicht glauben, daß Bessie Burgeß ein liederliches Benehmen hat, so wird sie Sie bald vom Gegenteil überzeugen.

Peter *(das Baby auf den Boden legend)*: Herr im Himmel, jetzt kann das kleine Balg hier warten, bis ich's seiner Mutter zurückgeben kann. *(Er läuft zur Tür.)* He, Sie, hören Sie! *(Er kommt zurück.)* Jetzt geht sie ohne ihr Kind los. Was machen wir denn damit?

Covey: Was wir damit machen? Bringen Sie's raus und zeigen Sie jedem, was Sie gefunden haben!

Peter *(von Angst getrieben zu Fluther)*: Nimm doch das Kind, Fluther, und lauf ihr damit nach, ja?

Fluther: Dazu mußte Fluther haben. Vergiß nich, daß Fluther 'n richtiger Mann is. Glaubste vielleicht, Fluther is wie du ganz von Gott verlassen?

Barmann *(befehlend zu Peter)*: Nehmen Se's doch hoch, Mann, und laufen Se ihr damit nach, ehe se zu weit weg is. Se können doch das Balg hier nich liegen lassen, das sehn Se wohl ein!

Peter *(klagend, indem er das Baby aufhebt)*: Ach, allmächtiger Gott, verleihe mir die nötige Geduld mit all den Spöttern, Peinigern und Quälgeistern, die immer trachten, ich solle im Jenseits Fürbitte tun, für ihre Verblendung und Falschheit und gottverdammte Großmannssucht!

(Er geht hinaus). *(Uebersetzt von Grete Scherk.)*

BARBETTE*)

Von

JEAN COCTEAU

Seit zwei Jahren schon weigere ich mich, einige Zeilen über die Nummer Barbette zu schreiben. Ich war zu oft im Varieté; ich finde die Sorbonne darin wieder. Außerdem ärgert mich seine anmaßende Art, unsere Entwicklung zu übersteigern und schneller zu fahren als alle Welt in einem Rolls Royce. Aber die Nummer Barbette ist außergewöhnlich. Man schämt sich, angesichts solcher Spezialisten sein eigenes Handwerk so schlecht zu beherrschen, und ich glaubte erst nach sieben Studienjahren — ich schrieb einstweilen nur Pantomimen und Bearbeitungen — ein Stück (Orpheus) schreiben zu dürfen. Ich trainierte. Ich gebe meiner Dankbarkeit Ausdruck für die Nummer Barbette, dieser außergewöhnlichen Meisterung des Theaterhandwerks.

Vander Clyde Esqu. alias Barbette ist ein junger vierundzwanzigjähriger Amerikaner, der bucklig wie gewisse Vögel aussieht, mit etwas kränklichen Bewegungen (wahrscheinlich durch die sehr kleinen Hände und Füße). Von einem Trapezsturz bleibt ihm die Narbe, die seine Oberlippe über einem unregelmäßigen Gebiß aufschürzt. Allein der überraschende Bogen der Augenbrauen, der übermenschliche Augen umwölbt, zwingt unsere Aufmerksamkeit zu seiner Person hin, die sonst namenlos bliebe, wie Nijinsky es hier geblieben ist.

Teilen wir gegen sechs Uhr das Sandwich, das harte Ei unseres Akrobaten, und begleiten wir ihn in seine Garderobe, die er um acht betritt (um elf tritt er auf), mit dieser, unseren Komödianten fremden Gewissenhaftigkeit, die den Clowns, annamitischen Schauspielern und den Tänzerinnen aus Kambodga, die man jeden Abend in ihre Goldgewänder einnäht, eigen ist.

Die griechische Fabel von den in Bäume und Blumen verwandelten Jünglingen wird bei Barbette zur Wirklichkeit. Wir werden in vollem Licht, unter der Zeitlupe, den Phasen einer Verwandlung folgen; unter anderem: wie Barbettes Frauenkopf unwahrscheinlich wird durch seinen nackten, von Lederriemen überrieselten Torso, der so den Apollos der Orthopäden ähnelt.

Jetzt fühlte ich mich in dieser Garderobe durchaus sicher. Ich rauchte, ich schwatzte bei einem Sportkameraden, der sich schminkt und sich mit vollen Händen Fett aufs Gesicht schmiert. Girls treten ein, stoßen einen kleinen Schrei aus und verschwinden wieder, bis Barbette sich einen Bademantel überwirft, an die Tür geht, öffnet und einige Worte mit ihnen wechselt. Selbst nach vollendetem Schminken — und die Schminke ist so kostbar wie ein ganz neuer Pastellmalkasten —, selbst nachdem seine Kiefer mit einem glänzenden Emailgummi bedeckt sind und sein Körper mit unwirklichem Gips eingerieben ist, selbst dann bleibt dieser junge Teufel, dieser Traum-Saint-Just, dieser Todeskutscher, immer noch ein Mann, der nur durch ein Haar mit seinem zweiten Ich verbunden ist. Erst wenn er seine blonde Perücke aufsetzt, die durch ein einfaches Gummiband um die Ohren festgehalten wird, erst dann, mit einem Paket heller Haarnadeln im Mund, erst dann nimmt er bis in die kleinste Einzelheit die Stellungen einer Frau ein, die sich das Haar macht. Er steht auf, er geht,

*) Aus: Nouvelle Revue Française.

er steckt seine Ringe an. Die Verwandlung ist geschehen. Jekyll ist Hyde. Ja Hyde! Denn ich habe Angst. Ich wende mich ab. Ich drücke meine Zigarette aus. Ich nehme den Hut ab. Jetzt bin *ich* eingeschüchtert. Die Tür geht auf, die Girls sind nicht mehr verlegen, sie gehen wie zu Hause ein und aus, setzen sich, pudern sich, schwatzen dummes Zeug.

Die Garderobiere zieht das Kleid über, kämmt die Federn, hakt das Mieder zu (Tüll-Büstenhalter verbergen nicht einmal das Fehlen der Brüste), und der feierliche Zug: Garderobiere, Besucher, Girls besetzen die Treppe, auf der Barbette wieder zum Jungen wird, der sich zum Spaß verkleidet hat, sich in seine Röcke verwickelt und der am liebsten die Treppe rittlings hinunterrutschen würde.

Männlich bleibt er auch auf der Bühne, wenn er seine Apparate prüft, die Beine übt und im Scheinwerferlicht grimassiert, sich ans Seil hängt, auf Leitern klettert. Sobald die Frage der Gefahr geregelt ist, kommt die Frau wieder zum Vorschein. Eine elegante Frau, die vor dem Ball noch einen letzten Blick auf ihren Salon wirft, die Kissen zurechtrückt und die Lampen umstellt.

Serge

Der Vorhang hebt sich vor sachlicher Dekoration: Eisendrähte zwischen zwei Trägern, Trapezsystem, im Bühnenraum aufgehängte Ringe. Im Hintergrund ein mit weißem Bärenfell bedeckter Diwan, auf dem zwischen Seil- und Trapezübung Barbette den lästigen Rock auszieht und eine kleine verfängliche Szene spielt, ein Meisterwerk der Pantomime, in die er alle Frauen, die er studiert hat, zusammenfaßt und parodiert und so sehr Frau wird, daß er die schönsten Menschen, die vor und nach ihm auftreten, einfach auslöscht.

Denn vergessen Sie nicht, wir sind im Zauberlicht des Theaters, im Hexenkessel der Bosheit, wo das Wahre keinen Wert und das Natürliche keinerlei Kurs hat, kleine Gestalten groß und große Gestalten klein werden, wo einzig

und allein die Kartenkunststücke und andere Mätzchen für voll genommen werden, deren Schwierigkeit das Publikum nicht ahnt. Barbette wird hier „Die Frau", wie Guitry „Der russische General" war. Er wird mir begreiflich machen, daß große Länder und große Kulturen nicht nur aus altem Brauch Frauenrollen Männern anvertrauten. Er erinnert uns an François Fratellini, der, als ich mich abmühte, aus einem englischen Clown in der Rolle des Bookmaker im „Boeuf sur le toit" etwas herauszuholen, mir erklärte: „daß ein Engländer niemals einen Engländer spielen könne", und an den Ausspruch der Réjane: „Spiele ich zum Beispiel eine Mutter, so muß ich Jacques vergessen. Manchmal muß ich mir vorstellen, daß ich ein Mann bin, der eine Frauenrolle spielt, um auftreten zu können." Welch ein Abstand! Was für ein Fleiß! Und welche eindringliche Lehre. Als ich sie hörte, als ich Nijinsky und die Pawlowa nach einem Tanze gleich Halbtoten habe röcheln sehen, als ich diese Atmosphäre eines in den Kulissen gestrandeten Schiffes kennenlernte, während sich draußen ein reizendes Ballett abgewickelt hatte, habe ich die Geheimnisse der Bühne erfahren.

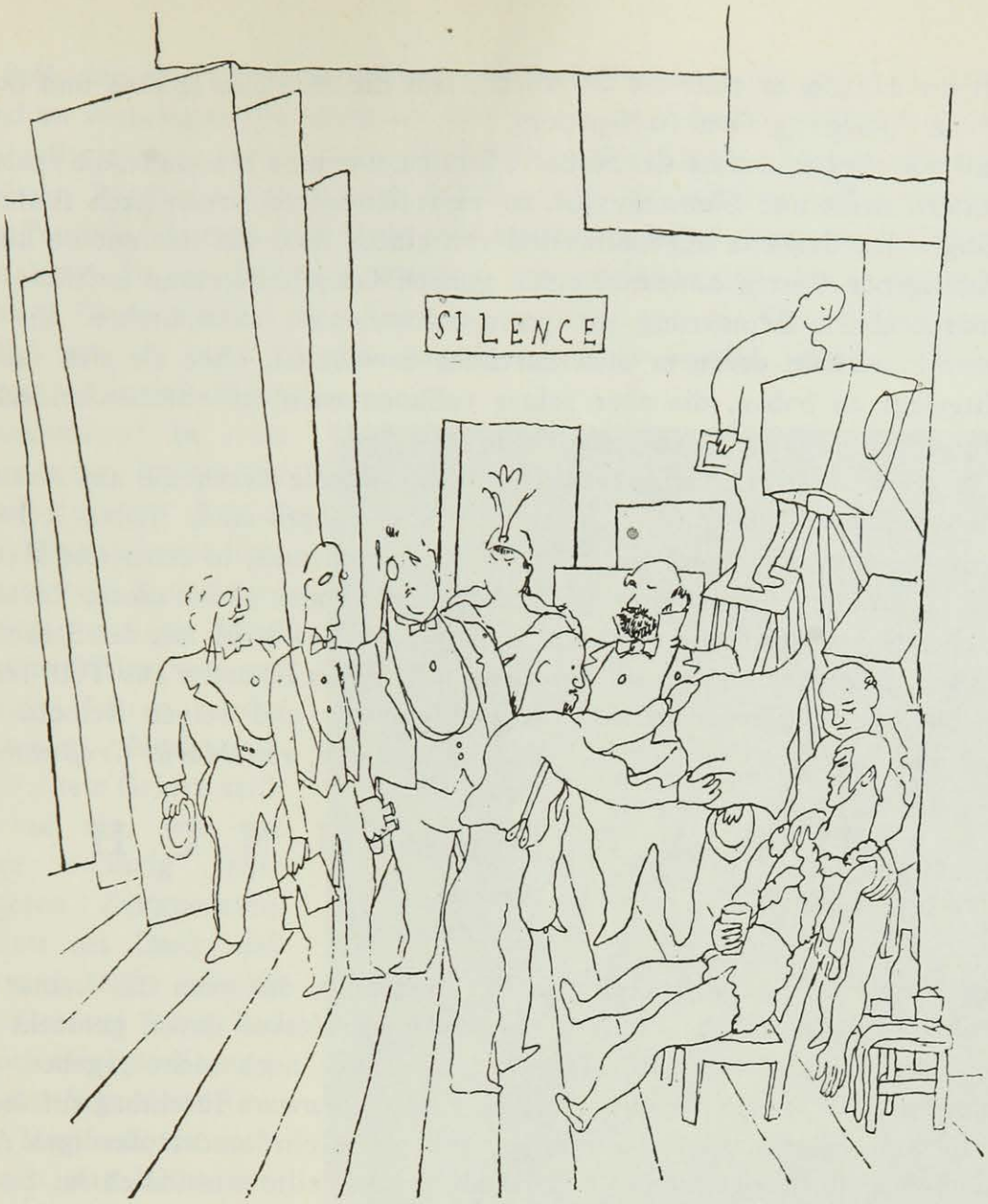
Beim Auftreten wirft sich Barbette Puder in die Augen, er wirft ihn aus voller Faust so heftig, daß er nur noch an seine equilibristische Arbeit zu denken braucht. Jetzt werden seine männlichen Bewegungen ihm dienen, statt ihn zu verraten. Er sieht aus wie eine jener Amazonen, die uns auf den Reklameseiten der amerikanischen Magazine blenden. Während der Diwanszene bewirft er sich wieder mit einer Handvoll Puder, denn er braucht jetzt volle Bewegungsfreiheit, um zwischen Bühne und Saal zu schaukeln, um an einem Bein zu hängen, um einen Sturz vorzutäuschen, und um sein umgekehrtes Gesicht — das Gesicht eines irren Engels — zu zeigen und die beiden Schatten zu verschmelzen, die immer größer werden, wenn sein Trapez ihn entführt.

Beim Auftreten und jetzt über unseren Köpfen, wenn er sich fallen läßt, sogar wenn er hüpft, hat er wenig Weibliches. (Unnötig zu erwähnen, daß Barbette in Zivil nicht weibisch ist, was seine Nummer erledigen würde.) Man denkt an die florentinischen Maler, die für Frauenköpfe Jünglinge Modell stehen ließen, und an Proust, der geschickt und listig die Geschlechter durcheinanderwirbelt und so seinen Gestalten den Reiz geheimnisvoller Gaukelei verleiht.

Der Grund zu Barbettes Erfolg ist der, daß er sich an den Instinkt verschiedenartiger Auditorien wendet, die in einem einzigen vereinigt sind, und daß er widersprechende Urteile in einen geheimnisvollen Einklang bringt. Denn er gefällt denen, die in ihm eine Frau sehen, denen, die in ihm den Mann erraten, und schließlich anderen, deren Seele vom geschlechtslosen Wesen der Schönheit erschüttert ist.

Barbette bewegt sich in einem Raum aus Stille. Trotz des Orchesters, das jeden Schritt, seine anmutigen und gefährlichen Uebungen begleitet, scheint es, als sehe man seine Nummer aus großer Entfernung, als geschehe sie in Traumstraßen, an einem Ort, wo Töne nicht mehr hörbar sind, als habe sie ein Teleskop oder der Schlaf dorthin gezaubert.

Das Kino hat die realistische Plastik entthront. Seine Marmorgestalten, seine großen bleichen Köpfe, seine Körper mit Schatten und herrlichen Lichteffekten, diese ganze abstrakte Menschheit, diese ganze Nicht-Menschheit ersetzt dem Auge, was dieses früher von Statuen verlangte. Barbette hat etwas



Jean Cocteau — Hinter den Kulissen

von diesen Statuen, die sich bewegen. Selbst wenn man ihn kennt, verliert er nichts von dem Geheimnisvollen um ihn. Er bleibt ein Gipsmodell, ein Mannequin aus Wachs, die lebende Büste, die auf einem samtüberzogenen Sockel bei Robert Houdin sang.

Wie tief wäre der Sturz mancher Geister, wenn am Ende dieser unvergeßlichen Lüge Barbette einfach und schlicht seine Perücke abnähme. „Er nimmt sie ja ab," entgegnet man mir, „nach fünf Hervorrufen, und der Sturz findet statt". Man hört sogar ein Geräusch. Man sieht Befangenheit, rote Gesichter. Selbstverständlich. Denn nachdem er seinen Erfolg als Akrobat eingeheimst und eine leichte Ohnmacht verursacht hat, muß er auch seinen Erfolg als Schauspieler einheimsen. Aber man sehe sich nur noch sein letztes Kunststück an: wieder zum Manne werden und den Film nach rückwärts drehen genügt ihm nämlich nicht. Die Wahrheit muß noch übersetzt werden und ein Aussehen behalten, das auf gleicher Höhe wie die Lüge steht. Darum spielt Barbette, nachdem er die Perücke abgenommen hat, eine Männerrolle: er

spreizt die Hände, er rollt die Schultern, läßt die Muskeln spielen und übertreibt den Sportgang eines Golfspielers.

Und wie abgerundet ist der boshafte Streich, um diese Maschine, die zaubert, erschüttert, Seele und Sinne täuscht, zu vervollkommnen, wenn nach fünfzehn Vorhängen Ex-Barbette augenblinzelnd von einem Bein auf das andere hüpft, entschuldigende Gesten andeutet, einen ganzen Gassenbubentanz aufführt, um die märchenhafte Erinnerung an jenen Schwanentod auszulöschen, die die Nummer hinterläßt, deren er sich durchaus bewußt ist, ohne sie sich vorher zurechtgelegt zu haben, die aber seiner vollkommenen Arbeiterbescheidenheit ein Mangel an Geschmack zu sein scheint.

Alle verwirrten, kranken, verzweifelten Seelen, die durch die uns diesseits und jenseits des Todes bedrohenden Kräfte erschöpft sind, finden Ruhe in einer Erscheinung. Nach Jahren unklaren Amerikanismus, in denen die Hauptstadt der Vereinigten Staaten uns mit erhobenen Händen gleich einem Revolver hypnotisierte, zeigt Barbette mir endlich das wahre New York mit den Straußenfedern seines Meeres und seiner Fabriken, mit seinen Häusern aus Tüll, seiner Präzision, seiner Sirenenstimme, seinem Schmuck und seinen Reihern aus Elektrizität. Uebersetzt von *Maria Großmann.*

EDVARD MUNCH

Von

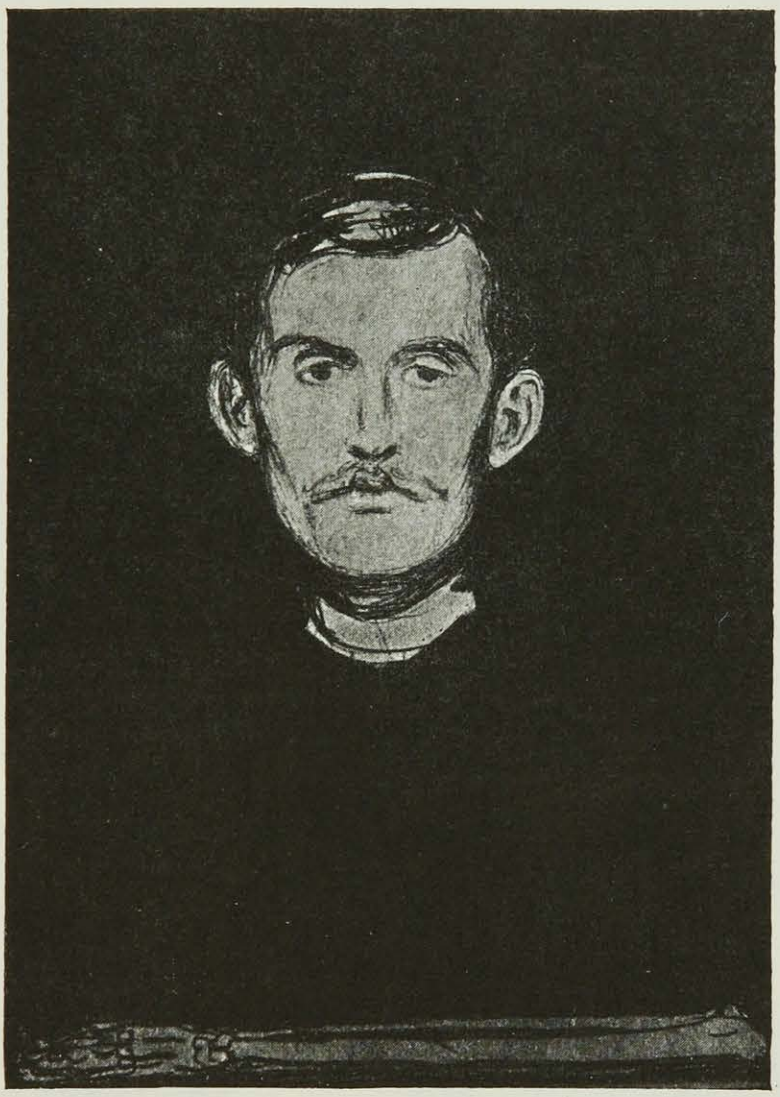
CURT GLASER

Jugend ist eine schöne Sache. Ich bin überzeugt, daß man das immer gewußt hat, aber man hat noch niemals so viel Wesens davon gemacht wie heute. Einen „Jugendstil" jedenfalls hat es früher noch nicht gegeben, und als man ihn hatte, war man mit seiner eigenen Gegenwart furchtbar zufrieden. Aber die Zeit, die bekanntlich heute, seit wir sie in ein hundertpferdiges Auto gesetzt haben, noch viel schneller fährt als früher, eilte wie üblich im Sauseschritt, und der Jugendstil alterte und verwelkte so gründlich, daß der Name, den er sich selbst einmal stolz und kühn gegeben hatte, zu einem lächerlichen Schimpfworte wurde.

Mit dem Jugendstil ist es aus . . . zum Ersatz hat man uns die „Junge Kunst" beschert. Das ist ein neues Schlagwort, nicht minder gefährlich, weil nichts vergänglicher ist als eben die Jugend, und weil gerade die Vergänglichkeit ihren Reiz macht. Kunst aber ist etwas, das — Verzeihung für das Wort! — ein Stück Ewigkeit in sich tragen soll. Und darum ist die Wortverbindung „Junge Kunst" paradox, und sie ist mißlich für alle, auf die sie angewandt wird.

Noch einmal: Jugend ist eine schöne Sache. Aber sagen wir es ruhig: auch das Alter hat sein Recht, und es wird hier behauptet, daß überhaupt erst das Alter die Jugend rechtfertigt. Jugendfrische ist ein Reiz. Aber die Persönlichkeit erweist sich erst, wenn sie durch die Stufen des Alterns ihr Gesicht wahrt, wie die Chinesen zu sagen pflegen. Ein bißchen Talent in der Jugend zu haben, ist nicht schwer. Aber bei wie wenigen reicht es für ein ganzes Leben, und kurz genug ist doch die Zeit, die dem Menschen in dieser besten aller Welten zugemessen zu sein pflegt!

Soll man es wirklich versuchen, dieses Leben zu verlängern, das mit Anstand zu verbringen den meisten schon jetzt gar nicht leicht fällt? Im Ernst, was sollte daraus werden, wenn Steinach recht behielte? Bisher gab es einen gewissen Rhythmus von Jugend, Mannesalter, Greisentum, und wenn jemand eine Persönlichkeit war, so hatte jede Periode seines Lebens einen bestimmten Charakter. Es ist nicht auszudenken, was es für Folgen haben sollte, wenn es eines Tages wirklich eine Verjüngung gäbe, und die Uhr des Lebens willkürlich um ein paar Stunden zurückgeschraubt werden könnte. In welche Jugend sollte der Mann zurückkehren? In seine eigene oder in die der neuen Zeit, in der er lebt? Eine groteske Vorstellung: ein Maler wird operiert, und er fängt an, die Bilder von vor zwanzig Jahren wieder zu malen. Noch grotesker: sein Gehirn stellt sich so ein, wie das seiner zwanzig Jahre jüngeren Zeitgenossen.



Edvard Munch — Selbstbildnis (Litho)

Gott sei Dank, daß wir noch nicht so weit sind. Gott sei Dank, daß es noch reinliche Grenzen zwischen Jugend und Alter gibt. Man soll sie nicht leugnen und nicht verschleiern. Man soll dem Alter keinen Vorwurf daraus machen, daß es nicht mehr jung ist, auch wenn die Jugend augenblicklich hoch im Kurse steht.

Der Leser, der geduldig genug gewesen ist, diesen allgemeinen Weisheiten bis hierher zu folgen, ahnt den Zusammenhang. Es soll von Edvard Munch die Rede sein, und es muß zunächst mit der scheinbar tief eingewurzelten Vorstellung aufgeräumt werden, als sei dieser sechzigjährige Maler so etwas wie ein junger Sausewind. Munch war einmal sehr jung und sehr jugendlich, und als Mensch wie als Künstler besaß er alle die bezwingenden Reize, die dem Jugendalter zu eigen sein können. Aber diese Zeit ist vorüber, und heute lebt ein anderer Mensch, der nicht mehr aussieht wie der blondgelockte Gott Baldur, ein alternder Mann mit einem prachtvollen

Kopf, immer noch männlich stark trotz seiner grauen Haare, keineswegs jedoch Jugendlichkeit vortäuschend, wie in allem Echtheit und Ehrlichkeit der Grundzug seines Wesens ist.

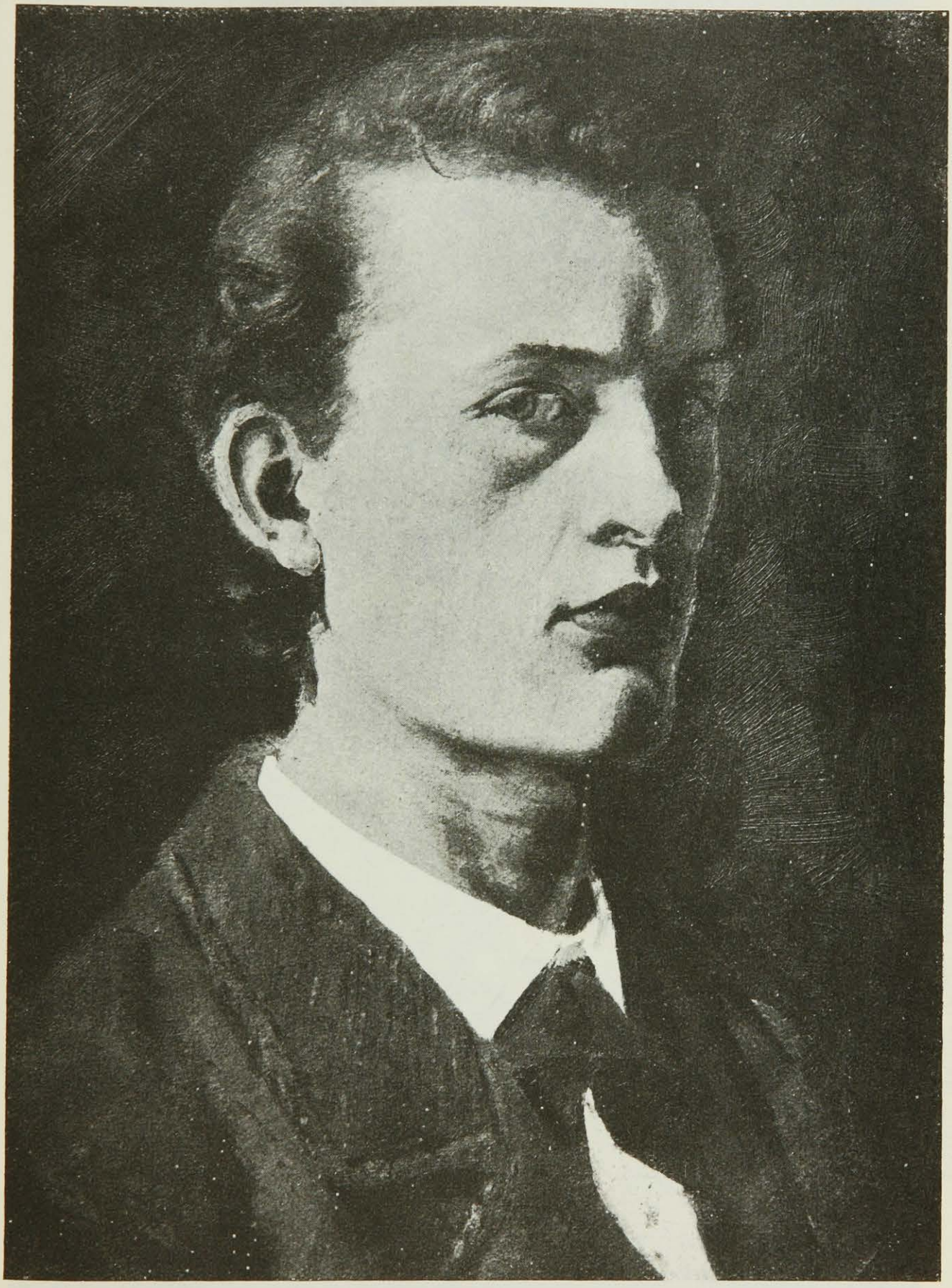
Im Jahre 1892 hat Munch zum ersten Male die Welt in Erstaunen versetzt. Damals stellte er in Berlin seine Bilder aus. Die Geschichte dieser Ausstellung ist interessant genug, aber sie ist oft erzählt worden, und wer sie nicht kennt, mag sie in meinem Buche über Munch nachlesen. Es hat volle zehn Jahre gedauert, bis ein paar Menschen wenigstens begriffen, was geschehen war. Denn 1902 stellte Munch wieder aus, und diesmal wurde er nicht mehr einstimmig von allen verlacht.

Ich selbst habe die erste Ausstellung noch nicht erlebt, aber der zweiten, im kleinen Hause der Sezession beim Theater des Westens, entsinne ich mich sehr deutlich, denn aus dieser Zeit stammt meine Bewunderung für den Künstler, und wenn ich es vergessen hätte — was übrigens keineswegs der Fall war — so würde ich nach abermals zehn Jahren in der Kölner Sonderbundausstellung auf sehr merkwürdige Art daran erinnert worden sein.

Es gehört vielleicht nicht zur Sache, aber ich muß diese Geschichte erzählen, weil sie Gelegenheit gibt, einer der sonderbarsten Persönlichkeiten zu gedenken, die mir im Leben begegnet ist. In dem großen Munch-Saale in Köln saß in einen Korbsessel versunken ein altes, hageres Männchen mit einem grauroten Spitzbart, in einem dünnen, abgeschabten, schwarzen Ueberzieher, und der Geschäftsführer der Ausstellung sagte mir: das ist Herr Kollmann, er sitzt schon seit ein paar Wochen hier und wartet auf Sie. Dann stand Kollmann auf und begrüßte mich wie einen alten Freund, zog mit seiner etwas zittrigen Hand seine Brieftasche heraus und aus der Brieftasche einen Zeitungsausschnitt und sagte: das habe ich seit zehn Jahren bei mir, ich dachte immer, ich müßte Ihnen einmal begegnen. Sie haben nämlich etwas sehr Gutes damals über das Porträt gesagt, das Munch von mir gemalt hat, und das war das einzige Gute, was darüber geschrieben worden ist. Ich wußte, daß Sie nach Köln kommen würden, und da habe ich hier auf Sie gewartet.

Ich kannte damals Kollmann noch nicht und hatte noch nie etwas von ihm gehört. Aber wer ihn gekannt hat, wird sich über die Geschichte nicht wundern, denn so war der Mann. Niemand wußte, wie und wo er eigentlich lebte. Er konnte jahrelang verschwinden, und es hieß, daß er schon einmal gestorben war, aber dann war er wieder da, in genau dem gleichen schwarzen, abgeschabten Mantel wie zuvor. Wie er verschwinden konnte, wann er wollte, so konnte er auch wieder auftauchen, wo er wollte, und ich bin ihm seither noch einige Male begegnet, plötzlich stand er da, wie aus der Erde hervorgewachsen, einmal erschien er unter Donner und Blitz, wie ein Theatergeist, als ich bei Munch in Christiania zu Besuch war. Aber jetzt ist er tot. Im Kriege, als jedermann einen Paß haben mußte und Brotkarten, da ist er gestorben, weil er sich in diese Welt nicht mehr hineinbequemen konnte.

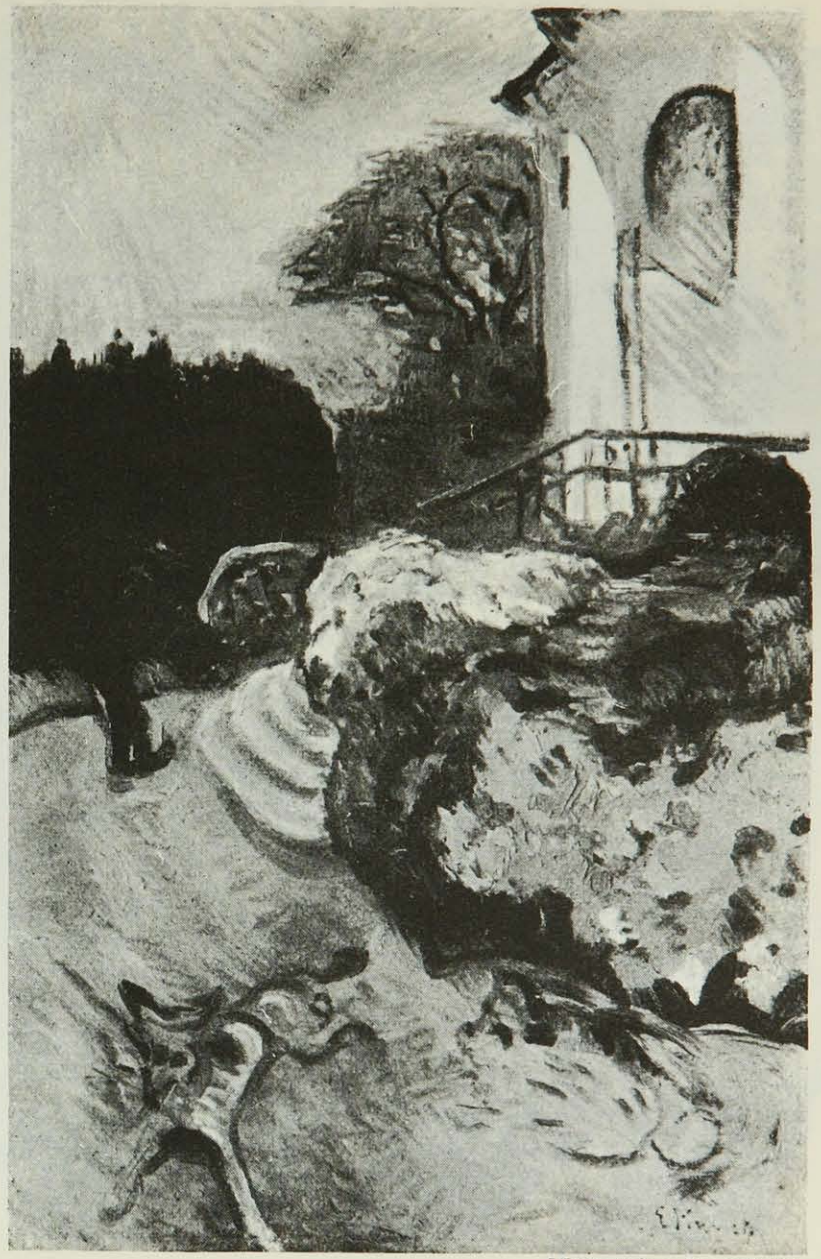
Kollmann hatte Munch eines Tages entdeckt und mit der unerhörten Intensität, die in diesem fanatischen Menschen steckte, hatte er es sich in seinem letzten Lebensabschnitt zur alleinigen Aufgabe gesetzt, Munchs Ruhm zu ver-



Edvard Munch, Selbstbildnis (1882)

Edvard Munch, Tanz (1906)

Edvard Munch, Albert Kollmann (1912)



Mannheim, Kunsthalle

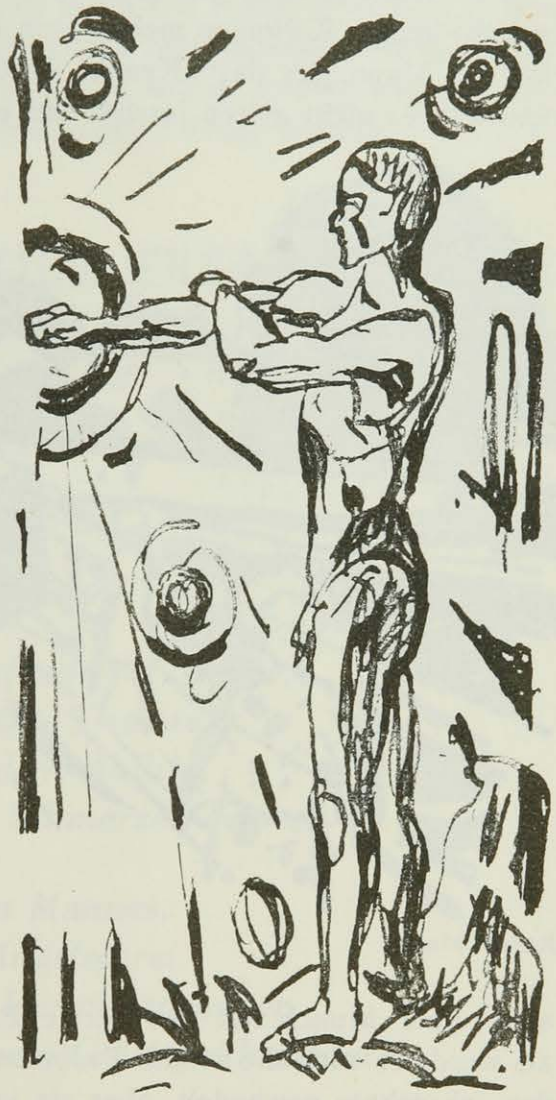
Edvard Munch, Der Gärtner

Edvard Munch, Ackerpferde (1923)

Edvard Munch, Fabrikarbeiter (1924)

breiten. Wer ihm darin als Bundesgenosse geeignet schien, der wurde sein Freund, und so war ich seit der Geschichte mit dem Zeitungsausschnitt Kollmanns Freund geworden, und ich werde es nie bereuen und ihn niemals vergessen. Hier mag genug von ihm gesagt sein. Wer mehr über diesen merkwürdigen Menschen zu erfahren wünscht, der soll sich das kleine Büchlein zu verschaffen suchen, das ein paar seiner Freunde, darunter Rathenau, Barlach, Däubler und auch meine Wenigkeit, ihm zum Andenken verfaßt haben.

Ich wollte von Munch sprechen, und ich bin auf Kollmann gekommen, weil ich mir die ersten Eindrücke, die ich von der Kunst Munchs empfangen habe, recht lebendig vergegenwärtigen wollte, und weil mit diesen Eindrücken die Erinnerung an Kollmann aufs engste verbunden ist. Vor fünfundzwanzig Jahren war es nicht leicht, für Munch einzutreten, und die es taten, hatten wohl ein Recht, sich als Kampfgenossen zu fühlen. Munch hatte seinen Erfolg bei den Literaten, er galt etwas an Strindbergs Stammtisch im „Schwarzen Ferkel" in der Dorotheenstraße, aber seine Kunst konnte in Berlin, wo man eben daran war, Manet zu entdecken, nicht recht ernst genommen werden. Denn Munch hatte wohl malen gelernt wie irgendeiner seiner Generation, aber er sah ein ganz merkwürdiges Ziel vor sich. Er wollte etwas, was zu jener Zeit sehr unmodern war, er wollte, wie er es selbst ausdrückte, das Leben malen, nicht Aepfel und auch nicht Anekdoten, sondern ganz einfach das Leben, nicht mehr und nicht weniger.



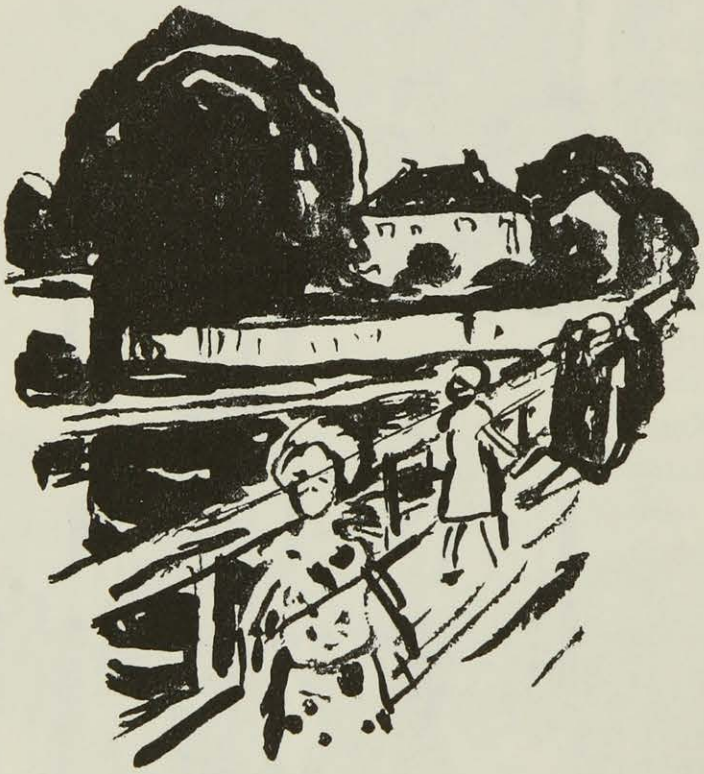
Edvard Munch

Das Leben aber galt als das Arbeitsbereich der Literaten, und darum galt Munch selbst ebenfalls als Literat, und er gilt es manchem wohl auch noch heute. Denn das ist das Merkwürdige, daß gewisse Urteile über Munch so fest eingebürgert sind, daß sie Jahrzehnte überdauern konnten, während inzwischen die Kunst des Malers sich von Grund auf gewandelt hat. Und nun komme ich dazu, die allgemeinen Weisheiten, mit denen ich diesen Artikel eingeleitet habe, auf den besonderen Fall anzuwenden.

Seien wir historisch. Vierhundert Jahre zurück sind für den gebildeten Kunstliebhaber eine Kleinigkeit. Meine Leser wissen, wie es im Jahre 1492 in

Deutschland um die Kunst der Malerei bestellt war, nicht gerade in Berlin, denn da gab es noch kaum Kunst, aber etwa in Nürnberg. (Wer es nicht weiß, kann es in meinem Buche über die altdeutsche Malerei nachlesen.) Und sie wissen auch, wie es im Jahre 1526 aussah. Das wird niemand verwechseln. Aber obgleich doch unsere vielgepriesene Gegenwart so berühmt schnellebig ist, scheint man heut zwischen 1892 und 1926 kaum einen Unterschied zu machen, und man legt einen Maler, der inzwischen ein immerhin recht stattliches Lebenswerk aufzuweisen hat, auf das fest, was er vor dreißig Jahren gemacht hat.

Der frühe Munch gilt heut als so etwas wie eine historische Größe. Er braucht keinen Kollmann mehr. Sein Ruhm steht fest. Aber man wundert sich, daß der Mann, der das „Kranke Mädchen" gemalt hat, immer noch lebt, und man will es nicht gelten lassen, daß er heute keine „Kranken Mädchen" mehr malt, obgleich man doch weiß, daß auch Rembrandt und Tizian und Dürer in ihren späten Jahren anderes und anders gemalt haben als in ihrer Jugend.



Edvard Munch

Es gibt Künstler, die in ihrer Jugend einmal ihre Zeitgenossen mit einer scheinbar glänzenden Leistung geblendet haben, und deren Kunst dann versandet ist. Nach dreißig Jahren pflegt der Schwindel aber offenbar zu werden, und man bemerkt, daß der Irrtum auf seiten der Zeitgenossen gelegen hat, denn es ist eine Eigentümlichkeit der Zeitgenossen, blind zu sein, und auch wir wollen uns nicht besser machen, als wir sind. Aber Munch hat diese erste Probe nun bestanden, und mir scheint es, als werde er auch die zweite Probe bestehen. Seine Kunst hat sich im Verlaufe der Jahrzehnte gewandelt, aber sie ist nicht kleiner geworden, auch wenn sie heut ihre Richtung zuweilen gegen die Zeit zu nehmen scheint, der sie vor dreißig Jahren so unwahrscheinlich weit vorangeschritten war. Mittlerweile sind viele andere Munch auf seinem Wege nachgegangen. Das bleibt wahr, auch wenn der oder jener behauptet, es sei nicht so gewesen. Es ist, nebenbei gesagt, alles andere als ein Vorwurf, denn solange die Welt steht, hat noch jeder Jüngere auf dem Werk der Aelteren weitergebaut, auch Munch hat das getan, und es kommt nur darauf an, daß er seinerseits wieder ein Stück beiträgt zu dem großen Bauwerk der Kunst. Munchs starker Einfluß auf die Jugend setzte vor zwanzig Jahren ein, und darum fing man damals an, Munch zu entdecken, eben den ersten Munch, der selbst bereits daran war, sich in einen zweiten Munch zu

verwandeln. Aber die Zeit stand nicht still, sondern sie drehte ihr Rad weiter, und es kamen nach den Expressionisten die Futuristen und die Kubisten und die Abstrakten, und ein Maler, der nichts weiter tat, als ohne Theoretisieren an der Verwirklichung seiner Bildvorstellung zu arbeiten, galt vielen als erledigt.

In Wirklichkeit wurde inzwischen einiges andere bereits von den modernsten Errungenschaften erledigt, und es ist am Ende an der Zeit, wieder einmal Munch zu entdecken, der aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz immer noch sehr lebendig ist und ganz herrliche Bilder malt, die sich von seinen Frühwerken so unterscheiden wie ein gut abgelagerter alter Wein von einem spritzigen jungen Gewächs. Es gab in diesem Sommer zwei große internationale Ausstellungen in Deutschland, in Dresden und in München, und wieder einmal, wie vor vierzehn Jahren in Köln, hieß die große Entdeckung: Edvard Munch.

AUS DEN GESÄNGEN DER ERFAHRENHEIT

Von

WILLIAM BLAKE

Nachdichtung von *ALFRED WOLFENSTEIN*

*

I. London

Ich wandere durch jede befrachtete Straße,
Wo nahe fließt die befrachtete Themse,
Ich treffe ein Zeichen in jedem Antlitz,
Der Schwäche Zeichen, des Schmerzes Zeichen.

In jedem Schrei eines jeden Mannes,
In eines jeglichen Kindes Angstschrei,
In allen Stimmen, in allen Verwünschungen
Hör ich die Handschellen, vom Geist geschmiedet;

Wie auch des Essenkehrers Ruf
Jede schwärzliche Kirche aufrührt
Oder des unglückseligen Soldaten
Seufzer in Blut die Palastwand herabrinnt.

Doch zumal durch Mitternachts Straßen
Hör ich der jungen Hure Fluch
Die Tränen des Neugeborenen bespeien
Und mit Pest schlagen den Hochzeits-Leichenwagen.

II. Ein göttliches Bild

Grausamkeit hat ein menschliches Herz
Und Eifersucht ein Menschengesicht,
Schrecken hat göttliche Menschenform
Und Heimlichkeit das menschliche Kleid.

Das menschliche Kleid ist geschmiedetes Eisen,
Die Menschengestalt eine feurige Schmiede,
Des Menschen Gesicht ein versiegelter Ofen,
Das menschliche Herz sein hungriger Rachen.

III. Der Tiger

Tiger, Tiger! Heller Brand
In dem Forst der Nacht, welch Auge
Ordnete, welch ewiger Arm
Deine wüste Symmetrie?

Wessen Himmel oder Schlund
Gab dein Feuerauge her?
Welche Schwingen wagte er?
Hand wagt sich an solche Glut?

Welche Schulterkraft und Kunst
Knüpfte deines Herzens Muskeln?
Schrecklich Hand und schrecklich Fuß,
Als es schlug zum ersten Mal.

Welcher Hammer? welch Gerüst?
Welcher Ofen hielt dein Hirn?
Wo der Amboß? Wer betäubte
Seines Zugriffs innere Furcht?

Als der Sterne strahlende
Tränen wässerten die Himmel:
Fiel sein Lächeln auf sein Werk?
Schuf er, der das Lamm schuf, dich?

Tiger, Tiger! Heller Brand
In dem Forst der Nacht, welch Auge
Ordnete, welch ewiger Arm
Deine wüste Symmetrie?

QUER DURCH DAS UNBEKANNTE AUSTRALIEN

Aus

MICHAEL TERRYS TAGEBUCH

Ich traf Richard Yockney in Winton, und wir beschlossen, den Versuch einer Durchquerung Australiens bis zur Westküste im Automobil zu unternehmen. Für 50 £ kauften wir einen alten Ford-Wagen und brachten zwei Monate damit zu, ihn gründlich zu reparieren und für unsere speziellen Reisezwecke auszurüsten.

Zu Beginn unserer Reise besaßen wir zusammen noch 8 £ 2 sh; infolgedessen verwandelten wir uns in „fahrende Mechaniker", um uns das Geld für die laufenden Ausgaben zu beschaffen.

1923

15. Jan. Winton. Arbeit am Wagen beendet, fangen an, einen „Trailer" (kleiner Wagen, der an das Automobil angehängt wird) zu bauen.

23. Jan. Leute fangen an, Neugierde für unsere Pläne zu zeigen. Erzählen ihnen, daß wir versuchen wollen, nach Broome in West-Australien durchzukommen.

24. Jan. Bekommen seit einigen Tagen fortwährend sarkastische Ratschläge zu hören.

6. Febr. Alle Rechnungen bezahlt, Vorräte an Bord genommen. Alle Vorbereitungen beendet, fertig aufgeladen. Um 4 Uhr nachmittags Aufbruch in Richtung „Territory". Motor bös heißgelaufen, müssen nach sieben Meilen kampieren. Patentkühler abgenommen. Erhandeln Steak von einem Mann, der mit Wagen aus der Stadt kam. Hatten sonst nichts zu essen da, da gehofft, noch vor Abend zu einer Station zu kommen.

17. Febr. Hörten heute, daß wir überall als „Mutt und Jeff, die Forschungsreisenden" bekannt sind. Heute 123 Grad Wärme. Schwere Gewitter ringsum. Ein dicker Sandsturm ging gerade an dem Gehöft vorbei, wo wir den Wagen reparieren. Jenseits der Straße nach Corella sind durch Gewitterstürme zwei Buschbrände entstanden. Gingen nach dem Tee hin, um zu löschen. Fast die ganze Nacht aufgewesen.

2. März. Neuer Kamerad, Jackerro, kam von Brisbane. Ging nach dem Tee zum Viehhof, schlachten. Haben ihn überredet, dem Koch ein Lammfell zu bringen, als Kaldaunen!

5. März. Verlassen Strathfillan. Werden vom Regen überrascht, müssen in den Downs biwakieren. Spannen Segelleinwand zwischen Wagen und Trailer.

6. März. Futter wird knapp. Konnten etwas madiges Hafermehl auftreiben, aßen es samt Maden und allem. Wetter klärt sich während des Tages auf.

8. März. Bei grauem Licht auf der Straße. Sehr schweres Fortkommen auf durchweichtem, schwarzem Boden. Nach zwei Meilen Pneumatik-Panne. Arbeiten uns weiter, ziemlich deprimiert, da wir keine Möglichkeit sehen, durchzukommen. Zweimal bös steckengeblieben.

Kommen mittags nach Kynuna (40 Meilen). Begeistert. Wundervolles Mädel im Gasthaus. Schön, und springt mit den Männern um wie mit Kindern — mich selbst eingeschlossen. Gehen zur Station hinüber, arbeiten dort am Wagen.

10. März. Unseren Trailer repariert. Der Diamentina-Fluß ist heute abend über die Ufer getreten. Wieder ein Rückschlag. Was wird als Nächstes kommen? Verkauften den Stationsarbeitern ein paar Kleider und Werkzeuge, um Belastung zu verringern und Geld für Nahrungsmittel zu haben, falls wir während der nassen Jahreszeit kampieren müssen. Kommt Regenperiode oder Dürre?

12. März. Verließen Station bei Sonnenaufgang. Sehr schwierige Ueberquerung der Diamentina, da sie während der Nacht über die Ufer getreten. Als wir zwanzig Meilen von McKinley waren, fing es an zu regnen. Wagen glitscht fortwährend, bleibt oft stecken. Trotzdem wir jeden Augenblick erwarten, daß wir ihn stehenlassen müssen, kämpfen wir uns vorwärts. Plötzlich sehen wir vom Gipfel einer Anhöhe aus zu unserer Freude die Stadt nur eine halbe Meile entfernt vor uns. Um 6 Uhr nachmittags Einzug unter Ausstoßung eines Freudengebrülls. Sprachen mit dem Gastwirt, bekommen Arbeit an seinem Wagen.

14. März. Arbeiten am Wagen des Wirts. Im Nebenzimmer Betrunkener mit Delirium tremens. Zuerst ganz komisch, da er aber schwatzt wie ein Wasserfall, verlegen wir unser Quartier.

21. März. Kühler abmontiert, konnten aber keine Ursache für das Heißlaufen finden. Kampieren in Nähe der Station an einem Bach. Werden von Moskitos geplagt, so groß wie Schmeißfliegen.

25. März. Reparieren Wagen auf Burrama Selection. Fanden ein paar wilde Pflaumen, kochten sie als Abendessen. Nicht viel daran.

26. März. Heute fürchterlicher Ostwind. Dick flucht den ganzen Tag auf das Land, während ich es aus reiner Boshaftigkeit verteidige.

30. März. Heute große Ueberraschung. Am Nachmittag kam Bennet von „Tall-Tall" herüber in seiner besten Sonntagsaufmachung. Fragt uns, weshalb wir arbeiten. Konnten nicht verstehen, weshalb wir es nicht sollten, bis er uns sagte, daß Karfreitag sei. Da merkten wir erst, daß wir jede Zeitrechnung verloren hatten.

6. April. Reparieren Wagen auf Olive's Selection. Gingen um halb neun zu Bett wie gewöhnlich. Plötzlich erschien Olive selbst aus McKinley mit einem Freund, beide einigermaßen heiter. Stellte Grammophon an und weckte seine Töchter zum Tanzen. Und das alles um halb zwölf Uhr nachts.

27. April. Cloncurry. Ließ mir die Haare „à la Hunne" schneiden. Dick nennt mich Hindenburg.

5. Mai. Sah Joker eine Ziege schlachten. Taxiere, morgen gibt's „Hammelfleisch".

6. Mai. Bekommen etwas von dem „Hammel". Nicht von richtigem Schaffleisch zu unterscheiden. Heute Gewitter, 1½ Strich Regen.

2. Juli. Kampieren an neuem Silber-Blei-Fund sechzig Meilen außerhalb Ducheß an der Camooweal-Straße. Inspizieren die Mine. Heuer raten uns, mitzuarbeiten. Aber da unser Ziel das „Territory" ist, lehnen wir mit Dank ab.

3. Juli. Passieren Camooweal, nehmen Benzin ein, außerdem Büchsenfleisch für den Notfall. Verlassen die Stadt gegen Sonnenuntergang, kommen eine halbe Stunde später ins nördliche „Territory". Kein Holz in Sicht, mußten Splitter von Zaunbalken abspalten und Borkenstückchen sammeln, um Feuer zu machen. Heute nacht sehr kalt. Starker Süd-Ost-Wind. Auf riesiger, offener Ebene.

4. Juli. Kampieren in Rankin River, wo die großen jährlichen Rennen abgehalten werden. Ganz flach, ohne Bäume. Ein Laden und Polizeibaracken. Kein Telegraph. Alles kampiert unter freiem Himmel, bis auf die sechs weißen Frauen, die im Polizei-Gefängnis leben.

5. Juli. Dick und ich haben unsere Kleider zusammengeschmissen. Ich putzte mich höchst anständig heraus und ging zum Rennen, um mich nach Arbeit umzusehen. Dick blieb im Camp, da er nichts anzuziehen hatte.

6. Juli. Passieren Alexandra Station. Ueberqueren dreißig Meilen weite Ebene, kein Baum, nur ein paar Zoll hohes Gras.

7. Juli. Heute gräßlich kalt und sehr windig. Kamen heute abend nach Alroy Station. Die längste Saumpfadpost Australiens führt hier durch, macht tausend Meilen im Monat.

25. Juli. Fuhren nach Brunette-Station hinüber (55 Meilen). Kamen an einem Steinhaufen vorbei, wo im vorigen März ein wandernder Handwerksbursche ums Leben kam.

4. August. Ankunft in Anthony's Lagoon (64 Meilen). Schlafen mit den beiden Polizisten im Polizeigefängnis. Unterzogen unsere „Lizzie" einer sehr sorgfältigen Inspektion, da wir hier die Straße verlassen und es 180 Meilen bis zur Ueberland-Telegraphen-Linie sind. Zu jeder Mahlzeit gibt es hier ausgezeichnetes Ziegenfleisch.

6. August. Wieder einmal auf der Walze. Straße hört hier auf. Vor uns liegen riesige Ebenen mit von der Regierung angelegten subartesischen Wasserbohrungen — alle zwanzig Meilen oder so. Boden durchsetzt mit „Känguruh-Löchern". Mußten die Räder häufig ausgraben, da diese Löcher sich enorm erweitern, wenn Lasten darüber hingehen. Wir richten uns nur nach einem rohen Vieh-Pfad. Sehr wenig Holz, nur offene Ebene mit Grastuffs, über die wir mit einer Maximalgeschwindigkeit von drei Meilen die Stunde hinstolpern. Bevor wir zu Bohrloch Nr. 2 kamen, sahen wir rechts von uns eine Viehherde. Plötzlich löst sich ein sonderbar aussehendes, großes, graubraunes Tier von der Herde los und kommt in großen Sätzen direkt auf uns zu. Wir merkten, daß es ein Büffel-Bulle war. Dick lud unsere Revolver, aber da das Kaliber zu klein war, um einen sicheren Schuß zu gestatten, trauten wir uns nicht zu feuern. Direkt neben der Stelle, wo wir vorbei mußten, kam der Büffel zum Stehen. Konnten nicht vom Weg abbiegen, weil der Boden zu schlecht war,

mußten also dicht an ihm vorbei. Nachdem wir vorbei waren, ging er wieder auf uns los, schwenkte aber im kritischen Augenblick ab und sah uns an, während wir an ihm vorbeifuhren. Damit war seine Neugierde befriedigt, und er trottete zur Herde zurück. Seine Hörner waren etwas über sechs Fuß lang und wuchsen ganz gerade vom Hinterkopf zurück. Kleiner Höcker hinter den Schultern. Etwa anderthalbmal so groß wie ein Farren. Eine Art Sumpf-Büffel, wie sie die Holländer vor vielen Jahren eingeführt haben.

7. August. Kamen um drei Uhr dreißig zu Bohrloch Nr. 4, das bedeutet dreißig Meilen in sechs Stunden. Die Windmühlen zum Pumpen, die an jedem Bohrloch stehen, sind unsere kombinierten Leuchttürme und Oasen. Sie wurden erst im letzten Jahr aufgestellt. Man kann sie in der Luftspiegelung schon in einer Entfernung von sieben oder acht Meilen sehen.

8. August. (Mittwoch.) Konnten uns seit Sonnabend nicht waschen.

9. August. Wir waschen uns! In Newcastle Waters, Station und Telegraphen-Büro. Heute den Wagen gründlich überholt. Gibt hier eine Menge Buschwerk, und des Nachts heulen die Dingos (australische Präriehunde) unausgesetzt. Haben unsere glückliche Ankunft nach England gekabelt.

10. August. Leichter Tag. Vergnügten uns ein paar Stunden mit Schießen am Wasserloch. Trafen zwei Pelikane, aus denen die Schwarzen sich einen Festbraten machten. Erlegten 27 Enten mit einem Schuß (beide Läufe). Hunderte von Galahs, Corellas und Kakadus fliegen herum.

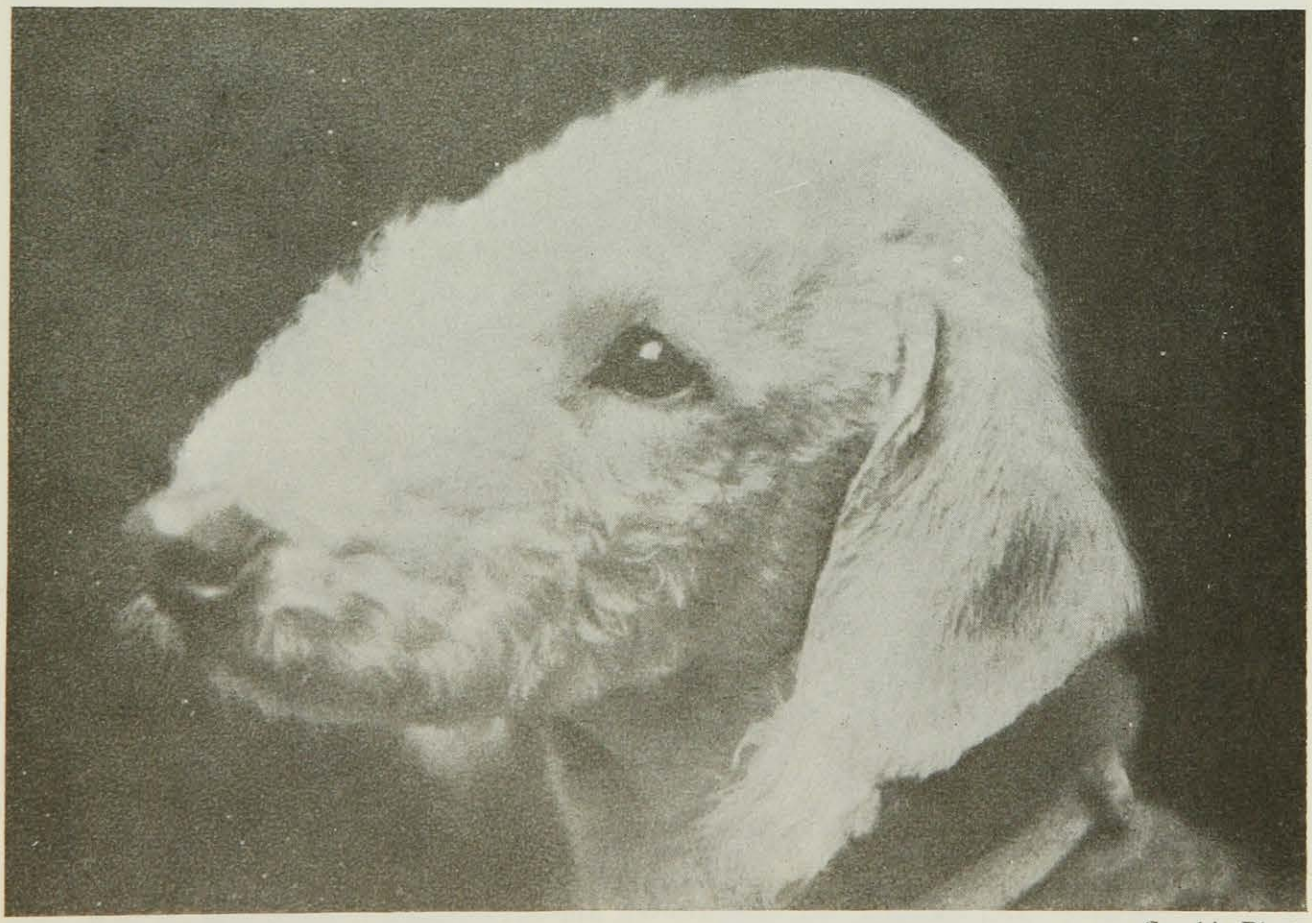
11. August. Wieder aufgebrochen. Trafen zwei Schwarze im Busch. Einer ein Zwerg mit riesigem Kopf. Beide trugen Speere und Bumerangs. Sahen höchst kriegerisch aus, waren aber nur Stationboys „auf Ausgang". Unterhielten uns mit Fuhrmann, der nach Daly Waters unterwegs war. Kamen zum Camp eines Wasserbohr - Unternehmers. Erklärten uns einverstanden, zwei Arbeitstage einzulegen gegen einen Acht-Gallonen-Behälter Benzin. Schwarze brachten die Nachricht, daß unser Freund, der Fuhrmann, ein oder zwei Stunden nachdem wir ihn verlassen hatten, von einem Schwarzen erschlagen worden war. Bote zur Polizei nach Newcastle Waters geschickt.

12. August. Ganzen Tag gearbeitet. Nach zehn Uhr abends gingen wir zu den schwarzen Arbeitern hinüber und sahen den jungen Männern zu, die Kriegstänze tanzten. Die Musik liefert ein Didjiri-du. Das ist eine lange, hohle, gebogene Baumwurzel, fünf Fuß lang. Sie blasen abwechselnd hinein, während die anderen singen und Stöcke gegeneinander schlagen.

14. August. Beim Verlassen des Camps sahen wir einen blinden Schwarzen, der zur Mühle kam, um Wasser zu holen. Er wurde von einem Begleiter geführt, beide trugen zwischen sich einen langen Stock. Das Wasser schleppten sie in einem „coolamon" fort, das ist ein zwei Fuß langes Gefäß aus ausgehöhltem Holz, wie ein Boot. Oben auf dem Wasser eine Menge Gras, um Ueberschwappen zu vermeiden. In Muranda Water-holes sahen wir das Grab von „A. McDonald", einem Vieh-

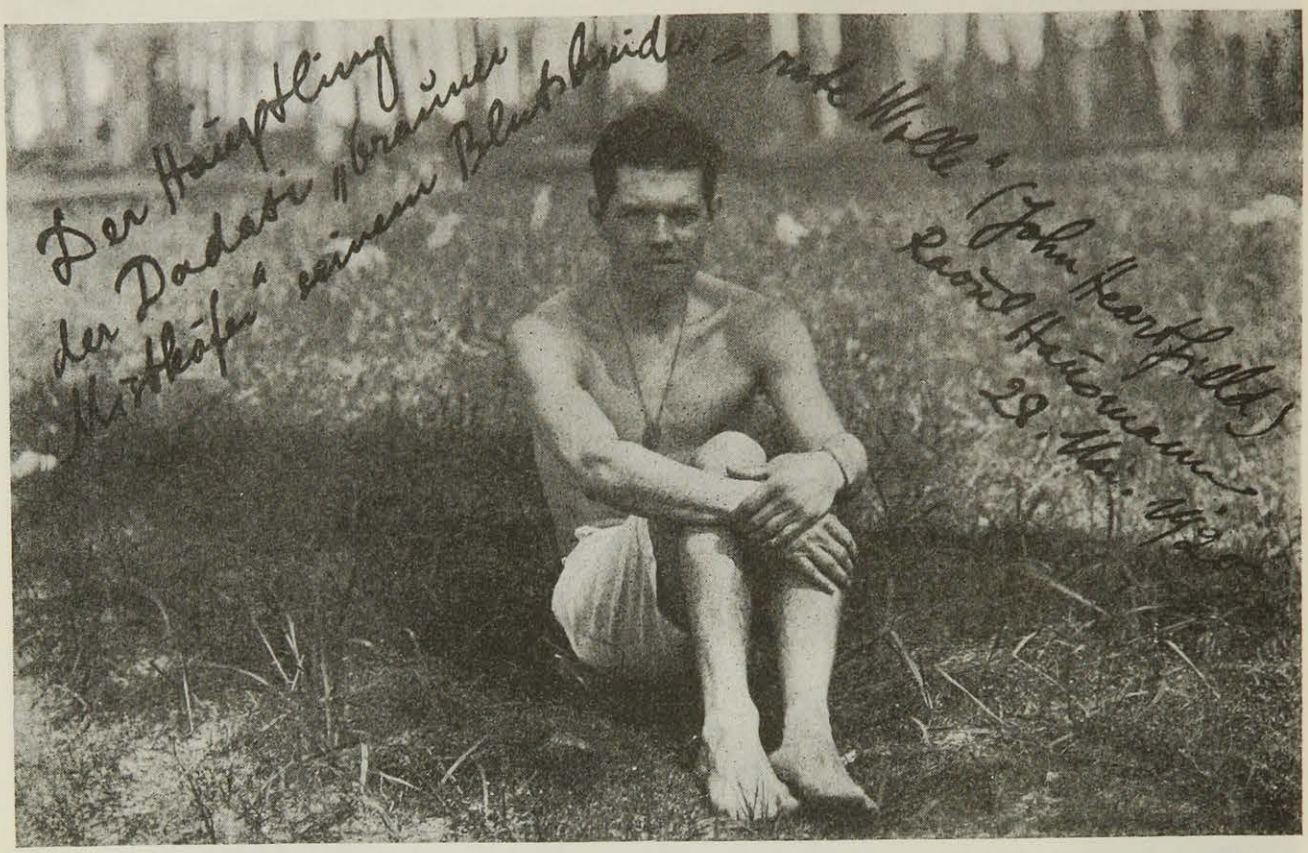
Graphic Photo

Bulldogge



Graphic Photo

Irischer Terrier



Der Maler Raoul Hausmann, jetzt Herrenschneider

Der Maler Fritz Kronenberg auf der Hochzeitsreise

Photo Terry

Eingeborene in Australien beim Salzen von Häuten

Photo Terry

Australischer Eingeborener, seiner Frau mit einem Steinmesser die Haare schneidend

Graphic Photo Union

Zuschauermenge bei einem Londoner Fußballmatch

händler, der letztes Jahr am Fieber gestorben ist. Er ist unter einem Steinhaufen beerdigt, mit einem entrindeten Baumstamm als Grabstein. Kampieren bei Kismet Soak; während wir beim Essen sind, stößt ein Reisender mit Packpferden zu uns. Gab uns Croquis von der Gegend bis zum Victoria River, über hundert Meilen westlich.

15. August. Passieren Yellow Water-holes und kommen bei Sonnenuntergang nach Jump-up. Wir befinden uns am Rande des Tafellandes, das seit Camooweal niemals durchquert worden ist. Mußten heute über eine Menge Bäche und Flüsse hinüber. Dick wäre beinahe auf eine Diamantenschlange getreten, sehr giftig. Bekamen Wasser in einem Billabong bei Armstrong River.

18. August. Brannten „Terry and Yockney. 17/8/23" in großen Gummibaum neben Lagune. Heute Tee zu Ende. Trinken heißes Zuckerwasser. Heute nacht von Dingos beunruhigt. Kamen bis zum Camp hinauf, schnappten ein Stück Fleisch fort, nur ein oder zwei Fuß von mir entfernt. Kamen infolge ihres Geheuls und Gekläffs nicht viel zum Schlafen. Gaben ein paar Schüsse auf sie ab, erlegten einen.

19. August. Mußten heute fürchterliche Kalksteinriffe überqueren. Verloren die Richtung und verfehlten Furt über den Armstrong River. Konnten unseren Irrtum nicht feststellen, schliefen infolgedessen sehr unruhig.

20. August. Ließen den Wagen stehen und trennten uns, um Gegend auszukundschaften. Kehrten mittags zurück, Dick hatte inzwischen Furt festgestellt. Tee fehlt uns sehr. Kamen gegen Sonnenuntergang zur Furt; mußten Winde benutzen, um überzusetzen. Böschungen zwanzig Fuß hoch. Mußten mit Hacke und Spaten vorarbeiten.

22. August. Heute nach Pigeon Holes aufgebrochen. Sämtliche Schwarzen interessieren sich lebhaft für unseren Wagen, rannten bei unserem Aufbruch „en masse" hinter uns her.

24. August. (Schreibe dies am Lagerfeuer, auf gekreuzten Beinen hockend. Jetzt Pause, während Nahrung eingenommen wird. Frisch aufgefüllt und guter Laune fahre ich fort.) Nach scheußlicher Fahrt kamen wir nach Townshend River. Zu den letzten zehn Meilen brauchten wir zwei Tage. Letztes Wasser aufgebraucht, infolgedessen sehr ängstlich, da es nicht sicher war, ob wir am Fluß Wasser finden würden. Sahen schwarze Kakadus aus Gehölz aufsteigen, fanden richtig etwas Wasser. Immer noch ohne Tee.

25. August. Immer noch auf ungefähre Berechnung des Weges angewiesen. Sichteten während des Tages Mount Wollaston. Richtung geändert, genau westlich auf Victoria River zu. Wagen in hohem Gras verloren, während wir nach Brennholz herumsuchten.

26. August. Brennstoff fängt an, knapp zu werden. Können nicht mehr lange aushalten. Beim Untersuchen des Bodens vor uns stieß Dick zufällig auf Zaungatter. Große Freude, da es das sein muß, was wir suchen. Brachen mit Wagen durch und kamen mittags zum Fluß. Setzten bei Sonnenuntergang über und wandten uns flußaufwärts. Kampieren auf freier Ebene, sehr kalt!

27. August. Kamen nach Wave Hill Station, 300 Meilen von Newcastle Waters. Männer bei den Herden wollten nicht glauben, daß wir bis zur Murandi - Straße durchgekommen waren, unsere Antworten überzeugten sie schließlich.

28. August. Bekamen neue Route von Polizei, außerdem 50/50-Mischung Benzin und Kerosin als Brennstoff.

29. August. Beim Uebersetzen über Grave Creek beide Achsen auf hohen Steinen verfangen. Hatten schwer zu tun, Wagen herunterzuheben, da Räder in der Luft schwebten. Kamen um Sonnenuntergang zum alten Viehhof am Swan-Fluß. Das ganze Land verbrannt und geschwärzt. Großer Buschbrand im Westen. Schwarze drohende Wolken türmen sich auf. War so heiß vom Feuer, daß zur Nacht keine Decken brauchten. Konnten bei rotem Feuerwiderschein auf Wolken lange nach Dunkelwerden lesen. Regen mit Sicherheit zu erwarten, unsere Chancen umzukommen sind also ziemlich groß, da wir uns zwischen zwei Flüssen befinden und keine Bewegungsmöglichkeit haben. Die Nacht kaum geschlafen.

30. August. Brachen bei erstem grauen Tageslicht auf. Konnten die Richtung nicht finden, da Wagenspuren, denen wir folgen müssen, von hohem, schwarzem Gras verdeckt. Fanden Flußlauf entgegengesetzt der Karte. Beweis: Treibholz von der letzten Regenperiode. Wandten uns also flußaufwärts anstatt abwärts, wie uns angegeben worden war. Sehr „prekär", da das bedeutet, daß wir den Fluß bald verlassen und in wasserloses Land kommen müssen. Mußten uns sehr beeilen, da sonst Buschbrand von hinten her uns eingeholt hätte. Wind springt um, Wetter klärt sich auf. Später am Tage sehen wir brennendes Land vor uns. Gefangen! Beschließen, durch Feuer durchzubrechen. Finden etwas Steinboden, jagen Wagen durch diese Lücke. Mit knapper Not entronnen, da Flammen in hohem, trockenem Gras fünfzehn Fuß hoch schlagen. Bald darauf wieder ausgebranntes Land, legten Ruhepause ein, um Wagen auf etwaige Beschädigungen hin zu untersuchen. Glücklicherweise nichts passiert.

31. August. Trafen heute morgen auf Sturt Creek. Folgten ihm flußabwärts bis Wallamunga Water-holes. Von dort südwestlich, kamen bei Sweetwater-Lagoon wieder an den Bach. Setzten über, dann genau südlich, um Station vierundzwanzig Meilen entfernt zu erreichen. Ließen Mount Wittenoom links liegen. Vier Meilen vor Bach Brennstoff zu Ende. Ließen Wagen im Stich, verbrannten Gras ringsherum für den Fall eines Brandes. Backen uns Maiskuchen zum Abendessen.

1. September. Brachen vor Tagesanbruch zu Fuß auf. Benutzen Sterne als Wegweiser, da wir uns auf offener Ebene befinden. Kommen mittags an Busch. Da Richtung klar gegeben, gehen wir direkt durch, trotzdem etwas ängstlich, da wir offene Ebene bis zur Station erwartet hatten. Bei Sonnenuntergang so übermüdet, daß wir nicht still liegen können. Des Nachts bitter kalt, da ohne Decken.

2. September. Vor Sonnenaufgang schon wieder unterwegs. Zu Mittag beide sehr müde. Kauen Kieselsteine, um Durst zu betäuben. Nehmen Stöcke, um Gehen zu erleichtern. Kurz nach Mittag treffen wir auf Weg, Richtung Ost-West. Beschließen, ostwärts zu gehen, da wir weit genug südlich sind. Gegen Sonnenuntergang zerriß Dick seine Privatpapiere, da er glaubte, wir würden die Nacht nicht überleben. Müssen fortwährend ausruhen, kommen infolgedessen nur sehr langsam vorwärts. Finden winzige Quelle, allerhöchste Zeit, eine Viertelstunde später wäre zu spät gewesen. Nach dem Trinken sehr schwach und elend. Beschlossen, weiter ostwärts zu gehen.

3. September. Wieder zur Quelle zurück, nachdem eingesehen, daß wir auf eingeschlagenem Weg nicht weiter kommen. Ich konnte nicht mehr gehen, so ging Dick allein in westlicher Richtung los, um zu versuchen, irgendwohin zu kommen. Ich setzte mich hin und wartete.

4. September. Kaute Blätter und aß Grashüpfer. Rauchte unausgesetzt. Hörte fortwährend Räder durch den Busch kommen. Zu schwach, um zu stehen. Bitterkalte Nacht wie gewöhnlich.

5. September. 4 Uhr 30. Wagen taucht auf, aus dem Busch kommend. Unendliche Erleichterung. Bin gerettet.

6. September. Fuhr zur Station. Hörte Dicks Erzählung. Er ging weiter und weiter, bis er schließlich zu einem Gatter kam. Bedeutete, daß Gehöft in nächster Nähe, Reaktion läßt ihn zusammenbrechen. Wurde von freundlichen Schwarzen gefunden, die Botschaft zum Gehöft brachten. Dann sofort Aufbruch mit Pferden und Wagen, um mich zu holen. Fürchteten, ich könnte mich erschossen haben.

12. September. Ruhepause beendet. Da wir fanden, daß die Station drei Gallonen Benzin hat, brachen wir mit Packpferden auf, um unseren Wagen zu holen. Fanden ihn leicht durch Peilung auf Mount Wittenoom. Kompaß zeigte Gehöft SW × ½ W von Sweetwater, nicht genau südlich.

16. September. Ankunft in Hall's Creek, West-Australien. Nahmen mehr Vorräte ein und machten uns längs der Straße nach Derby an der Mündung des Fitzroy River auf den Weg.

18. September. Kampieren außerhalb Derbys. Große Ueberraschung beim Aufstehen: mein ganzes Bettzeug ist naß, das Gewehr rostig. Dies ist der erste Tau, den ich gesehen habe, seit ich vor achtzehn Monaten New England in Neusüdwales verließ.

2. Oktober. Kein Mensch in Derby will Wagen kaufen, infolgedessen Aufbruch nach Broome. Machten einen Tag Rast am Fluß, um auf Krokodile zu schießen.

4. Oktober. Ankunft in Broome mit nur noch 12 £, verkaufen Wagen für 100 £, Situation also befriedigend geklärt. Großes „fêting", als die Neuigkeit sich verbreitet, daß wir als die ersten den Kontinent durchquert haben. Haben im ganzen 2700 Meilen zurückgelegt, davon 800 über offenes, pfadloses Land. Brauchten im ganzen acht Monate zur Durchquerung.

P. S.: Wenn wir am 2. Juli „ja" gesagt hätten, so hätten wir 10 000 £ verdient!

Deutsch von B. Bessmertny.

DIE KÜNSTLERISCHE FORMGEBUNG DES REICHES

(Ausstellung im Reichstag)

Von

EMIL SZITTYA

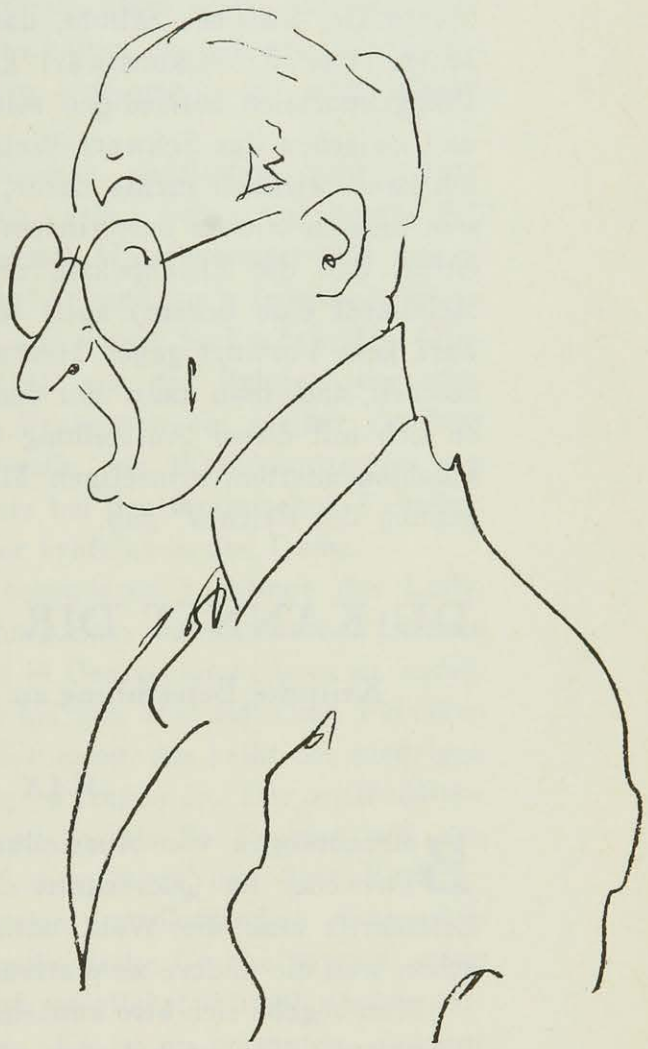
1. Leider hatte man bisher keinen klaren Begriff darüber, wozu man eigentlich einen Reichskunstwart hat. Man las zwar manchmal: „Der Reichskunstwart äußerte sich auch dazu" oder „Der Reichskunstwart war auch anwesend", aber im Grunde genommen hielt man Herrn Dr. Redslob mit Unrecht für eine imaginäre Angelegenheit. Diese Ausstellung beweist, daß der Reichskunstwart wirklich existiert. Es ist ein auf Blond aufgemachter, liebenswürdiger Herr, mit einem selten pflichttreuen (vielleicht zu sehr pflichttreuen) Aussehen. Um sich endlich sichtbar zu legitimieren, will jetzt der Reichskunstwart in einer Ausstellung „Die künstlerische Formgebung des Reiches" zeigen.

Reichswappen, entworfen von Schmidt-Rottluff

2. Die Ausstellung ist leider schlecht organisiert und gibt ein armseliges Bild von der vermutlichen Tätigkeit des Kunstwarts. Herr Dr. Redslob ist ein zu bescheidener und pflichttreuer Beamter, um mit dem wenigen Material, das ihm zur Verfügung steht, eine großzügige Ausstellung veranstalten zu können. Das ist auch wahrscheinlich die Ursache, warum man mit dieser Ausstellung gern exklusiv sein wollte und von vornherein das Publikum ausschloß. Kein Mensch im Reichstag ahnt es, und nicht einmal die Portiers wissen von der Existenz dieser Ausstellung. Wenn ein Besucher kommt, dann müssen sich die Portiers erst in dem Auskunftsbüro des Reichstages darüber informieren. Die Ausstellung ist wochentags morgens von 9 bis 10 und Sonntags von 12 bis 1 Uhr geöffnet und darf nur mit einem Erlaubnisschein besucht werden. Auch mein „Querschnittausweis" genügte dem Anmeldebüro nicht. Ich mußte zuerst das Reichskunstwartsamt um eine Erlaubnis ersuchen. Die lieb aussehende Sekretärin dieses Amtes mußte zuerst einen Herrn fragen, ob so eine Erlaubnis erteilbar sei, aber nach der Bejahung stellte sich eine neue Schwierigkeit ein, die Ausweisformulare im Amt waren ausgegangen. Die lieb aussehende Sekretärin rettete die schwierige Situation und schrieb auf einem halben Bogen Papier — „es wird gebeten, Herrn Szittya zu der Ausstellung ‚Die künstlerische Formgebung des Reiches' Eintritt in den Reichstag zu gewähren." So erreichte ich schließlich den Korridor, auf dem die künstlerische

Formgebung des Reiches für exquisiteres Publikum bei persönlicher Anwesenheit des Herrn Dr. Redslob gezeigt wird.

3. Der Reichskunstwart kann sicher nichts dafür, daß für seine Ausstellung nur auf einem Korridor Platz war. Aber für so eine Ausstellung ist der Titel „Die künstlerische Formgebung des Reiches" zu prätentiös und auch nicht zutreffend. Der Titel hätte heißen müssen: — „Woraus besteht die Tätigkeit des Kunstwarts?" — Und nun hätte Herr Dr. Redslob aufzählen können, womit er sich alles leider befassen muß. Er gibt (nicht bestimmend) sein Urteil über Reichsdenkmäler ab (auf der Ausstellung sind Gott sei Dank nur zwei gezeigt, die ziemlich langweilig aussehen). Er ist verpflichtet, darauf achtzugeben, ob die Reichsflagge wirklich die Farbe hat, die das Reich vorschreibt. (Dutzende von Farbenproben sind ausgestellt.) Er läßt sich (wenn man es von ihm verlangt) Probemuster vorlegen, ob die Hausschilder der deutschen Auslandsvertretungen richtig sind. (Die deutsche Gesandtschaft in Rom hat da angebissen und ist deshalb in der künstlerischen Formgebung des Reiches mit einer schlechten Amateurphotographie vertreten.) Der Reichskunstwart kann bei Briefmarken beurteilen, ob sie schön sind, und durfte deshalb einige hundert auf dieser Ausstellung zeigen. Wenn eine Reichskanzlei oder ein Ministerium Einladungskarten oder Briefpapier braucht, beschaut es sich Herr Dr. Redslob, ob es auch der modernen Zeit entsprechend künstlerisch genug und ob das Wort „Republik" genügend diskret gedruckt ist. (Proben befinden sich auf der Ausstellung.) Hier und da bekommt der Reichskunstwart auch den Auftrag, Reichsfestlichkeiten oder Reichstrauerfeste mitarrangieren zu dürfen. (Einige Photos zeugen von dieser Tätigkeit.) Wenn die genannten Angelegenheiten gelingen, merkt kein Mensch, daß dabei auch Herr Dr. Redslob seine Pflicht tat, mißlingen sie aber, fällt die ganze Verantwortung auf den angenehm blond aufgemachten Herrn, weil er ja auch dabei war. Die Verantwortung für alles Mißlungene zu tragen, ist die Hauptbeschäftigung des Reichskunstwarts. Man darf ihn darum wirklich nicht beneiden.



Dolbin Dr. E. Redslob

4. Ich liebe es, mir immer die Meinungen des Publikums über eine Ausstellung zu notieren. Da gab es einige Professoren, die sagten nichts, sondern drückten nur ehrerbietig die Hand des Kunstwarts. Aber ein Journalist flüsterte mir zu: — „Sie scheinen genußsüchtig zu sein, Kollege, daß Sie sich diese Adlerdressur anschauen." — Der Journalist hatte unrecht, weil das

Reich in seinem Mitteilungsbedürfnis schon wegen der Leichtigkeit nur Schablonen gebrauchen darf, und Herr Dr. Redslob muß leider der Organisator dieser Schablonen sein. Der Kunstwart hat aber Gesinnung. Er ist Republikaner und anscheinend mit expressionistischer Kunst in Berührung gekommen, und so möchte er gerne auch etwas Gesinnung in die Schablonen hineintragen. (Während der Inflationszeit machte er einige Versuche mit Briefmarken, er ließ sich sogar von Rottluff einen Adler zeichnen, aber nach der Inflationszeit ist ihm wieder alles aus der Hand gerutscht, und der Adler war auch nicht weniger schablonenhaft als die früheren.) Es ist wirklich nicht Herrn Dr. Redslobs Schuld, daß die Pläne zum Reichsdenkmal schlecht aussehen. Der Reichskunstwart konstruierte sogar eine Reichsflagge, die alle Flaggenparteien befriedigen soll. (Er setzte zwischen das Schwarz-Rot-Gold und zwischen das Schwarz-Weiß-Rot einen weißen Streifen.) Herr Dr. Redslob kann wirklich nichts dafür, daß die Gesandtschaftsschilder fast dieselben sein müssen wie im kaiserlichen Deutschland. Was kann der Reichskunstwart dafür, daß die Ehrenpokale und die Ehrenplakette (von denen jetzt auch Reinhardt eine bekam) auch schon früher gesehen worden sind? Das alles darf kein Vorwurf gegen Herrn Dr. Redslob sein, er darf es ja nicht anders machen, aber man kann ihm doch einen Vorwurf nicht ersparen, nämlich, daß er sich mit dieser Ausstellung legitimieren will, und daß er dem schlechten, schablonenhaften, armseligen Material den Namen „Die künstlerische Formgebung des Reiches" gab.

DU KANNST DIR BALD EIN AUTO LEISTEN

Kritische Betrachtung zu den Berliner Automobil-Ausstellungen

Von

MAX HERMANN BLOCH

Betrachtungen von Ausstellungen sind aus zwei Gesichtswinkeln möglich. Entweder im Querschnitt oder aus der Perspektive. Im Rahmen dieser Zeitschrift muß die Wahl natürlich auf perspektivische Betrachtung fallen, schon weil die andere zu platzraubend wäre.

Man begebe sich also zunächst auf den Funkturm, möglichst auf die oberste Plattform. Alsdann hat man nach Norden die Aussicht auf die beiden Automobilhallen, zu denen über den hell erleuchteten Kaiserdamm Autos in großer Anzahl die Wißbegierigen und Interessenten bringen. In diesen Riesenhallen ist die deutsche Automobilausstellung des Jahres 1926 untergebracht, zu der nur deutsche und österreichische Fabrikate zugelassen sind.

Im Süden leuchtet um die Terrasse des Luna-Parks ein Kerzenband und weist den Weg zu der auf engem Raum untergebrachten „Internationalen".

Man verlasse nun die Vogelperspektive und begebe sich zum Haupteingang der sogenannten Alten Halle. Beim Betreten dieses Raumes fällt zunächst die blaue Undurchsichtigkeit der Luft auf. Weihrauch, den die Aussteller sich selbst abbrennen. Bei intensiver Bemühung ist es trotzdem möglich, einige objektive Beobachtungen zu machen.

Zunächst fällt auf, daß die Anzahl der Automobilfabriken, die in Deutschland Personenwagen herstellen, stark zurückgegangen ist. Teilweise mag dies auf Verschmelzen einer Anzahl von Werken zurückzuführen sein, zum anderen Teil darauf, daß sich bei den stabilen Währungs- und Wirtschaftsverhältnissen herausgestellt hat, daß eine Fabrikationsanlage und ein Kredit von einigen hunderttausend Mark doch nicht genügen, um heute Kraftfahrzeuge herzustellen. Diese Industrie ist nämlich in der Welt so bedeutend geworden, daß in fast jedem Lande Werke entstanden sind, die sich zwar nur diesem Spezialfach widmen, dabei an Kapital, Arbeiterzahl und Umsätzen unsere größten deutschen Werke, wie beispielsweise die A. E. G. und Siemens, übertreffen. So wird sich in Deutschland auf die Dauer wohl auch nur das halten, was durch Namen und zeitgemäßen Fortschritt auch ohne Zollmauern sich gegen die ausländische Industrie halten kann.

Im Luna-Park ist eine Auswahl amerikanischer, englischer, italienischer, belgischer und französischer Wagen ausgestellt. Diese Schau ist naturgemäß weniger repräsentativ, da die in Frage kommende Händlerschaft fast durchgängig nur normale Serienwagen zeigt. Immerhin sind auch technisch einige Leckerbissen zu sehen, wie bei den Italienern der kleine Sechs-Zylinder Alfa-Romeo, der Lancia und das große Isotta-Chassis, von den Belgiern ein achtsteuerpferdiger ventilloser Minerva, von den Franzosen ein kleiner Amilcar mit Kompressor, der trotz seiner Zwergausmaße das Wahnsinnstempo von 170 Kilometern pro Stunde erreicht. Besonders bei den lateinischen Fabriken findet man ein Einsehen für die Bedürfnisse der kraftfahrenden Dame.

Kleine Selbstfahrer-Kabrioletts sind die besonderen Lieblinge der Lady, infolgedessen hat sich beispielsweise die Vertretung eines amerikanischen leichten Sechs-Zylinders, des Essex, entschlossen, solche in Deutschland bauen zu lassen.

Angesichts der deutschen Ausstellung sind bei den ausländischen Fabriken ernste Erwägungen im Gange, wie der neuen Situation, das heißt der niedrigen Preisstellung guter deutscher Werke, Rechnung zu tragen ist. Der ausländische Mittelwagen unterliegt einer Zollbelastung von 50 bis 80 Prozent auf den Einkaufspreis; das bedeutet naturgemäß auf die Dauer der Zeit Einfuhrverhinderung. Der Vertreter einer der führenden amerikanischen Automobilfabriken äußerte in diesen Tagen, daß der amerikanische Geschäftsmann, wenn er einen Schlag ins Genick bekommen hat, sich möglichst schnell wieder aufrichtet und versucht, die Scharte auszuwetzen. Es ist zu vermuten, daß zur Vermeidung der hohen Zollsätze sich ein erheblicher Teil der ausländischen Automobilfabriken in deutsche verwandeln wird.

Dem deutschen Verbraucher ist dieser Kampf erwünscht, denn er wird Preisabbau bringen und damit weiteren Klassen die Möglichkeit der Anschaffung.

Aus der Froschperspektive sieht man eine Ausstellung als Beschäftigter eines Standes. Der Horizont wird dann begrenzt durch die Seile, die den eigenen Stand abschließen, und das Interesse endet mit den eigenen Geschäftsmöglichkeiten. Im Rahmen der heutigen deutschen Wirtschaftsmöglichkeit soll es ein Mittelgeschäft gewesen sein. Neben dem wirklich am Kauf interessierten Publikum war natürlich viel erschienen, wofür die Froschperspektive ihren eigenen Ausdruck hat: „Sächsische Marine“ (Sehleute).

ELEKTRA, DIE ELEKTRISCHE

Von

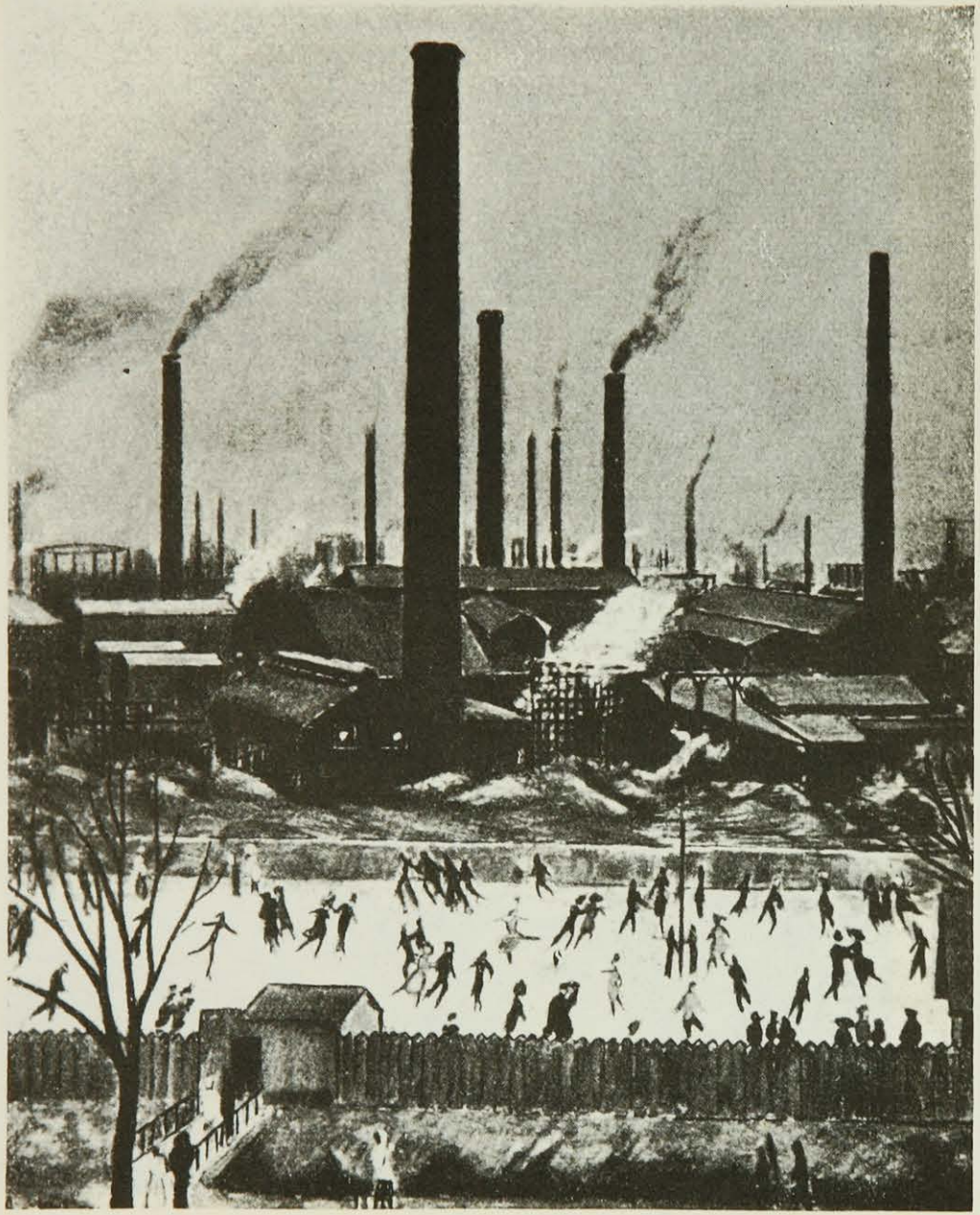
ARNOLD PALMER

Ich stieß auf eine unerwartete Schwierigkeit in meiner Filmserie. Szene 19 beginnt recht hübsch in einem Mayfair-Musikzimmer einer dieser reizenden Villen (3 Wohnzimmer, 9 Schlafzimmer, Bad, Zentralheizung, warmes Wasser, reichliches Nebengelaß) gleich am Berkeley Square. Draußen brennt die Sonne erbarmungslos, wenn es auch erst Juni ist, und verwandelt die stille Straße in einen veritablen Backofen. In der ganzen fiebrigen Straße ist keine Haustürstufe heißer als die bei Mrs. Lemberg. Kein Gesicht ist verklärter als das des Honourable Gilbert Gilroy. Dieser zukunftsvolle junge Diplomat, den Hut etwas verwegener aufgebogen als sonst, um jedem noch so kleinen Windhauch Gelegenheit zu bieten, seine hohe Stirn zu kühlen, drückt den Klingelknopf an Mrs. Lembergs Tür, der den Vermerk trägt „Besucher". (Solche Einzelheiten pflegen dem Kinopublikum nicht zu entgehen.)

Ganz anders ist die Szene in dem Musikzimmer, in dem Mrs. Elektra Lemberg sitzt und klimpert. Sie ist, wenn auch äußerlich ruhig, die Beute widerstreitender Erregungen. Wenn Sie Szene 3 gesehen hätten, würden Sie an der Ungenauigkeit ihres Spiels erkennen, daß irgend etwas Verdrießliches passiert ist. (Das Kinopublikum ist sehr musikalisch, aber um Elektras Falschspielen jemandem verständlich zu machen, der nicht genügend mit der „Pièce" vertraut ist, spielt sie so, daß ihr Vorbeigreifen deutlich werden soll. Ich bin auf die ganz fabelhafte Idee gekommen, ein Fis in Großaufnahme auf die Leinwand zu bringen mit einer 2 darüber und dann Ueberblendung in eine Aufnahme von Elektras Hand, die *mit dem dritten Finger* F anschlägt.) Für gewöhnlich spielt sie vollendet, und in Szene 10, bei einem Streik der Kontraaltistin in Drury Lane, hält sie über eine Stunde lang die Zuhörer in atemloser Spannung, während der Premierminister von Paris angeflogen kommt, um den Streit beizulegen.

Sie sitzt also in ihrem Musikzimmer, im matten Licht der kühlen, schattigen Wohnung, eine zierliche, schicke Gestalt, offenkundig zerstreut. Um die Wahrheit zu sagen, sie ist heimlich versprochen mit dem Honourable Gilbert und ist im Begriff, die Verlobung aufzuheben auf Grund seines unkavaliermäßigen Benehmens. Gilbert ist nicht geradezu liederlich, aber leicht zu beeinflussen, und schlechte Gefährten bugsierten ihn in ein Nachtlokal. (Szene 15, sehr saftig. Weibliche Vampyre, von denen viele Wein trinken.) Elektra hat von diesem Seitensprung Kenntnis bekommen, und aus diesem Grund beordert sie den jungen Aristokraten zu sich, woraufhin er, wenn auch ahnungslos, erschienen ist. Ahnungslos — aber mißtrauisch! Es ist nicht Elektras Art, nach ihm zu schicken. Sie weiß, wie beschäftigt er im Auswärtigen Amt ist.

Während dieser kurzen Erläuterung hat Mrs. Lembergs Zofe die Tür geöffnet. (Warum, werden Sie fragen, warum hat Mrs. Lemberg keinen Diener? Glauben Sie mir, das ist zur Genüge erläutert worden in Szene 8.) Honourable Gilbert gibt seine Karte der Zofe, die sie sorgfältig liest und ihn hereinläßt. Sie führt ihn in die Diele, steigt die Treppe hinauf, die Karte weiterhin be-



Wallraf-Richartz-Museum

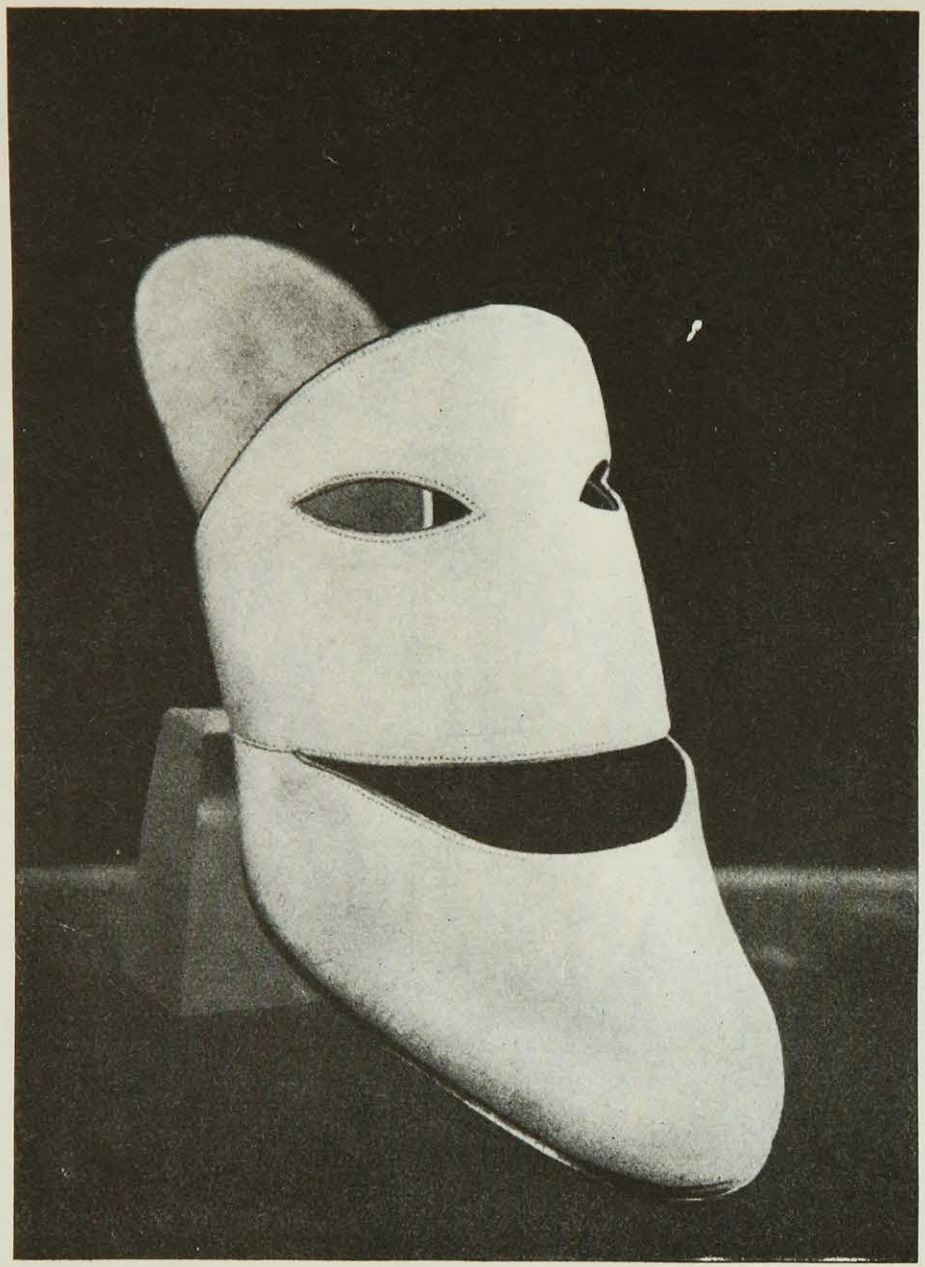
Otto von Waetjen, Eislaufplatz

Wide World Photo

Henry Ford beim Schlittschuhlauf

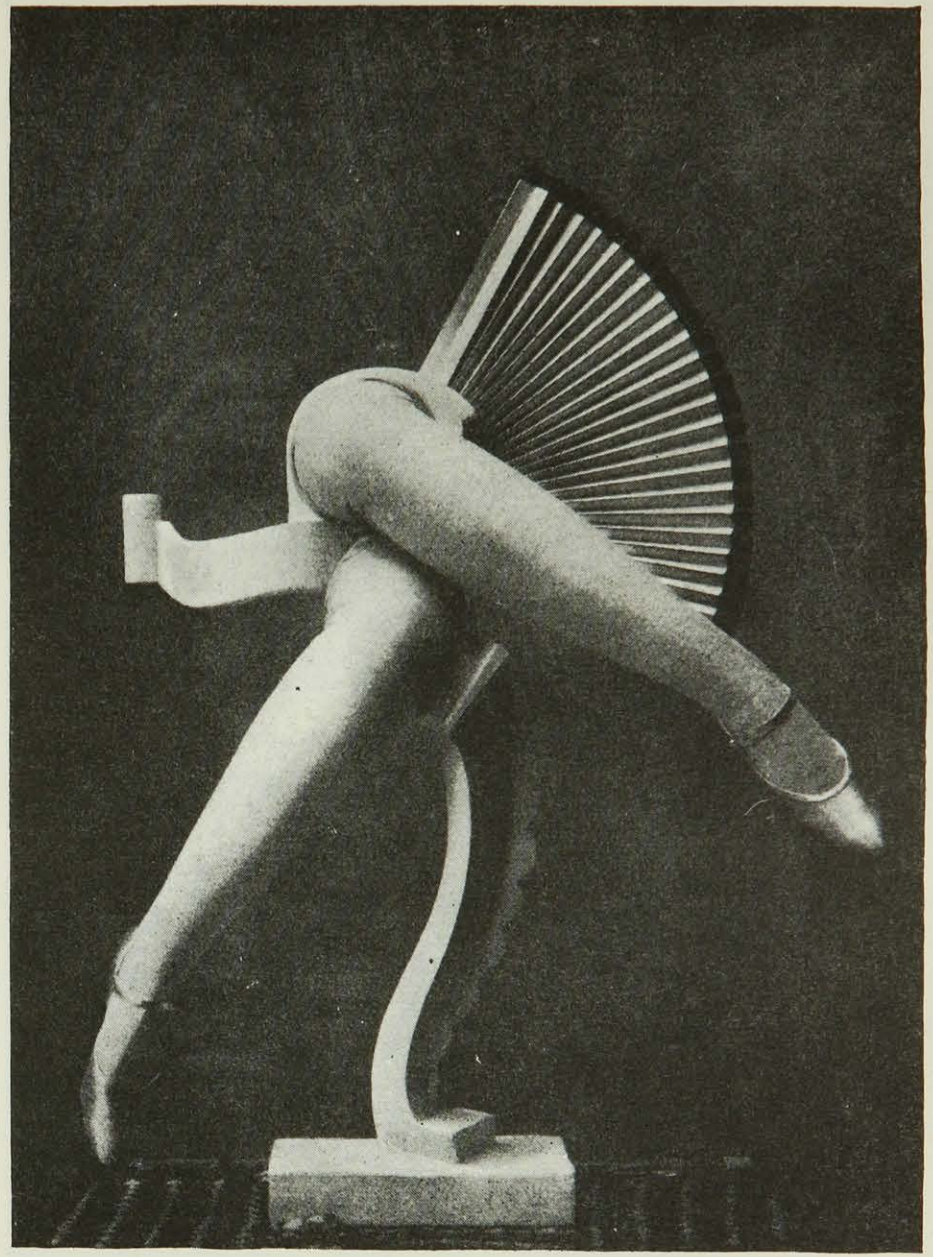
Fulba-Mädchen (Kamerun)

Francis Picabia, Spanierin. Aquarell



Wide World Photo

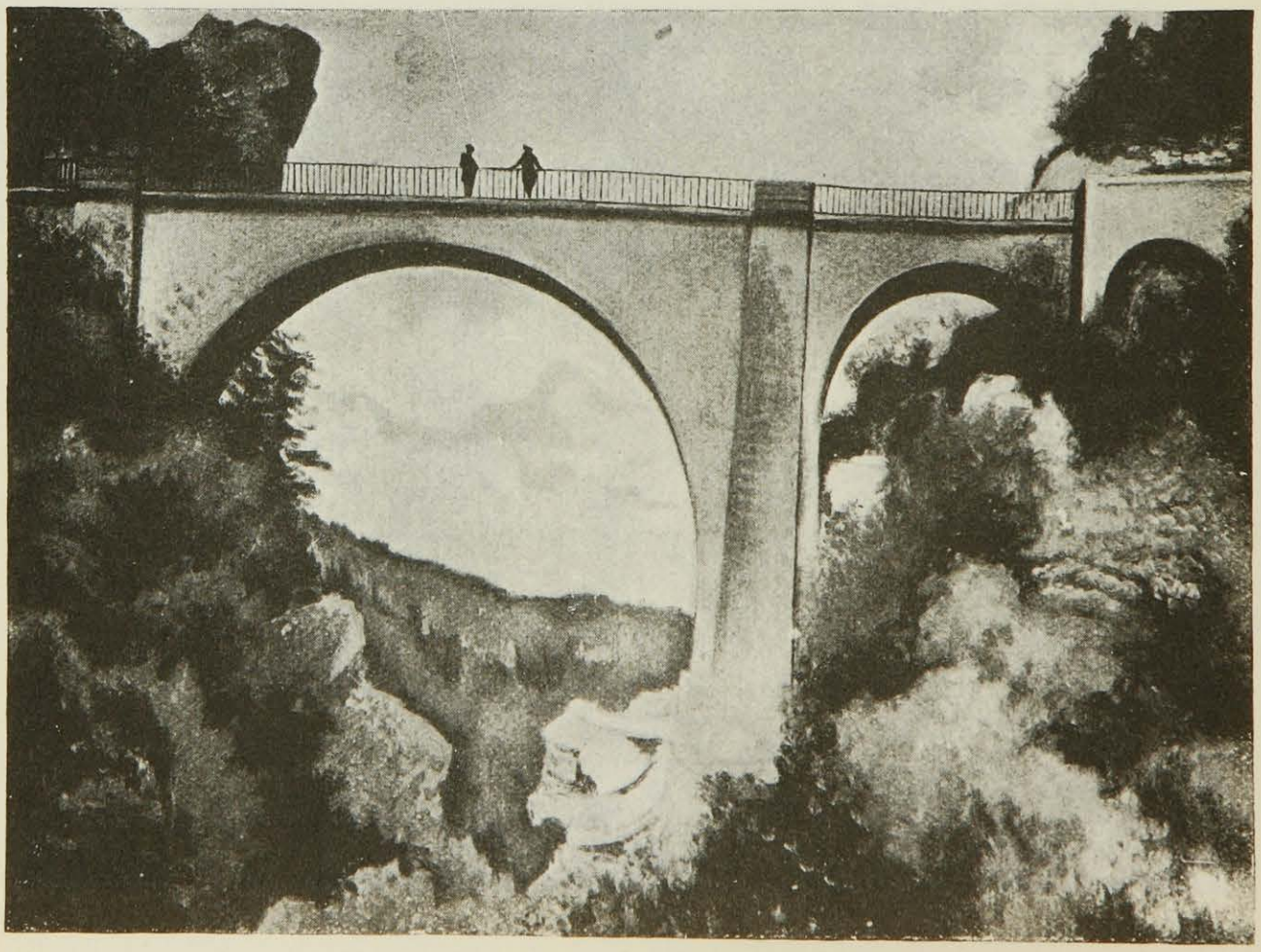
Moderner Pantoffel. Rotes Kalbleder, grüne Sohle



Schaufenster-Dekoration für einen Strumpfladen

Utrillo-Ausstellung, Galerie Flechtheim

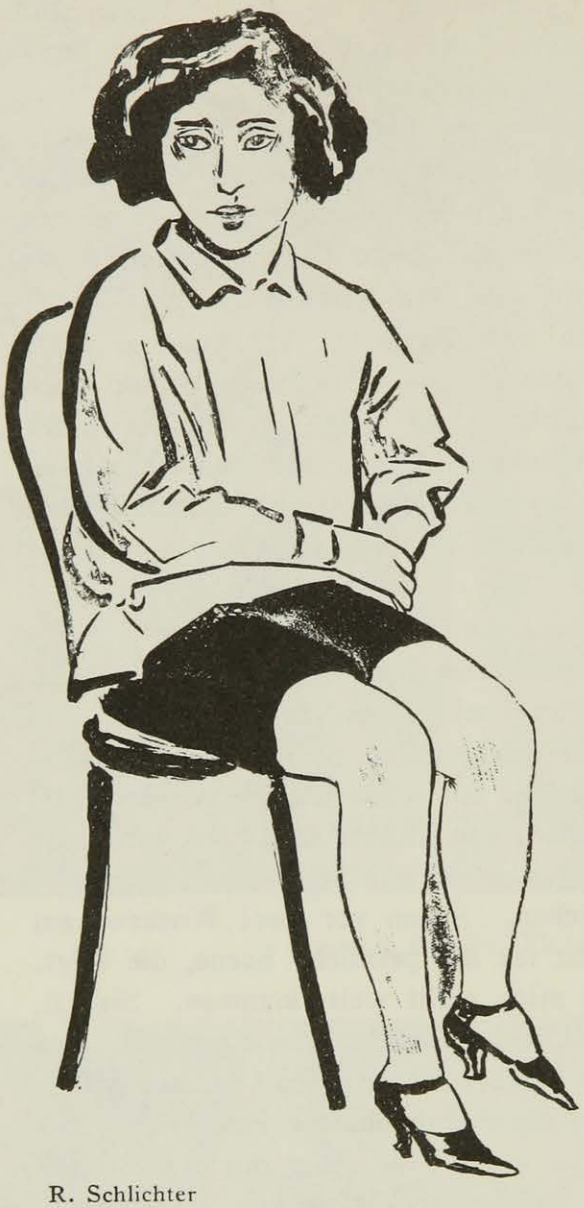
Maurice Utrillo, Place d'Armes in Oran



Auguste Herbin, Der Viadukt

trachtend. Wir bemerken, wie sie an der Musikzimmertür anklopft; dann sind wir darin und sehen Elektras Lippen das Wort „Herein" aussprechen. Dann sind wir wieder draußen und stellen fest, daß die Zofe auf den Ruf ihrer Gnädigen hin die Klinke niederdrückt. Einen Augenblick später sind wir noch einmal im Musikzimmer, wo gerade Elektra die überreichte Karte ergreift und liest. Sie steht sofort auf, hält uns die Karte entgegen, und einen kurzen Moment lang scheint es, als ob ihre Gefühle sie überwältigen würden. Aber sie beherrscht sich und bedeutet der Zofe, den Gast hereinzulassen. Wieder sehen wir das Mädchen die Tür öffnen und dann von der anderen Seite schließen und sehen sie Stufe für Stufe hinabsteigen. Sie findet Gilbert noch in der Diele und fordert ihn auf, ihr zu folgen. Er steigt, unmittelbar hinter ihr, die Treppe empor, wieder wird die Klinke niedergedrückt und losgelassen und nochmals niedergedrückt und endlich nochmals losgelassen. Gilbert kommt mit weitgeöffneten Armen näher, aber auf eine Geste von Elektra hin bleibt er mitten im Zimmer wie angenagelt stehen.

So weit ganz schön. Ich habe die Geschichte in ihren Einzelheiten wiedergegeben, indem ich in der Tat beinahe wortwörtlich aus meinem ursprünglichen Manuskript zitierte, damit Sie Empfindung bekommen für das pulsierende Leben der Situation und damit Sie die Erregung teilen, die nunmehr den Zuschauer ergreift, eine Erregung, die genährt ist durch zahllose kleine Momente, deren Existenz, wie Sie eingestehen werden, von Ihnen, selbst wenn Sie die letzten paar Zeilen noch einmal überfliegen, wohl gar nicht bemerkt wurde. Ich möchte diese Krisis verständlich machen. Schon vor zwei Wochen kam ich bis zu dieser Stelle, und seitdem habe ich die peinliche Szene, die folgt, mehrfach neu geschrieben. Elektra läßt mich nicht weiterkommen. Sie ist, ich gebe zu, ein prachtvolles Geschöpf, voll hochfliegender Ideale und mit einer Seele, auf deren Glanz vier Saisons keinen Flecken hinterlassen konnten. Würde Elektra — das muß ich wissen — würde sie mädchenhafter Schwäche nachgeben; kurz gesagt, würde sie weinen? Ja, sagen Sie. Aber mir erscheint es nicht so sicher, daß sie würde. Gilberts Anblick erfüllt sie mit Widerwillen, besonders mit dem Anzug, den er zu dieser Gelegenheit trägt. Der Gedanke, daß Gilbert in einem öffentlichen Lokal jazzte, empört sie. Dann (werden Sie nachgeben) machen Sie die Geschichte nach Ihrem Kopf und halten Sie Elektras Tränenbäche zurück. Gut, aber sie soll doch in Szene 24 Gilbert heiraten, und wir sind jetzt schon in Nummer 19. Da bleiben mir gerade noch 5 übrig, und darum getraue ich mich nicht, den Konflikt zu sehr zu vertiefen. Außerdem, Gilbert ist Sportsmann und hat verstanden, sich bisher beim Publikum beliebt zu machen. Kann ich ihr Auge trocken lassen, während sie diesen vornehmen Menschen verletzt, der ihr den Sieger im Cesarewitsch mit 100 : 6 verschaffte (Szene 7: Das Rennen. Miß Shirley Kellogg, Mr. Bottomley, Mr. D. M. Gant und andere wohlbekannte Turfleute werden von der Menge der Rennbesucher erkannt und laut begrüßt), der ihr ein Telegramm zum Geburtstag sandte? Nein und tausendmal nein. Ich kann es nicht tun. Ich kann Elektra nicht arglistig um ihre allgemeine Beliebtheit bringen. Sehen Sie meine schwierige Lage? Ein nebensächlicher Punkt, mag sein, aber das Kinopublikum ist so fabelhaft feinempfindend.



R. Schlichter

Ich habe also, wie gesagt, die Szene mehrfach neu bearbeitet, konnte aber meine möglicherweise zu hohen Ansprüche nicht befriedigen. So beschloß ich denn endlich, mir Rat zu holen und die strittige Frage Damen vorzulegen, die sich in Elektras Fühlen hineindenken und mir das Rätsel meiner kapriziösen Heldin deuten sollten. Zuerst fragte ich meine Schwester. Aber ihre Antwort war typisch für das Ausflüchtemachen und die beschränkten Ansichten, die man so oft bei Frauen findet. Sie zeigte eine Kleinlichkeit, eine Selbstsucht, ja eine gewisse Grobschlächtigkeit, die mich abstießen, trotzdem ich doch ein erfahrener Psychologe bin.

Meine Schwester sagte: „Wie kannst du von mir irgendwelche Ansichten über Verlobungen hören wollen, wenn du nie einen deiner Freunde ins Haus bringst?"

Ich habe mich daran gewöhnt, die Aussprüche meiner Schwester nicht für sehr tiefschürfend zu halten, mir war bekannt, daß meine Kunst sie ganz kalt ließ, und doch war mir ihr trockener Materialismus wie ein Schlag ins Gesicht. Ich glaube nicht, daß sie sobald meinen Blick vergessen wird, mein Schweigen und meine Handbewegung, bevor ich mit der Lektüre von „Idylle des Königs" fortfuhr.

Der nächste Name auf meiner Liste war der von Mrs. Bayards, einem lieben Wesen, künstlerisch bis in die Fingerspitzen, das in Chelsea lebte. Ich besuchte sie am nächsten Nachmittag und traf sie glücklicherweise allein in ihrem Atelier an. Sie war in ein violettes Gewand gehüllt, sah schön aus und rauchte eine Zigarette. Nach der zweiten Tasse Tee rückte ich mit meiner Frage heraus.

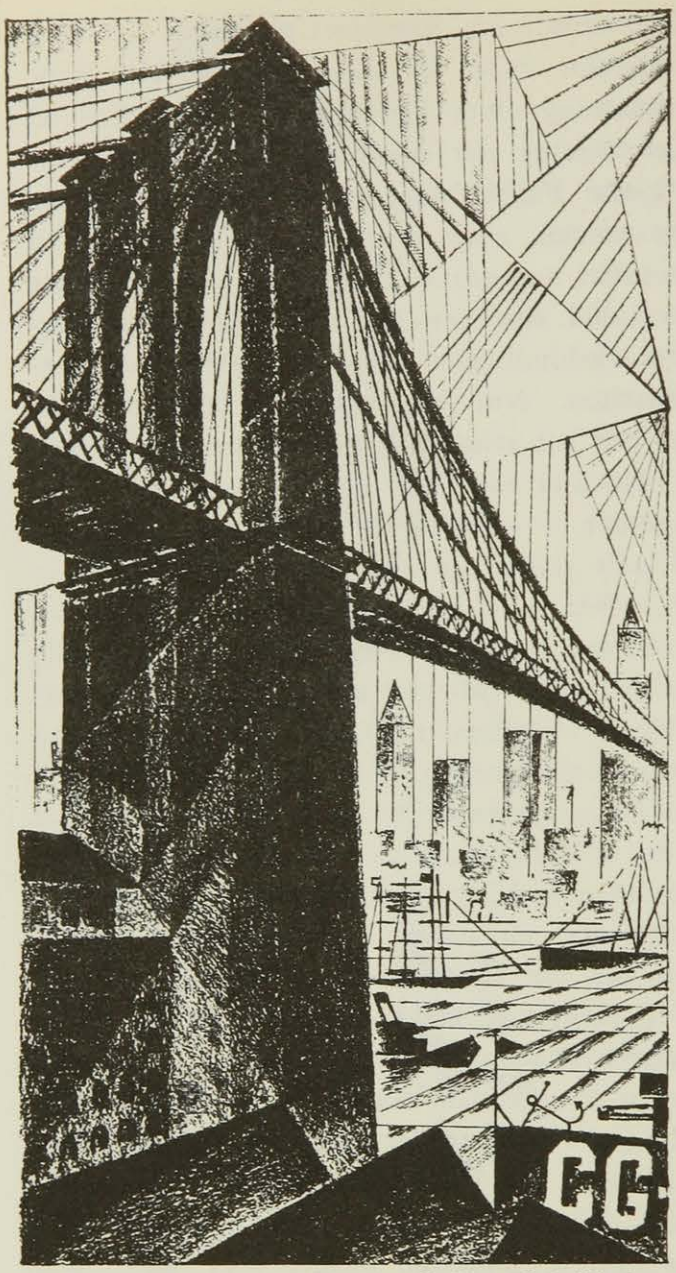
Eine kurze Pause trat ein. Dann begann Mrs. Bayards: „Das Weib ist auf einem Punkt angelangt, wo die Wege sich trennen in moralischer, physischer und mentaler Beziehung. Die Gesellschaft schwankt, und ihre Grenzen verwischen sich. Kunst wird der Schlußstein, Intelligenz und Aufrichtigkeit die Prüfsteine. Der Komplex Mann ist zu lange schon als feste Voraussetzung genommen worden. Die Zeit ist nah, wo der Mann um sein Erbe kämpfen muß. Die Frau fordert ihren Anteil an den Dingen, deren Besitz bisher der Mann für sich in Anspruch nahm, ohne die Tatsache auch nur als etwas Besonderes zu empfinden. *Les jours se suivent et ne se res* —"

und Beweglichkeit seines Sprechens erkannte ich, wie weit für mich der Weg nach Golgatha sein mußte. Verstanden habe ich kein Wort. Ich habe *erstmals* eingesehen, daß die Beherrschung einer Sprache ebenso wertlos ist wie die Unkenntnis, wenn jene Beherrschung vor einem verständnislosen Ohr ausgebreitet wird. Ich hätte ihm gerne Farbe bekannt, ich hätte ihm gerne meine gründliche Unkenntnis eingestanden, aber erstens kam ich nicht zu Wort, und zweitens hätte ich mich nicht auszudrücken gewußt. So schlürfte ich nervös meine Spaghetti hinunter, biß zuweilen auf die Lippen und versuchte, von Zeit zu Zeit mit einem verbindlichen „Yes" einigermaßen Verständnis für seine Vorträge vorzutäuschen. Nur *dann* wechselte ich das „Yes" mit einem überzeugten „No", wenn ich bei stimmlich gehobenen Wendungen meines Nachbars das Gefühl hatte, daß hier ein „No" am Platze wäre.

„Let us spend the afternoon together, I want to show you our big City." So oder ähnlich mußte wohl das Finale seiner Anrede gewesen sein, denn er zog mich liebevoll vom Stuhl hoch. Für mich ein untrügliches Zeichen des Aufbruchs, und allem Anscheine nach des gemeinsamen Aufbruchs. Ich holte aus meinem mit Schnürsenkel verankerten Brustbeutel meine letzte 50-Dollar-Note heraus, von der der „Waiter" zwei Mittagessen abzog. Das meinige und — wie ich mit Recht vermutete — das meines neuen Freundes. In Geldsachen war ich zwar sprachlich gebildet, aber ich protestierte nicht. Wahrscheinlich hat sich mein Freund im Verlaufe der Unterhaltung als mein Gast angemeldet, und wahrscheinlich habe ich es mit einem verhängnisvollen „Yes" gutgeheißen. Ich „tippte" den Oberkellner anscheinend zu seiner Zufriedenheit („Greenhorns" geben stets mehr Trinkgeld als die Eingeborenen) und lächelte das Lachen eines „Dandy", dem die Welt nicht viel Neues zu bieten weiß. Dann verließ ich an der Seite meines neuen Freundes das Lokal.

Wie sich herausstellte, sollte mein Freund für den Rest des Tages mein Cicerone werden. Wenigstens ließ die Entwickelung der Dinge darauf schließen. Wahrscheinlich haben wir diesen Plan in der Unterhaltung gründlich durch- und abgesprochen, und ich befürchte, daß wieder einmal eines meiner frei in die Unterhaltung geworfenen „Yes" meine Sanktion ausgedrückt hatte. Ich wußte allerdings nichts davon.

Wir fuhren im Auto den endlosen Broadway hinunter bis zum Battery Park. Ein zwischen Willenlosigkeit und Exzentrik liegendes Gefühl verschrieb meine Seele für jenen Nachmittag meinem neuen Freunde. Ich hatte mir allerdings vorgenommen, von nun an mit meinen „Yes" und „No" so ökonomisch wie möglich umzugehen, und so begleitete ich von nun an seine Reden mit einem *zwischen* „yes" und „no" liegenden Achselzucken. Mein Freund bezahlte den Chauffeur. Mein Freund bezahlte die kleine Schiffsreise nach der Freiheits-Statue. Mein Freund bezahlte die Karten zur Erkletterung der „Eisernen Jungfrau". Es war mir zunächst schwer, mich mit seinem amerikanischen Tempo der Fremdenführung vertraut zu machen, aber ich konnte mich in Anbetracht seiner großzügigen Gastfreundschaft darauf einstellen. Wir fuhren zurück, überblickten die südliche Wolkenkratzerpartie am unteren Broadway und traten in die gotische Halle des Woolworth-Gebäudes ein. „Expreß to fiftieth floor." Vom fünfzigsten Stockwerk mit dem Lokalzug

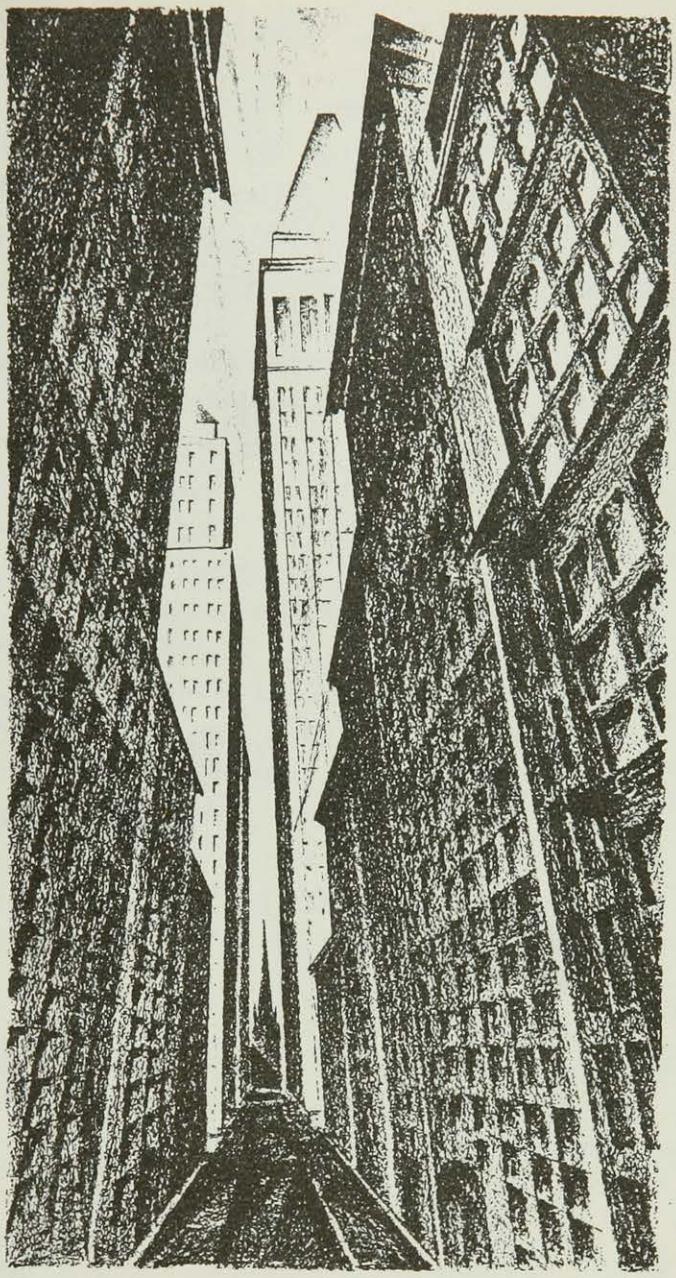


A. Rönnebeck Brooklyn Bridge (Gal. Weyhe)

bis aufs Dach hinauf. 50 Cents pro Person. Mein Freund bezahlte. Während ich die langgestreckte, von treibendem Leben gepeitschte Stadt mit ihren wuchtigen Hochbauten und mit ihren verschämt inmitten Wolkenkratzern herauslugenden Kirchtürmen betrachtete, kauerte sich mein neuer Freund in eine Ecke und notierte etwas. Nachdem ich ihn schon auf dem kleinen Dampfer hatte schreiben sehen, bekräftigte sich meine Annahme, daß mein gefühlvoller Freund ein Tagebuch führe. Wir fuhren nach der kirchenähnlichen, jedoch von kaufmännischer Atmosphäre geladenen Eingangshalle zurück und erreichten das Freie. Ehe ich die Größe meiner Eindrücke durch tiefes Atemholen auszudrücken imstande war, saßen wir wieder in einem „Taxicab". (Ich bestaune heute noch die routinierte Art meines Begleiters, mit der er alle Taxameter im Zeitraum einer Sekunde für uns zum Halten brachte.) Unsere Fahrt ging an dem Rathaus vorbei dem Italienerviertel zu. Mein Freund bezahlte und erklärte mir die Stadt. Seine Freigebigkeit imponierte mir auf die Dauer keineswegs. Man hatte mir zwar schon allerlei Geschichten über amerikanische Gastfreundschaft erzählt, aber alle diese Erzählungen blieben weit hinter meinen persönlichen Erfahrungen zurück. So nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit mindestens so zu tun, als ob *ich* zahlen wollte.

Südfrüchte, italienische Orgelmänner mit stimmbrüchigen Instrumenten, Kinder, Bummler, Käufer und Verkäufer. Der Höllenlärm konnte meinen Freund nicht davon abhalten, sein Tagebuch nachzutragen. In der Zwischenzeit schlich ich mich zu einem Bananenstand, machte dort einen Abschluß auf 4 Bananen für 5 Cents, die ich wohl bestellte und empfing, die zu bezahlen ich jedoch nicht Zeit fand. Mein Freund schlich heran, warf einen Nickel auf den Tisch und zog mich am Aermel weiter. Wir bogen nach dem Judenviertel ein. Horden von Menschen wälzten sich durch die engen Straßen,

Kinder in Rudeln. Mein Freund hielt mir einen zweifelsohne recht interessanten Vortrag über das Leben im Getto, nur schade, daß ich nichts verstanden habe. Ich wollte mühsam eine kleine Frage hinsichtlich des Gettos konstruieren, aber als die Form gegossen war, befanden wir uns bereits in der Chinastadt. Ich bestaunte die dort in den Geschäften ausgestellten, echten chinesischen „Souvenirs" aus Nürnberg und Sonneberg.



A. Rönnebeck Wall Street (Gal. Weyhe)

Es war ein Automobil, das uns nach der Oberstadt wieder zurückbrachte, und auf einen, die Gewandtheit meines Begleiters zeigenden Blick hielt der Chauffeur vor einem Restaurant, das an Qualität weit über jener Gaststätte zu liegen schien, in der unsere Freundschaft beim „lunch" ihren Anfang nahm. Ob mein Freund gegen Abend vornehmer wurde, oder ob er mich für die führenden Restaurants gerade für gut genug hielt, das war mir nicht klar. Ich fühlte mich tief in der Schuld dieses einzigartigen Freundes, und ich besann mich ernsthaft, wie ich ihm meine Anerkennung greifbar zum Ausdruck bringen könnte. Ich schlug einen gemeinsamen Theaterbesuch zum Abschluß des Tages vor. Meine Ausdrucksform schien verständlich gewesen zu sein, denn er nahm an. Ich hätte sogar gerne das Abendessen bezahlt, aber die deutsche Gründlichkeit mußte der amerikanischen Fixigkeit unterliegen. Bis ich den weit hinter meiner Unterwäsche eingebauten Brustbeutel aus mir hervorzuholen imstande war, schien der Akt des Zahlens bereits vollzogen, und während ich meine Schätze in ihre Ausgangsstellung zurückbrachte, notierte mein Freund seine Erlebnisse in sein Tagebuch. Dann gingen wir.

In der „Lobby" der „Ziegfeld Follies". Ich drängte mich zur Kasse, obwohl ich mir noch gar nicht klar war, was ich dem Kassierer nun sagen solle und insbesondere *wie* ich es ihm sagen solle. Glücklicherweise zog mich mein Freund am Aermel zurück, zeigte mir zwei Karten, die er sich wahrscheinlich im Re-

staurant zu besorgen gewußt hatte, und führte mich nach der Ersten-Rang-Loge Nr. 3. Ich wiederhole: nach der Ersten-Rang-Loge Nr. 3. Auf den abgerissenen Theaterkarten sah ich die Zahl: 7.70, das heißt 7 Dollar und 70 Cents. Dieser „dernier Coup" meines Cicerone erfüllte mich mit Schrecken. Hier mußte etwas nicht stimmen. Meine Gedanken sausten wie wild in allen möglichen Mutmaßungen herum. Zuviel der Gastfreundschaft! Doch welche Zwecke konnten damit verbunden sein? Will er mich für eine Bewegung gewinnen? Will er politische Geheimnisse aus mir herauslocken? Für wen hält er mich am Ende? Ich schloß die Augen. Ich sah tanzende Hochhäuser, hüpfende „Avenues". Ein Meer von Kellnern servierte mir auf einem Marktplatze meine Henkersmahlzeit. Eine meinem neuen Freunde gleichende Gestalt bat mich, auf einem Stuhl Platz zu nehmen und den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Er überprüfte eine elektrische Anlage, die recht kunstfertig in meinen Stuhl verschlungen war, und es wurde mir klar: meine letzte Stunde war gekommen.

Als ich durch einen Rippenstoß meines Nachbarn wieder zu mir kam, sahen meine Augen 60 schlanke Beinchen und 30 berückende Gesichter auf der Bühne. Ich bekam neue Lebensfreude und merkte mir aus meinem Traum nur das eine: *den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten.* Mein Freund nahm von den Vorgängen auf der Bühne keine Notiz. Er notierte in sein Tagebuch während der Szene des Komikers, er notierte, solange sich die Schlangen-Tänzerin produzierte, und er notierte, während die Jazzkapelle eine in gesteigertem Fortissimo geschriebene Nummer spielte. Meine Umgebung hielt ihn für einen Journalisten, und ich gefiel mir nicht schlecht in der Rolle des Begleiters eines vermeintlichen Kritikers.

Mit einer undefinierbaren Miene nahm mich mein Freund in der Pause beiseite. Ich fühlte mich *dem* Moment nahe, der mir Aufschluß über unsere geheimnisvolle Gastfreundschaft geben sollte. Er griff in die Tasche und überreichte mir ein Papier, das einen Briefkopf folgenden Inhalts trug:

James Billcock
Visitors' Guide
NEW YORK

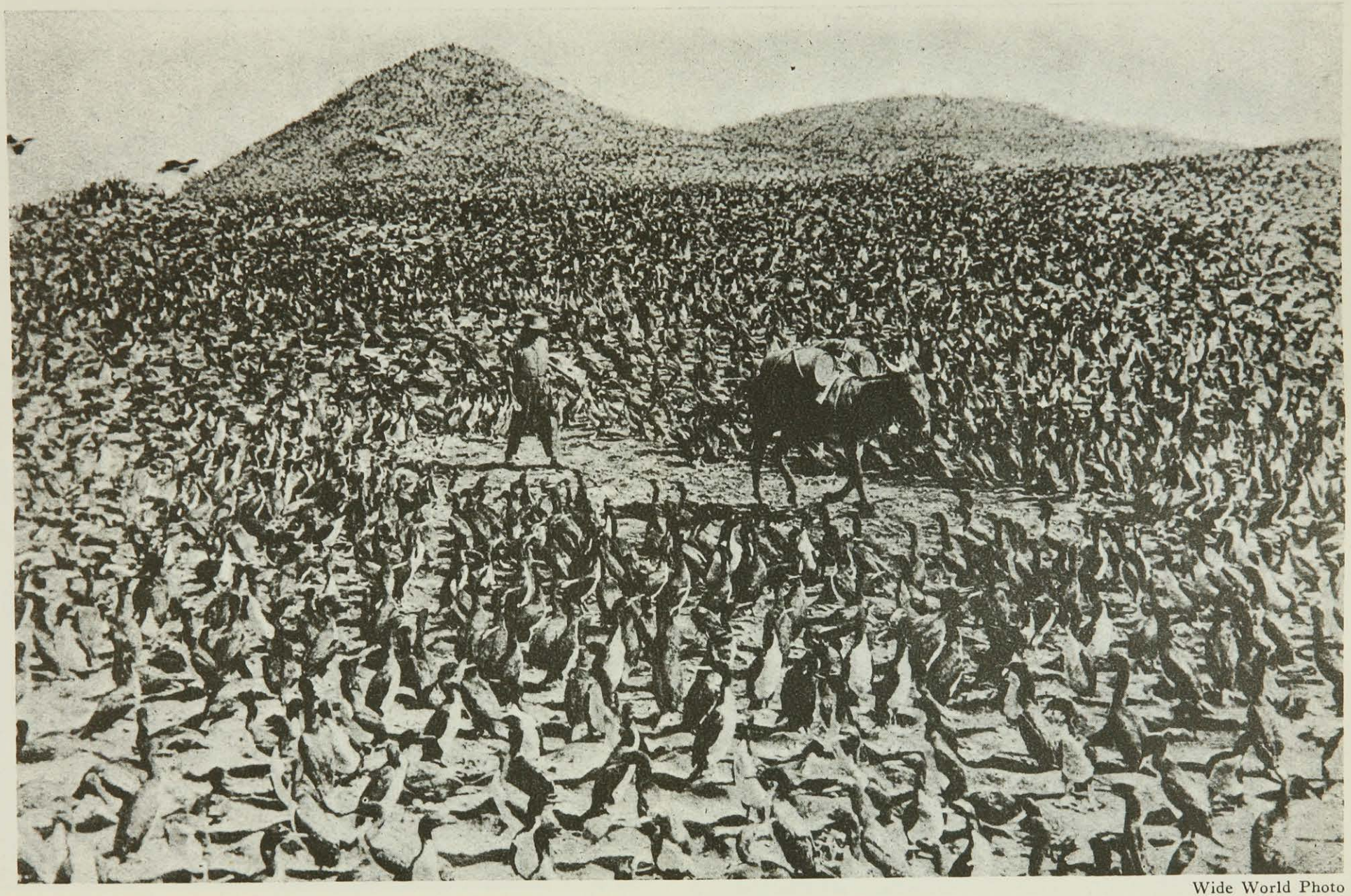
— — — — — also ein beruflicher Fremdenführer!! (Ohne Straßenangabe!) Darunter las ich (unter dem Druck von 122 Pulsschlägen in der Minute) die handschriftlichen Vermerke:

Taxi to Battery Park 2.70
Fare to Liberty Statue . . . 1.00
Tickets for Liberty Statue . . 1.00
Taxi to Broadway 1.50

und so weiter, und so weiter. Den Schluß der gewissenhaften Buchführung bildete das „Finale grandioso":

2 Tickets Ziegfeld Follies 7.70 each 15.40.

Die Endsumme der Aufstellung betrug $ 47.50, also 10 Cents weniger, als der Oberkellner am Mittag auf meine 50-Dollar-Note zurückgegeben hatte. Das war Kunst der Berechnung. Ich überblickte die Rechnung, täuschte Gefaßtheit vor und tat, als ob ich mit dem Nachprüfen beschäftigt wäre. Es



Wide World Photo

Vogelbevölkerung der Guano-Insel San Martin (Peru)

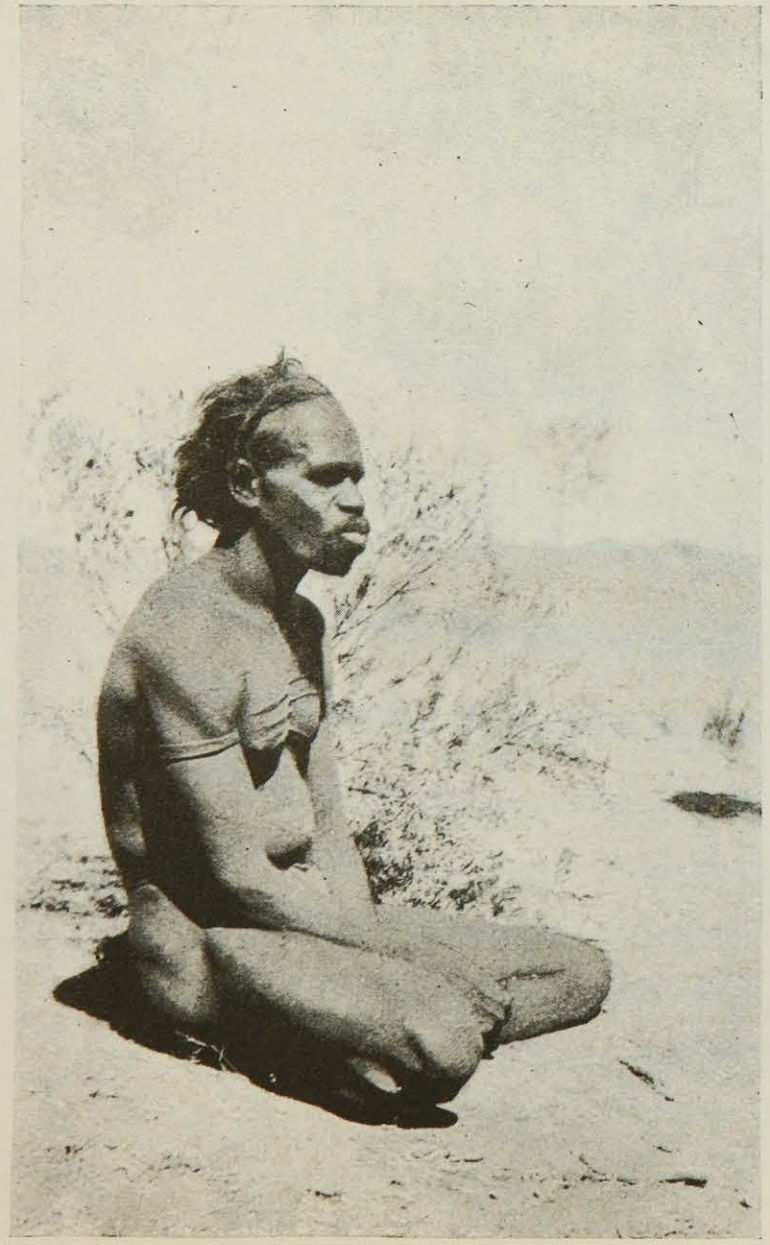
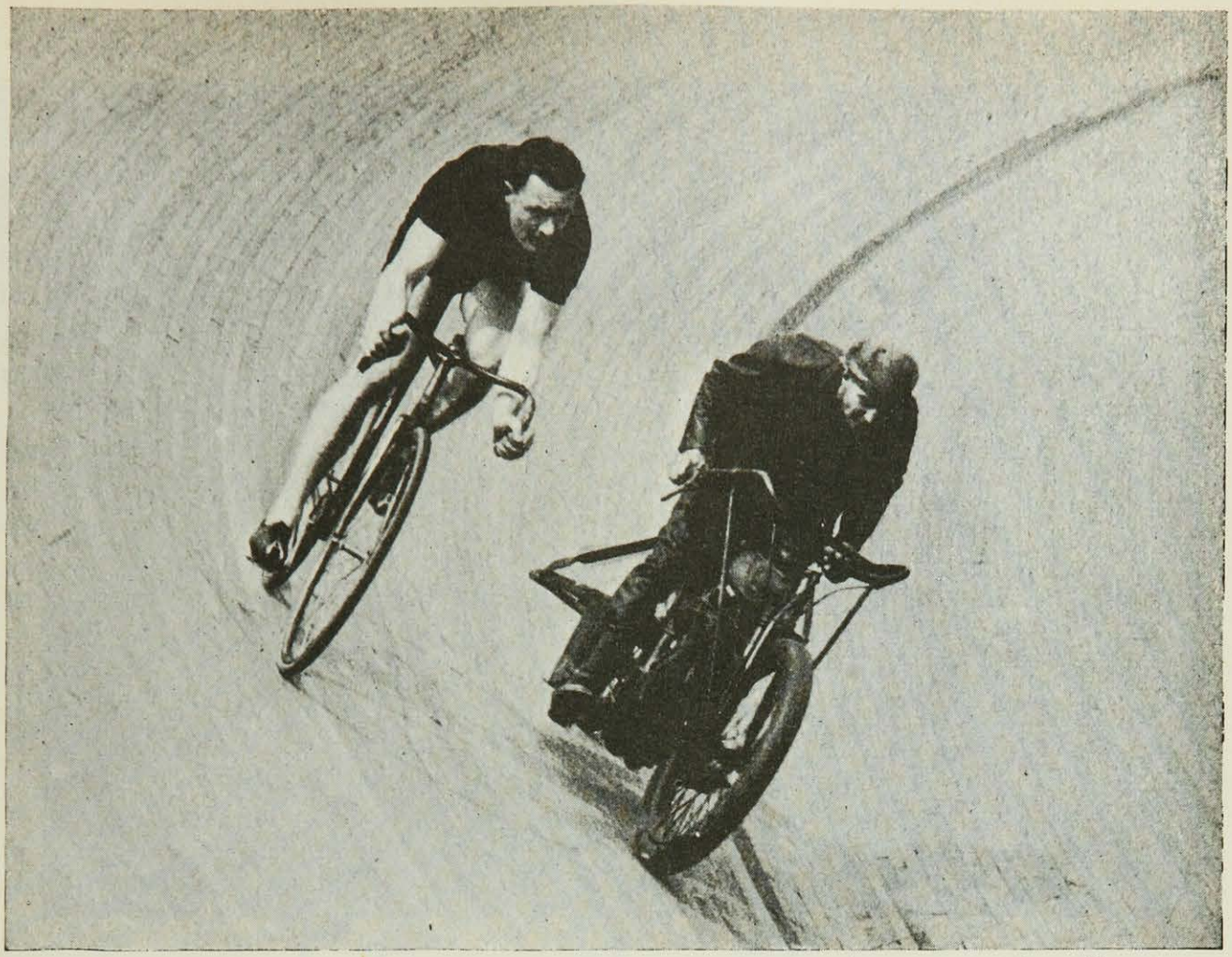


Photo Terry

Australischer Eingeborener mit Schmucknarben und neandertalhaftem Kiefer

Terry mit einem Australier, der zu zeremoniellem Tanz bemalt ist

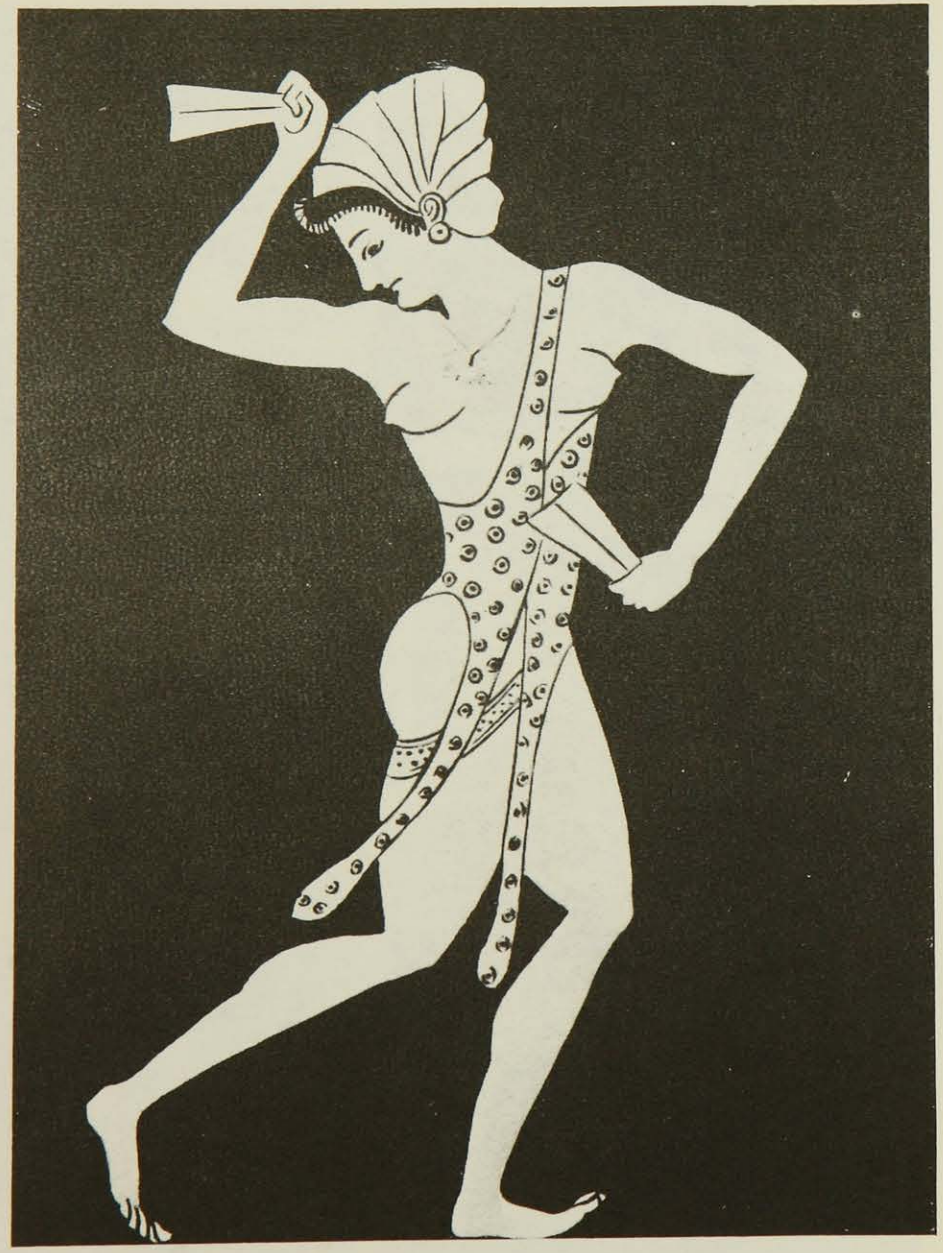


Acme Newspictures

Radweltmeister Ernst Kaufmann beim Training

Topical Photo

Irische Hockeymannschaft der Universität Ulster



Britisches Museum, London

Griechische Tänzerin. Von einer Schale des Epiktet

Atlantic Photo

Marga Lion in der Revue „Hetärengespräche“ (Kleines Theater)

war mir klar, daß dieser berufliche Cicerone den Abschluß einer Fremdenführung mit mir beim „Lunch" zeitigte, wozu ich zweifelsohne durch das unglückliche Wörtchen „Yes" mein Einverständnis zu erkennen gab. Meine Gedanken jagten sich! Schutzmann rufen? Bezahlen? Davonlaufen? Ich hätte mich wahrscheinlich für das Davonlaufen entschieden, wenn mein Freund nicht in hilfreicher Weise die Garderobennummer an sich genommen hätte, die zur Aushändigung meines neuen Paletots, meines Hutes und meines Schirmes notwendig war.

Ich griff — diesmal mit vermindertem Temperament — nach meiner Geldtasche, legte den Betrag auf das Fensterbrett und begleitete den Akt mit einem Mienenspiel, als ob ich nichts anderes erwartet hätte. Er hatte eine nette Art und Weise, mir zu danken, und als er mir die Garderobennummer aushändigte, ergriff er meine Hand und schüttelte sie. Es war der Händedruck eines Freundes, eines wahrhaft großen Freundes.

Im zweiten Teil des Programms war ich allein in der Loge. Es war ganz auffallend, wie stark die Leistungen in der zweiten Programmhälfte gegenüber denen im ersten Teil abfielen .....

E. Barna

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Die berühmte Gutenbergbibel des Klosters St. Paul, von der im vorigen Heft die Rede war, hat ein sonderbares Schicksal. Nachdem schon die erste Nachricht vom angeblich endgültigen Verkauf der Bibel durch einen Münchener Antiquar dementiert werden mußte, scheint auch der durch einen Frankfurter Antiquar vermittelte Verkauf an Dr. Vollbehr nicht vollzogen worden zu sein. Die Bibel befindet sich, wie authentisch festgestellt ist, noch immer in St. Paul. Daß der Wert eines solchen Unikums durch solche Manöver nicht gerade steigt, dürfte wohl nicht schwer einzusehen sein. Ueber Dr. Vollbehr als Käufer, Sammler und Händler muß noch einiges später gesagt werden, zumal die offiziellen Informationen über ihn revisionsbedürftig sind.

Die Autographen-Versteigerung, die bei *Leo Liepmannssohn* Ende Oktober stattfand, hatte vor allem den Erfolg, daß die bedeutenden englischen Handschriften von englischen Käufern sehr gut bezahlt wurden. Ein Brief von Robert Burns wurde mit 3800,— M. bezahlt, ein Originalvertrag mit dem Verleger seines Buches History of England mit 1350,— M., Briefe von Pope mit 300,— M., von Richardson mit 250,— M., von Shelley mit 1150,— M., Sterne berät einen Freund in einer Liebesangelegenheit (620,— M.), ein Brief von Jonathan Swift brachte 600,— M., ein Brief von Keats 800,— M. — Eine mehrtägige Auktion, die bei *Sotheby* in London Mitte November stattfand, enthielt orientalische Manuskripte und Miniaturen, alte englische Drucke, darunter mehrere Shakespeare-Erstausgaben; Thomas Lodge „Scillaes Metamorphisis" 1589, alte englische Schauspiele, ein schönes Exemplar vom ersten Mainzer Cicero (1465) und unter den Autographen vor allem ein eigenhändiges Manuskript von Lope de Vega „La desdichada Estefania". — Vor allem lohnt es sich aber, auf die schon im vorigen Heft bereits angekündigte Versteigerung von Musiker-Autographen aus dem Besitz Wilhelm Heyers in Köln einzugehen.

Nach dem im Jahre 1915 erfolgten Tode des Kölner Papierhändlers Wilhelm *Heyer* versuchten seine Erben, Heyers einzigartiges Musikmuseum geschlossen der Stadt Köln zu verkaufen. Die Gelegenheit zur Erhaltung dieses prachtvollen Museums mußte von der Stadt schließlich endgültig versäumt werden, und es kann noch als Glück bezeichnet werden, daß wenigstens die Musikinstrumentensammlung durch den Ankauf der Leipziger Universität geschlossen erhalten geblieben ist. Die Handschriftensammlung fand keinen Käufer, und es blieb nichts übrig, als sie zu zerschlagen. Am 6. und 7. Dezember haben die Berliner Autographenhändler Leo Liepmannssohn und K. E. Henrici die erste große Auswahl der Autographen der Sammlung Heyer versteigert. Die hier benutzte, vom bisherigen Leiter des Heyer-Museums Dr. Georg Kinsky verfaßte Einleitung des sorgsam bearbeiteten und vorzüglich ausgestatteten Auktionskataloges erzählt die kurze Geschichte dieser außerordentlichen Sammlung. Wilhelm Heyer hat zuerst Briefmarken und Münzen gesammelt und wandte sich erst 1905, seiner musikalischen Begabung folgend, dem Sammeln von Musikinstrumenten und Dokumenten der Musikgeschichte zu. Sechs Jahre lang war Heyer der bedeutendste Käufer von Musikautographen auf allen großen Auktionen, und viele große Musiksammlungen gingen unmittelbar in seinen Besitz über. Er erwarb u. a. beträchtliche Teile der Sammlungen Aloys Fuchs, Alfred Bovet und Alexander Meyer-Cohn. An Zahl besonders bedeutsam war der Ankauf der Sammlung des Commendatore Lozzi in Rom mit vielen Tausenden von italienischen Musikerhandschriften, dazu kamen die ausgewählt schönen Autographen

aus dem Besitz Edward Murray-Florenz und der gesamte kompositorische Nachlaß Paganinis, ein Teil des Berthold Senfschen Verlagsarchivs und die Korrespondenz von Fétis-Paris.

An eigenhändigen Musikmanuskripten, also Niederschriften von Kompositionen, Skizzen, Album- und Widmungsblättern waren 1700 Nummern vorhanden; an Briefen und Urkunden über 22 000 Stücke. Diese Dokumente reichen vom 16. bis zum 20. Jahrundert und umfassen vor allem die Musik Italiens, Deutschlands und Frankreichs. Wenn auch die Spanne von Palestrina bis Busoni reicht, so war Heyers eigentliches Sammelgebiet die Zeit von 1750 bis 1900. Der Katalog des Museums, aus dem der vorliegende Auktionskatalog einen Querschnitt bringt, nennt tatsächlich alle großen Namen der Musikgeschichte, und die Versteigerung wies Namen auf, die heute kein Autographensammler sonst in einem Katalog finden könnte. Nur einige der bedeutendsten Musikmanuskripte seien hier genannt. Von *Bach* die Lautenpartita Es-Dur und das ganz besonders schöne Manuskript des Orgelpräludiums und der Fuge in H-Moll, von *Beethoven* die Klaviersonate Fis-Dur op. 78 und die Posaunenstimmen zur 9. Sinfonie, ferner neben einer Reihe von Briefen die 46 Seiten umfassende Denkschrift an das Wiener Appellationsgericht und eines der seltenen Konversationshefte, von *Brahms* die Klavierwerke op. 5, 35 und 116; Manuskripte aus der Frühzeit *Bizets, Bruckners* und *Hugo Wolfs*, von *Chopin* die Polonäsen und das Impromptu op. 51, eine Flötensonate von *Friedrich dem Großen*, fünf Briefe *Glucks* an Kruthoffer, von *Haydn* Thema und Variation aus dem Kaiserquartett, von *Liszt* die Hugenotten-Fantasie und das Korrekturexemplar vom ersten Teil des „Christus"-Oratoriums, die erste Fassung der Hebriden-Ouvertüre von *Mendelssohn*, von *Mozart* das D-Dur-Rondo und eine Anzahl Familienbriefe, mehrere Hauptwerke *Paganinis*, von *Schubert* u. a. das Chorwerk „Mirjams Siegessang", die erste Symphonie B-Dur op. 38 von *Robert Schumann*, von *Richard Wagner* das Jugendwerk der Fis-Moll-Fantasie und der Schlußchor aus dem „Tannhäuser". Dazu kam die Fülle wichtiger, aufschlußreicher Briefe.

Bei dieser Gelegenheit lohnt es sich, an das wohlbehütete, heute trefflich verwaltete und ausgenutzte Archiv des alten Musikalienverlags Breitkopf & Härtel zu erinnern, das den Teilnehmern des Deutschen Bibliophilentages in Leipzig gezeigt wurde. Von seinen ungehobenen Schätzen zu reden ist hier kein Raum, es sei nur als Beispiel erzählt, daß sich dort noch unter 100 Beethoven-Briefen allein mehr als 40 unveröffentlichte befinden. Der *Bibliophilentag* gab überhaupt allerlei Anregungen. Die Leipziger städtische Bibliothek eröffnete bei dieser Gelegenheit ihren Cimeliensaal und zeigte einige ganz besonders bemerkenswerte Schaustücke.

In der deutschen Bücherei hatte Dr. Rodenberg eine Ausstellung der Veröffentlichungen der deutschen bibliophilen Gesellschaften veranstaltet, wozu allerdings bemerkt sein muß, daß das Niveau durchaus nicht überwältigend erfreulich ist. Weder in der Auswahl der Texte noch in der hier gerade erwarteten Druckleistung haben die bibliophilen Vereinigungen mit einigen Ausnahmen (besonders der Maximilian-Gesellschaft) bisher das geleistet, was man von ihnen eigentlich erwarten dürfte. Die Ausstellung war mehr von historischem Interesse ebenso wie die der Stadt Leipzig, die die Entwicklung des Leipziger Büchergeschmacks in den letzten hundert Jahren zum Gegenstand hatte. Das Interesse an schönen, modernen Büchern scheint nach einer längeren Pause wieder stark zuzunehmen, jedenfalls muß dies nach dem Ausgang der letzten Versteigerung bei *Graupe* angenommen werden. Geschickte Auktionsleitung und gesellschaftliches Interesse allein hätten einen solchen Erfolg ohne eine neue Flutwelle des Käuferinteresses nicht bewirken können.

Auch die deutschen Gemälde-Auktionen hatten guten Erfolg. In der von *Cassirer und Helbing* veranstalteten Versteigerung der Gemäldesammlung Schalla kamen Gemälde zur Versteigerung, die nach den Namen der Meister, Gegenstand und Preis durchaus dem Geschmack des Publikums entsprachen. Ein gutes Porträt von Max Klinger, die „Geigerin", brachte 4500,— M.; Hans Thomas „Schwarzwaldbach" 7000,— M. und damit erheblich mehr als seine andern angebotenen Bilder; Liebermanns Biergarten mit 9500,— M. auch erheblich mehr als seine kleineren Landschaften. Im Verhältnis zu diesen Preisen war der noch immer unterschätzte Pascin mit seinen „Zwei Mädchen" für 1300,— M. viel zu billig. Eine reizende Landschaft von Spitzweg kostete 13 600 M. und eins von Lenbachs großen Bismarck-Bildnissen 14 000,— M. Entgegen der mehr provinziellen Anerkennung dieser Bilder ist es wichtig, auf international bedeutsame Ereignisse auf dem Kunstmarkt hinzuweisen. Ende Oktober wurde in Paris die Sammlung *John Quinn* versteigert. 72 Gemälde brachten zusammen 1 639 350 französische Franken. Die Galerie Bing kaufte Henri Rousseaus „Schlafende Zigeunerin" für 520 000 Franken bei einem Schätzungspreis von 800 000 Franken. Es ist interessant, daß M. Vauxcelle das Bild einmal für 400 Franken bei einem Bleihändler gekauft hat, an Kahnweiler wurde es für 1500,— M. verkauft, und Quinn zahlte beim Ankauf 120 000 Franken. — Die Galerie Bing erwarb weiter für 280 000 Franken Cézannes „Montagne Saints-Victoire". Der große Akt von Matisse, „Schlafende Frau", kam für 101 000 Fr. an einen amerikanischen Sammler. Ein Selbstbildnis und ein Frauenporträt von Derain kaufte für je 30 000 Fr. Foukousima. Eine Landschaft von Picasso kostete 49 000 Fr. Eine andere Versteigerung hatte das Pariser Mittagblatt „Paris Midi" mit ausländischen Künstlern als Aktion zur Stützung des Frankenkurses veranstaltet. Die Käufer zahlten zugunsten von Staat und Stadt ein Aufgeld. Der Gesamtertrag belief sich auf 745 000 Fr. Das Hauptstück war das Anatole-France-Porträt von van Dongen, das mit 95 000 Fr. zugeschlagen wurde, wobei es zu einem kleinen Skandal kam. Im Moment, als der Hammer fiel, rief eine Stimme: „Le Porträt de l'ordure pour 95 000 Fr.!" (Ordure heißt zu gut Deutsch „Dreck".) Der zweithöchste Preis von 79 000 Fr. wurde für ein großes Porträt von Picasso, „Eine junge Frau in Weiß", gezahlt. Die „Zwei Mädchen" von Foujita stiegen auf 20 000 Fr.; Watelets „Coiffure" auf 9500 Fr.

In London wurden bei *Puttich und Simson* Boswells „Life of Johnson" in zwei Bänden von 1791 mit 43 Pfd. Sterl. bezahlt, Kiplings „Letters on Marque" von 1891 mit 19 Pfd. Sterl.

Große englische Auktionen stehen außer bei *Christies* vor allem bei *Sotheby* bevor, wo herrliche antike Ausgrabungen, Manuskripte, Bücher zur Versteigerung angemeldet sind. Die Sammlung von Holzplastiken, Bronzen und Keramik des Berliner Kommerzienrats *Jacques Mühsam,* dessen außerordentliche Gläsersammlung ihn berühmt gemacht hat, versteigerte Rud. Lepke in Berlin am letzten November und ersten Dezember. Der prächtige, von Falke eingeleitete Katalog wies eine Reihe vorzüglicher Kunstwerke auf, besonders bemerkenswert waren zwei reizende Plastiken aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts aus Birkholz, die dem Wormser Meister Konrad Meid zugeschrieben werden. Das älteste Stück war eine gut erhaltene spanische Muttergottes-Holzfigur aus dem 13. Jahrhundert. Aus der Spätrenaissance stammen zwei vergoldete Bronzen des Giovanni da Bologna, Vogelstellerpaare darstellend; aus dem 17. Jahrhundert die fünfteilige Kreuzigung aus Buchsholz und zwei virtuose Holzfiguren Maria und Johannes zwischen den drei Kreuzen. Eine Reihe keramischer Kunstwerke bildete den zweiten Teil der Versteigerung, beginnend mit gotischen Ofenkacheln und glasierten Hafnerkrügen des

16. Jahrhunderts. Ein Hauptstück, den figürlich gestalteten Siegburger Sturzbecher, der aus der hervorragenden keramischen Sammlung des Thüringer Schlosses Gehren bei Arnstadt stammt, schreibt Falke dem Meister der Rheinischen Krugbäckerei Anno Knütgen zu. Ebenfalls am 1. Dezember versteigerte Rudolf Bangel in Frankfurt a. M. eine Reihe von alten Meistern und Gemälden aus dem Kreise von Barbizon und der Impressionisten. Die Sammlung stammt aus dem Besitz des Grafen Fouché d'Otrante, dessen Großvater jener Fouché ist, der einst Moralprofessor zu Vendome, dann Advokat in Nantes, später kurz Präsident des Jakobiner-Klubs, schließlich unter Napoleon Polizeiminister war. Die bedeutendsten Werke der Sammlung sind eine Herbstlandschaft mit Hirten von Millet, zwei Corot-Landschaften, davon die eine ein Tümpel in einer Lichtung, in Hochformat. Daubigny, Dupré und der ältere Ruysdael, Constabel waren vertreten.

Auktions-Kalender.

30. XI. *Rud. Lepke, Berlin:* Sammlung Mühsam. — Plastiken.

6.—7. XII. *Altkunst G. m. b. H., Freiburg i. Br.:* Möbel aus fürstl. Besitz.

6.—7. XII. *K. E. Henrici* u. *L. Liepmannssohn* im Hause Henrici, *Berlin:* Musiker - Autographen aus dem Nachlaß Heyer, Köln.

7.—8 XII. *P. Cassirer* u. *H. Helbing, Berlin:* Italienische und deutsche Bronzen, Silber, Glas, Plastiken des 16.—18. Jahrh. Sammlung A. W., Wien. Holländische Muster des 17. Jahrh. Sammlung Porges, Paris.

9.—10. XII. *Rud. Lepke, Berlin:* Keramische Sammlung Girtanner.

13. XII. *Leo Hamburger, Frankfurt a. M.:* Münzensammlung Großmann.

14. XII. *Math. Lempertz, Köln:* Gemälde.

14. XII. *Rud. Lepke, Berlin:* Möbel und Kunstgewerbe.

14.—15. XII. *Hugo Helbing, München:* Antiquitäten, Nachlaß v. Hang.

14.—16. XII. *J. Schulmann, Amsterdam:* Antike Münzen.

BÜCHER-QUERSCHNITT

Die Liebhaberbibliothek. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Eine ausgezeichnet zusammengemixte Sammlung kleiner Geschenkbände in gepflegtem Druck und Einband. Es ist für jeden der Anwärter auf ein nettes Weihnachtsgeschenk etwas in dieser geschickten Auswahl zu finden: Für die Einsamen *Jens Peter Jacobsens „Frau Fönß"* und andere Novellen; für die Sensationshungrigen eine *„Chronik der Giftmischerin"* Madeleine de Brinvilliers. Zwischen diesen beiden weiblichen Gegenpolen findet man je ein Bonbon: für Märchenfreunde *„Die sieben Schlösser des Melik Schah"*; für Romantiker und Träumer vor mittelalterlicher Kunst *Wackenroders „Herzensergießungen"*; für Abenteurer *Olai Aslagssons „Trampleben"* und *Calderons* geheimnisvolle *„Peruanische Novellen"*. Für fidele Christkinder sind *Bennets „Geschichten aus den fünf Städten"* da, und *Stefan Zweigs* Nachdichtung von Ben Jonsons ewigem Erbschleicher *„Volpone"*. Der andere *Zweig, Arnold,* steuert seine vollendete Novelle *„Der Spiegel des Kaisers"* bei, und dann geht es über *D'Aurevillys „Teuflische"* zu besagter Dame d'Brinvilliers, von der Eckard von Naso so spannend erzählt, daß einem unsere Groß- und Harmänner wie Waisenknaben vorkommen gegen diese forsche Dame mit ihren 66 schlicht und sachlich durchgeführten Giftmorden. Es ist wirklich für jeden Geschmack etwas in dieser Bibliothek — man kann nicht anders sagen. *D.*

WALTER COHEN, 100 Jahre rheinischer Malerei. Verlag Friedrich Cohen in Bonn, in der Serie der Kunstbücher deutscher Landschafter, außerordentlich schön illustriert, gibt ein ganz neues Bild von dem alten Düsseldorf.

ALFRED KERR, Caprichos. Verlag I. M. Spaeth, Berlin.

Warum soll man Herrn Kerr nicht als einen unserer ersten Lyriker klassieren? Etwa deshalb nicht, weil er Heineschen Geistes voll, das Miese mies nennt und aus den höchsten Regionen herunterholt, was angeblich eiserner Bestand eines staatserhaltenden Gemüts ist, weil er es in einer Form, in der 50 Prozent Reporter stecken, bringt, weil seine Muse Chutzpeia heißt? Alles Eigenschaften, die ihn als einen Menschen von heute feststellen. Alfred Kerr ist hier so wenig wie in seinen Kritiken ein Verneiner, um sich mit diesem Spießbürgerbegriff zu befassen. Es kommt heraus, was die Eingeweihten längst wußten, daß er über den Bejaher hinaus sogar ein Romantiker ist, was ihm die Eingeweihten schon eher vorwerfen könnten (ein Romantiker mit einem reichlich starken konservativen Schuß im Blut und nicht wenig Zärtlichkeit). Wozu gut paßt der äußerst gesunde Zynismus, mit dem er die Pappgewichte so mancher schwerwiegenden Grundelemente feststellt, um mit ihnen in einer zierlichen, hübschen Art Fangball zu spielen. *H. v. Wedderkop.*

ORLIK, „Neue 95 Köpfe". Bruno Cassirer Verlag.

Ins Vorwort dieses Buches schreibt Orlik: „Wenn ich so alt werden sollte wie weiland Hokusai, so möchte ich mich so benennen wie er: Gwakiyo Rojin, der in das Zeichnen vernarrte Greis." —

Heute hat ein ins Zeichnen vernarrter Jüngling dieses schöne Buch, durch das er 95 Menschen zu Unsterblichen avancieren ließ, herausgegeben. *A. F.*

KARL WITH, Chinesische Kleinbildnerei in Steatit. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

Diese Figurenplastik aus Speckstein — einem in China häufig vorkommenden Mineral von grünlicher, gelblicher, zuweilen fleischroter Färbung und großer Bildsamkeit, die eine ins Detail gehende Bearbeitung durch Schneiden und Polieren leicht gestattet — ist eine mehr inoffizielle, volkstümliche, bürgerlich-intime Kunst. Aber diese Statuetten haben nicht, wie man nach abendländischer Auffassung vielleicht vermuten könnte, einen nur dekorativen, schmückenden Sinn, sondern zugleich eine vitale, symbolische und geistige Zweckbestimmung. Das Buch von With geht allen diesen Fragen in großem kulturellen und künstlerischen Zusammenhang nach und bildet einige 80 Stücke aus holländischem Besitz in vorzüglicher Wiedergabe ab, darunter auch mehrere farbig, die meisten Stücke zudem in empfehlenswerter Weise in mehrfachen Ansichten, da ja eine Plastik ein räumliches Gebilde ist. Ein gründliches und ein schönes Buch zugleich, das ein bisher unbearbeitet gebliebenes Gebiet in vorbildlicher Weise erschließt und nicht nur von der ausgebreiteten und fundierten Kenntnis des Verfassers, sondern auch von seinem künstlerischen Urteil Zeugnis ablegt. *C.-F. R.*

HERMANN MARTIN, Demokratie oder Diktatur? Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin.

Schon die Fragestellung des Titels zeigt, daß es dem Autor auf eine Beantwortung, die eine willentliche Belehrung von politischer Wirkung sein soll, ankommt. An sich wäre eine Auseinandersetzung des Problems, die nur eine theoretische, d. h. im Politischen eine problematische, aber keine apodiktische sein könnte, recht erwünscht. Martin findet trotz seiner historischen Rückversicherung kein besseres Niveau als das eines alltäglichen Leitartikels. Dem Geschehen nah, den Gesetzen historischer Polarität fern, fehlt ihm der archimedische Punkt zur Geschichtsschreibung, wie ihm die Willenssuprematie suggestiver Führerschaft auf ein Ziel hin fehlt. *A. B.*

CHARLES BAUDOUIN, Psychologie der Suggestion und Autosuggestion. Sibyllen-Verlag, Dresden, 1926.

Ausgezeichnete Coué-Schule. Baudouin theoretisiert wissenschaftlicher als Coué. Man täuscht sich, lehrt Baudouin, wenn man meint, hier sei der angestrengt absichtlich konzentrierte Wille wirksam. Sondern nach dem Gesetz der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung mache man sich durch Anstrengung des Willens nur immer kränker. Es ist gerade das Unwillkürliche, Un- und Unterbewußte, wodurch sich die Heilung vollzieht. Unser Wille soll nur auf den Knopf drücken, der die automatisch heilsame Maschinerie der Psychophysis ins Spiel versetzt. Um es zu können, müssen wir in einer Art Dämmerzustand alles außer dem beharrlich zu drückenden Knopfe vergessen: die mehrmals täglich, je zwanzigmal litaneimäßig wie am Rosenkranz hergebetete Formel ‚Mitjedemtagegehtesmir' etc. . . . ist z. B. solch ein Knopf. Angesichts der unleugbaren, z. T. erstaunlichen Erfolge bekommt man den Eindruck, daß es der alten ‚Magie' ähnlich ergeht wie der Alchimie und der Astrologie. Sie wird zur Wissenschaft von der physischen Macht unserer bloßen Vorstellung. Immer intimer werden die Souterrains unseres ‚Oberbewußtseins' aufgedeckt. Die zunehmende Herrschaft der Vernunft über diesen submarinen, subterrarischen Bereich führt allmählich zu einer wissenschaftlich-medizinischen ‚Magie', einer Magie innerhalb der Grenzen der Vernunft, die das Leben mit einer Gesundheit und Verjüngungskraft begabt. — Baudouins Buch ist, als tüchtiger Schritt vorwärts auf diesem Wege, sehr kennenswert. *Dr. S. Friedlaender.*

ERNST LISSAUER, Der heilige Alltag. Propyläen-Verlag, Berlin.

Das Bürgertum, literarisch heute nur Kitschausbeute oder Angriffsobjekt einer überalterten Jugend, die aus Skepsis und Ekstase mit revolutionären Rhythmen die Fassade einer leeren Zwingburg berennt, war einmal beseelte Gemeinschaft, wesenhaft und ohne die Willkür einer zufälligen Gesellschaft. Dieses Bürgertum, das von 1770—1870 geblüht hat, manifestierte seinen „Heiligen Alltag" in der Malerei und der Dichtung so prägnant, daß Lissauers ausgezeichnete Auswahl und Einleitung geradezu die Entdeckung eines neuen Literatur-Bezirks bedeutet, dessen bildhafter Ausdruck uns durch Spitzweg, Overbeck, Ph. O. Runge und Tischbein vorgeprägt worden ist. Die Einleitung weiß uns über die Essentialia aufzuklären, und es ergibt sich aus Vorwort und Anthologie zum erstenmal das überraschend geschlossene Bild einer festen Kulturepoche in einem festen Kulturkreis. Haus, Familie, Ablauf des Lebens in Tag und Jahr, tägliches Werk, Freunde, Gäste und die Gefühlsmöglichkeiten angrenzender Geschehnisse bilden die erwärmte Atmosphäre vorbestimmter Erlebnisse. Die heute sich bildende Gemeinschaft von Menschen im neuen bürgerlichen Lebensbezirk scheint nach ihrer Anteilnahme an den symbolischen Manifesten dieses früheren Bürgertums in der bildenden Kunst und dieser Dichtung und dem Wunsch nach neuer Sachlichkeit nicht ohne Sehnsucht nach Wiederholung solch solider Erlebnisse, wenn auch bei geöffneten Fenstern, zu tun. *A. B.*

WILLIAM PRESCOTT, Die Eroberung von Peru. Mit 23 Bildtafeln und einer Landkarte. Verlagsanstalt Dr. Zahn und Dr. Diamant in Wien.

Nach der längst vergriffenen ersten deutschen Ausgabe dieser umfänglichsten und gewissenhaften und vor allem mit „homerischer Anschaulichkeit" geschriebenen Geschichte von Peru, die in Leipzig 1848 ein Jahr nach der englischen Originalausgabe erschien, ist diese neue Ausgabe sehr zu begrüßen. Die vielen Bilder nach alten Stichen illustrieren das Buch vorzüglich. *A. B.*

HANS ALEXANDER KOCH (Darmstadt), Das Haus eines Kunstfreundes. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Der Herausgeber und Verleger der „Deutschen Kunst und Dekoration", dessen Zeitschriften und sonstigen Verlagswerke Jahrzehnte für die moderne Wohnungskultur tonangebend waren, hat sich von dem Architekten F. A. Breuhaus jetzt selbst ein Wohnhaus bauen lassen, zugleich als Rahmen für die von ihm gesammelten verschiedensten Kunstwerke. Es zeigt ein architektonisch fein gegliedertes Aeußeres und ein gepflegtes und geschmackvolles Inneres. Koch hat, wie er in der Einführung sagt, ein lang gehegtes Ideal in die Tat umgesetzt, und so ist also dieses „Haus eines Kunstfreundes" die Quintessenz und Krönung dessen, was er bisher propagierte. Inzwischen freilich ist bereits eine neue Generation im Anmarsch, die auf anderen Wegen wesentlich anders gearteten Zielen zustrebt. *C.-F. R.*

EGMONT COLERUS, Zwei Welten. Ein Marco-Polo-Roman. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.

Eine unermüdliche Gestaltungskraft hat das wunderbare Leben Marco Polos, die Farben seiner Abenteuer romantisch so verarbeitet, daß eines der uns unvorstellbarsten Schicksale bestimmungsmäßig vorstellbar wird. Im übrigen dürfte das kulturhistorische, leuchtende Kolorit nicht zum wenigsten reizvoll sein. *A. B.*

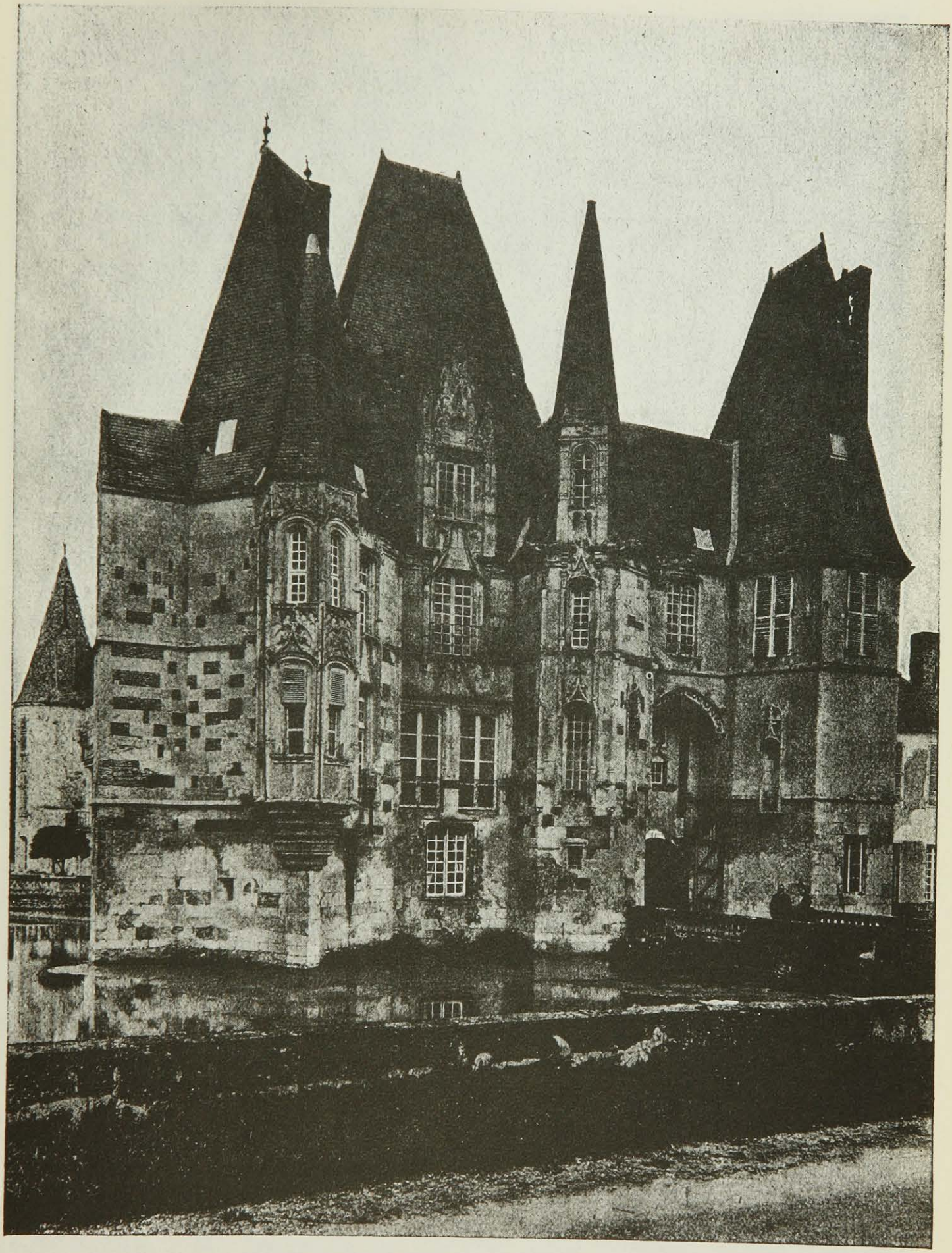
LUDWIG HARDT, Vortragsbuch. Verlag Gebrüder Enoch, Hamburg.

Der vielleicht einzige Mensch im deutschen Sprachgebiet, der wesentliche Dichtung adäquat spricht. Zu seiner Auswahl ist nichts zu sagen, als daß sie nicht sicherer hätte getroffen werden können.

Das verlorene Kind

Eine außerordentliche junge Schauspielerin verläßt auf der Höhe ihres Bühnenlebens ihre Laufbahn und schreibt ein Buch, ein erstmaliges, einmaliges Werk *). Ist es ein Bekenntnis einer schwankend schwebenden Seele, ist es eine Spiegelung eines komödiantischen, über den gebrechlichen Bau der vergänglichen Bühne hinaus nach ewigem Widerhall gierigen Selbst? Nichts von alledem: Männerwerk, Männerkraft, Männerblick und Männermilde. Selbstbeherrschung bis zur völligen Verbergung dieses Ich. Oder ist es nur eine Hülle dieser dämonisch-genialen Natur, was sich verbirgt? Sind es andere, stärkere Kräfte, die sich in dem Gebilde dieses großen Kunstwerkes unwiderstehlich ausleben? Es ist ein Entwicklungsroman und ein Abenteuerroman zugleich. Das Abenteuer einer unerhörten Tat und die Entwicklung eines wahren Menschen durch ein wahres Schicksal: über Schuld hinaus und über Sühne hinaus, ein Weg von der Erde, durch die Erde, über die Erde. Mit einer Meisterschaft, die angeboren ist, einer Sicherheit, die vom ersten Satz an bis zum letzten die dichterisch gestaltende Hand untrüglich leitet, entfalten sich hier alle Jahreszeiten der ländlichen Erde, der tiefen, blühenden Ebene, sprechende Bilder der stummen Natur, angefangen vom unaussprechlich Holden bis in ihre letzten Schatten, dorthin, wo die Natur unnatürlich wird. Fast naturwissenschaftlich genaue Schilderung und doch apokalyptische Vision in Gewitter, Dürre und schwarzem Sturm. Alle Jahreszeiten der menschlichen Seele gehen auf in Tätigkeit, Aufbau und gesegnetem Werk und sinken nieder in bösem Traum, lösendem Schlaf, Schauer und Tod. Hier ist eine Fülle der Erfindung, ein durchdringender, unbestechlicher Blick, dem keine Höhe unerreichbar, keine Tiefe zu abschreckend ist; mit allen

*) „Das verlorene Kind", Roman von Rahel Sanzara. Im Verlage Ullstein, Berlin.

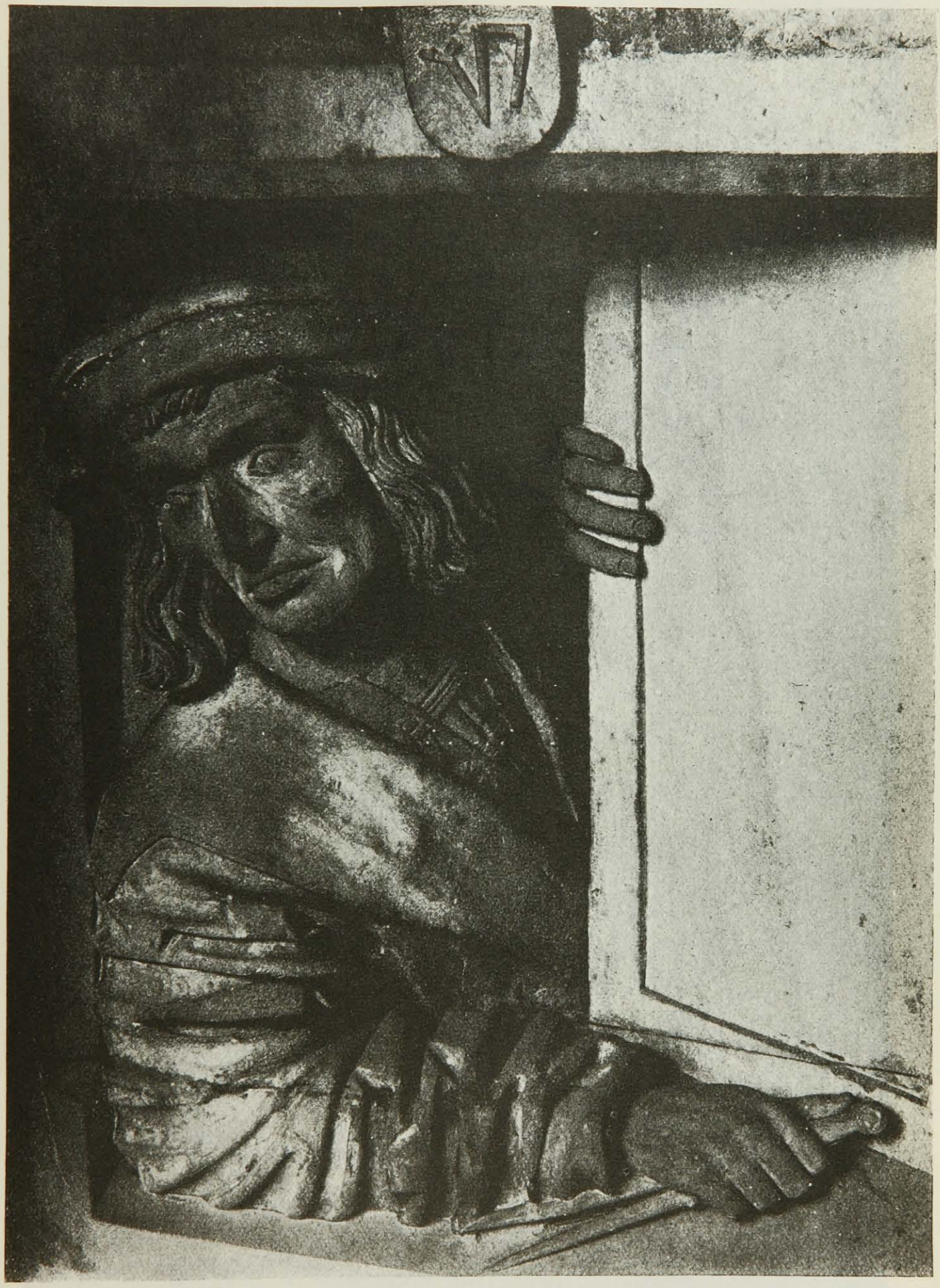


Das Wasserschloß (Chateau d'O) bei Mortrée (Dép. Orne)

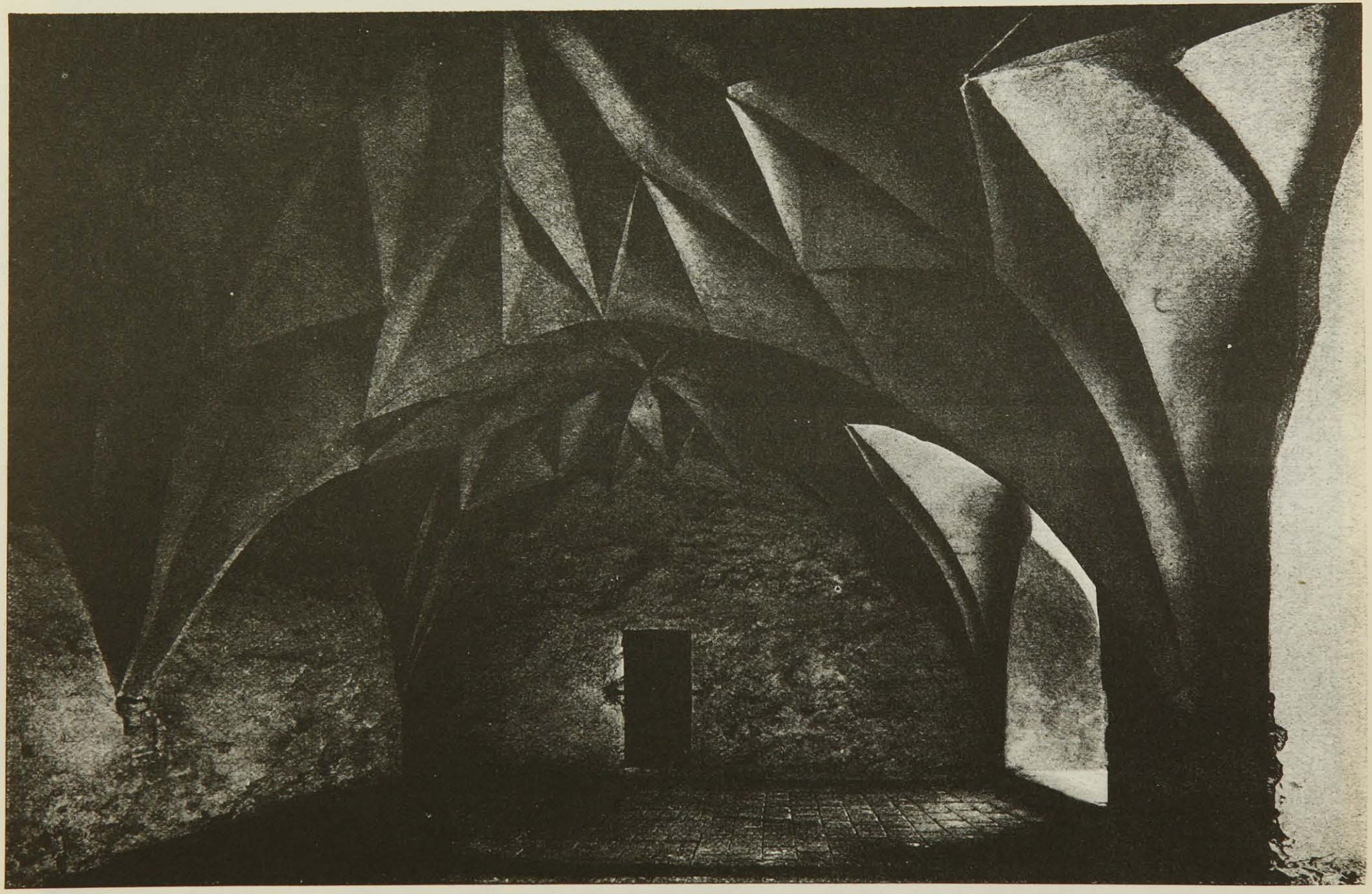
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst der Gotik" von Hans Karlinger

Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

Christus und Johannes. Holzgruppe aus Sigmaringen



Selbstbildnis des Baumeisters Anton Pilgram im Stephansdom in Wien



Saal im Hauptgeschoß der ehemaligen Burg von Allenstein (Ostpreußen)

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst der Gotik“ von Hans Karlinger

Fasern wird hier die Totalität dieser Menschen umklammert und damit ein Wesentliches von dem Letzten enthüllt, das uns begreiflich ist.

Inhalt ist nur Umriß. Wie dieses Schicksal auf dem Gut Treuen aus einer in sich geschlossenen Keimzelle emporwächst, wie sich die grausenvolle Tat einer Sekunde mit tragischer Notwendigkeit ein halbes Jahrhundert lang, bis in unsere Tage hinein auswirkt, wie sich der Untergang eines holden, kleinen Kindes mit dem Schicksal ganzer Familien verkettet — unvergeßbar wird das kleine Menschenschicksal, das vergängliche, zum Sinnbild des Großen, des Dauernden, des Müssenden.

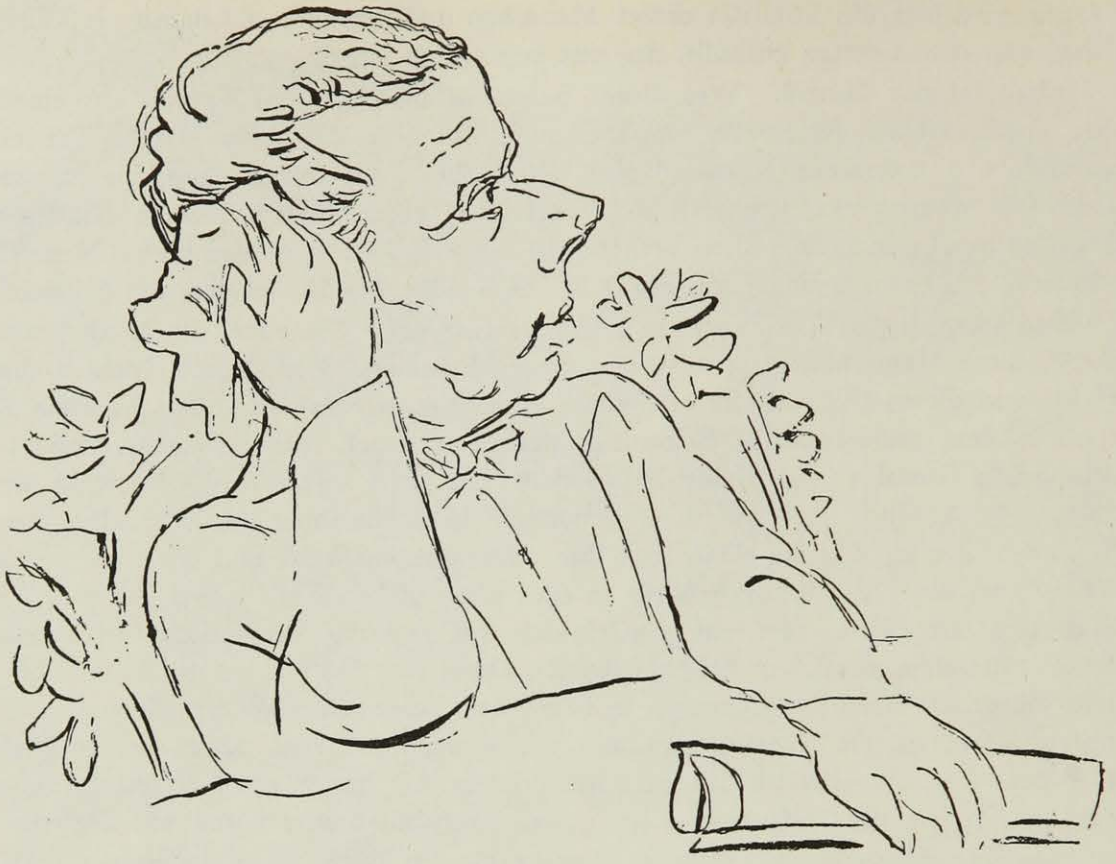
Man fasse dieses Werk erst an, man betrachte diese Gestalten, die Mutter, diesen Vater, diese Magd und diesen Knecht, diesen Sohn und diese kleine Tochter, dieses Holde und dieses Grauenhafte erst von weitem her, wie in den ersten Kapiteln alles noch in dem unbestimmten Schimmer des noch unerfüllten Schicksals daliegt — von diesen Gestalten auf dieser Erde wird man nicht loskommen. Es wird nichts Spannendes erzählt. Mit einem eingeborenen keuschen Adel der Darstellung zeigt R. S. dem Leser, was sie sieht, sagt ihm alles, was sie weiß, und doch wird er mit herzaufwühlender Spannung gepackt in dem wesentlichen Kern seiner Existenz, weil in dieser Darstellung, zart und unentrinnbar zugleich, das Wesentliche der Existenz dieser Menschen ans Licht gehoben wird. Denn eine Welt wird geschildert bis zu dem dürerhaft treu gezeichneten Einzelwesen, aber eine andere Welt geht auf hinter dieser ersten, unausgesprochen, unaussprechbar wohl, aber sie ist es, die über dem Ganzen schwebt, die uns alles erleben läßt, als wären wir selbst die verlorenen Kinder, die verlorenen Eltern, diese verhüllten und enthüllten Seelen.

Man lese dieses Buch. Man wird mehr als ein Buch darin finden.

Ernst Weiß.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Der Band *Gotik* unserer *Propyläen-Kunstgeschichte,* dessen bevorstehende Ausgabe wir bereits anzeigen konnten, ist jetzt erschienen. Damit liegen zehn Bände dieses monumentalen Werkes fertig vor. Der Herausgeber des Gotik-Bandes, Professor *Hans Karlinger,* hat in einer Einleitung von 130 Seiten eine Geschichte des gotischen Formschaffens gegeben, klar und straff in der Gruppierung, kraftvoll und persönlich im Ausdruck, souverän wählend aus der Totalität des Materials. Sie ist eine Zeit der höchsten geistigen Spannung und des drangvollsten Idealismus, diese gotische Welt. Auf nordfranzösischem Boden vollzieht sich zuerst die Wandlung und klassische Formulierung des neuen Gedankens. Sie greift hinüber nach England und findet hier ihre eigenwillige Durchführung in massigen Bauten. Am stärksten aber wirkt sich der gotische Stil aus in den deutschen Landen von Straßburg bis Danzig, von Lübeck bis Wien. Keine andere Zeit hat in Deutschland wieder eine solche Fülle hervorragender Bauwerke geschaffen. Und wie in der Architektur, so auch in der Plastik. Mit leidenschaftlicher Hingabe und großem technischen Können hat der gotische Bildhauer Freude und Schmerz, Verinnerlichung und stärkste Grimasse zu gestalten gewußt. In der Malerei erstehen die ersten neuzeitlichen realistischen Werke, in Italien die Kunst des Giotto, in den Niederlanden des Brüderpaars der van Eyck. Neben ihnen die Schar ihrer Trabanten: Rogier van der Weyden, Dierk Bouts, Hugo van der Goes, Memling, Fouquet, Witz, Lochner, Pacher, Schongauer usw. Dieser umfangreiche Band von mehr als 500 Illustrationen, ergänzt durch einen ausführlichen Katalog der Abbildungen, gibt ein imposantes Spiegelbild einer heroischen Zeitepoche.



Rudolf Grossmann — Max Reinhardt

MARGINALIEN

Feinfühligkeit

Von *Benito Mussolini.*

Was ich zum Genossen Voltre und was ich in der Zeitung betreffs des Attentates in Buenos Aires geschrieben habe, hat einen gewissen Eindruck unter einigen Genossen hervorgerufen und hat die sehr zarten Saiten ihrer Feinfühligkeit vibrieren lassen. Es würde wahrlich nicht der Mühe wert sein, diese Sache neuerlich aufzugreifen, wenn man nicht daraus einige Betrachtungen allgemeinen Charakters ziehen könnte.

Ich gebe ohne Widerspruch zu, daß Bomben in normalen Zeiten kein Mittel sozialistischer Aktion bilden können. Aber wenn ein republikanischer oder monarchistischer Staat die Sozialisten knebelt und sie aus dem Menschheitsbereich schleudert und verbannt — oh, dann darf man der Gewalt, die der Gewalt antwortet, nicht fluchen, selbst wenn sie einige unschuldige Opfer erheischt.

Ich finde, daß viele Sozialdemokraten sich oft über die Unglücksfälle der Bourgeoisie erregen, aber sehr ungerührt denen des Proletariats gegenüber verbleiben.

Das ist so wahr, daß wir uns an die Abschlachtungen von Proletariern schon gewöhnt haben. Früher protestierten wir, jetzt tun wir es kaum mehr.

Man findet es ganz natürlich, daß die schmutzige Haut des Proletariers jenen Offizieren, die „Feuer" auf die Menge kommandieren, wie ihren Konsorten, als Sieb dient.

Aber wenn es sich um einen fetten Bourgeois handelt, der plötzlich zum Teufel geht, wenn es sich um die zarte und parfümierte Haut der Damen der Aristokratie handelt, dann öffnen sich bei vielen Sozialdemokraten die Tränendrüsen. Sie werden mitleidig ob der Tragödie der Bourgeoisie, während die Bourgeois niemals mitleidig waren noch mitleidig sind, angesichts der proletarischen Tragödie.

Der Kapitalist interessiert sich unendlich mehr für die Bestandteile einer Maschine als für die Glieder eines Arbeiters.

Der kapitalistische Spekulant spielt mit dem Unglück menschlicher Familien, ohne sich um die Opfer zu kümmern, die seine Handbewegungen auf der Straße zurücklassen.

Das Gesetz hat niemals Mitleid mit dem ins Elend Gestürzten und unglücklich Gewordenen; es läßt ihm sogar noch seine letzten Lumpen versteigern.

Thiers hatte 1871 kein Mitleid mit den Kommunarden von Paris. Bava Beccaris hat mit dem Maschinengewehr die Straßen Mailands leergefegt; Alphons von Spanien empfand keine menschliche Rührung für Ferrer....

Dagegen werden einige Sozialdemokraten wegen der Opfer des Theaters Colon in Buenos Aires in ihrer Empfindsamkeit gerührt.... Ah! Fürchtet euch nicht!

Die trabajadores de las Pampas (die Werktätigen der argentinischen Pampasprärien) waren ohne Zweifel bei dieser Galavorstellung nicht anwesend.

Der Tod ist kein Proletarier!

Diese einseitige Feinfühligkeit vieler Sozialdemokraten ist auf noch lebende Ueberreste der Lehren pfäffischer Katecheten in den Seelen zurückzuführen. Es ist das Pfaffentum, das uns dieses krankhafte Mitleid hysterischer Weiber mit den Herrschenden gegeben hat.

Der Sozialismus dagegen ist eine rohe, rauhe Sache, die aus Gegensätzen und Gewalttaten besteht.

Der Sozialismus ist ein Krieg. Und wehe den Mitleidfühlenden im Kriege! Denn sie werden besiegt werden.

(Aus „Lotta di Classe". 9. Juli 1910.)

Max Reinhardt feierte am 29. Oktober sein 25jähriges Jubiläum als Regisseur und Theaterdirektor. Er hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verbracht, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Glück im Unglück. Sam Horskins wurde das Opfer eines schweren Unfalles. Er wurde bei der Jagd von zwei verirrten Kugeln getroffen. Die eine war tödlich. Erfreulicherweise fügte ihm die andere nur leichte Verletzungen zu. *(„Brigdewood News")*

Zu Haustrinkkuren

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure) Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt! Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

Zwei Revuen und ein Stück. Die Hetären-Gespräche sind so selbstverständlich gut und leicht, daß sie dem auf Erlebnis gestimmten Publikum keinen Widerstand bieten. Sadismus, Lesbiertum und andere Sexualprobleme ziehen, wenn sie ernst genommen werden, wenn irgend jemand daran zugrunde geht. Persifliert man diese Sächelchen, was weiß Gott heute, wo wir schon über den Bisexualismus hinaus sind, wo es guter Ton sein sollte, daß man das reichlich genügend erörterte sexuelle Problem ad acta legt, weil es wichtigere Aufgaben gibt, so macht man sich unbeliebt. Die Souveränität von Margo Lion, das wunderbar frische Barbarentum von Curt Gerron und die Leichtigkeit der Musik des Herrn Holländer, der allmählich das Talmudische vergißt, sind durchaus einzig in Berlin und werden dementsprechend übersehen.

An der anderen Revue (N. Gneisenau) fällt neben dem allgemeinen Panoptikumgenre vor allem die Unvorschriftsmäßigkeit des Aeußeren, angefangen vom Haarschnitt bis zum Zivilbenehmen, auf. Schnarrtöne aus „Simpl“ und „Fliegende“ machen das, was da vorgeht, noch unglaubwürdiger. Wenn man in diesen Kreisen nicht Bescheid weiß, so hätte man sich, wenn nicht an aktive oder Reserve-Offiziere m. w. an Offizierstellvertreter wenden sollen, die den Zug in derartige Tragödien hereingebracht hätten, der auf alle Fälle in der preußischen Armee zu allen Zeiten zu Hause war. Wenn man schon aus dem Mumienkeller grüßt, soll man es wenigstens militärisch tun.

Das einzige Stück, das seinen Namen verdient, weil es weder Plunder noch Idee noch beides ist, sind

die „Soldaten“ von Lenz. Das einzige Stück, in dem es verantwortliche Arbeit gibt. Was das größte ist an der Wirkung: daß einem in der Ferne aufdämmert, was man längst nicht mehr sah: was eigentlich deutsch ist. Schicksalhaftigkeit, Ernst, Gehaltenheit, wahre, keine Hausmachermystik, ein leichtes, melancholisches Spiel mit dem Geschick, eine zierliche Form trotz aller Schwere der Geschehnisse und vor allem eine Ergebenheit, die der Bedeutung des Schicksals entspricht.

Lucie Mannheim konnte durch eine falsche Betonung, durch eine falsche Geste den Zauber dieser deutschen Vergangenheit zerstören und uns plötzlich zum Kurfürstendamm zurückführen. Daß sie bis zum Ende durchhielt, ist eine einfach erstaunliche Leistung. Es war eine ebenso große Zauberei des Regisseurs Jürgen Fehling, diese Zeit zu beschwören. Neben dieser Begabung für Hellsichtigkeit und Stil hat er noch so seltene Eigenschaften wie Takt und Kinderstube. Infolgedessen benehmen sich seine Offiziere wie Vertreter dieses Standes, statt daß sie Maskeraden aufführen. Besonderen Dank für die Soldatenlieder in den Zwischenakten, das hallte so gut und unpersönlich wie bei Soldaten auf dem Marsch. *H. v. Wedderkop.*

Auf das unserer Nummer beiliegende **Sekt-Angebot der Gräfin von Königsmarck'schen Weinkellerei in Koblenz** weisen wir besonders hin. In diesem Sonder-Angebot ist vor den Feiertagen nur die Hälfte der Sektsteuer in Anrechnung gebracht und sind außerdem die äußerst günstigen Zahlungsbedingungen beachtenswert.

Zwei neue Romane der Weltliteratur

C. F. RAMUZ

Sonderung der Rassen *Brosch. M 3.20, Halbln. M 5.—, Ganzln. M 6.—*

Dieses Buch des großen welschschweizerischen Dichters ist ein zeitloses Epos. Das Geschehen leuchtet in einer überwirklichen Atmosphäre vor uns auf, greifbar nahe und ungreifbar fern zugleich. Die Themen sind die alten Urthemen: Urfeindschaft des Blutes, Frauenraub, Haß, Liebe, Gefangenschaft, Befreiung, Rache. Hart, grausam, groß. Alles im Rahmen der heiligen Sitten und Bräuche, der schweren Arbeit und der wilden Feste erdgebundenen Bauerntums. Die heimatliche Luft dieses Geschehens ist die dünne und scharfe Luft der Berge, dort, wo südlich der Kämme eine andere Rasse wohnt als nördlich. Die außergewöhnliche Dichtung ist von W. J. Guggenheim meisterlich verdeutscht worden, so daß nichts von dem dunklen mythischen Klang der Sprache Ramuz' verloren geht. — Paul Seippel schreibt über Ramuz: „... unter so vielen talentvollen romanischen Schriftstellern ist er derjenige, der es verdient, ein Schöpfer genannt zu werden.“

CLAUDE ANET

Ende einer Welt

Brosch. M 4.-, Halbln. M 5.50, Gzln. M 7.-

Die Romantik der Urvölker, das Leben der Höhlenbewohner, ihre Gemeinschaft in Familie und Volk, ihr Mythus, ihr tiefer Glaube an die Geisterwelt erstehen in so lebendiger Gestaltung, als ob das längst Vergangene gegenwärtig ist. Bleibende Erlebnisse sind ihre Kämpfe mit der Natur und den Tieren der Eiszeit, ihre Mannbarkeitsfeste, Hochzeitsspiele und Gestalten wie Mah, No und Mara. Es ist Anet's unvergleichliche Kunst, die hier tiefe Gedanken und umfangreiche Studien über prähistorische Kunst zu einem plastischen und fesselnden Roman verwebt.

C. WELLER & CO. / LEIPZIG

Deutsch-Französische Verständigung.

I.

Unerschütterlich denkt der geistige Franzose: Deutschland, das Land der Ordnung und des Militarismus. Er kommt nach Berlin, man feiert ihn, er spricht reizende Dinge, erzählt von sich sehr offen und von seinem Land sehr heimlich, trifft alte Freunde und macht sich neue, sieht glänzende Gesellschaften um sich, deren Mittelpunkt er ist und in denen man von nichts anderem spricht als von Literatur, Wissenschaft und freundlichen Vergnügungen des Tages, und denkt: Deutschland, Hort der Ordnung und des Militarismus.

Der geistige Franzose hält in Berlin Konferenzen und Causerien ab, an die sich Debatten knüpfen. Tadellos angezogene jüngere Diplomatie, die ältesten Namen, schwärmerische Wissenschaftler mit müdem Blut, Anhänger des dritten Reiches Möllendorfs und Stefan Georges, ältere Lyriker mit Staatspensionen und Stapeln von geschichtlichem und literarischem Wissen bringen, leicht erregt, aber doch wie von ungefähr, Gegengründe vor, nennen den unbändigen Individualismus des Deutschen, den metaphysischen Trieb, den der Ordnung widersprechenden Hang zur Uneinigkeit, das nicht Zusammengehenkönnen in irgendeiner repräsentativen Frage der Nation, ganz zu schweigen von der soldatischen Ohnmacht. Der Franzose ist bereit, für den Krieg okkulte und ideale Ursachen zu finden, die Freimaurerei, den Kampf gegen das Kaisertum zugunsten der Demokratie, und erhält zur Antwort Vorstellungen, ja Beschwörungen des mystischen Kaisergedankens, der sich um die heilige alte Krone rankt und zutiefst im Volke lebendig sei, ganz unabhängig von den Hohenzollern, ja wider diese Familie.

Staunend lauscht man den flatternden Worten, hinter denen immer wieder anders deutbare Begriffe stehen. Der lateinische Geist konstruiert aus der Formlosigkeit des Deutschen, aus der Nennung vieler Namen für ein Ding, aus unsicherer Saloppheit in Stunden der Freude und des Ausruhens eine gewollte Form, die ihm sichtbar wird im Gehorsamstrieb, dem jener in minderen Dingen unterworfen ist. Der Franzose erkennt nicht, daß diese Formlosigkeit ein gleichberechtigter, höherer Ausdruck für das ist, was er mit Form bezeichnet und worauf er (mit Recht) stolz ist.

Berühren wir nicht die männliche Schönheit der fruchtbaren Realitäten, die sich fernhält von diesen gepuderten Gesprächen. Geisttum ist für die Verständigung Hindernis, wird es als Verständigungsmittel bewußt, praktisch gebraucht. Entweder ist es zu schwach, um ein meist damit verbundenes, von Mitleid und Bruderliebe angestochenes Herz vorm uferlosen Verströmen in einen endlich klebrigen Teich zu retten, oder es verschanzt sich mit den Schilden der Kenntnisse und der Erkenntnisse in eine einsame, von keinem Kriegs- oder Literatenvolk erstürmbare Burg.

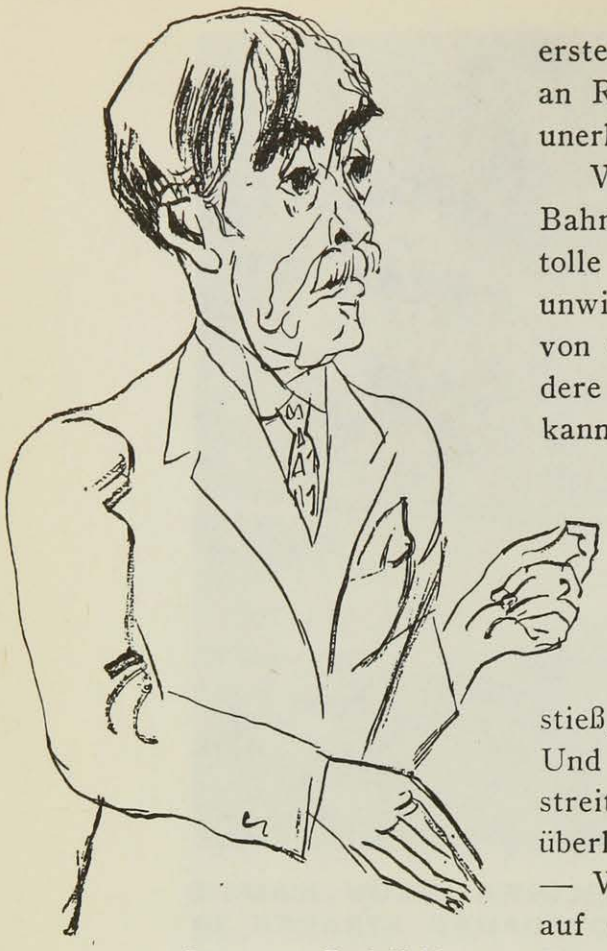
Wilhelm Bernhard.

II.

Daß der Sport bisher die stärkste internationale Verständigung und Gemeinschaft geschaffen hat, ist wohl nicht zu bezweifeln. Der Sport schlug die

DER NEUE ZUGANG ZUM BERLINER IBACH-HAUSE
POTSDAMER STRASSE 39

VOM STAMMHAUS IBACH, BARMEN, VERLANGE MAN PREISLISTE »QU«, KATALOGE UND AUSKUNFT ÜBER ERLEICHTERTE ZAHLUNGSBEDINGUNGEN FÜR PIANINOS, FLÜGEL, EINBAU-INSTRUMENTE (WELTE-MIGNON, PIANOLA). ALLEINVERKAUF FÜR GR.-BERLIN: IBACH-HAUS, W 35, STEGLITZER STR. 27, POTSDAMER STR. 39 UND AUTORISIERTE IBACH-VERKAUFSSTELLE: HANS REHBOCK & CO., W 30, MOTZSTR. 78



Grossmann, Paul Valéry

ersten Brücken. Man denke an Peltzer in England, an Rademacher, Diener, Paolino, Carpentier und die unerhörte Beliebtheit Nurmis.

Wenn die bunte Schlange der Radfahrer um die Bahn jagt, sechs Tage und sechs Nächte, so löst jene tolle Atmosphäre dieses Krescendo und Dekrescendo unwirklichster Geräusche, und vor allem die Ekstase von den Tribünenlogen bis zum „Heuboden" alles andere auf in die einzige wichtige Tatsache: Der Junge kann was, — oder kann nichts! Wenn der antritt, hängt er alle ab, der fliegt um die Bahn, wenn er will, der holt sich allein eine Runde. — Kein besserer Beweis als das letzte 17. Sechs-Tage-Rennen. Wer war der Liebling?: Alessandro Tonani! Und wenn sich Toni die Prämien holte und unter dem allgemeinen Jubel immer und immer wieder vorstieß, wühlte und jagte: — wo war da Mussolini? — Und einstimmig war der Beifall zum Sieg des unstreitig besten, dem Felde an Können und Taktik weit überlegenen französischen Paares Wambst-Lacquehay. — Wer jede Nacht und dann auch meist noch tags auf dem Rennen ist, dem wachsen, je nach ihrem Können, alle Fahrer ans Herz! Nur wer das Tag

Wo die meisten Urteile übereinstimmen

„... nichts Geringeres, als das erste moderne Handbuch der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts." Hamb. Fremdenblatt.

„... die beste Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts." Ulmer Tagblatt.

KARL SCHEFFLER

Geschichte der europäischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert

Der erste in sich abgeschlossene Band („Geschichte der europäischen Malerei vom Klassizismus bis zum Impressionismus") erschien soeben und kostet in Ganzleinen M 35.–, in Halbleder M 38.–, in echt Saffian-Halbfranz M 44.–, in 6 monatl. Einzellieferungen M 5.– pro Lieferung.

In jeder Buchhandlung vorrätig!

BERLIN BRUNO CASSIRER VERLAG

Photo v. Hellfeld

Der chinesische Frauendarsteller Me Lang Fang als chinesische Göttin

Barbette (van der Clyde Esqu.)

Photo Meurisse

Josephine Baker mit ihrer Negertruppe in Paris bei einer Vorstellung im Freien

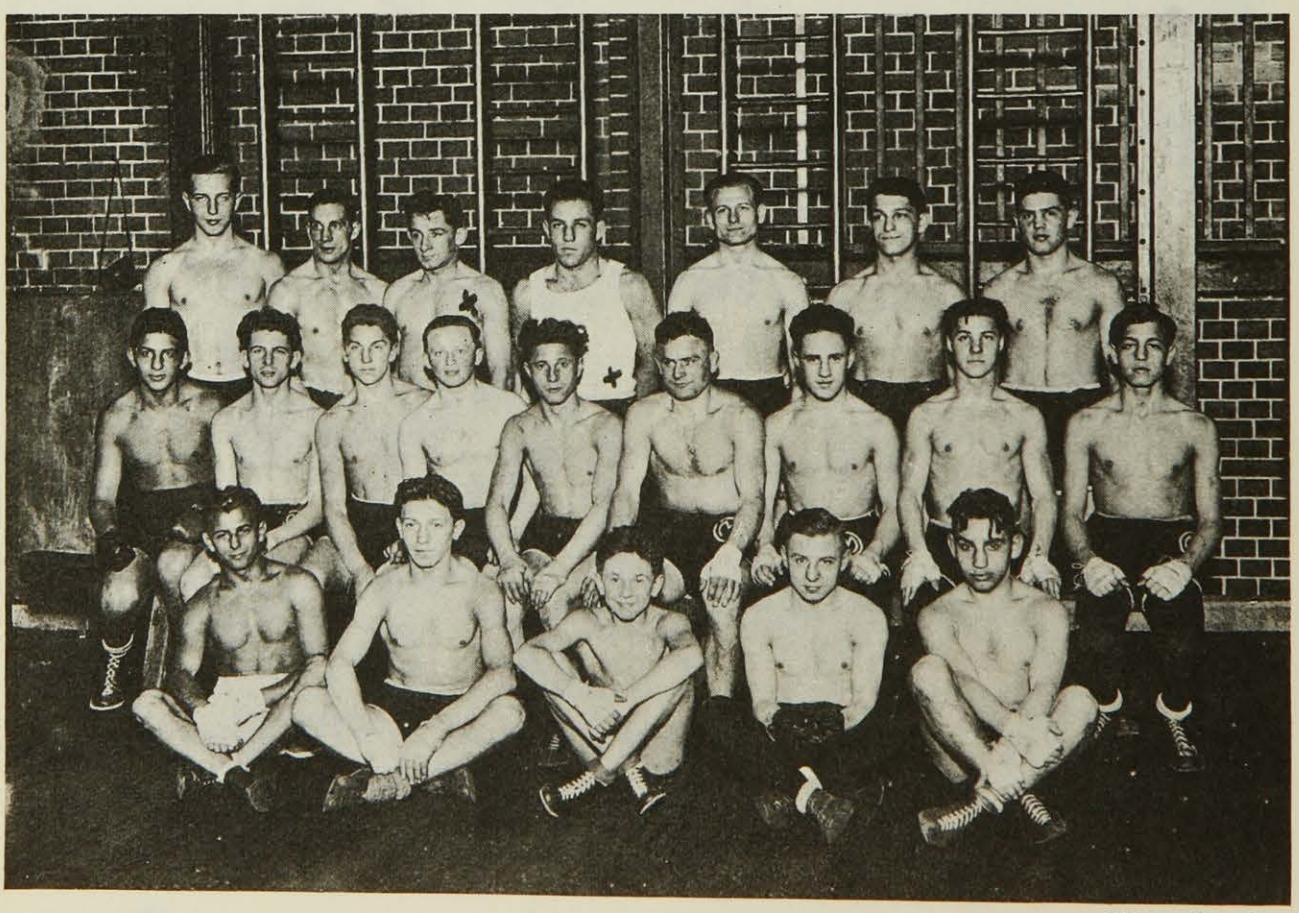


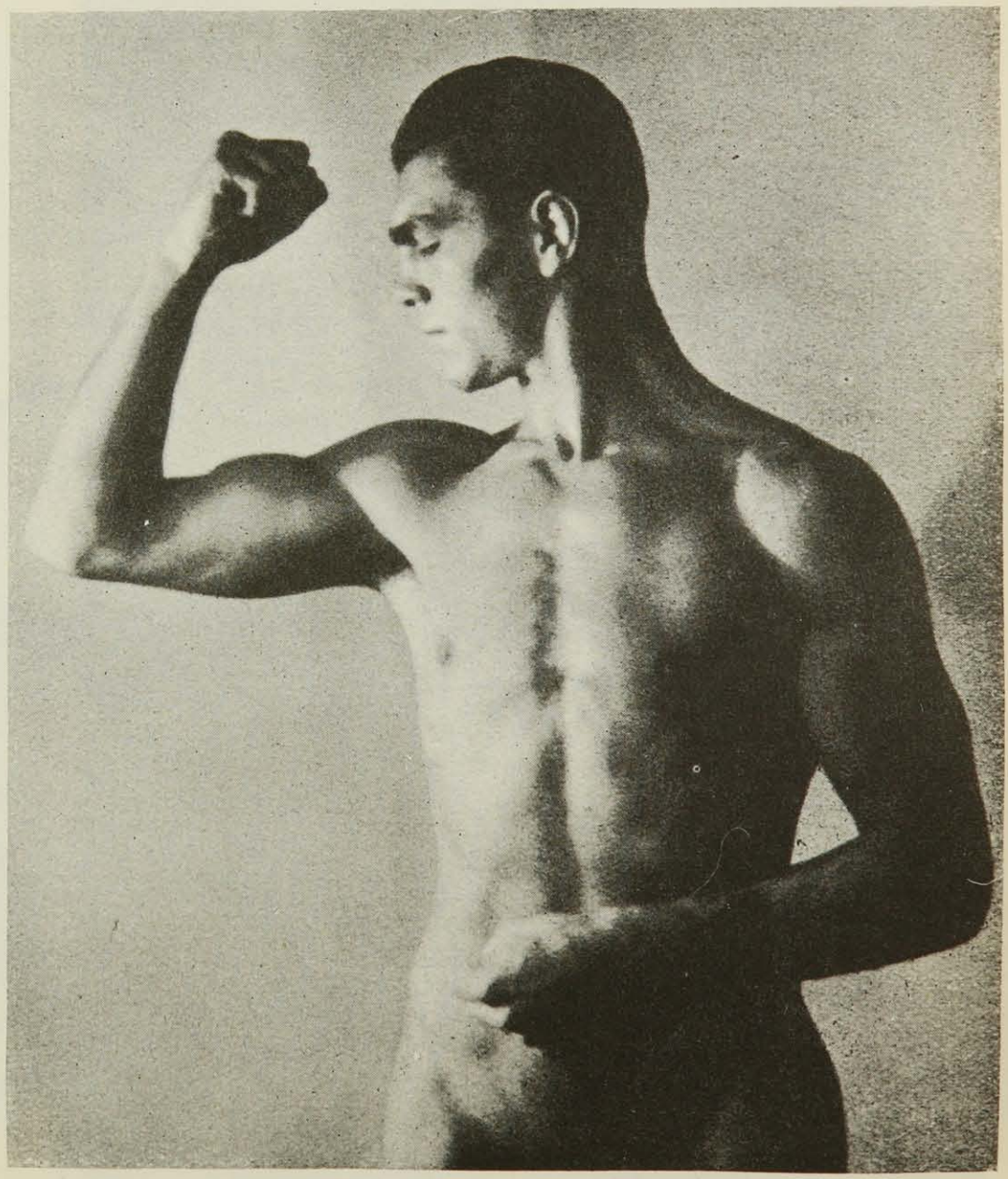
Photo Graudenz

„Die Makkabäer" (Jüdischer Boxklub Maccabi in Berlin)

MAUXION
MAUXION
SCHOKOLADE

Photo K. Schenker

Alexa von Poremski (Charell-Revue)



Atelier Baruch

Max Schmeling, der deutsche Meister im Halbschwergewicht

und Nacht, sechs Tage lang miterlebt, bekommt eine Ahnung und einen Begriff von diesen übermenschlichen Leistungen von Körper und Nerven, die dort vollbracht werden. — Ein Zwischenfall wie der vielbesprochene zwischen dem vorbildlich besorgten Pfleger der Franzosen und unserm Liebling Oskar Tietz, der seine Schützlinge von ihm behindert glaubte, ist natürlich eine Sache der überreizten Nerven, niemals eine politische Angelegenheit. Der beste Beweis dafür: sie haben sich nicht nur versöhnt, sondern Vieil wird unsern Oskar in seine Mannschaft nehmen und nach Paris bringen!

Alle drei Franzosen, die Sieger und Marcillac, der kleine Partner unseres besten Sechs-Tage-Nachwuchses, Junge, alle drei erfreuten sich der gleichen Beliebtheit, alle drei freuten sich von Herzen ihrer Teilnahme an einem Berliner Rennen, alle drei liebten in diesem Six-Jours ihr Berliner Publikum, und alle drei brauchten, wie alle Fahrer, die Anfeuerung und Anteilnahme, die allein diese Leistungen, dieses Ueberwinden fürchterlicher Strapazen und Schmerzen, der Aufregungen und Stürze ermöglicht.

Ich möchte hier einmal die mir so oft voll Erstaunen oder Erschrecken gestellte Frage: „Ach nein! Sie verkehren mit Rennfahrern!?" beantworten! Ganz abgesehen davon, daß die Herzensbildung und Anständigkeit immer eine Sache des Charakters und nie des Berufs war, — dem Rennfahrer ist sein Beruf ein Ideal! Jedes Rennen, besonders natürlich auf der Zementbahn hinter Motorführung, beginnt er mit dem vollen Bewußtsein, daß ein Sturz ihn Karriere, Beruf, und wenn er Pech hat, das Leben kosten kann, ein Einsatz, der nur allzu oft bezahlt werden muß. Die Zeit

Erste Auflagen vor Erscheinen vergriffen!

ANATOLE FRANCE

Das Leben der heiligen Johanna

Dritte Auflage / Bearbeitet und übersetzt von Friderike Maria Zweig

480 Textseiten mit 15 Tafel-Abbildungen zeitgenössischer Illustrationen. Einbandentwurf von Rafaello Busoni. Vornehmer Ganzleinenband mit Goldschnitt und Kassette RM. 12.50. Steif geheftet RM. 10.—

Des Wundermädchens erschütternde Gestalt in einem großartig lebendigen Gemälde ihrer Zeit.

KNUT HAMSUN

Der wilde Chor

Fünfte Auflage / Übertragen von Heinrich Goebel

Einbandentwurf von Rafaello Busoni / Reich ausgestatteter Geschenkband in Pongenette geb. mit Goldschnitt und Luxus-Kassette RM. 5.50

In einem Nachwort spricht zum ersten Male Hamsun über sich selbst

J. M. SPAETH / VERLAG / BERLIN

2

11

8

7

1

Geschenkbücher

1 *Julius R. Haarhaus*
ROM
Wanderungen durch die ewige Stadt und ihre Umgebung
8°. 598 Seiten mit 480 Abbildungen
2. Aufl., in Halbpergame .t 20 Mark

3

2 *Wilhelm von Bode*
DIE MEISTER DER HOLLÄNDISCHEN UND VLÄMISCHEN MALERSCHULEN
Gr.-8°. 460 S. mit 315 Abbildungen
4. Aufl., in Halbpergament 40 Mark

5

3 *Johannes Sievers*
BILDER AUS INDIEN
70 S., 65 Tafeln, Einbandzeic' nung von Max Slevogt. Gebunden 6 Mark

4 **DIE MÄDCHEN VON TANAGRA**
Griechische Terrakotten und griechische Verse
124 S., 30 Taf., Einb. mit Aquarell von Weiß. In Halbperg. 10 Mark

1

5 *Max Seliger*
HANDSCHRIFT UND ZEICHNUNG VON KÜNSTLERN ALTER UND NEUER ZEIT
8°. 78 Tafeln. Mit einer graphologischen Einleitung von A. Mendelssohn, in Halbleder 10 Mark

11

6 *Franz Kugler*
GESCHICHTE FRIEDRICHS DES GROSSEN
Mit 400 Holzschnitten Menzels, von den Originalstöcken gedruckt.
4°. 625 S., in Ganzleinen 25 Mark

7

7 *Alfred Kuhn*
ARISTIDE MAILLOL
Landschaft, Werke, Gespräche
4°. 24 Seiten, 47 Tafeln in Halbpergament 15 Mark

8 *Gustav Kirstein*
DAS LEBEN ADOLPH MENZELS
8°. 117 Seiten, vier farbige Tafeln, 80 Abbildungen
15. Tausend, in Ganzleinen 5 Mark

9 *Lovis Corinth*
VON CORINTH UND ÜBER CORINTH
Ein Künstlerbuch von W. Hausenstein und Lovis Corinth
4°. 48 Seiten mit farbigen Initialen, Aquarellen u. 14 Textabbildungen.
Auf Zanders-Bütten 20 Mark

10 *Georg Witkowski*
MINIATUREN
29 literar-historische Aufsätze
12°. 276 S., Buchschmuck von Hans A. Müller, in Künstlereinb. 2 Mark

11 *Peter Jessen*
JAPAN, KOREA, CHINA
Reisestudien eines Kunstfreundes
Kl.-8°. 168 S. mit 72 Abbildungen
Gebunden 3 Mark

12 *Emil Waldmann*
GRIECHISCHE ORIGINALE
4°. 102 S., 204 Taf. mit Erläutergn.
2. Aufl. In Halbpergament 10 Mark

13 *Adolph von Menzel*
DIE SOLDATEN FRIEDRICHS DES GROSSEN
30 Holzschnitte von den Originalstöcken gedruckt, eingeleitet von Hans Mackowsky. Unter Verwendung der Originalprägestempel Menzels gebunden 10 Mark

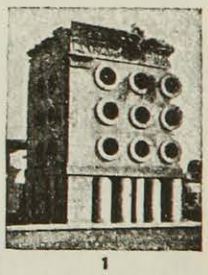
14 *Adolph von Menzel*
DAS KINDERALBUM
25 originalgetreue Nachbildungen der berühmten Deckfarbenbilder in der Berliner Nationalgalerie.
Volksausgabe 5 Mark

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

12

3

8


1

9

1

8

11

4

2

seiner Höhe ist kurz, und er ist von der Laune, Liebe und Anstachelung des Publikums abhängig, wie nur irgendeiner im öffentlichen Leben! All das zusammen ergibt diesen angstvollen Blick in den Augen während eines Rennens und die unendliche Freude und Dankbarkeit über ein liebes und verstehendes Wort.

Grossmann, Tristan Bernard

Bei einem allnächtlichen Gang durch die Kojen des Innenraums sprach ich stets lange mit den Franzosen, besonders mit Wambst und Marcillac. Und nie sind mir ein paar freundliche Worte so bezaubernd gelohnt worden als in dem Augenblick, da mir Marcillac, der sein erstes Sechs-Tage-Rennen als Zweiter beendet hatte, nach seiner Ehrenrunde die eben erhaltenen Blumen mit Schleife vom Rad aus in die Hand drückte mit den Worten: „C'est à vous, Mademoiselle, pour vous remercier!" — Seltene Geste eines Menschen nach seinem ersten großen Sieg, in fremdem Land, zu einer fremden Frau! Und als die Rennleitung für den letzten Fahrer, dem bei seiner Ehrenrunde die Tränen über das verlorene Rennen aus den Augen schossen, für Oskar Tietz, keine Blumen mehr hatte, erhob sich eine Französin in meiner Loge und reichte ihm einen Rosenstrauß, den sie wenige Augenblicke zuvor zum Geschenk erhalten hatte. *Antonie Straßmann.*

Das Haus C. G. Börner in Leipzig feierte sein hundertjähriges Bestehen, unzählige Graphiksammlungen wurden durch den jetzigen Inhaber, H. Börner, versteigert. Das Haus hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein 16seitiger **Weihnachtsprospekt des S. Fischer Verlag, Berlin,** bei. Er enthält die Ankündigung der Novitäten 1926 dieses Verlags, die Aufzählung der Gesamtausgaben, ein Verzeichnis der Serienbücher und besonderen Geschenkwerke.

Die Liebhaberbibliothek

bringt in 10 Bänden Werke folgender Autoren:

ARNOLD ZWEIG / ECKART VON NASO / STEFAN ZWEIG
ARNOLD BENNETT / OLAI ASLAGSSON / J. P. JACOBSEN
VENTURA GARCIA CALDERON / BARBEY D'AUREVILLY
W. H. WACKENRODER

Jeder Band: Kart. 1.50 / Leinen 2.50 / Halbleder 3.50

Ausführliche Prospekte verlange man kostenlos direkt vom Verlag!

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

Die **Berliner Sezession** hat ihre 51. Ausstellung eröffnet. Durch den Einzug der Künstler des Flechtheimkreises, de Fiori, Hofer, Levy, Nauen, Renée Sintenis und Weiß, scheint der alte Streit zwischen Liebermann und Corinth begraben zu sein.

Die Ausstellung macht einen ausgezeichneten Eindruck. Warum müssen aber aus Paris Braque- und Utrillo-Imitatoren eingeladen werden und nicht die Meister von heute? *E. S.*

Du sollst den Feiertag heiligen. *Fritz Kreisler gab in Montreal in Kanada ein Konzert,* worauf der Verein für Sonntagsheiligung ein Strafverfahren gegen ihn beantragte.

In der Verhandlung fragte der Richter den Polizisten, der dem Konzert beigewohnt hatte, was dort geschehen sei.

„Nichts als daß ein Mann allein Violine spielte," antwortete der Beamte.

„Hat sich denn jemand über das Spiel beschwert?"

„Nein, es schien nur etwas zu laut."

Der Richter fragte einen anderen Zeugen: „Erinnerte das Konzert irgendwie an einen Gottesdienst?"

Der Mann antwortete: „Ich kann es nicht sagen, ich schlief nach der ersten Viertelstunde ein."

„Dann war es also keine Störung der Sonntagsruhe", entschied der Richter und sprach Kreisler frei.

ROBERT R. SCHMIDT

Der fremde Magier

Eine höchst skurrile Novelle um den Maler Alfred Kubin

Halbleinen M 4.–

DR. S. FRIEDLAENDER

Katechismus der Magie

Eine magische Anweisung für alle Fälle dieses Lebens

Broschiert M 4.–

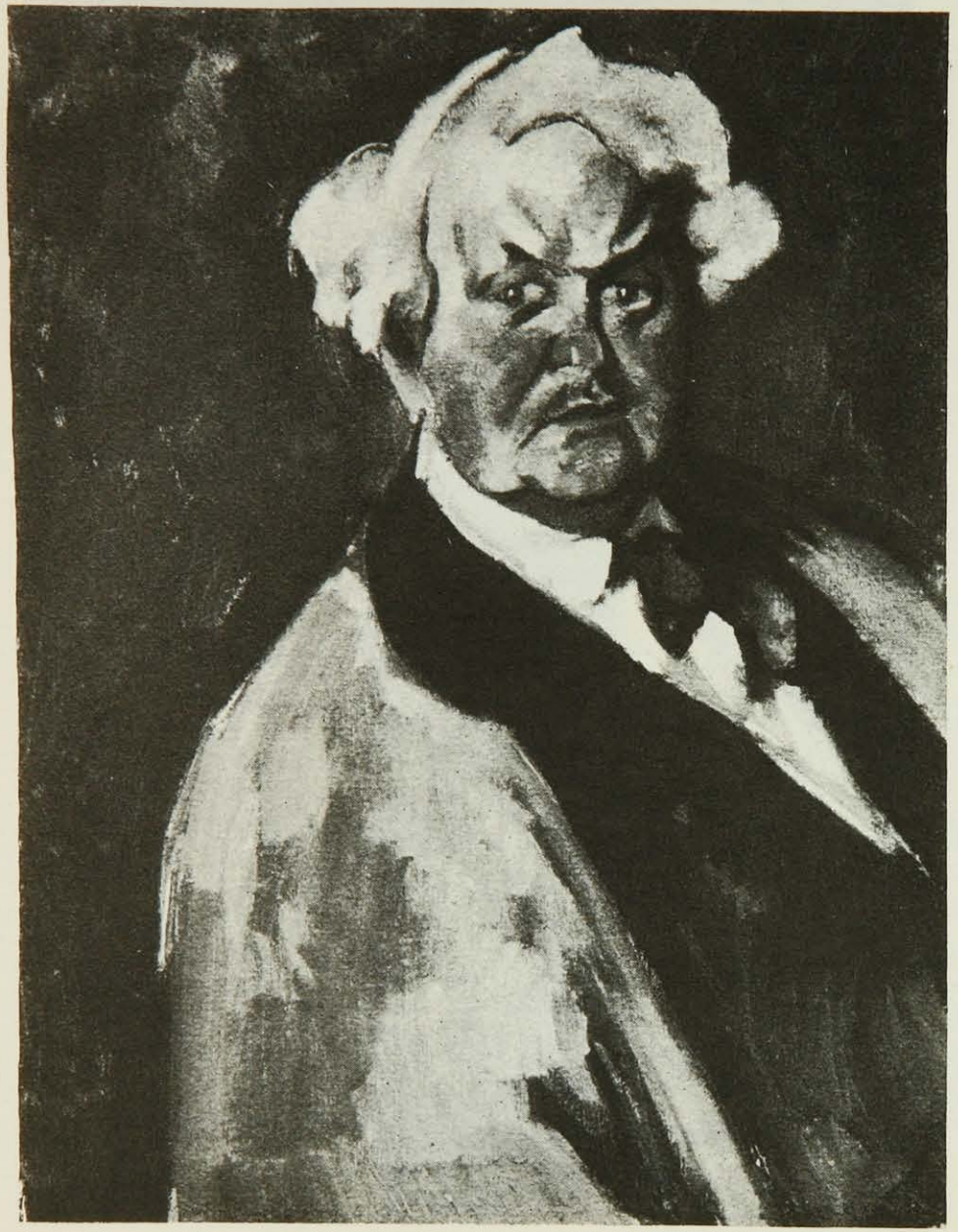
SAMOGON

Rendez-vous der Leidenschaften

Ein graziöses, köstliches kleines Buch

Pappband M 2.–

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG



Düsseldorf, Kunstmuseum

Heinrich Nauen, Else Sohn. Oelgemälde

Ausstellung Gal. Flechtheim

George Grosz, Bildnis Wieland Herzfelde

Photo Josef Kenne

Pavillon auf der Gesolei

Heinebüste von Jungblut im „Goldenen Kessel"

Der Filmstar. Der Filmregisseur Murnau hält Ausschau nach schönen Frauen für den Faust, den er für die Ufa dreht. Eine junge Dame, die um jeden Preis zum Film will, dringt bis zu ihm vor. Bei der Besichtigung sagt Murnau sachlich: „Zeigen Sie Ihre Beine."

Schüchtern hebt die Dame den Rock und zeigt das linke Bein.

„Nicht schlecht. Das andere Bein . . ."

Die Dame schamhaft: „Das ist genau so."

„So, dann engagiere ich Sie," und zu seiner Sekretärin gewandt: „Merken Sie die Dame für meinen nächsten Film vor: Die Dame mit den beiden linken Beinen."

Negerbeichte. *Der Beichtvater:* Now tell me, did you commit any sins?
Das 75jährige „Beichtkind": Yes, Sir, Jim and I' ve been very naughty.
Der Beichtvater: My God! *When* was that?
Das Beichtkind: It's fortyfive years back — but I l o v e to think of it and I l o v e to talk about it. *(Eingesandt von Draco.)*

Rudolf Levy im Luxembourg. Das von Rudolf Levy im Salon du Franc ausgestellte Frauenbildnis wurde vom französischen Staat für die ausländische Abteilung des Luxembourg angekauft.

Gelegentlich **„Mrs. Cheneys Ende"** ist ganz besonders die stets im Anfang stehende, durch ihre unverwüstliche Frische auffallende **Ida Wüst** zu nennen.

Die Wette. An Bord eines Dampfers Southampton—New York wetten ein Engländer und ein Amerikaner, welcher von beiden es besser verstünde, zu lügen.

Der Amerikaner beginnt seine Geschichte mit den Worten: There was a gentleman in New York . . .

Hierauf der Engländer: Here is your money, I cannot possibly beat this lie!
(Eingesandt von Dr. Glück.)

DAS HAUS EINES KUNSTFREUNDES

HAUS ALEXANDER KOCH DARMSTADT

erbaut von Architekt F. A. Breuhaus mit einer Einführung vom Herausgeber und einem beschreibenden Text von Kuno Graf von Hardenberg. Das Werk zeigt in 150 großen Abbildungen und vielen mehrfarbigen Kunstbeilagen die gesamte Architektur von Haus und Garten wie auch die Innenräume und die Kunstsammlung des Besitzers. Jeder Kunstfreund findet darin die letzten und ausgereiftesten Ergebnisse neuzeitlichen Wohnungsbaues. In Ganzleinen gebund. (Format 25 : 33 cm) Rm. **42.-** Vorzugs-Ausgabe in echt Japan gebunden mit Goldprägung Rm. 48.—. Illustrierter Prospekt gratis

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G. M. B. H. / DARMSTADT W 30

Wasungen. Seit einigen Tagen weilt die Frau Großherzogin von Sachsen mit zwei Söhnen, zwei anmutigen Knaben, hier zur Auerhahnsbalze. Sie hat im neuen Forsthaus Quartier genommen, in dem sich der verstorbene Großherzog, ihr Gemahl, einige Zimmer für derartige Zwecke hatte herrichten lassen. Heute früh hat die hohe Frau einen kapitalen Hahn erlegt.

(Wasunger Anzeiger.)

Wir empfehlen der Aufmerksamkeit unserer Leser den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt: **„Gute und nützliche Bücher von dauerndem Wert"** aus dem **Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

André Germain geht um. Ueber den Laufsteg, den man in Thoiry gezimmert hat, ist uns ein lieber Gast nach Berlin hineingeschlüpft. Jenes noch etwas gebrechliche Gebilde hat ihn zu tragen vermocht, denn sein schmales Gewicht steht in argem Mißverhältnis zu seiner freundnachbarlichen Gewichtigkeit. Es soll vor einiger Zeit ein ernster Abend in einem kleinen Kreis von Hörern stattgefunden haben, vor denen Herr Germain seine politischen Ansichten freimütig kundtat. Wie ein Erdgeist der guten Sache, so wird erzählt, erhob er sich nach einleitenden Worten von seinem Sessel und versuchte, in die verwirrte Zeit hineinzuragen. Seine Brille als Taktstock schwingend, begann er seinem Herzen Luft zu machen und die französische Politik von 1885 bis 1914 und von 1918 bis zur Gegenwart zu kritisieren. Mit der bösartigen Geschichts-

ROBERT R. SCHMIDT
ALFRED KUBIN

EPISODEN
DES UNTERGANGS

MAX BROD: *Ein grausam ernstes Werk aus der Kriegszeit, den ganzen Jammer, die ganze Degeneration des »schönen Mordes« gestaltend. Und Männerliebe als Unterton. Dazu Meisterzeichnungen Kubins, hemmungslos zu Linien geronnene Ur-Visionen.*

Erster Band der Kubin-Bücher / In Halbleinen M 18.–

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG

auffassung eines Quintaners teilte er die Welt in gute und böse Menschen, in Freunde und Feinde des Vaterlandes, in Freimaurer und andere. Er füllte seine leicht hingleitenden Relativsätze mit Andeutungen, die in keinem Geschichtswerk verzeichnet sind und legte den erstaunten Hörern seiner bewegten Sopranstimme Anekdoten ans Herz, deren Pointe allemal der Weltkrieg war. Die seiner Ansicht nach gänzlich ungenügende Schulbildung, die mangelhaften Manieren und schlechtsitzenden Ueberzieher jener französischen Staatsmänner, die auch bei uns ob ihrer bösen Taten in der jüngeren und älteren Vergangenheit nicht gut im Kurs stehen, wurden von ihm zu einem Strauß von Disteln gebündelt. (Aber niemand merkte, daß es anderswo Esel gab, die sie zu fressen versuchten, was auch keinen besonderen Geschmack verriet, und ihnen überdies schlecht bekam.)

Je eifriger sich der Redner bemühte, den Teufel an die Wand zu malen, das Böse an den Pranger zu stellen, der Ungerechtigkeit, die einmal zwischen den Völkern waltete, den verdienten Fußtritt zu geben, desto freier wurde es seinen Hörern ums Herz, und Freude gab sich kund in dem schönen Refrain: Das stand ja längst in der Zeitung. *L. M.*

Zum **„Sammel-Querschnitt" des Septemberheftes** tragen wir nach, daß die Bemerkungen über das Werk von **Marillier „Christies"** in ihrem sachlichen Gehalt einem Bericht von **Lothar Brieger** in der „Vossischen Zeitung" entnommen sind. Herrn Dr. Bessmertny war das Werk nicht zugänglich. Er bedauert, auf seine Quelle nicht ausdrücklich hingewiesen zu haben.

EIN NEUES WERK

von

G. K. CHESTERTON

EIN PFEIL VOM HIMMEL

Sechs Kriminalerzählungen

Broschiert Mark 3.—. Leinen Mark 5.—

Ein neuer glücklicher Versuch des englischen Essayisten, die kriminalistische Erzählung auf ein höheres Niveau zu heben, als ihr vom Literarhistoriker gemeinhin zugebilligt wird. Wie in seinem bekannten Kriminalroman „Der Mann, der Donnerstag war", läßt der Autor auch hier im geschliffenen Spiegel der Satire seinen ironischen Geist funkeln.

Im

VERLAG DIE SCHMIEDE·BERLIN

Ausstellung Kaete Wilczynski. (Galerie Arnold, Dresden.) Kaete Wilczynski wird es als Zeichnerin immer schwer haben, weil sie sich mit ihren Arbeiten gegen die zeichnerische Tendenz unserer Zeit stellt. Die Anhänger der Zeichnung als abgeschlossene Kunstform und nicht als untergeordnete Illustration, schrumpfen immer mehr zusammen. Kaete Wilczynski, die in ein romantisches Künstlertum verbannt ist, betrachtet die Zeichnung nicht als Lehrmittel oder Illustration, sondern als eine abgeschlossene Ausdrucksform für sich. Von Daumier und Doré an versuchte man die Zeichnung in den Dienst einer politischen oder Weltanschauungstendenz zu stellen. Hier trennt sich wieder die Zeichnerin von ihren Kollegen. Sie haßt und wehrt sich gegen jedes Kämpfertum, sondern siebt das Geschaute (wenn es auch romantisch ist) durch künstlerisches Erlebnis und Schönheitssehnsucht. Sie kann etwas nur zeichnen, wenn sie es liebt, alles andere interessiert sie nicht und wird von vornherein abgelehnt.

Nun hat Kaete Wilczynski in Dresden ihre Liebesdokumente ausgestellt. Sie ist die optimistischste Zeichnerin von heute (ebenso optimistisch wie die Laurencin in ihrer Malerei und die Sintenis in ihren Tierskulpturen).

Ihre Zeichnungen drängen zu Aquarell und Pastell. Sie könnte auf diesem Gebiet ebensoviel wie auf dem Gebiet der Zeichnung leisten.

Emil Szittya.

DAS AUSLAND

JAPAN:

Ich sitze in einer Loge des kaiserlichen Theaters in Tokio, diesem seltsamen Hause, das einen Zwitter darstellt zwischen alter Tradition und europäischem Import. Rein äußerlich wirkt der Zuschauerraum europäisch. Doch näher besehen findet man leicht die Konzessionen an eingeborene Eigenart.

So zum Beispiel sind die einzelnen Sitze im Parkett ähnlich unsern Eisenbahnbänken durch Ziehen nach vorne zu verbreitern, um dem Publikum und hauptsächlich den Frauen Gelegenheit zu geben, an Stelle des so ungewohnten und anstrengenden Sitzens auf Stühlen, auf der Sitzfläche mit untergeschlagenen Beinen und nach alter Sitte zu hocken.

VOM RHYTHMUS
DER NEUEN WELT

MAX THALMANN
AMERIKA
IM HOLZSCHNITT

EUGEN DIEDERICHS
VERLAG IN JENA

JOURNAL DES DÉBATS, PARIS:
Max Thalmanns Holzschnitte, die gegenwärtig in der Galerie Billiet ausgestellt sind, sind in ihren großen hervorspringenden Linien, ihren ausdrucksvollen Flächen, diesen freien Gegenüberstellungen des Schwarz-Weiß, in ihrer formalen Qualität und berechneten Dynamik das Ergebnis einer tiefen Betrachtung, eines persönlichen Willens, das Zeugnis eines Künstlers, der sich nicht verschleudern wird.

Die Buchausgabe mit den verkleinerten Holzschnitten ist soeben erschienen. (Gebd. 7.50)

FRANS MASEREELS BILDERROMANE

IN WOHLFEILEN AUSGABEN

Mein Stundenbuch

165 HOLZSCHNITTE
VOLKSAUSGABE / Kartoniert 3.50 Rm.
Einleitung von
THOMAS MANN

DIE SONNE

63 HOLZSCHNITTE
VOLKSAUSGABE / Kartoniert Rm. 2.50
Einleitung von
CARL GEORG HEISE

Neu erschien mit
150 Holzschnitten von
FRANS MASEREEL

Zu de Costers hundertstem Geburtstag

CHARLES DE COSTER

DIE GESCHICHTE VON ULENSPIEGEL

und Lamme Goedzak und ihren heldenmässigen, fröhlichen und glorreichen Abenteuern im Lande Flandern und anderwärts.

Deutsch von Karl Wolfskehl. Mit einem Vorklang zur Legende von Romain Rolland. Zwei Bände in Ganzleinen gebd. Rm. 60.—. 100 num. Exemplare wurden auf van Geldern abgezogen und in Ganzpergament geb. Rm. 250.—

Arthur Holitscher in der „Literarischen Welt“:

Es ist wieder einmal Gelegenheit gegeben, über Masereel zu schreiben, denn das „Stundenbuch“ und das „Sonnenbuch“ erscheinen in neuen Auflagen, und außerdem hat Masereel soeben ein neues bedeutsames Werk vollendet: die Illustrationen zu de Costers „Ulenspiegel“, einem wie für sein Holzschneidemesser geschaffenen Buche. Ich glaube nicht, daß ein zweiter lebender Künstler oder einer aus der eben verflossenen Zeit in höherem Maße befugt und berufen sein könnte, diese Arbeit zu leisten, als Masereel es ist. „Ulenspiegel“ scheint auf Masereel gewartet zu haben, und er hat die Arbeit vollbracht. Hier ist die große Kunst seiner mittelalterlichen Handwerksverfahren aufs neue erstanden.

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Man sieht, daß fast alle Frauen von dieser Möglichkeit Gebrauch machen

Viele haben ihre Säuglinge auf dem Rücken im Kimono eingebunden mit, und viele geben, auch den größeren Kindern, offen während der Vorstellung und in der Pause die Brust.

In meiner Nebenloge sitzt ein junges japanisches Ehepaar, auf Stühlen übrigens.

Man sagt mir, daß sie dem ältesten japanischen Adel angehören. Er sieht aus, wie intelligente Japaner vornehmer Abkunft aussehen.

Otto Schoff

Und sie ist eines der köstlichsten Beispiele dieser unbeschreiblich zarten und unvergleichlich schönen asiatischen Frauen.

Ich muß an ihr vorbeischauen, um die Bühne zu sehen, aber immer wieder bleibt mein Blick hängen an diesem holden fremdartigen Wunder.

Es kommt die Pause, und wie es hell wird, betritt der junge japanische Ehemann meine Loge. Verneigt sich tief, zieht nach japanischer Art zischend die Luft durch die Zähne ein — das ewige Lächeln steht wie eine Mauer vor dem Gesicht — und spricht mich in recht geläufigem Englisch an.

„Er habe bemerkt, daß ich mehrfach seine Frau angesehen habe. Ich sollte entschuldigen, wenn sie ungewandt auf dem Stuhl säße, sie sei es gar nicht gewohnt. Oder ob etwa an ihrer Kleidung etwas geeignet sei, für

europäische Begriffe unpassend zu wirken. Sie sei noch recht jung und unerfahren."

Ich verbeugte mich ebenfalls und sage, daß im Gegenteil seine Frau mir nur auffiel, durch ihre so außergewöhnliche Schönheit und ihren Liebreiz, und daß ich nur darum, wie an einem herrlichen Kunstwerk, mich an ihrem Anblick erfreue.

Verbeugung, zischendes Lufteinziehen, Abschied. — — — — — — — —

Es klingelt. Wie ich die Tür öffne, steht ganz überraschend ein japanischer Freund vor mir, der zum erstenmal Europa besucht.

Es folgen herzliche, wenn auch in etikettenhaften strengen Formeln gehaltene Begrüßungen.

Dann gehen wir in mein Arbeitszimmer, setzen uns gemütlich hin und Zigaretten rauchend werden alte Erinnerungen ausgetauscht.

In der Ecke liegt zusammengekugelt mein braver Hund.

Ich lasse Tee bereiten, und zwar dem Gast zu Ehren ganz in japanischer Art.

Wir hocken uns also auf die Erde. Zwischen uns steht das kleine Lacktablett mit winzigen Teetäßchen und auf dem Teppich daneben eine Lackschale mit kleinen Kuchen.

Für einige Minuten werde ich hinaus und ans Telephon gerufen.

Wie ich wieder hineingehe, bietet sich mir ein seltsames Bild.

Mein japanischer Freund sitzt reglos wie zuvor auf seinem Kissen und raucht ruhig seine Zigarette.

Doch Sun, mein Hund, ist nicht ganz auf der Höhe der Situation und zeigt bedenkliche Unkenntnis japanischer Sitten.

Er ist ein guter, glänzend erzogener Hund. Nie würde er vom Tisch etwas naschen, und wenn ich noch so lange das Zimmer verlasse.

Doch schien alles Eßbare, das auf der Erde liegt, infolge dunklen Gefühls eines Gewohnheitsrechtes, sich ihm als sein zweifelloses Eigentum darzustellen.

Wie ich also eintrete, liegt Sun ganz gemütlich vor der Kuchenschale und ist gerade dabei, die allerletzten Krümel fröhlich schmalzend abzulecken.

Ich bin entsetzt, entschuldige mich vielmals und frage meinen Freund, warum er den Hund nicht weggetrieben habe.

Augier Frères & Co
COGNAC
Älteste französ. Cognac Marke
Alleiniges Einfuhrhaus für Deutschland, Freistaat Danzig, Oesterreich, Ungarn, Tschecho-Slowakei, Sowjet-Rußland:
CARL MAMPE A.-G., BERLIN

SOEBEN ERSCHEINT

Der mit größter Spannung erwartete

ZWEITE ROMAN VON

MARCEL PROUST

IM SCHATTEN DER JUNGEN MÄDCHEN

Preisgekrönt mit dem Goncourt-Preis

Aus dem Romanwerk

„Auf den Spuren der verlorenen Zeit"

Übersetzt von

WALTER BENJAMIN / FRANZ HESSEL

BROSCHIERT M 9.– / LEINEN M 12.–

*

Hermann Hesse im Berliner Tageblatt:

Proust ist ohne Zweifel der gewichtigste Vertreter der Generation der französischen Dichtung, der hellsichtigste und tiefstgrabende Psycholog, der eigenwilligste Gestalter, der sprachlich genialste Meister des Ausdrucks. Die Breite seines epischen Werkes macht ihn in ähnlichem Sinn zum Sprecher und Schilderer einer Epoche, wie es einst Balzac war.

★

In diesem zweiten Roman der Reihe der Romane „Auf den Spuren der verlorenen Zeit" tritt dem Heranwachsenden die Außenwelt, die bisher nur als Kindertraum ihn umspielte, in Erfahrungen näher, die für sein ganzes Leben richtunggebend bleiben werden. Neben und über den Elementen der Handlung stellt dieser zweite Teil wie das ganze Werk die tiefen Beziehungen zwischen Erlebnis und Gedächtnis, zwischen Seele und Zeit dar.

VORHER ERSCHIEN:

DER WEG ZU SWANN

1. ROMAN / PAPPBAND MARK 12.–
LEINEN MARK 15.– / 2 BÄNDE

★

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

Darob fremd abwehrender und erstaunter Blick. „Wie könne er wagen, als Gast in meinem geehrten Hause meinem Hunde Anordnungen zu geben."
Und plötzlich lagen tausend Meilen zwischen uns. *Hannes.*

Man kann Japan, von Berlin aus, in dreiundfünfzig Tagen machen; wenn man fliegt, in etwas über einem Monat. Sechzehn Tage nimmt die Hinfahrt nach Tokio in der Eisenbahn (Zweiundsiebzig Pfund erster Klasse einschließlich Essen), dieselbe Zeit die Rückfahrt von Nagasaki aus. In einundzwanzig Tagen, die man für das Land hat, kann man alle Berühmtheiten gut bewältigen, mit der Elektrischen an den Fudschijama heranfahren, mit Autos zu den Tempeln, Heiligtümern, Schlössern und Buddhastatuen. Die heißen Quellen, die Ströme, die Täler und Berge und die Meeres- und Binnenseeküsten liegen an der Eisenbahnstrecke, die man im Schlaf-, Speise- und Rundblickwagen befährt. Um es bequem zu haben, legt man noch sieben Tage Ruhe drauf und hat zwei Monate unterhaltsam angefüllt. Man sieht nicht nur im Winter, wo sie der Wärme wegen häufiger noch getragen werden, sondern auch im Frühling, zur Zeit der Kirschblütenfeier, einige Kimonos und Getas (die alte nationale Fußbekleidung) sichtbar werden und, wenigstens auf dem Lande, ein paar Rickshas und Ochsenkarren in die Erscheinung treten. Die Fremdenindustrie sieht es nicht gerne, wenn Männer zu ihren Kimonos Spazierstöcke und weiche Filzhüte tragen und in dieser Kluft, kann man schon sagen, den alten Gruß ausführen: Neigung des Hauptes bis auf die Knie, ganz zu schweigen davon, wenn diese Zeremonie in tadellosem europäischen Dreß vollzogen wird. Sie wird also dafür sorgen, daß hin und wieder noch eine tadellose alte Ausführung zur Schau gelangt. Es werden auch kleine Szenen arrangiert, in denen ein junger Ehemann, der allerdings zum Tragen des Kimonos auf der Straße nicht mehr zu bewegen ist, seine kleine Frau in Nationaltracht als „mein dummes Frauchen" vorstellt, damit einer uralten Sitte folgend. Es wird aber immer schwieriger, die aufgeklärten, politisch aktiven jungen Damen zur Uebernahme einer solchen Rolle zu überreden.

Die Geishas. Die nette Sache mit den Geishas hält sich noch. Aber ihnen ist in letzter Zeit eine erhebliche Konkurrenz durch Foxtrot, Charlestone und durch die Yatonas erwachsen, besonders in Osaka, der größten Stadt des Landes jetzt, dem Manchester von Japan, dem Zentrum alles Handels und

Eine zeitgemäße Kunstgeschichte:

KÜNSTLERHOROSKOPE

VON FRITZ WERLE
enthält u. a. die Horoskope von R. M. Rilke, Stefan George, Richard Strauß, Hans Pfitzner, Arnold Schönberg, Wilhelm von Scholz, Theodor Däubler, Georg Kaiser, Lovis Corinth, Max Liebermann, Pechstein. Mit ganzseitigen Photos und Horoskopen der Künstler. Kart. ca. M 6.50, Leinen ca. M 8.—

URTEILE: *Charl. Behrend-Corinth:* „Corinths Horoskop ist beseeligend, erschütternd . . ." *Alfred Kubin:* „Wohl kann ich sagen, daß ich einfach starr war über Ihre intuitive Gabe der Ausdeutung eines Horoskops . . . finde ich es erstaunlich, wie Sie die zahlreichen scheinbaren Widersprüche eines Charakters zu einem einheitlichen und doch lebendigen Bild fassen können, ohne mich persönlich zu kennen." *Friedrich Schnack:* „Sie haben mit diesem Buch bahnbrechende Arbeit getan: sicher sich einen hohen Platz in der geistwissenschaftlichen und kritisch deutenden Literatur erworben. Ich bin auf das ganze Werk, wie lange nicht auf ein Buch, gespannt . . .".

OTTO WILHELM BARTH-VERLAG G. M. B. H. / MÜNCHEN-PLANEGG

aller Industrie am Pazifik. Die Yatonas sind nur Bedienerinnen und Geliebte, dürfen nicht, wie die Geishas, singen und tanzen, sind dafür aber viel billiger. Sie gehören auch nicht zu einem bestimmten Restaurant, man muß sie also nicht zugleich mit ihm, will man ein Bankett für seine Freunde geben, mieten, sondern sie kommen auf einen Telephonanruf in ihrem Hause, in dem sie alle zusammen wohnen, überallhin. Wer aber etwas auf sich hält, bietet den Gästen Geishas, die eine außerordentlich strenge und gute Erziehung durch ihre jeweils älteren Kolleginnen noch immer erhalten. Die Polizei schützt sie sehr. Es gibt in den großen Städten eine Menge „dancings", aber sie sind scharfen Einschränkungen unterworfen. Es darf in ihnen weder gegessen noch getrunken werden, sie müssen gegen nebenanliegende Cafés und Restaurants abgeriegelt sein, man darf in sie nicht von außen hereinsehen können, kosige Nebenräume sind nicht gestattet. Um zehn Uhr ist Polizeistunde. Alle Mädchen, die dort tanzen, müssen auf der nächsten Polizeistation angemeldet sein. Die Kellnerinnen dürfen nicht mittanzen und die Tänzerinnen nicht bedienen. Die Geishas aber können ihr anmutiges Wesen die ganze Nacht hindurch unbehelligt treiben.

Theater und Kinos. Alte Theater, in denen man in den auf den Boden gezeichneten Quadraten, die Platz für vier Personen bieten, auf der Erde sitzt, und in denen man während der Vorstellungen Gastmähler für seine Verwandten und Freunde gibt, existieren in ganz Japan nur mehr zwei, das Naka-za in Osaka und das Minami-za in Kyoto. Alle anderen sind im Innern ganz nach westlichen Vorbildern teils neu errichtet, teils umgebaut und mit Klappstühlen und Vorverkauf versehen. Die Bühne hat noch dieselbe alte Einteilung, die raschen Szenenwechsel ermöglicht, jeder Teil der Bühne die überlieferte Bedeutung. Der Blumenweg, manchmal ihrer zwei, ist auch noch da, besonders da man sich seiner, nachdem Reinhardt und Haller ihn verwendeten, nicht mehr zu schämen braucht. Onna-Gatas gibt es noch, das sind die Schauspieler, die Frauenrollen darstellen. Erst kürzlich hat wieder in Tokio, in dem alten, klassischen Spiel „Nijushiko", der einundsechzigjährige berühmte Schauspieler Nakamura Utaemon in der Rolle eines jungen Mädchens alle Herzen bezaubert. Auch der alte Nakamuro Ganjiro spielte in dem Stück „Kotobuki-Soga" die Liebesszene einer jungen Dame in einer so vollendeten Feinheit, daß alle Schauspielerinnen des Westens sowohl der

Ein neues Buch von **SIGRID UNDSET**

Frühling

Ein Roman. Broschiert M 5.50, Leinen M 7.50, in Halbleder M 11.—.

Ein Liebesroman, von so unerhörter Zartheit und Stimmung, mit solch bebenden Worten von Zärtlichkeit und Schwermut geschildert, niemand sonst kann heute so etwas schreiben!

Jenny

Roman. In neuer Ausstattung soeben erschienen. Brosch. M 4.50, Leinen M 6.50, Halbled. M 10.—.

H.E.Kinck†: Welch ein Roman, welch geschickte, lebendige und kluge Hand, die ihn gebaut hat! Man schließt das Buch mit einem ganz tollen Entzücken, daß soviel dichterische Kraft möglich ist.

UNIVERSITAS D. V.-A.-G. / BERLIN W 50, TAUENTZIENSTRASSE 5

Bühne wie der Leinwand hätten vor Neid erbleichen müssen. Onoe Kikugoro ist ein wundervoller Tänzer und feiert in einem Tanzdrama „Die sechs Genien der Poesie" riesige Erfolge, ebenfalls in einer weiblichen Rolle. Die jüngeren Ensembles spielen O'Neill, Tschechow und Meyer-Foerster, wenigstens waren „Emperor Jones", „Der Kirschgarten" und „Alt-Heidelberg" die größten Erfolge der letzten Zeit. In ihnen wurden die Mädchenrollen von Frauen dargestellt.

Architektur. Nach dem Erdbeben von 1923 ist eine riesige Bautätigkeit im Gange. Alle westlichen Stile wirbeln durcheinander, vom Wolkenkratzer bis zum deutschen Expressionismus und zur Wiener Sezession. Die beiden zuletzt genannten sind besonders beliebt bei Errichtung neuer öffentlicher Gebäude und der Paläste, die die Asahi-Gesellschaft (Mosse plus Ullstein plus Scherl) für die Herstellung ihrer Zeitungen und Zeitschriften in Tokio und Osaka baute. Sehr viele Wohnhäuser werden halb europäisch, halb japanisch verfertigt. Das Teezimmer alten Stils, in dem man am Boden sitzt und Kimonos trägt, wird in den meisten neugebauten Häusern beibehalten, um dem Gemüt und der Romantik Rechnung zu tragen. Ganz im alten Stil errichtet man nur mehr Tempel und Theater, nimmt aber anstatt Holz Zement und legt gehörig elektrisches Licht und Dampfheizung in sie hinein. Verzauberung bleibt dementsprechend aus.

Sport. Fräulein Kinue Hitomi hält den Weltrekord für Damen im Hoch- und Weitsprung. In besonderen Schwimmleistungen ist man noch sehr zurück, aber Fußballspiel und ganz besonders Skilaufen sowohl der Frauen

Im Dezember erscheinen:

FRANZ ROSENZWEIG

Jehuda Halevi

92 HYMNEN UND GEDICHTE, DEUTSCH

Der 60 Hymnen und Gedichte zweite Ausgabe. Leinen M 12.—

*

EUGEN ROSENSTOCK UND JOSEPH WITTIG

Das Alter der Kirche

AUFSÄTZE UND AKTEN

Das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen zu äußerst günstigen Subskriptions-Bedingungen

*

Bei Erscheinen dieses Heftes liegen in allen Buchhandlungen ausführliche Prospekte dieser Werke auf!

Verlag Lambert Schneider
Berlin-Dahlem

wie der Männer stehen auf einer sehr hohen Stufe. Die alten, wundervollen Ringkämpfer haben an Zugkraft noch nichts eingebüßt. Turnen und Massenfreiübungen stehen in hoher Blüte. Bezaubernd sind die Bogenschützinnen, die mit der alten Waffe fabelhafte Geschicklichkeit und Treffsicherheit entwickeln, mit dem Erfolg, daß dieser Sport beginnt, auf der ganzen Welt Mode zu werden.

Religion. Der Shintoismus, der nationale Ahnen- und Naturkult, ist natürlicherweise sehr im Schwinden, spielt nur noch eine gewisse Rolle im Lager der nationalistischen Partei. Christentum breitet sich sehr aus, wird von den Führern der sozialen Bewegung als Waffe gegen den Kapitalismus benutzt. In ein neues Stadium scheint der Buddhismus zu treten. Er war von China übernommen, die Schriften Uebersetzungen aus dem Chinesischen. Jetzt hat ein umfangreiches Studium von Sanskrit und Pali eingesetzt, und die Fundamente der Religion werden bloßgelegt, die Gedanken der Veda und Upanishad erklärt und vorgetragen. Es ist eine große Bewegung. Soweit sie nicht zum Alexandrinertum verdammt ist, kann, so wünschen es die vorzüglichsten Geister des Landes, eine neue Erleuchtung der christlichen Religion daraus entstehen.

Kunst. Auch hier die zwei Gesichter, die Klasse der Künstler, die die alte Tradition fortsetzen wollen, und die, welche, auf dem französischen Impressionismus fußend, entweder noch bei ihm verharren oder schon beim Dadaismus und Konstruktivismus angekommen sind. Nahezu die letzten der herrlichen, farbigen Holzschnitte und Drucke aus der großen Zeit der Horunobu, Shunso, Torii Kiyonoga, Kitagawa Utamoro, Toyokuni und des späten, der letzten Blüte, Hokusai sind leider aus dem Lande gegangen und können nur noch in den Museen und Sammlerzimmern der großen westlichen Städte bestaunt werden. Sammler europäischer Kunst dagegen gibt es genug. Die Lackarbeiten, überhaupt das Kunstgewerbe, noch die alten Formen und Motive benutzend, ist verindustrialisiert, und Maschinen können weder die Schönheit noch die Haltbarkeit der monatelangen Handarbeit ersetzen, die früher die Herstellung eines Gegenstandes erforderte.

Die Industrien, die Technik, die Banken. Noch mehr, noch mehr, noch mehr!

W. B.

Sie haben die Wahl

zwischen zwei Genußmitteln, beide gleich in ihren Genußeigenschaften, das eine aber (Kaffee Hag, coffeinfreier Bohnenkaffee) bestimmt unschädlich, das andere (gewöhnlicher Bohnenkaffee) vielleicht schädlich. Welches werden Sie gebrauchen?

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen

DATE DUE

DUE	RETURNED

KING PRESS NO. 306